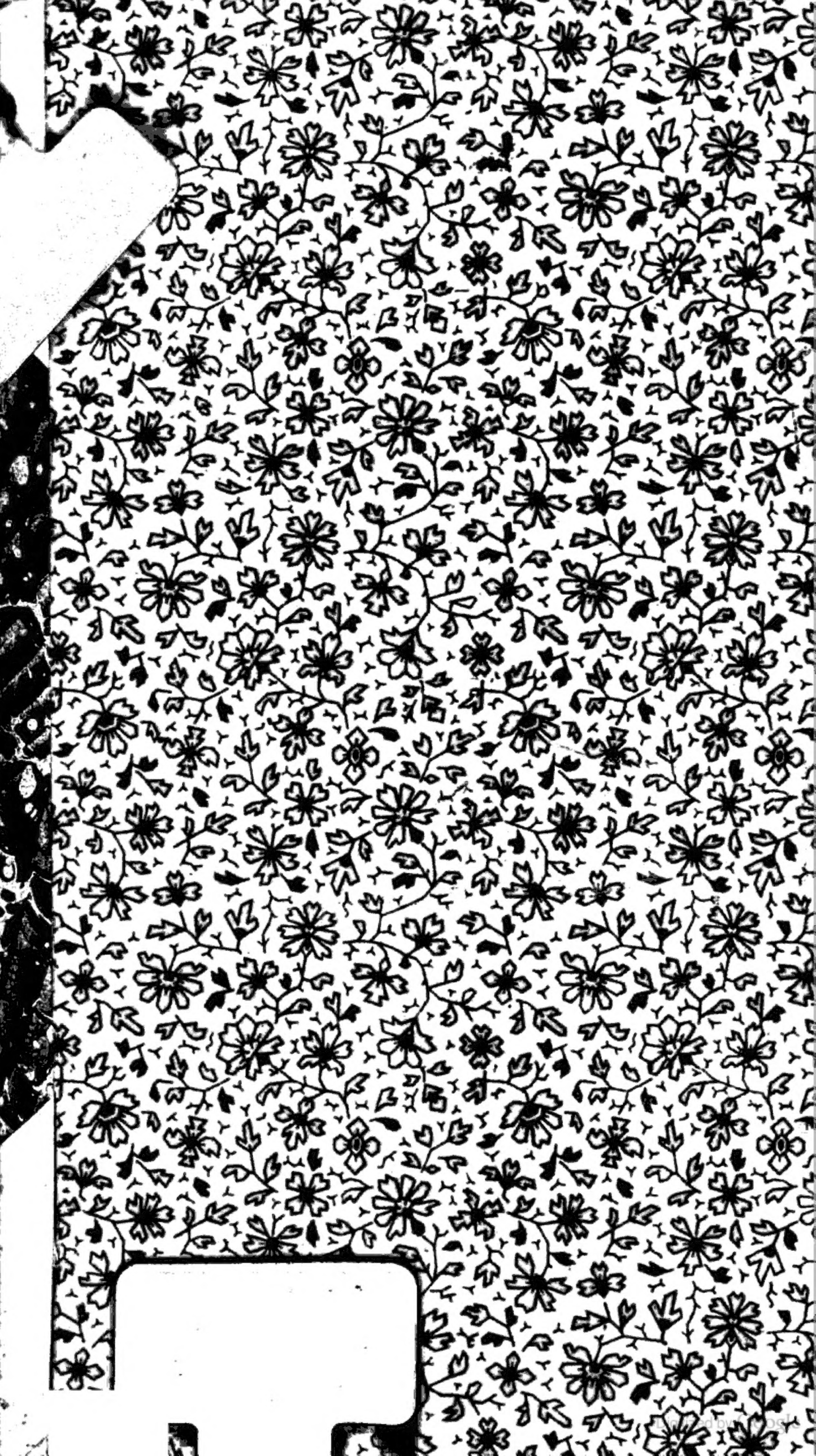
UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Schroeckh

A

Digitized by Google

CHRISTINA
REGINA SUECORUM

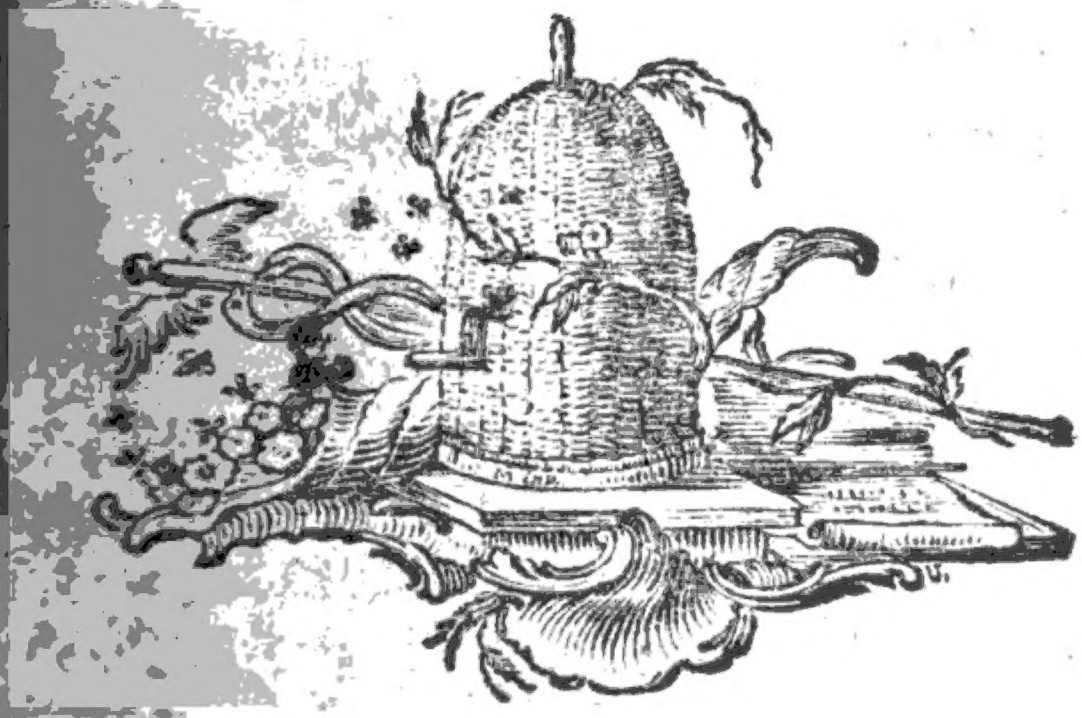
Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,

Professor zu Wittenberg.

Zweyter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius,
1769.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
30012
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Vorrede.

Nicht, um meine Danckbarkeit gegen die Lobsprüche zu bezeigen, welche man dem Anfange dieses Wercks beygelegt hat; auch nicht, um jeden Tadel, den man unter dieselben gemischt hat, zu beantworten, schreibe ich diese Vorrede. Beydes ist in meinen Augen unnöthig: denn man weiß wohl, wie zufrieden ein Schriftsteller sey, wenn man ihm sagt, daß er seine Arbeit nicht umsonst verschwendet habe, und auf der andern Seite verlangt man nicht von ihm, zu beweisen, daß er niemals irren und fehlen könne. Beydes verrathet aber auch, wenn es gleich nicht jedermann glauben will, eine herrschende Eigenliebe. Ich habe bessere Ursachen, warum ich meine Leser bey dem Eingange zu diesem Theil etwas aufhalten will. Es ist, sehe ich, meine Bestimmung, Bücher über die Geschichte herauszugeben: mehrere, größere, geschwinder nach einander, als ich wünschte, und als es ihnen vortheilhaft ist. Noch vor kurzem hoffte ich,

dieſe ſtrengere Verbindlichkeit gemildert zu ſehen; aber da ſie, wie ich fürchte, noch eine Zeitlang fortdauern dürfte: ſo habe ich mir wenigſtens gewiſſe Geſeze vorgeſchrieben, nach welchen ich die Feder führen will, und ſie ſtehen mit den eigenthümlichen Regeln dieſer Biographie in einer ſo genauen Verbindung, daß ich von denſelben hier ſehr bequem reden kann. Außerdem halte ich es vor nöthig, auch das Verhalten anzuzeigen, das ich ſtets bey der verſchiedenen Aufnahme, welche dieſe und andere meiner Schriften finden dürften, beobachten werde. Das vernünftige Verhalten bey einer ſolchen Gelegenheit, könnte man dencken, iſt ſchon lange feſtgeſezt; allein man kann nicht hinzu ſetzen: und man trifft bey der Ausübung deſſelben keine Schwierigkeiten an.

Ich ſchreibe weder um Ruhm zu erlangen, noch um neue Entdeckungen in der Geſchichte vorzutragen. Zu beyden Abſichten gehört eine Vollkommenheit und Uebung, die nicht einmal immer in einem reifern Alter erworben wird. In jüngern Jahren ſollten wir eigentlich die Geſchichte niemals, oder doch ſehr ſelten beſchreiben, weil ſie eben ſowohl eine ausnehmende Klugheit vorausſezt, als ſie ſelbſt eine Lehrerinn derſelben heißt. Offenherzig zu reden, ich ſchreibe von dieſer Wiſſenſchaft was ich weiß; was ich täglich durch fremde und eigene Unterſuchungen darinne lerne; dasjenige inſonderheit, was

Digitized by Google

was mich in derselben vorzüglich unterrichtet und rühret, und was sich für den größern Theil der Leser am meisten schickt; ich suche vor allen Dingen Wahrheit, forsche nach, ob sie durchgängig erkannt worden, lange verdunckelt gewesen, oder wieder vergessen worden ist, und nach dieser Prüfung wähle oder bilde ich meine Erzählungen. Da ich jezt nicht alle meine Endzwecke nennen kann, so begnüge ich mich daran, zu gestehen, daß ich gerne das lehrreichste und menschlichste Vergnügen, dasjenige also, welches aus der genauern Geschichte des Menschen, seiner Bestimmungen, Fähigkeiten und Gaben, seiner Einsichten, Entwürfe, Absichten und Leidenschaften, der unendlich verschiedenen Wege, welche er zu betreten oder aufzusuchen pflegt, der eben so unzählichen Stellungen und Schicksale, in welchen ihn eine weise Vorsehung auf der Welt sehen läßt, seiner Tugenden, Verdienste und Schwachheiten, insonderheit auch des mannichfaltigen Lichtes, welches ihm der Himmel zu seiner Glückseeligkeit angezündet hat, und aller Arten des Gebrauchs oder Mißbrauchs, den er davon angestellet hat, entspringt und unerschöpflich fließt; daß ich dieses Vergnügen in sehr viele Gegenden der Welt leiten, ja, wenn es möglich wäre, ausschütten wollte. Die Geschichte ist gleichsam so gutwillig, daß sie sich leicht dazu nüzen läßt. Ich bin kein scharfsichtigerer Kenner derselben als andere, die zugleich mit mir leben. Jeder mittelmäßiger Gelehrter,

der die Quellen der Geschichte gelesen, mit einiger Schärfe geprüft, nachgedacht und gewählt hat, der außerdem Reinigkeit, Anstand und Einfalt in seiner Schreibart zu verbinden weiß, kann eben solche Lebensbeschreibungen und Bücher als die meinigen sind, und noch bessere, täglich schreiben. Woher kommt es also, daß meine Schriften einen ungleich größern Beyfall erlangt haben, als ich erwartete, oder nur wünschen konnte? Zu meiner Beschämung muß ich antworten: weil ich — so viel liegt daran früh zu kommen, — einer der ersten unter uns gewesen bin, der historische Versuche dieser Art gewagt hat. Allein derjenige, der sich in der ersten Reihe befindet, muß immer befürchten, von den folgenden übertroffen zu werden, weil sie mit geringem Bestreben über ihn wegsehen können.

Es ist einem Schriftsteller vergönnt, das Lob gelehrter und durch einen feinen Geschmack bekannter Männer, als eine schmeichelhafte Belohnung seiner Mühe, noch mehr als eine Aufmunterung zu einer größern Anstrengung seiner Kräfte, anzusehen. Aber stolz darauf zu seyn, sich vor unverbesserlich, ja nur der Vollkommenheit nahe, deswegen zu halten, ist ihm nicht erlaubt. Man hat vielleicht sein Buch nur von gewissen Seiten betrachtet, die ihm Ehre machen; der beurtheilende Leser wird zuweilen überrascht, und besinnt sich erst späte wieder, daß

er sich durch nichts blenden lassen soll; auch sind zwar rühmliche Zeugnisse von seiner Arbeit abgelegt worden; allein wer kann ihm sagen, daß tausend andere Stimmen, die er nicht höret, eben so ausgefallen sind? Alle Kunstrichter und alle Leser Eines Zeitraums können noch das Siegel der Unsterblichkeit, ja nicht einmal der Wahrheit und Vortrefflichkeit auf ein Werck nicht drucken. Wir, die wir Schriftsteller heißen, werden endlich alle mit den alten Egyptischen Königen vor jenes furchtbare Gerichte kommen, das den Ausspruch thun wird, ob wir zu den Mumien ruhmwürdiger Vorfahren beygesezt, oder weggeworfen werden sollen: vor das Gerichte der Nachwelt. Für viele unter uns ist es ein wahres Unglück, daß sie nur Lobeserhebungen suchen, und zum Theil in einem sehr reichlichem Maaße erhalten. Ihre Zeitgenossen werden dadurch betäubt; sie selbst glauben dieselben ohne alle Einschränckung, und vielleicht noch größere, zu verdienen; allein den Tag nach ihrem Tode streicht man die Hälfte derselben aus.

Ein Tadel, dessen Gründe ich einsehen kann, ist für mich, so ferne ich ein Schriftsteller bin, der wichtigste Dienst. Ich verachte denjenigen, der nichts weiter als entscheidend ist, mich an einen besondern Geschmack oder an unerwiesene Meinungen fesseln will. Spricht er aber mit dem Scheine des Rechtes, so darf ich doch noch immer untersuchen, ob ich ihn auch verdiene.

Darauf bin ich zwar, und gewisser Ursachen wegen, mehr als andere, vorbereitet, daß man Fehler in meinen Schriften finden wird. Ich bedaure es oft, daß die Vorlesungen noch nicht bekannt gemachter Wercke, welche bey den Alten unter dem Nahmen der Recitationen so berühmt waren, wie so viele andere Mittel, durch welche sie ihre Schriften der Nachwelt würdig machten, untergegangen sind; daß wir erst die ganze Welt durch den Druck fragen müssen, ob unser Buch sich ein längeres Leben, als wir selbst, versprechen könne; daß die gelehrten Gesellschaften, in welchen jene Vorlesungen am füglichsten hergestellt werden könnten, ihrer ersten Anlage nach dieser Absicht zuwider sind; daß ich endlich, wenn gleich diese Hülfe zur Ausbesserung, Glättung und Verschönerung meiner Schriften von neuem angeboten würde, mich doch derselben bey den Umständen, unter welchen ich schreibe, kaum bedienen könnte. Es bleibt mir also nur übrig, ohne Nachsicht gegen mich selbst zu seyn.

Ich habe es zuweilen in der Stille zu meiner Belustigung versucht, alles ohne Ausnahme, was man in meinen Schriften getadelt hat, zu vertheidigen. Man hat zu viele Muster hierinne, als daß dieses mißlingen sollte; es giebt Wendungen, durch welche man der gerechtesten Beschuldigung von Fehlern ausweichen kann, und wie viele Leser sind im Stande Richter abzugeben! Aber diese Künste werde ich niemals aus-

ausüben. Erkenne ich geirrt zu haben, so werde ich ohne Weitläuftigkeit das Geständniß davon unter die Verbesserungen am Ende des folgenden Theils sezen, oder die nöthige Veränderung in einer neuen Ausgabe anbringen; da ich überhaupt glaube, daß die Berichtigung unserer Schriften, auch wenn wir nicht daran erinnert werden, unaufhörlich fortgehen, und nicht weniger den Ausdruck als die Sachen selbst betreffen sollte. Vor einiger Zeit war ich ziemlich geneigt, mich keiner einzigen getadelten Stelle in meinen Büchern anzunehmen, sollte ich auch nur drey Worte brauchen, um sie zu rechtfertigen. Kenner, dachte ich, sehen ohnedieß dasjenig sogleich, was ich für mich anführen kann, und andere können weder den Tadel noch die Vertheidigung beurtheilen. Allein diese Sorglosigkeit würde nicht allein dem Buche nachtheilig seyn, sondern auch eine zu geringe Achtung gegen scharfsinnige und gelehrte Männer, die es geprüft haben, verrathen. Wenn ich unterdessen suchen werde, gewisse Nachrichten, Urtheile und Vorstellungsarten, welche diesen Kunstrichtern nicht gefallen, dennoch bey ihrem Orte zu schützen: so wird mich hierinne der Geist des Widerspruchs und des Eigensinnes niemals regieren; ich werde in dem Maaße meiner Einsichten und meines Geschmacks allein die Ursachen dazu finden. Manchmal werde ich mit Zuversicht und Ueberzeugung reden; noch öfter aber werde ich meine Vertheidigung als Zweifel

gegen die Gültigkeit des gefällten Urtheils vortragen: dann wird sie eine Berufung von einem niedern Richter an das höchste Gerichte der Schriftsteller seyn, und vielleicht erfahre ich nie, ob sie angenommen oder verworfen sey. Immer wird es meine vornehmste Absicht bleiben, daß durch diese Bemühungen die Wahrheit und Brauchbarkeit der Geschichtskunde etwas gewinne. Ob mein Tadler recht behalte, oder ich, daran ist würcklich sehr wenig gelegen; aber daß die Geschichte nichts von ihrer Ehre und Würde verliere, dafür müssen wir beyde sorgen.

Je mehr ich die Absichten und Grundsäze entwickele, nach welchen ich schreibe, desto weniger werde ich vermuthlich nöthig haben, mich künftig zu vertheidigen; kürzer werde ich es gewiß thun können. Dem gegenwärtigen Buche sind insonderheit Erläuterungen von mehr als Einer Gattung nöthig. Die Wahl der Personen, deren Leben ich darinne zu beschreiben gedencke, hat nicht völlig gefallen. Man wünscht, daß ich dasselbe ganz der deutschen Geschichte wiedmen, oder doch aus der alten und ausländischen nur solche Männer abschildern möchte, deren Züge noch zerstreuet in den alten Denckmalen herumliegen. Ich will hier nicht antworten, daß die Aufschrift und der Entwurf von diesem Wercke eine solche Einschränckung nicht mehr verstatten. Ich erkenne auch ungemein lebhaft, wie sehr ich schuldig sey, für mein Va-

ter-

terland hauptsächlich zu arbeiten; wie reich dasselbe, auch von dieser Seite, sey, wenn man seine Schätze nur brauchen will. Aber alle Hindernisse ungerechnet, welche in der ältern deutschen Geschichte von der Beschaffenheit ihrer Schriftsteller, in der neuern hingegen von dem fast unvermeidlichen Verdachte der Partheylichkeit, und andern noch mehr versteckten Ursachen entstehen: so reißt mich eine unwiderstehliche Neigung zu der Geschichte des Alterthums hin. Wollte man durchaus eine Scheidewand zwischen ihr und mir ziehen, so würde man mir besonders eine der schönsten Gelegenheiten entreissen, die gute historische Methode immer besser kennen zu lernen: denn man merckt wohl, daß die Geschichtschreiber der alten Historie mich vorzüglich bey derselben zurückhalten.

Aber eben diese, sagt man vielleicht, sollten einen neuern Biographen abschrecken, sich auf einerley Felde mit ihnen zu zeigen. Die großen Männer des Alterthums sind von ihnen schon glücklicher gezeichnet worden, als daß man mehr Wahrheit oder mehr Kunst zu ihren Bildern setzen könnte. Auch ich dencke hierüber fast auf gleiche Art; und dennoch glaube ich, daß man in gewissen Fällen auch sehr gut beschriebene Leben noch einmal bearbeiten dürfe. Jede Nation hat ihre eigenthümlichen Vorurtheile, die in ihre sonst vielleicht sehr richtige Denckungsart eingewebt sind; ein jedes Zeitalter hat eben sowohl

die

die seinigen. Sind es nicht Vorurtheile im strengern Verstande; so wird es doch ein Hang auf gewisse besondere Seiten, ein herrschender Geschmack in Ansehung der Religion, der Sitten, des Witzes, der Gelehrsamkeit, oft auch in Absicht auf die Staatsverfassung, die Mittel ein Land glücklich zu machen, und hundert andere untergeordnete Begriffe, seyn. Einzele Schriftsteller nehmen nicht nur eben diese Vorurtheile an; sondern sie vermehren dieselben auch mit andern, die nur innerhalb der Gränzen ihres Geistes wachsen. Daher kann man von dem Leben großer und berühmter Männer aus Einem Schriftsteller sehr selten eine vollkommen wahre und sichere Vorstellung ziehen; er müßte denn die Stimmen mehrerer Zeiten und Völcker mit einer gewissenhaften Aufrichtigkeit gebraucht haben. Ueberhaupt erhält ein Theil der Geschichte nicht anders eine unpartheyische Abbildung, als wenn Schriftsteller aus mehrern Nationen sich mit demselben beschäftigen; die einheimischen zuerst, nach ihnen die ausländischen. Die Franzosen wundern sich zum Theil in unsern Zeiten, daß man in Deutschland und andern Ländern Ludwig dem XIV. den Nahmen eines großen Fürsten nicht mehr zugestehen will, und sie schreiben dieses wohl gar einem geheimen Hasse gegen denselben zu. Die wahre Ursache davon fließt gerade aus der entgegen stehenden Quelle. Der alte Haß, zu welchem dieser König den benachbarten Völckern so viele Gelegenheit gab,

ist

ist verloschen: so lange derselbe noch brannte, ließen sie ihm wegen seiner guten Eigenschaften und Verdienste eben so wenig Gerechtigkeit wiederfahren, als Franckreich seine großen Fehler erkannte; allein nachdem die Ausländer angefangen haben, seine Geschichte mit kaltem Blute zu untersuchen, lernen sie nach und nach zwischen dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. und den Schmähschriften, durch welche man ihn angegriffen hat, in der Mitte stehen. Seine eigene Nation betrachtet ihn noch jezt nicht aus diesem Standorte, ob sie gleich sehr lesenswürdige Nachrichten von seinem Leben geschrieben hat.

Wenn ich den Inhalt dieser Biographie von verschiedenen Völckern entlehne, so vermeide ich nicht nur die Einförmigkeit der Erzählung, wiewohl ich mich vor dieser am wenigsten fürchten dürfte, wenn ich gleich immer in Deutschland bliebe; ich hoffe alsdenn auch eine wichtige Absicht der Geschichte zu befördern. Ich und meine Leser, wir reisen: und das historische Reisen ist den meisten unter uns noch dienlicher als dasjenige, welches auf dem Postwagen angestellt wird. Wir lieben unser Vaterland; aber so lange wir die Vortheile und Sitten anderer Länder nicht kennen, bleiben wir sehr kurzsichtig: wir bewundern nur unser Eigenthum, und finden uns fast unverbesserlich. Die großen Männer anderer Nationen erleichtern uns die Bekanntschaft

mit

mit uns ſelbſt auf die angenehmſte Art; ja unſer Stolz erkühnt ſich nicht einmal, darüber Klagen zu führen.

Alles dieſes ohngeachtet habe ich doch, wenn man ſcharf in mich dringen will, gewiſſermaßen Unrecht. Wollen wir den Ausländern nicht lächerlich und verächtlich vorkommen, ſo dürfen wir nicht als Knaben und Schüler reiſen, die ihr Vaterland noch nicht kennen, und doch bereits fremde Völcker in Augenſchein nehmen. Man kann auf gleiche Art ſagen: Wir haben noch ſo wenig zur Ehre und Ausbreitung der deutſchen Geſchichte; ſo wenig für diejenigen von unſerer Nation, welche dieſelbe leſen wollen, ohne dadurch gelehrt zu werden, wohl aber unpatriotiſch dencken zu lernen; auch noch ſo wenig für Fremde geſchrieben, welche die großen Deutſchen von uns ſelbſt geſchildert leſen möchten: und gleichwohl tragen wir die auswärtige Geſchichte unermüdet in unſere Wercke über. Wir wollen uns immer noch erſt eine Zeitlang zu Hauſe umſehen, bis wir die Fremden ſo häufig in unſer Vaterland einführen. — Gerührt von dieſen Vorwürfen und Ermahnungen, hätte ich vielleicht in dieſem Theile mehrere Deutſche auftreten laſſen, wenn mir nicht die Wahl, ſobald ſie einen berühmten Mann aus unſerer Nation treffen ſoll, außerordentlich ſchwer fiele. Ich fühle die Urſachen beſſer als ich ſie ſagen kann; von der Zeit und den Umſtänden meines

Lebens

Lebens erwarte ich am meiſten, daß ſie gehoben werden.

Die Freyheit unterdeſſen, welche ich mir in Abſicht auf die Perſonen ausbitte, deren Leben ich künftig erzählen dürfte, dieſe will ich keineswegs auch auf ihre Handlungen und Begebenheiten ausdähnen. Da ich überhaupt bemercke, daß vieles, was ich ſchreibe, weitläuftiger ausfällt, als es nach meiner Abſicht werden ſollte: ſo hat ſich mehrmals der Verdacht bey mir geregt, ob dieſe Lebensbeſchreibungen nicht in engere Gränzen eingeſchloſſen werden müßten. Gebührt es ihnen, von dem häuslichen, eingezogenen und bloß geſellſchaftlichen Leben eines großen Mannes zu ſeinem Leben im Staate nicht nur zuweilen aufzufliegen, ſondern ſich auch bey dieſem lange zu verweilen, und eben ſowohl ſeinen Antheil an der allgemeinen Geſchichte ſeiner Zeit, als ſeine Privathandlungen ausführlich zu beſchreiben? Muß nicht vielmehr der Biograph, wie einer unſerer ſcharfſinnigſten Lehrer der Geſchichte ſagt, im Bewußtſeyn ſeiner Niedrigkeit, vornemlich nur das Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, weit weniger aber den Fürſten, den Krieger, den Staatsmann, zeigen? Hierinne, fährt er fort, iſt ihm Nepos vorgegangen: dieſer erzählt in dem Leben des Miltiades die Schlacht bey Marathon ſehr kurz, ob es gleich die größte That dieſes Feldherrn war. Andere Ge-

lehrte von großen Gaben und Einsichten erinnern noch besonders, daß man die ausführlichen Nachrichten von Feldzügen, Schlachten und Belagerungen aus der Geschichte verbannen sollte. Sie stellen uns nur das Elend und Unglück der Welt vor: desto weniger verdienen sie den mühsamen Fleiß eines Geschichtschreibers. Wird man sie also wohl in einer Biographie vertragen können?

Man wird sie, antworte ich, und alles, was die allgemeine Geschichte angeht, auch in Lebensbeschreibungen dulden müssen, wenn man die Bestimmungs-Regel nicht verwerfen kann, nach welcher ich diese abfasse, und welche ich hier zur Prüfung vorlege. Das Leben eines Menschen ist der ganze Umfang seiner Thätigkeit und Geschäftigkeit, sie mag vor wenigen Zeugen, oder vor den Augen der Welt in Bewegung gesezt worden seyn. Was er nur erlebt hat, gehört in die Geschichte seines Zeitalters; aber alle beträchtliche Begebenheiten, Versuche und Thaten, die er selbst belebt hat, machen seine eigene Geschichte aus. Sie bloß zu berühren, ist nicht lehrreich genug. Man kann auf diese Art zwar ein Gemählde im Kleinen mit dem Nepos entwerfen, das treffend, angenehm und unterrichtend ist, auch eine starcke Uebung für die Kunst abgiebt. Aber wenn man die Menschen, so zu reden, in Lebensgröße mahlen will, so muß man ohngefähr

wie

wie Plutarch schreiben. Alsdenn sagt man nicht bloß: dieses hat mein Held gethan, und an diesen allgemeinen Zügen kann man ihn kennen; man geht bey jeder seiner Unternehmungen auf seine Absichten und Bewegungsgründe zurück, so weit man nur einiges Licht vor sich hat; man läßt die Hindernisse sehen, die er besiegt, die Mittel, welche er gebraucht oder in sich selbst gefunden hat, und, um es kurz auszudrücken, man sucht ihn nicht nur in seiner ganzen Größe darzustellen, sondern diese auch begreiflich zu machen. Eben darum nehme ich einen großen Mann aus der Geschichte heraus, um an ihm zu zeigen, wie viel ein einziger Mensch thun könne; wie dieser in allen Auftritten des Lebens gedacht, gehandelt, gearbeitet und gekämpft habe; was er ausgeführt habe, und was ihm mißlungen sey. Betrachte ich *ihn* meistentheils nur in seiner Familie, oder in einer kleinen Gesellschaft; folge ich ihm nicht bey jedem sehenswürdigen Schritte nach, den er öffentlich gethan hat, so werde ich ihn zwar vielleicht kenntlich machen, aber nicht von allen Seiten. Wenn insonderheit der Hauptsiz eines berühmten Mannes Kriege und Schlachten gewesen sind, würde es wohl eine Lebensbeschreibung von ihm heißen können, wenn ich ihn über denselben nur wegeilen ließe? So wenig man den Charakter und die Verdienste eines Mannes, der noch lebt, völlig übersehen, und also mehr als Beyträge zu seiner Lebensbeschreibung mittheilen

len kann; so wenig will ich mir hingegen, wenn ich ihn wieder ins Leben zurück zu bringen suche, einen der ihm eigenen Züge entwischen lassen.

Zu einem solchen Entwurfe ist mir die Zeitordnung durchaus nothwendig. Wer zweifelt daran? wird man vielleicht fragen. Ich selbst bekam darüber einen kleinen Zweifel, als ich zuerst die Geschichte Franz des Ersten von dem Herrn Gaillard las. Dieser sinnreiche und beredte Schriftsteller hat jede große Staatsveränderung und Begebenheit in dem Leben jenes Königs besonders, und in einem ununterbrochenen Zusammenhange, vorgetragen: eine Methode, nach welcher man allerdings die wichtigsten Gegenden eines Lebens geschwinder übersehen und beurtheilen kann. Doch eben diese Methode ist, wie ich glaube, nur in seltnen Fällen brauchbar. In einer Lebensbeschreibung will ich nicht bloß zeigen, was vor große Dinge und wenn sie von einem berühmten Manne verrichtet worden sind; ich will die Leser auch auf den Gang seines Geistes von Jahr zu Jahr, auf das Wachsthum und die verschiedene Richtung desselben, auf die sonderbaren Abwechselungen, welche darinne entstanden sind, endlich auf den Einfluß aufmercksam machen, den frühere Zufälle in seine spätern Handlungen, oft beynahe unmercklich, geäußert haben. Dieses alles werde ich gar nicht, oder nur mit vieler Unbequemlichkeit, leisten können, wenn ich

sein

ſein Leben nach deſſen vornehmſten Auftritten in gewiſſe Abſchnitte zerreiße, die mich bald in die Mitte, bald an das Ende deſſelben führen. Wenn eine merckwürdige Begebenheit wenige Jahre nach einander aufgeblühet und auch zur Reife gekommen iſt, ohne daß andere von gleicher Erheblichkeit dazwiſchen hervorgeſchoſſen wären: ſo kann ſie zwar mit einigem Rechte in einer Lebensbeſchreibung ihren eigenen abgeſonderten Platz fordern; allein man verliert dadurch die Verbindung geringerer Vorfälle mit derſelben, von welchen doch zuweilen die vortheilhafteſten oder nachtheiligſten Stellungen abhängen.

Ich hatte mir noch vorgenommen, es an eben dieſem Orte zu ſagen, warum ich jezt anfange, die ſogenannten Charaktere, welche man an den Schluß der Lebensbeſchreibungen anzuhängen *pflegt*, meiſtentheils vor fehlerhaft und unſchicklich zu halten; welche Urſachen mich hindern, die einzelen Stellen der Schriftſteller, deren ich mich bediene, bey jeder Begebenheit als Zeugniſſe anzuführen; und wie ferne ich glaube, daß man *in* einer Lebensbeſchreibung von ſich ſelbſt reden könne, ohne vor eitel und geſchwäzig angeſehen zu werden. Ich hielte es auch vor nüzlich, einige andere Vorwürfe zu beantworten, welche man den Erzählungen und einzelen Stellen des erſten Theils von dieſem Buche gemacht hat, und ich hatte zu dieſer Abſicht ſchon ſo

vielen Vorrath gesammlet, daß derselbe leicht noch einige Blätter gefüllt haben würde. Allein die Zeit, da dieser Theil gänzlich abgedruckt seyn muß, ist schon so nahe, daß ich nichts besseres thun kann, als meine Vorrede plözlich zu schließen, und jenen noch unausgebildeten Vorrath nebst den vorhergedachten Untersuchungen, für eine ähnliche bequeme Gelegenheit aufzubehalten. Unterdessen dancke ich denjenigen Herren in meiner Vaterstadt, welche den Verkauf dieses Buchs untersagt haben, für eine so unerwartete, so wenig verdiente Ehre. Wittenberg, am 2ten October des Jahrs

1768.

I. Leben

I.
Leben
des
Kayſers Titus.

Ob ich wol der wenigſten Zahlich in der Verſchiedenheit der Gemüther überzeuget, ja hoffe, daß alle die große Zahl beſtätiget, welche mit mir in Anſehung der Nothwendigkeit, einer unpartheyiſchen und wahrhaften Kayſerer Hiſtorie gantz einig ſind, ſo kan doch mein Gewiſſen mich nicht überreden, daß ich mich einer ſolchen Arbeit unterziehen ſolte, ehe und bevor ich meine Feder in einige Beurtheilung verſchiedener Kayſer getauchet haben werde. Denn ich habe mir vorgenommen, nicht allein die Tugenden und Laſter, ſondern ja die ſelbe unterſchiedlichen Kayſer ins gemein bey gleichen Gelegenheiten in der That gegen einander zu halten, und alſo ihre Gemüther gleichſam gegeneinander zu wägen, damit ich ſehen möge, ob ein jeder einige Ueberwicht aufzuweiſen habe.

Hoffnung verwelken zu ſehen, als die Welt unter einem langen Elende ſeufzen zu hören? Weil das Gute, das durch eine mächtige Hand geſtiftet werden kann, in einer ſehr geringen Zeit unendlich fruchtbarer wird, als alles Uebel, das von einer andern gekommen iſt. Man vergißt das ausgeſtandene Unglück bald und gerne, wenn es durch einen ſichern Wohlſtand erſezt worden iſt; aber wenn ein Volck ſeinen Vater verlieret, nachdem es ihn kaum empfangen und kennen gelernet hat: ſo macht ihm die Vorſtellung von den ungenoſſenen und der größten Erwartung gleichen Wohlthaten deſſelben, die mit ihm geſtorben ſind, ſein Andenken auf immer unſchäzbar, ſeinen Tod noch für die Nachkommen beklagenswürdig. Der Leſer der Geſchichte wird dadurch nicht weniger gerühret: denn er überſieht das ſchwache Verhältniß, in welchem die Anzahl guter Fürſten gegen unwürdige ſteht, und welches noch unbeträchtlicher wird, wenn jene ſchon in ihren erſten Jahren fallen. So ſtarb in unſern Zeiten Friedrich Chriſtian, unſterblich in dem Gedächtniſſe ſeines Vaterlandes. So nahm der Himmel dem Titus ein Leben, an welches ich hier, zur Ehre der Menſchlichkeit, meine Zeitgenoſſen lebhaft erinnern möchte.

Titus Flavius Veſpaſianus kam im 40ſten Jahre der gewöhnlichen chriſtlichen Zeitrechnung zu Rom auf die Welt. Sein Vater gleiches Nahmens, welcher aus dem Lande der Sabiner herſtammte, war ein Mitglied des Senats, und hatte bereits verſchiedene Aemter im Staate und im Kriege bekleidet. Seine Mutter, Flavia Domitilla, war ſogar eine Freygelaſſene: und dieſe Familie, welche in der Geſchichte die Flaviſche heißt, hatte damals, unter der Regierung des Caligula, gar keine wahrſcheinliche

Hoff-

Hoffnung, die Kayſerwürde jemals zu erlangen. Unterdeſſen wurde doch Titus, deſſen Vater unter dem Kayſer Claudius Oberſter über eine Legion in Britannien war, und zulezt das Conſulat erlangte, gemeinſchaftlich mit dem Sohne dieſes Fürſten, dem Britannicus, erzogen. Man ſahe dieſen Prinzen als den Erben des Reichs an; allein ſeine Stiefmutter Agrippina wußte durch gewiſſe Kunſtgriffe daſſelbe ihrem Sohne Nero zu verſchaffen. Dieſer ließ bald, um ſicherer zu regieren, ſeinen Stiefbruder in ſeiner Gegenwart, bey Tiſche vergiften. Britannicus kam faſt in dem Augenblicke, da er den tödtlichen Trank genoſſen hatte, in einem Alter von vierzehn Jahren, ums Leben, und Titus, der ſtets in der Geſellſchaft ſeines jungen Freundes war, ſtand, weil er entweder damals, oder bey dem vorhergehenden Verſuche auf das Leben deſſelben, zugleich etwas Gift bekommen hatte, eine harte und langwierige Krankheit aus. Er wiedmete nachher dem Andencken des Britannicus öffentliche Ehrenſäulen. Die Geſchichte ſagt, daß ihnen beyden aus ihren Geſichtszügen gewahrſagt worden ſey, der eine werde niemals die Regierung, zu welcher er beſtimmt ſey, wohl aber werde ſie der andere erhalten. Ein Beyſpiel, das eben ſo wenig, als viele andere, einen Beweis für dieſe betrügliche Kunſt abgeben kann. Man hat nur diejenigen Fälle aufgezeichnet, da dergleichen Vorherſagungen, weil ſie ſich auf eine geſchickte Vermuthung, oder auf vieldeutige Umſtände gründeten, eingetroffen ſind, und man hat die ungleich größere Anzahl, wo der Wahrſager unglücklich gerathen hat, verſchwiegen. Es war nicht glaublich, daß Nero ſeinen Stiefbruder, dem er die höchſte Gewalt entriſſen hatte, lange neben ſich dulden würde; Titus

hingegen erregte bey ihm keinen Argwohn, ob er gleich des Thrones würdig zu ſeyn ſchien.

Seine großen Gaben brachen frühzeitig aus. Bey einer edeln Bildung, in welcher Anſehen, Stärcke und Annehmlichkeit verbunden war, beſaß er ein vortreffliches Gedächtniß, und eine ungemeine Fähigkeit zu allem, womit er in ruhigen und in kriegeriſchen Zeiten dem Staate dienen konnte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Beredſamkeit und Dichtkunſt ſo geübt, daß er aus dem Stegreife Proben davon ablegte: er ſang und ſpielte dazu mit gleicher Anmuth; der Leibesübungen nicht zu gedencken, durch welche er ſeinen Körper feſt, behend und zur Tapferkeit tüchtig machte. Er konnte auch die Züge einer jeden Hand, die er nur geſehen hatte, leicht nachmachen: daher pflegte er öfters zu ſagen, er hätte der größte Verfälſcher der Schriften werden können. Man beurtheile nach dieſen geringern Arten ſeiner Geſchicklichkeit jede andere, die ihm eigen war, und alle Geſchencke, welche ihm die Natur ertheilet hatte. Bloß mit dieſem Reichthum begabt würde er zwar bewundert worden, aber auch der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich geworden ſeyn. Da er hingegen denſelben in dem beſten und ſanfteſten Herzen verwahrte, genoß ihn die Welt als ein Gut, das ihr zugehörte; man nannte ihn die Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts: ein Nahme, den ihm Größe des Geiſtes ohne Güte und Wohlthätigkeit niemals würden erworben haben.

Es iſt zweifelhaft, ſagt Sueton, ob die allgemeine Uebereinſtimmung, mit welcher man ihm dieſen bewundernswürdigen Nahmen beygelegt hat, bloß von ſeinen Verdienſten, oder von einer geſchickten

und

und künſtlichen Aufführung, oder wol gar von ſeinem beſondern Glücke herzuleiten ſey. Ein ſolcher Zweifel iſt an ſich weder boshaft, noch übel gegründet. Manche Fürſten ſind die vortheilhafte Meinung, welche ihre Zeitgenoſſen und ſonderlich ihre Unterthanen von ihnen gehegt haben, mehr der glücklichen Vereinigung gewiſſer angenehmer Ausſichten unter ihrer Regierung, als vortrefflichen Eigenſchaften, ſchuldig. Sie haben zu einer Zeit geherrſcht, da es ihnen nicht ſchwer wurde, einen langen Frieden, Ueberfluß und Zufriedenheit von aller Art unter ihrem Volcke zu erhalten. Es boten ſich ihnen günſtige und häufige Gelegenheiten, etwas Gutes oder doch Merckwürdiges zu verrichten, dar: und da ſie ſich derſelben ohne eine groſſe Anſtrengung ihrer Kräfte bedienten, ſo hatte es das Anſehen, daß ſie dieſelben geſucht, erfunden, vervielfältigt hätten. Auch ſind ſie etwan trefflichen Rathgebern, welche ſie an der Seite hatten, gerne gefolgt: daher kam es, daß man ihnen die weiſeſten Einſichten zugetrauet, und Fehler, welche ſie ungeleitet begiengen, ihnen nicht hat zueignen wollen. Viele hatten eine gutherzige Seele, erſchienen zuerſt oder am meiſten von dieſer Seite, waren zwar nicht fähig, bewundert oder ausnehmend hochgeſchäzt, aber doch geliebt zu werden: darf man ſich wohl wundern, daß alle ihre Schwächen, zuweilen auch unverzeihliche Vergehungen, über dieſem einzigen Anblicke eine Zeitlang unſichtbar geblieben ſind? Inſonderheit iſt ihnen oft der Zuſtand, in welchem ſich eben zu ihrer Zeit die benachbarten Völker befanden, der Schwung, welchen die Gaben ihrer eigenen Nation plözlich bekamen, und die Menge groſſer Köpfe, die in derſelben zugleich aufſtanden, zu einem erwünſchten ununterbrochenen Erfolge aller ihrer Anſtalten und Unter-

nehmungen behülflich geweſen. Sie durften ſolche glücklich vorhandene Werckzeuge nur durch eine herrſchende Abſicht und Leidenſchaft in Bewegung ſetzen, ſo waren ſie verſichert, groß zu heißen. Ohngefähr auf gleiche Art hat man die außerordentliche Neigung der Welt gegen den Titus zu erklären geſucht. Er hat dieſelbe, ſagte man, ſeinem Glücke zu dancken, und iſt hierinne dem Kayſer Auguſtus ähnlich. Dieſer würde die Liebe des Römiſchen Volcks nie erlangt haben, wenn er keine ſo lange Regierung geführt hätte, in welcher er das Andencken ſeiner erſten Grauſamkeiten durch unzählige Wohlthaten beynahe gänzlich ausgelöſcht hat. Titus aber würde vielleicht eben dieſe Liebe, wenn er länger regiert hätte, verloren haben; ſeine menſchenfreundliche Geſinnungen konnten ſich verändern: er ſtarb alſo zu einer für ihn glücklichen Zeit. Man ſieht, daß dieſes Urtheil bloß auf einer Muthmaßung über das künftige Verhalten dieſes Fürſten beruhe, zu welcher auſſerdem ſeine Geſchichte gar keinen Grund an die Hand giebt. Allein ſolche Vermuthungen verdienen weder Beyfall noch Widerlegung.

Das Glück hat alſo ſehr wenig Antheil an dem Ruhme des Titus: ſollte wohl ein kunſtvolles, verſchlagenes Betragen mehr dabey gethan haben? Dieſes würde keineswegs unmöglich ſeyn. Wir kennen Fürſten genug, welche, um vor lobenswürdig gehalten zu werden, ihre wahre Geſtalt ſorgfältig verborgen haben. Sie nahmen den Schein der Güte, Mäßigung und Billigkeit an, vermieden jede zu merckl. Ausſchweifung, bezeigten ſich gegen die Neigungen ihres Volcks gefällig, und nützten auch die kleinſten Umſtände, die aber in die Augen des großen Hauffens fielen, mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Ihre Wohlthaten übten

ſie unter einem beſtändigen Geräuſche aus, das dieſelben nicht unbeobachtet ließ; aber die Schuld von dem Böſen, welches ſie ſtifteten, lenckten ſie entweder auf ihre Befehlshaber, oder auf eine unumgängliche Nothwendigkeit. So wurden ſie in ihrem Zeitalter größtentheils verkannt, bis die Nachkommen, welche durch keine Hoffnung, Furcht oder Verbindlichkeit zurück gehalten wurden, es wagten, dieſen falſchen Anſtrich wegzuwiſchen. Ob ſie eben dieſes an dem Leben des Titus nach ſeinem Tode zu thun berechtiget geweſen ſind, kann hier noch nicht, ohne ein partheyiſches Vorurtheil zu äußern, unterſucht werden. Die ganze Folge ſeiner Handlungen, begleitet von den wahrſcheinlichſten Bewegungsgründen, welche man ihm in jenen Zeiten zuzueignen gewußt hat, wird dieſe Frage allein entſcheiden.

Er leiſtete ſeinem Vaterlande die erſten Dienſte in Germanien und Britannien, als Tribunus Militum, oder Oberſter. In beyden Ländern ließ er ſo viel Eifer, Tapferkeit, und — welches einem Jünglinge, der kaum das zwanzigſte Jahr überſchritten hatte, am rühmlichſten war — ſo viele Beſcheidenheit blicken, daß ihn jedermann liebte: eine Menge Ehrenſäulen, Bildniſſe und Inſchriften zu ſeinem Lobe, welche ihm daſelbſt geſezt worden waren, ſahe man noch lange nach ſeinen Zeiten. Hierauf wandte er ſich zur Führung gerichtlicher Händel zu Rom: denn durch eine weiſe Verbindung hatte dieſer Staat es nicht allein möglich, ſondern auch nothwendig gemacht, daß die Stände eines Soldaten, einer obrigkeitlichen Perſon, eines Sachwalters, eines Landmannes, und noch mehrere, in Einem Bürger mit einander abwechſelten. Titus ergab ſich jedoch dieſer Lebensart mehr, um die einem Römer anſtändige

Uebung in öffentlichen Geſchäften zu erlangen, als daß er an derſelben viel Geſchmack gefunden hätte. Zu gleicher Zeit heyrathete er die Arricidia Tertulla, deren Vater ein Römiſcher Ritter und Befehlshaber der Prätorianiſchen Leibwache geweſen war, und nach ihrem Tode die Marcia Furnilla, welche aus einem Conſulariſchen Geſchlechte herſtammte. Er ſchied ſich aber, man weiß nicht warum, von derſelben, nachdem er mit ihr eine Tochter, Julia Sabina, erzeugt hatte. Hierauf verwaltete er das Amt eines Quäſtor oder Rentmeiſters, und bald hernach wurde ihm die Anführung einer Legion anvertrauet, mit welcher er in dem Jüdiſchen Kriege, als Unterfeldherr ſeines Vaters, ſeit dem Jahre 66, dienete.

Dieſer Krieg, in welchem Titus ſeine Größe zuerſt auf eine ausnehmende Art vor den Augen der Welt zeigen ſollte, war einer der merckwürdigſten, welche jemals geführt worden ſind. Eines der älteſten Völcker der Welt, dasjenige Volck, bey welchem ſeit zweytauſend Jahren die wahre Religion ganz allein war aufbewahret worden, das viele Jahrhunderte unter der unmittelbaren Regierung Gottes geſtanden, die außerordentlichſten Schickſale erfahren, und überhaupt für die Welt ein ſichtbares Beyſpiel des göttlichen Willens und Betragens gegen das menſchliche Geſchlecht, auch inſonderheit des beſtändigen Verhältniſſes abgegeben hatte, das Gott zwiſchen der Religion und dem Zuſtande der Menſchen eingeführet hat; dieſes Volck verlor in dem gedachten Kriege ſeine ganze bürgerliche und geiſtliche Verfaſſung, ja ſelbſt die Geſtalt einer beſondern unter ſich verbundenen Nation, welche ſie ſeitdem niemals wieder erlangt hat. Schon lange hatten innerliche Uneinigkeiten die Herrſchaft dieſes Volcks auf Idumäiſche Fürſten, und

dieſe

dieſe ſelbſt unter die Botmäßigkeit der Römer, verſezt. Gegen beyde aufgebracht, wünſchten ſich die Juden einen Erretter; ſtifteten täglich neue Unruhen und Gewaltthätigkeiten, welche noch mehr von dem allgemeinen Verderben der Sitten unter ihnen, als von ihrer Liebe zur Freyheit, herrührten; und ergriffen endlich, da ihnen die Grauſamkeit und Habſucht der Römiſchen Statthalter unerträglich geworden war, die Waffen, um ſich zugleich zu ſchützen und zu rächen. Alles was die Verzweifelung, welche aus der Furcht einer gänzlichen und nahen Unterdrückung entſtand, ihnen eingeben konnte, machte dieſes Volck furchtbar, und ſeinen Muth unendlich größer als ſeine Kräfte. Die Zuverſicht, mit welcher es den Sitz des wahren Gottesdienſtes bey ſich, als ein gewiſſes Unterpfand der göttlichen Hülfe, betrachtete, ſtärckte es noch mehr in ſeinen Unternehmungen. Aber der ſo lange gedrohte, ſo verdiente Fall deſſelben, ſollte ſogar zur Beſtätigung einer weit herrlichern Religion, als die Jüdiſche war, dienen: auf dem Untergange der Religion und des Staats der Juden ſollte ſich das eben erſchienene Chriſtenthum erheben.

Zum Werckzeuge, das dieſen großen Streich vollführen ſollte, war Titus auserſehen. Sein Vater bekam, nachdem die Juden bereits einen allgemeinen Aufruhr in Paläſtina erregt, die Römer aus vielen Feſtungen verjagt, und den Statthalter von Syrien Ceſtius Gallus geſchlagen hatten, von dem Kayſer Nero Befehl, mit einem mächtigen Heere in das Jüdiſche Land einzurücken. Er ließ daher den Titus zwo Legionen von Alexandrien dahin führen. Sie verſammelten bey Ptolemais ein Kriegsheer von beynahe ſechszig tauſend Mann Römer und Bundsverwandter Nationen: und mit dieſen drangen ſie in

Galiläa ein. Hier belagerten ſie Jotapata, eine ſehr feſte Stadt, welche Joſephus, der nachmals ein berühmter Geſchichtſchreiber wurde, mit großer Tapferkeit und erfindſamer Klugheit vertheidigte. Veſpaſianus wurde ſelbſt dabey leicht verwundet; ſeine Soldaten liefen beſtürzt auf ihn zu; vor allen andern aber eilte Titus zu ihm, und aus ſeinen ängſtlichen Blicken ſchloſſen ſie nicht allein ſeine Liebe gegen ſeinen Vater, ſondern auch die Gefahr, in welcher ſich dieſer befinden dürfte: eine Furcht, von welcher ſie bald befreyet wurden.

Während daß dieſe Belagerung ſieben und vierzig Tage hindurch fortgeführet wurde, ſchickte Veſpaſianus den Anführer der zehnten Legion, Trajanus, welcher vermuthlich der Vater des nachmaligen Kayſers dieſes Namens war, mit einem Haufen Soldaten ab, um ſich der nahe gelegenen Stadt Japha zu bemächtigen. Trajanus kam bald ſo weit, daß er glaubte, die Stadt würde ohne ſonderlichen Widerſtand mit Sturm eingenommen werden können; allein er hob die Ehre der Eroberung — mit einer von Befehlshabern im Kriege oft bey ähnlichen Fällen beobachteten Höflichkeit — für den Sohn ſeines Feldherrn auf: er bat ihn, daß er die Einnahme durch den Titus zu Stande bringen laſſen möchte. Dieſer kam auch mit einiger Verſtärkung, welche dem Veſpaſianus nöthig zu ſeyn ſchien. Er erſtieg die Mauern der Stadt gar bald; aber er hatte ein deſto heftigeres und längeres Gefechte mitten in derſelben auszuhalten, welches ſich mit dem Untergange faſt aller Einwohner endigte.

Titus kehrte gleich vor Jotapata zurück, und war nebſt einem Oberſten der erſte auf der Mauer, als

dieſe

dieſe Stadt durch einen Ueberfall eingenommen wurde. Bey der Zerſtörung derſelben, und dem faſt allgemeinen Blutvergießen, rettete ſich Joſephus nebſt einigen andern ſeiner Mitbürger in eine tiefe Höhle. Man verrieth ihn dem Veſpaſianus; aber kaum konnten ihn die Abgeordneten deſſelben bewegen, herauszuſteigen, und es fehlte wenig, ſo wäre er von den übrigen Flüchtlingen, die um ihn waren, und die ſich nun einander ſelbſt das Leben nahmen, umgebracht worden. Titus ſahe ihn mitleidig an, indem er ſich der Unbeſtändigkeit des Glücks im Kriege und der menſchlichen Schickſale erinnerte; er bewog auch andere zu gleichen Geſinnungen gegen dieſen verdienten Mann; inſonderheit aber gab er ſeinen Fürſprecher bey ſeinem Vater ab.

Dieſer war entſchloſſen, den Joſephus in Ketten an den Kayſer zu ſchicken. Er erfuhr ſolches, und bat ſich ein geheimes Gehör bey dem Veſpaſianus aus, in welchem er ihm, in Gegenwart des Titus und zween anderer Freunde, als ein Bote Gottes ankündigte, daß er in kurzem Kayſer ſeyn, und ſeinen anweſenden Sohn zum Nachfolger haben würde. Er verlangte zugleich, daß ihn Veſpaſianus in einer engen Gefangenſchaft behalten, und, wenn er finden würde, daß er ihn hintergangen hätte, ihn am Leben ſtrafen möchte. Der alte Feldherr ſahe würcklich dieſe Vorherſagung als einen Kunſtgriff an, durch welchen ſich Joſephus die Freyheit ſchaffen wollte. Allein er bekam bald darauf eine günſtigere Meinung von ihm: er hielt ihn zwar gefangen, doch gab er ihm zugleich anſehnliche Geſchencke, und Titus trug ſehr viel dazu bey, daß er ihm mit Achtung und Gewogenheit begegnete.

Sollte

Sollte alſo Joſephus ihnen beyden in der That die Kayſerliche Würde mit ſo vieler Zuverſicht geweiſſaget haben? Es iſt eben nicht bedencklich, einem Manne von bekannter Redlichkeit zu glauben, wenn er uns erzählet, daß ihm Gott durch zugeſchickte Träume ſowohl die Zeit des Untergangs von Jotapata und ſeine Gefangenſchaft, als die bevorſtehende Erhöhung des Veſpaſianus und Titus angezeigt habe. Wir treffen in der ganzen Jüdiſchen Geſchichte bis auf dieſe Zeiten ſo viele Beyſpiele von beſondern göttlichen Offenbarungen an, welche einzelen Menſchen zu Theil geworden ſind; der damalige Zuſtand des Jüdiſchen Volcks war ſelbſt ſo deutlich von dem Erlöſer der Welt verkündigt worden, daß uns die Quelle, aus welcher Joſephus ſeine Kenntniß geſchöpft haben will, ſogar verdächtig nicht vorkommen darf. Es würde dieſes gleichſam unter die lezten Zeichen des ausnehmenden Antheils gehören, den Gott an einem ehemals ſo geliebten Volcke genommen hatte. Will man aber durchaus in dieſen Reden des Joſephus nichts Wunderbares bemercken, ſo muß man ſie eine von den politiſchen Vorherſagungen nennen, welche die höchſte Stärcke eines in den öffentlichen Angelegenheiten und in dem Zuſammenhange der Begebenheiten geübten Geiſtes ausmachen. Und dieſer Erklärung fehlet es nicht ganz an Wahrſcheinlichkeit. Man kann, um dieſelbe zu unterſtützen, ſagen, daß der allgemeine Haß und Abſcheu, welchen Nero ſchon lange auf ſich geladen hatte, ein baldiges Ende ſeiner Regierung habe vermuthen laſſen; daß man, da er der lezte von dem Stamme der Cäſarum war, nach ihm einen angeſehenen, berühmten und verdienten Mann auf dem Kayſerlichen Throne habe erwarten müſſen, welcher dem Senate, dem Volcke und den Kriegsheeren gleich angenehm und verehrungswürdig wäre;

und

und daß nur Galba und Veſpaſianus dieſe Eigenſchaften an ſich gezeigt hätten, darunter man aber dem erſtern, wenn er ja die oberſte Gewalt erlangte, wegen ſeines hohen Alters keine lange Dauer derſelben habe verſprechen können. Dieſes alles iſt mit einander nicht übel verbunden; nur mit dem Bilde, unter welchem wir den Joſephus kennen, verträgt es ſich keineswegs, zu glauben, daß er ſeine Muthmaßungen vor göttliche Offenbarungen ausgegeben hätte.

Ich hoffe, daß dieſe Ausſchweifung in der Geſchichte des Titus nicht völlig mißfallen werde, da der Umſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftiget hat, uns auf die höhere Beſtimmung deſſelben zu der groſen Unternehmung, welche er jezt angefangen hatte, zu leiten ſcheinet. Sein Vater trug ihm nunmehro auf, den großen Hauffen Juden, welche ſich in der Ebene bey Tarichäa, einer andern Galiläiſchen Stadt am See Genezaret, verſammelt hatten, und von daraus die Römer anfielen, zu zerſtreuen. Titus merckte wohl, daß die ſechshundert Reiter, welche ihm zu dieſer Abſicht waren mitgegeben worden, dazu nicht hinreichend wären: er begehrte alſo verſtärckt zu werden. Aber ehe noch dieſes geſchah, richtete er den Muth ſeiner Soldaten, welche die Menge der Feinde beſtürzt gemacht hatte, durch folgende Rede auf. „Ihr Römer, ſagte er, — denn ich „erinnere euch billig beym Anfange meiner Rede an „euren Urſprung, damit ihr weder vergeſſet, wer ihr „ſeyd, noch mit was vor einem Volcke ihr zu ſtreiten „habt. — Noch hat ſich kein Volck auf der ganzen „Welt aus unſern Händen retten können. Gleich„wohl laſſen die Juden, um auch, für ſie etwas zu „ſagen, ob ſie gleich von uns überwunden ſind, ihren „Muth

„Muth noch nicht ſincken. Es würde gewiß ſchim-
„pflich ſeyn, wenn wir mitten im Glücke verzagt
„würden, während daß ſie mit dem Unglücke zu käm-
„pfen haben, und doch aufrecht ſtehen bleiben. Ich
„freue mich zu ſehen, daß ihr eine ſo herzhafte Bereit-
„willigkeit öffentlich bezeiget. Denn ich hatte in der
„That beſorget, dieſe große Menge der Feinde möchte
„irgend jemanden unter euch eine heimliche Furcht
„einjagen. Ein jeder bedencke jezt von neuem, wer er
„ſey, und mit was vor Feinden er zu fechten habe;
„daß die Juden zwar ſehr kühn ſind und den Todt
„verachten, aber daß es ihnen an Kriegszucht und
„Kriegserfahrung fehlet; daß man ſie mehr einen
„zuſammengelauffenen Hauffen, als ein Heer nennen
„könne. Was brauche ich aber erſt zu ſagen, wie
„viele Fertigkeit ihr beſizt, wie genau ihr die Ord-
„nung beobachtet? Eben deswegen werden wir al-
„lein ſelbſt zur Zeit des Friedens in den Waffen ge-
„übt, damit wir uns im Kriege gegen unſere Feinde
„nicht zählen mögen. Was würden uns ſonſt unſere
„beſtändigen kriegeriſchen Uebungen nüzen, wenn
„wir uns mit ungeübten Leuten in gleicher Anzahl in
„einen Streit einließen? Bedencket auch dieſes, daß
„ihr bewaffnet mit unbewaffneten, zu Pferde mit
„Fußgängern, und unter einem gewiſſen Anführer
„gegen Leute, die keinen haben, fechten ſollt: und
„ſo wie euch dieſe Vortheile um vieles zahlreicher ma-
„chen, ſo verringern auch jene nachtheilige Umſtände
„die Anzahl eurer Feinde. Auch macht es nicht bloß
„die Menge der Menſchen, wenn ſie gleich ſtreitbar
„ſind, daß die Kriege einen glücklichen Ausgang ge-
„winnen; ſondern die Tapferkeit, wenn es auch nur
„wenige ſind: denn dieſe können leichter in Schlacht-
„ordnung geſtellt werden, und ſich einander zu Hülfe
„kommen; zahlreiche Kriegsvölcker aber thun ſich ein-
„ander

„ander mehr Schaden, als ihnen der Feind zufügt. „Die Juden werden von Kühnheit und Verwegenheit „angeführt, welche der Verzweifelung eigen ſind, „und ſo lange die Sachen gut von Statten gehen, „eine kräftige Würckung thun; aber auch bey dem „geringſten Fehltritte ausgelöſcht werden. Unſere „Führerinnen aber ſind die Tugend, die gehorſame „Unterwürfigkeit, und die Tapferkeit, welche im „Glücke blüht, und in Unfällen nicht über die Maaße „zu Boden ſinckt. Ihr werdet auch für größere Din„ge ſtreiten als die Juden. Denn wenn dieſe um „ihre Freyheit und um ihr Vaterland einen Krieg „wagen, was müſſen wir wohl höher ſchätzen als die „Ehre, damit man nicht, nachdem wir die Herr„ſchaft über die ganze Welt erlangt haben, meine, „als wenn wir gegen die Juden, mit gleichen Vor„theilen auf beyden Seiten, Krieg führten? Wir müſ„ſen auch darauf ſehen, daß wir uns vor keinem großen „Unglücke zu fürchten haben: denn es ſind viele, die „uns beyſtehen werden, in der Nähe. Hingegen müſ„ſen wir den Sieg geſchwind an uns reißen, und de„nenjenigen, die mein Vater uns zur Hülfe ſchickt, „zuvorkommen, damit wir unſere Heldenthat mit „niemanden theilen dürfen, und ſie auch deſto größer „ſey. Denn ich glaube, daß man bey dieſer Gele„genheit ſowohl über meinen Vater, als über mich „und euch ein Urtheil fällen wird: ob er des Ruhms, „den ihm ſeine glückliche Thaten erworben haben, „würdig ſey; ob ich ſein Sohn, und ihr meine Sol„daten ſeyd. Ihm iſt gewiß das Siegen etwas ge„läufiges, und ich dürfte als ein Ueberwundener „nicht zu ihm zurück kehren. Wie ſolltet ihr euch „aber nicht ſchämen, überwunden zu werden, wenn „ich mich für euch in Gefahr ſetze? Denn, glaubt „es mir, ich werde mich in Gefahr begeben; ich

„werde

„werde mich zuerſt unter die Feinde ſtürzen. Ver-
„laßt ihr mich aber nicht: trauet darauf, daß mein
„Eifer von dem Gott, der mit mir ſtreitet, wird un-
„terſtüzt werden, und wiſſet zum voraus, daß wir
„in einem Handgemenge glücklicher, als in der Ent-
„fernung fechten werden.„

So ohngefähr — denn Joſephus kann einige Ausdrücke dieſer Rede verändert haben, aber von ihrem Inhalte gehöret ihm ohne Zweifel nichts zu;— ſo redete Titus ſeine Soldaten an, und ihr Muth wurde dadurch dergeſtalt angefeuert, daß ſie die angekommene Hülfe ungerne ſahen, weil ihnen durch dieſelbe einiger Antheil an dem Siege entriſſen würde. Titus bediente ſich dieſer Hitze; er drang vor ihnen her in die Juden ein, und nöthigte dieſe gar bald, nach einem großen Verluſte in die Stadt Tarichäa zu flüchten. Hier wurden ſie mit den Einwohnern, welche den Krieg verabſcheueten, uneins; es entſtand daraus ein ungeſtümes Geſchrey und Getümmel, das ſelbſt vor die Ohren des Titus kam. Eine neue vortheilhafte Gelegenheit, die er geſchickt zu nuzen wußte. „Dieſes iſt die rechte Zeit, ſagte er „zu ſeinen Soldaten; was zaudern wir noch, meine „Mitſoldaten! da uns Gott ſelbſt die Juden in die „Hand giebt. Ergreifet den Sieg: höret ihr nicht „das Geſchrey? diejenigen, welche uns entronnen „ſind, greifen jezt einander ſelbſt an. Die Stadt iſt „unſer, wenn wir nur eilen; aber Mühe und Ta-
„pferkeit gehöret noch zur Geſchwindigkeit. Denn
„keine groſſe Unternehmung kann ohne Gefahr glück-
„lich vollzogen werden. Und wir müſſen nicht bloß
„der Einigkeit der Feinde zuvorkommen, welche die
„Nothdurft bald unter einander ausſöhnen wird;
„ſondern auch der Hülfe der unſrigen: damit wir

„ außer

„außer dem Siege, den wir wenige über eine ſolche „Menge erlangen können, uns auch der Stadt allein „bemächtigen.„ Kaum hatte er dieſes geſagt, ſo ſchwang er ſich auf ſein Pferd, ſezte durch den See, an welchem die Stadt lag, gegen dieſe zu, und ſeine Soldaten nach ihm. So viele Kühnheit erſchreckte die Vertheidiger der Mauern; ſie verließen dieſelben und ſuchten aus der Stadt zu flüchten; ſehr viele verloren dabey das Leben, bis Titus verbot, die Einwohner, welche die Waffen nicht ergriffen hatten, zu tödten. Eine ſo feſte Stadt kam ohne Belagerung, bloß durch ſeinen Muth, in ſeine Hände. Man mußte ihn auch damals ſchon mehr als ſeinen Vater ehren und lieben: denn dieſer entehrte den Sieg ſeines Sohnes durch Grauſamkeit und Treuloſigkeit gegen die Ueberwundenen.

Titus wurde hierauf von ihm an den Statthalter von Syrien, Mucianus, abgeſchickt. Während ſeiner Abweſenheit griff Veſpaſianus Gamala, eine andere feſte Stadt in Galiläa, mit ziemlich ſchlechtem Erfolge an. Sein Sohn kam zurück; nahm, voll Unwillen über das Unglück, welches den Römern begegnet war, einen Hauffen auserleſener Kriegsvölcker zu ſich, und drang mit dieſen unbemerkt in die Stadt hinein. Alles flüchtete oder ward umgebracht, und diejenigen, welche ſich in das Schloß gerettet hatten, kamen theils durch die Römer um; (denn Veſpaſianus bezwang ſie bald mit ſeinem Heere;) theils ſtürzten ſie ſich ſelbſt von dem hohen Felſen herab.

Noch war in Galiläa das einzige Städtchen Giſchala zu erobern, welches zwar friedliche Ackersleute bewohnten, wo ſich aber auch eine Anzahl auf-

rühriſcher Räuber befand, die von jenen gefürchtet wurden. Titus bekam, um dieſen Ort einzunehmen, tauſend Reiter: er näherte ſich demſelben, und fand, daß er beym erſten Angriffe Herr davon ſeyn würde. Da er aber zugleich voraus ſahe, daß auf dieſe Art das unſchuldige Volck mit den unruhigen Köpfen ohne Unterſcheid werde umgebracht werden: ſo konnte ſein gütiges Herz dieſen Gedancken nicht vertragen; er ſuchte daher ſich dieſer Stadt auf gewiſſe Bedingungen zu bemächtigen.

Die Anhänger der ſchlimmen Parthey hatten die Mauern häuffig beſezt; zu dieſen ſagte Titus: „er „wundere ſich, in was vor einem Vertrauen ſie wohl „allein, nachdem alle Städte um ſie herum ſchon „erobert wären, den Waffen der Römer widerſtehen „wollten, da ſie doch geſehen hätten, daß weit feſtere „Städte im erſten Anfall wären überwältigt worden, „und daß diejenigen, welche ſich den Römern übergeben „hätten, im ſichern Beſitze ihrer Güter wären gelaſſen „worden; er biete ihnen eben dieſes an, und ſey nicht „geſonnen ihren Trotz zu rächen. Er halte zwar bey „ihnen die Hoffnung der Freyheit vor verzeihlich, „nicht aber die Beharrlichkeit auf unmöglichen Ent„würfen. Wenn ſie aber freundlichen Worten und „Verſprechungen nicht trauen würden, ſo ſollten ſie „die Römiſchen Waffen ohne Schonung fühlen, und „bald erkennen, daß ihre Mauern, auf welche ſie ſich „ſo ſehr verließen, daß ſie allein unter allen Galilä„ern übermüthige Gefangene abgäben, für die „Kriegsmaſchinen der Römer ein bloßes Spiel wären.

Dieſe Aufforderung beantwortete das Haupt der Anführer Johannes auf eine betrügliche Art. Er nahm alle Bedingung eines Vergleichs an; nur bat er,

er, weil es eben Sabbath war, um Aufſchub bis zum folgenden Tage, an welchem er die Stadt übergeben wollte. Titus, der keine Falſchheit kannte und alſo auch nicht argwöhnte, geſtand ihm denſelben willig zu: er ſchlug ſogar ſein Lager in einiger Entfernung von der Stadt auf. Allein da die Nacht einbrach, begab ſich Johannes nicht allein mit ſeiner Rotte auf die Flucht, ſondern zog auch eine Menge ſtiller Familien mit ſich fort, von denen viele Weiber und Kinder unterwegens umkamen. Als Titus am andern Morgen ſich vor den Mauern einfand, um den Vergleich zu ſchließen, öffnete ihm das übriggebliebene Volck die Thore, rief ihm freudig als ihrem Wohlthäter zu, erzählte ihm die Flucht des Johannes, und flehte ihn um Gnade an; zugleich aber bat es, daß er die unter ihnen noch vorhandenen Aufrührer beſtrafen möchte. Titus ließ zuvörderſt die Flüchtlinge durch eine Schaar Reiter verfolgen, welche zwar den Johannes nicht einholen konnten, aber viele von den andern niedermachten, und einige tauſend Weiber und Kinder zurückbrachten. So ſehr es ihn verdroß, daß er den Betrüger, zur öffentlichen Warnung, nicht ſogleich beſtrafen konnte; ſo fiel doch ſeine Rachbegierde durch das Schickſal der übrigen. Er zog, unter den Glückwünſchungen der Einwohner, in die Stadt ein, und ließ durch ſeine Soldaten nur einen kleinen Theil der Mauer niederreißen. Hingegen erfüllte er das Begehren des Volcks nicht; an ſtatt nach denenjenigen, welche die Ruhe der Stadt geſtört hatten, forſchen, und ſie beſtrafen zu laſſen, begnügte er ſich bloß an Drohungen gegen dieſelbe. Denn er befürchtete, daß, wenn eine ſolche Unterſuchung angeſtellt würde, viele, durch perſönliche oder Familien-Feindſchaften getrieben, auch Unſchuldige anklagen

möchten; in ſeinen Augen aber war es beſſer, die Schuldigen durch die Furcht vor der Strafe im Zaum zu halten, als einen rechtſchaffenen Mann in ihrer Geſellſchaft umkommen zu laſſen. Wenige erzürnte Feldherren würden eine ſolche Mäßigung haben blicken laſſen, wo die Schärfe beynahe nöthig zu ſeyn ſchien. Titus legte bey ſeinem Abzuge eine Beſatzung in Giſcala, um Friede und Ordnung daſelbſt zu erhalten.

Er hatte dergeſtalt mit ſeinem Vater Galiläa bezwungen. In dem eigentlichen Jüdiſchen Lande, und ſonderlich zu Jeruſalem, wüteten die Juden, in Partheyen getheilt, ſo grauſam gegen einander, daß ihnen Veſpaſianus mit gutem Bedachte Zeit ließ, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben. Doch bald darauf ſezte er ſeine Eroberungen in Peräa, Samaria und Judäa glücklich fort: und da er von der Empörung Nachricht bekam, welche in Gallien wider den Nero entſtanden war, eilte er deſto mehr, ſeine Unternehmungen gegen die Juden zu endigen, weil er die bevorſtehenden bürgerlichen Kriege vorher ſahe. Er hatte bereits ſeine Anſtalten zur Belagerung von Jeruſalem getroffen, als er hörte, daß ſich Nero ſelbſt entleibt habe; und bald darauf, daß Galba an deſſen Stelle zum Kayſer erklärt worden ſey. Er beſchloß darauf ſeinen Feldzug nicht eher anzufangen, als bis er dem neuen Kayſer ſeine Ergebenheit hätte bezeigen laſſen, und von demſelben Befehl über ſein Verhalten gegen die Juden bekommen hätte.

In dieſer Abſicht reiſete Titus nach Rom. Ueberall, wo er durchkam, zog er die Augen der Leute auf ſich: es entſtand bald das Gerüchte, daß ihn

Galba

Galba ſelbſt berufen habe, um ihn an Sohnes Statt aufzunehmen. Da der Kayſer alt und ohne Kinder war, Titus aber durch ſeine glänzende Eigenſchaften die höchſte Würde zu verdienen ſchien, außerdem noch ſein ſchönes und majeſtätiſches Anſehen, die Thaten ſeines Vaters und eine allgemeine Neigung für ſich hatte: ſo beſtimmte man den würdigſten zur Regierung; obgleich eben dieſes Volck — ein Beyſpiel, das in der Geſchichte oft vorkömmt — bereit war, auch dem unwürdigſten zu gehorchen. Titus erfuhr bald nach ſeiner Ankunft zu Corinth, daß Galba ſchon ermordet worden ſey; daß Otho zu Rom, und Vitellius in Germanien, zu Kayſern wären ausgerufen worden. Dieſe neue Staatsveränderung machte ihn unſchlüßig, wie er ſich verhalten ſollte: er berathſchlagte ſich darüber mit ſeinen vertrauten Freunden. Reiſte er zum Otho fort, ſo konnte er ſich eben nicht die günſtigſte Aufnahme von ihm verſprechen, weil er eigentlich an den Galba war geſandt worden. Er mußte vielmehr befürchten, daß ihn entweder Otho oder Vitellius als einen Geißel zurück behalten möchten. Auf der andern Seite ſahe es einer Beleidigung gegen den neuen Kayſer ähnlich, wenn er wieder nach Aſien kehrte. Doch, da es noch ungewiß war, welcher unter den beyden Mitbewerbern um das Reich die Oberhand behalten würde: ſo konnte er ſich immer damit entſchuldigen, daß er auf diejenige Seite habe treten wollen, deren ſich ſein Vater annehmen würde: und überhaupt konnte er hoffen, daß in dieſen bürgerlichen Unruhen dergleichen Beleidigungen leicht würden vergeſſen werden. Dieſe Gründe zogen ihn von der Fortſetzung ſeiner Reiſe ab. Einige muthmaßten zwar, daß ſeine Sehnſucht nach der Bernice, der Schweſter des Jüdiſchen Königs Agrippa, noch weit

mehr zu dieſem Entſchluſſe beygetragen habe. Allein, ob gleich ſeine Liebe gegen ſie bekannt war, ſo wußte man doch zugleich, daß er ſich durch dieſelbe bey öffentlichen Geſchäften kein Hinderniß legen ließ, und daß er, ohngeachtet ſeiner Neigung zu Ergözlichkeiten, ſich ſelbſt noch kräftiger regierte, als es die Befehle ſeines Vaters thaten. Ein Schriftſteller, der Fürſten keine Schwachheiten zu ſchencken pflegt, Tacitus, iſt hier ſein Vertheidiger.

Auf ſeiner Rückreiſe beſuchte Titus den Tempel der Paphiſchen Venus auf der Inſel Cypern, und befragte die Göttinn ſowohl über ſeine fernere Schifahrt, als über ſeine bevorſtehende Schickſale. Der Prieſter kündigte ihm in ihrem Nahmen an, daß jene glücklich ſeyn, und daß er dereinſt die höchſte Gewalt im Reiche erlangen werde. Bey den Umſtänden, in welchen ſich dieſes damals befand, war eben kein Götter-Ausſpruch nöthig, um dem Titus ſeine Hoheit vorherſagen zu können. Unterdeſſen wurde er doch durch dieſen unter dem Anſehen der Religion gegebenen Winck in ſeinem Muthe und Vertrauen ungemein geſtärckt. Er fand auch die Morgenländer in einer ſolchen Verfaſſung, die das groſze Glück, welches auf ſeine Familie wartete, immer näher brachte.

Sein Vater hatte ein ſtarckes und geübtes Heer, mit welchem er Paläſtina gröſztentheils erobert hatte, zu ſeinen Befehlen. Er war damals ein Mann von ſechszig Jahren, und wurde als ein vortrefflicher Feldherr angeſehen, dem man nichts als ſeinen Geiz, verworfen könnte. Ueber das angränzende Syrien war Mucianus als Statthalter mit zahlreichen Kriegsvölckern geſezt: ein beredter und erfahrner

Staats-

Staatsmann, deſſen prächtige Lebensart aber ſo ſehr über ſeinen Stand gieng, als ſich die Aufführung des Veſpaſianus einem gemeinen Soldaten näherte. Man urtheilte, daß aus ihnen beyden, wenn man ihre Fehler wegnähme, ein ſehr würdiger Fürſt gebildet werden könne. Sie hatten ehemals in Uneinigkeit mit einander gelebt; aber nach dem Tode des Nero fiengen ſie an ſich zu verſöhnen, und jezt war Titus der vornehmſte Mittler ihrer Freundſchaft. Sein leutſeeliges und ſanftes Betragen nahm ſelbſt den Stolz des Mucianus ein: und dieſer wurde ihm mehr als ſeinem Vater gewogen.

Ehe noch Titus zurück gekommen war, hatten bereits die Heere in Syrien und Judäa dem Otho den Eyd der Treue geſchworen. Da ſie aber bald darauf hörten, daß ſich Otho und Vitellius das Reich ſtreitig machten, gaben ſie ihren Unwillen darüber zu erkennen, daß die Legionen in Europa nach ihrem Gefallen Kayſer ſezten; ihnen hingegen nur die Pflicht des Gehorſams gegen dieſelben übrig bliebe. Im Bewußtſeyn ihrer Stärcke, (denn in dem übrigen Aſien und in Aegypten bezeigten die Kriegsvölcker eben dieſe Geſinnung,) waren ſie bereit, einen ähnlichen Verſuch zu machen. Aber ihre Feldherren wollten erſt den Ausgang des neu entſtandenen Krieges abwarten, in welchem bald Vitellius ſiegte. Endlich ergab ſich Veſpaſianus dem dringenden Anhalten des Mucianus, welcher ihm unter vielen Bewegungsgründen auch die Hülfe vorſtellte, die er ſich von ſeinem Sohne verſprechen konnte. „Es würde ungereimt ſeyn, ſagte er, wenn ich demjenigen „nicht das Reich überlaſſen wollte, deſſen Sohn ich, „wenn ich ſelbſt regierte, an Kindes Statt aufnehmen würde.„ Veſpaſianus erinnerte ſich zu gleicher

cher Zeit vieler Vorbedeutungen, welche ihm die Kayſerliche Würde prophezeyet hätten: und man rechnete dahin inſonderheit das allgemeine Gerücht, welches ſich ſchon lange in den Morgenländern ausgebreitet hatte, daß damals aus Judäa Herrſcher über die Welt kommen würden. Man glaubte dieſe am Veſpaſianus und Titus zu ſehen; allein es war vielmehr die alte Weiſſagung von dem großen geiſtlichen Könige, der unter den Juden gebohren werden ſollte: dieſe hatte das zuverſichtliche Hoffen des Jüdiſchen Volcks gegen dieſe Zeit, auch fremden Völckern bekannt gemacht.

Indem alſo Titus noch auf der Rückreiſe aus Syrien begriffen war, wo er mit dem Mucianus die Maaßregeln, welche ſein Vater treffen ſollte, verabredet hatte, rief dieſen ſein Heer im 70ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung zum Kayſer aus, und zu eben derſelben Zeit ſchwuren ihm alle andere morgenländiſche Legionen. Die Soldaten und ihre Befehlshaber ſagten öffentlich, daß die Erfahrung und Klugheit, welche mit dem Alter des Veſpaſianus verbunden wäre, und die muntere Tapferkeit ſeines Sohnes, die beyden Haupt-Vortheile vereinigten, welche ſie bey einem neuen Kayſer ſuchen müßten. Mitten unter dieſer angenehmen Veränderung dachte Veſpaſianus an den Joſephus, der ſie ihm etliche Jahre vorher angekündiget hatte, und noch immer als ein Gefangener ſich in Ketten befand: er befohl, ihn vor ſeinen Augen völlig in Freyheit zu ſetzen. Allein damit war die Großmuth des Titus nicht zufrieden. „Es iſt billig, ſagte er, mein Vater, daß „Joſephus nicht allein von den Ketten, ſondern „auch von der erlittenen Beſchimpfung befreyet wer„de. Denn es wird das Anſehen haben, als wenn

„er

„er niemals gefeſſelt geweſen wäre, wenn wir ſeine „Banden nicht auflöſen, ſondern zerhauen.„ So pflegte man bey den Römern mit denenjenigen zu verfahren, welche mit Unrecht waren gebunden worden. Dem Veſpaſianus gefiel dieſer Vorſchlag, und die Ketten, welche Joſephus trug, wurden ſogleich mit einem Beile entzwey gehauen.

Der neue Kayſer rüſtete ſich jezt mit allem Eifer, um das Reich gegen den Vitellius zu behaupten. Allein die Legionen, welche ſich ihm in Pannonien, Moeſien und Illyricum ergaben, rückten wider ſeinen Befehl in Italien ein, und befeſtigten ihn durch ihre Siege in der erhaltenen Würde. Der Senat beſtätigte ſie, ernannte ihn und den Titus zu Conſuls: dem Domitianus aber, ſeinem zweyten Sohne, ertheilte er das Stadtrichteramt und die Conſulariſche Gewalt, bis ſein Vater ankommen würde. Dieſer reiſte bald darauf von Alexandrien in Aegypten, der größten Stadt, die es damals nach Rom gab, zu Schiffe fort, nachdem er dem Titus vorher aufgetragen hatte, den Jüdiſchen Krieg durch die Eroberung von Jeruſalem zu Ende zu bringen. Titus wußte, daß ſein Vater hauptſächlich deswegen nach Rom eilte, weil er gehört hatte, daß Domitianus die ihm verliehene Gewalt mißbrauche, und weder gegen ihn, noch gegen ſeinen Bruder, wohlgeſinnt ſey. Mit dieſem ſchlimmen Eindrucke, welchen nur zu wahre Spuren veranlaßten, wollte er ihn nicht abgehen laſſen. Er bat ihn daher auf eine beredte und lebhafte Art, ſich durch die Anklagen gegen ſeinen Sohn nicht zu früh zum Zorne reitzen zu laſſen, ihm mit einem ruhigen und verſöhnlichen Gemüthe zu begegnen. „Weder Legionen, noch Flotten, ſagte „Titus, ſind ſo feſte Stützen des Reichs, als eine

„Anzahl Kinder. Freunde werden durch die Zeit, „durch die Veränderungen des Glücks, zuweilen „durch beſondere Neigungen oder Fehltritte, vermin„dert, auf andere Seiten gewandt; ſie verlieren ſich „gänzlich. Aber ſein eigen Blut bleibt mit einem „jeden ungetrennt verbunden, und ſonderlich mit „Fürſten. Was dieſen glückliches begegnet, das ge„nießen auch andere; aber an ihren Unglücksfällen „nehmen nur ſolche Antheil, die mit ihnen aufs ge„naueſte vereinigt ſind. Nicht einmal Brüder wer„den ſich unter einander wohl vertragen, wenn ihnen „nicht der Vater ein Beyſpiel dazu gegeben hat.„ Dieſe Vorſtellungen brachten dem Veſpaſianus zwar keine beſſere Meinung von ſeinem jüngſten Sohne bey; aber deſto mehr Vergnügen machten ſie ihm wegen der edeln brüderlichen Geſinnungen des ältern. Er hieß ihn, über dieſe Sache keinen Kummer zu nähren, und nur darauf bedacht zu ſeyn, wie er den Staat durch ſeine Waffen in Aufnahme bringen könnte; er hingegen wollte für die Erhaltung des Friedens und ſeiner Familie Sorge tragen.

Titus kehrte ſogleich von Alexandrien mit einer Verſtärckung von Kriegsvölckern nach Cäſarea in Paläſtina zurück. Hier verſammlete er ſein Heer, das aus Römern und Hülfsvölkern ihrer Bundsgenoſſen beſtand, auf dem Zuge aber nach Jeruſalem noch durch zwo Legionen vermehrt wurde. Ihn begleitete der vornehmſte ſeiner Freunde, Tiberius Alexander. Dieſer war bisher Statthalter über Aegypten geweſen, und hatte zuerſt unter allen Großen den Veſpaſianus vor Kayſer erkannt, als dieſe Unternehmung noch von ungewiſſem Ausgange zu ſeyn, ſchien: er beſaß aber auch ſo viele Klugheit und Kriegserfahrung, daß er einen trefflichen Rathgeber bey

bey dem Heere abgeben konnte. Viele hatten ſich auch aus Rom und Italien dahin begeben, in der Hoffnung, den jungen Fürſten, der noch von niemanden eingenommen wäre, ſich beſonders günſtig zu machen: Bemühungen, welche mit ziemlicher Gefahr für angehende junge Regenten verbunden ſind. Titus rückte mit vieler Behutſamkeit in das feindliche Land ein. Nach den Hülfsvölkern, welche den Anfang machten, und einigen Hauffen, die theils zur Reinigung der Wege und Abſtechung des Lagers, theils zur Bedeckung der Geräthſchaft ſeiner Befehlshaber gebraucht wurden, kam er gleich ſelbſt im Vorderzuge. Er that jezt alles mit weit größerm Nachdruck, als da er noch eine Privatperſon unter ſeines Vaters Heere vorgeſtellt hatte; obgleich ſchon damals ſein Muth ſchwerlich übertroffen werden konnte. Denn da ſich nunmehro die Bundsverwandten Fürſten und die Legionen um die Wette beeiferten, ihre Neigung gegen ihn an den Tag zu legen; da jede ſeiner Verrichtungen die allgemeine Aufmerckſamkeit auf ſich zog: ſo ſuchte er auch zu zeigen, daß er über ſein neues Glück erhaben ſey, und es ſich durch immer größere Verdienſte noch erwerben könnte. Er führte die Waffen mit eben ſo vielem Anſtande als Fertigkeit; durch ſein leutſeeliges und geſprächiges Betragen reizte er jedermann, ſeine Pflicht deſto williger zu thun; meiſtentheils miſchte er ſich bey den Arbeiten oder bey den Zügen, unter die gemeinen Soldaten, und verlor doch ſein Anſehen als Feldherr nicht.

Nachdem er ſein Lager in einiger Entfernung von Jeruſalem aufgeſchlagen hatte, nahm er dieſe Stadt mit ſechshundert Reitern genauer in Augenſchein, um ſowohl ihre Feſtigkeit als den Muth der Juden auszuforſchen: ob ſie etwan bey ſeinem Anblicke aus

Furcht

Furcht nachgeben möchten, ehe es noch zum Angriffe käme. Denn er wußte, daß die Einwohner ſich nach dem Frieden ſehnten; daß ſie aber, von einer Menge Aufrührer und Räuber unterdrückt, ſich nicht regen durften. Allein da er ſich von der ordentlichen Straße gegen einen ungemein hohen Thurm zuwandte, der in einem Winckel der Stadt zwiſchen Abend und Mitternacht ſtand, wurde er plözlich von einer Menge Juden angefallen, welche nicht nur ſeine Reiterey von einander trennten, ſondern ihn auch ſelbſt mit einer kleinen Anzahl von den übrigen abſchnitten. Vor ihm waren Mauern, Gärten und Gräben; hinter ihm die Feinde, und die ſeinigen flohen eilig, weil ſie glaubten, daß ihr Feldherr mit ihnen fliehe. Titus ſahe kein anderes Mittel ſich zu retten, als zu ihnen durchzubrechen. Er rief den wenigen, welche um ihn waren, zu, ihm zu folgen, und ſie thaten es mit einem herzhaften Geſchrey, indem ſie mehr für ihn als für ihr eigenes Heil bedacht waren. Er drang endlich, nachdem er viele Feinde erlegt hatte, glücklich faſt mit ſeiner ganzen Begleitung hindurch, ohne eine Wunde bekommen zu haben, da er doch mit keiner Art von Kriegsrüſtung bedeckt geweſen war.

Hierauf verlegte er ſein Lager in die Nähe von Jeruſalem. Dieſe Stadt, die feſteſte, die man damals in der Welt fand, hätte eine Belagerung von mehrern Jahren aushalten können, wenn ihre Vertheidiger mit einander einig, wenn die Lebensmittel auf eine lange Zeit hinreichend, wenn es endlich nicht Römer geweſen wären, von denen ſie angegriffen wurde. Sie war mit einer dreyfachen Mauer umgeben, nur in derjenigen Gegend nicht gänzlich, wo tiefe Thäler und Hügel ſie ohnedieß genugſam beſchüz-

beſchüzten. Starcke und hohe Thürme, verſchiedene Berge und Anhöhen, welche meiſterlich gebraucht waren, die feſte Lage beynahe unbezwinglich zu machen, die Burg Antonia, der Tempel ſelbſt, der neben ſeiner bewundernswürdigen Pracht eine eigene Feſtung abgeben konnte, dieſe und viele andere Vortheile bekamen durch die Unerſchrockenheit und Hartnäckigkeit der Juden noch ein außerordentliches Gewichte. Hingegen wurden ſie durch die große Anzahl Menſchen, welche eben da die Stadt eingeſchloſſen ward, im April des Jahres 70, zur Feyerung des Oſterfeſtes aus dem ganzen Lande beyſammen waren, und denen es bald am Unterhalte fehlen mußte, ſehr vermindert. Die Stadt war ſogar in drey Partheyen getheilt. Die ſchwächſte unter dem Eleazar, hatte den innern Tempel beſezt. Johannes, eben derjenige, welcher den Titus zu Giſcala hintergangen hatte, beſaß die mittlere Stadt, und bemächtigte ſich auch bald des Tempels. Den ganzen äußern Umfang aber hatte ein gewiſſer Simon in ſeiner Gewalt. Dieſe drey Tyrannen, denen der Abſchaum von Leuten aus Paläſtina und Idumäa zu Gebote ſtand, bekriegten ſich mit aller feindlichen Wuth, und verdarben, um ſich einander zu ſchaden, ſo viel Getreyde, als die Stadt erſt in einigen Jahren würde verzehret haben.

Die Annäherung des Titus brachte in dieſer Uneinigkeit der Juden einigen Stillſtand hervor. Sie verbanden ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind, und brachen auf die zehnte Legion, welche ſich eben am Oelberge verſchanzte, ſo unerwartet und heftig loß, daß ſie mit Verluſte aus ihrem Lager geſchlagen wurde. Titus eilte ihr ſogleich mit einer auserleſenen Schaar zu Hülfe, mit welcher er die Juden durch

durch das Thal, in welchem der Bach Kidron floß, zurück trieb. Das Gefechte dauerte von beyden Seiten deſſelben noch viele Stunden fort, bis Titus den größten Theil der Legion ihre Arbeit wieder vornehmen, und nur einen Hauffen gegen die Anfälle der Juden ſtehen ließ. Kaum hatten es dieſe bemerckt, als ſie, in der Einbildung, daß die Römer flüchteten, weit zahlreicher und mit einer ſolchen Hitze auf dieſelben drangen, daß ihnen niemand widerſtehen konnte, alle ſich beſtürzt den Berg hinan zogen. Auf dem abhängigen Theile deſſelben hielt Titus allein mit wenigen feſten Stand. Seine Freunde ermahnten ihn, er möchte den Juden, welche voll Verzweifelung zu ſterben entſchloſſen wären, weichen, und ſich nicht für diejenigen in Gefahr ſetzen, welche vielmehr für ihn den feindlichen Angriff aushalten ſollten; er möchte ſeine Würde bedencken, und, da ihm die Herrſchafft der Welt zukäme, nicht als ein gemeiner Soldat ſtreiten, nicht durch ſeinen perſönlichen Widerſtand bey einer ſo allgemeinen Flucht, alles auf das Spiel ſetzen. Allein er ſchien ſie nicht einmal zu hören; ſo eifrig fochte er mit den Feinden. Seine Soldaten bemerckten erſt ſpäte, daß ſie ihn zurück ließen: ſie kehrten alsbald beſchämt zu ſeiner Hülfe zurück, und er konnte ſich jezt rühmen, dieſe Legion zum zweytenmale gerettet zu haben.

Indem er hierauf den ganzen Strich Landes bis an die Mauern von Jeruſalem durch ſein Heer der Erde gleich machen ließ, wobey demſelben ein ausgeſuchter Hauffen zur Bedeckung diente, wurde dieſer von den Juden durch eine liſtige Verſtellung berückt. Eine Anzahl kühner Aufrührer verließ die Stadt, und blieb in einiger Entfernung von derſelben ſtehen, damit es das Anſehen haben möchte, als

wären

wären ſie von den friedfertigen Einwohnern herausgejagt worden, und fürchteten ſich, den Römern in die Hände zu fallen. Zugleich zeigten ſich andere auf den Mauern, welche ein Theil des Pöbels zu ſeyn ſchienen, um Friede riefen, und ſich erboten, den Römern die Thore zu öffnen: ſie warfen auch auf diejenigen, welche ſich aus der Stadt begeben hatten, mit Steinen, und dieſe ſtellten ſich, als wenn ſie mit Gewalt wieder in die Stadt dringen, auch öfters ſich den Römern ergeben wollten, aber immer aus Furcht umkehrten. Dieſe Auftritte kamen dem Titus verdächtig vor: denn er hatte die Stadt erſt kurz vorher durch den Joſephus zur Uebergabe auffordern laſſen, und eine feindſeelige Antwort erhalten; daher gebot er ſeinen Soldaten, ihre Stelle nicht zu verlaſſen. Gleichwohl wagte es eine Schaar derſelben, auf die vermeinten Vertriebenen loßzugehen. Aber ihre Leichtgläubigkeit wurde bald beſtraft; die Juden thaten einen Ausfall, umringten ſie von allen Seiten, und brachten viele ums Leben.

Titus war der gütigſte Feldherr; aber er wollte keineswegs die Kriegsgeſeze ungeſtraft verachtet ſehen. Voll Verdruß über dieſen Schimpf und Verluſt, den ſeine Soldaten ſo leicht hätten verhüten können, ſagte er zu den Hauptleuten: „die Juden, wenn ſie „gleich bloß von der Verzweifelung angeführet wer„den; unternehmen doch alles vorſichtig und wohl „überlegt; ſo führen ſie auch ihre Betrügereyen und „Nachſtellungen aus; und daher iſt ihnen das Glück „dabey günſtig, weil ſie gehorſam, einander gewogen „und getreu ſind. Die Römer hingegen, denen „das Glück ebenfals wegen ihrer Kriegszucht und „willigen Unterwürfigkeit gegen ihre Feldherren ſtets „zu dienen pflegt, fallen jezt durch ein ganz widri-

„ges

„ges Betragen, und werden überwunden, weil ſie „über ihre Hände nicht Herren ſind; das ſchändlich„ſte aber iſt dieſes, daß ſie, da der Cäſar bey ihnen „gegenwärtig iſt, doch ohne einen Anführer fechten. „Gewiß, die Kriegsgeſeze müſſen ſehr hierüber ſeuf„zen; eben dieſes wird der Vater des Cäſar thun, „wenn er dieſen Unfall hören wird. Denn er, der „ſein Leben in Kriegen zugebracht hat, hat doch nie „ein ſolches Verſehen begangen; die Geſeze aber be„ſtrafen diejenigen allemal mit dem Tode, welche die „Ordnung nur um ein geringes übertreten; und jezt „haben ſie das ganze Heer an dieſem Verbrechen An„theil nehmen geſehen. Allein diejenigen, welche in „ihrer Verwegenheit ſo weit gegangen ſind, ſollen es „gleich erfahren, daß bey den Römern ſelbſt der Sieg, „wenn er ohne Befehl des Feldherrn erlangt wird, „unrühmlich ſey.„ Dieſe Anrede verkündigte die nahe Beſtrafung der Schuldigen, und ſie erwarteten dieſelbe mit ängſtlicher Furcht, bis die Legionen den Titus baten, einigen wenigen ihre Unbändigkeit zu verzeihen, weil alle übrige gehorſam wären, und auch jene durch tapfere Thaten ihren Fehler wieder erſetzen wollten. Er ließ ſich erbitten: denn er war überhaupt der Meinung, daß die Strafe an einem einzigen, der geſündigt hätte, würcklich; an einer ſchuldigen Menge aber nur durch Worte vollzogen werden müſſe. Doch ermahnte er ſeine Soldaten, künftig vorſichtiger zu ſeyn, und lagerte ſich nunmehro mit ihnen näher bey der Stadt, an ihrer mittäglichen und Abend-Seite.

Er ſuchte hier einen bequemen Ort, an welchem ſie angegriffen werden konnte, und fand ihn bey dem Grabmahle des Hohenprieſters Johannes, wo die erſte Mauer etwas niedriger und mit der zweyten

nicht

nicht verbunden war, über die dritte aber der Eingang in die obere Stadt, und aus dieſer in die Burg Antonia, welche über dem Tempel lag, nicht ſehr ſchwer zu ſeyn ſchien. Indem er dieſes unterſuchte, wurde einer ſeiner Freunde, Nicanor, der nebſt dem Joſephus nahe an der Mauer den Juden von neuem den Frieden angeboten hatte, von ihnen verwundet. Durch dieſe wilde Halsſtarrigkeit aufgebracht, fieng Titus die Belagerung mit deſto größerer Lebhaftigkeit an. Sein Heer, die Legion ausgenommen, welche den Oelberg beſezt hatte, mußte ſich verſchanzen, und wurde dabey theils durch eine Anzahl Schützen, theils durch die Kriegsmaſchinen beſchüzt, welche unaufhörlich Steine von hundert und mehr Pfunden auf die Juden warfen. Als er hierauf ſeine großen Mauerbrecher in Bereitſchaft geſezt hatte, wurde die Mauer an drey Orten durch dieſelben beſtürmt. Die Juden fielen in Menge aus, und ſuchten ſie in Brand zu ſtecken: es entſtand ein hartes Gefechte; ihre Abſicht konnte kaum durch den äußerſten Widerſtand vereitelt werden; endlich aber trieb ſie Titus ſelbſt, nachdem er ſie mit den tapferſten von ſeiner Reiterey angegriffen, und zwölfe mit eigener Hand umgebracht hatte, in die Stadt zurück. Er ließ den einzigen Gefangenen, den er bekam, ans Creuz ſchlagen, um die Juden zu ſchrecken, und zur Uebergabe zu bewegen; allein er übte dadurch nur eine fruchtloſe Grauſamkeit aus.

Nach vierzehn Tagen machte die größte ſeiner Kriegsmaſchinen eine ſolche Oeffnung in die erſte Mauer, daß die Römer durch dieſelbe eindringen konnten: und ſogleich ſchlug Titus innerhalb derſelben ſein Lager auf. Die Juden, welche ſich auf die zweyte Mauer zurückzogen, verſuchten ſeitdem Tag

und Nacht mit unbeſchreiblichem Muthe alle Arten des Angriffs gegen die Römer. Aber dieſe wurden deſto weniger überwunden, je häuffiger Titus faſt auf allen Seiten zugegen war, ihr Betragen überſah, und gemeinſchaftlich mit ihnen fochte. Da er fand, daß die Juden den Todt gar nicht mehr achteten, wenn ſie nur zugleich den Römern Schaden zufügen konnten: ſo verbot er ſeinen Soldaten, ſich mit denſelben in Gefechte, wo die Gefahr zu groß wäre, ohne Noth einzulaſſen.

Er hatte ohne Anſtand die zweyte Mauer durch ſeine Maſchinen beſtürmen laſſen. In einem von den Thürmen derſelben lag ein Jude Caſtor mit andern zur Beſatzung. Er ſtellte ſich, als wollte er ſich dem Titus ergeben: und dieſer, den die oft erfahrne Falſchheit der Feinde noch nicht hatte mißtrauiſch machen können — ein Ruhm, nach welchem ein ehrlicher Mann, ſelbſt auf Koſten ſeiner Klugheit, ſtreben kann — befohl, daß man den Angriff auf dieſen Thurm einſtellen ſollte; er merckte aber bald, daß man ihn betrüge. Am fünften Tage nach der Einnahme der erſten Mauer, bemächtigte ſich Titus auch der zweyten, und beſezte die neue Stadt, welche längſt derſelben gebauet war. In der Hoffnung, die Gemüther der Juden zu erweichen, wenn ſie ſähen, daß er ihnen lange ſo feindſeelig nicht begegne, als er wohl könnte, ließ er weder den Bruch der Mauer erweitern, noch Häuſer anzünden oder abbrechen: er verbot auch, daß kein Einwohner umgebracht werden ſollte. Er wollte nur mit den Aufrührern fechten, das Volck hingegen, wie er öffentlich verſprach, unbeſchädigt laſſen; überhaupt aber war es ſein vornehmſter Wunſch, die Stadt für ſich, und den Tempel für die Stadt zu erhalten.

Allein

Allein der aufrühreriſche Hauffen legte die Menſchenliebe des Titus vor Unvermögen aus, bedrohte das friedliebende Volck mit dem Tode, wenn es ſich ihm unterwerfen wollte, und fiel die Römer auf einmal innerhalb der Stadt durch die engen Häuſer- und Gäßchen, ja ſogar außerhalb der Mauer an. Jezt fühlte es Titus, daß er ſich aus ſchonender Güte in einen zu engen Platz eingeſchloſſen hatte. Seine Soldaten wurden beynahe umringt: denn ſie konnten durch die kleine Oeffnung der Mauer ſich weder zurückziehen, noch Hülfe von den übrigen erhalten. Titus kam ihnen eben zu rechter Zeit mit den Schützen zu Hülfe, und er behauptete ſich mit denſelben ſo lange, bis ſich ſeine Soldaten gerettet hatten. Er verlor auf dieſe Art den Beſiz der zweyten Mauer; allein er griff die Juden ſogleich durch die Lücke derſelben von neuem an, und eroberte ſie am vierten Tage des Gefechtes wiederum. Er verbeſſerte hierauf ſeinen Fehler, indem er alsbald einen großen Theil der Mauer niederreißen ließ.

Nachdem er einen ſo großen Schritt zur Eroberung der Stadt gethan hatte, hielt er mit der Belagerung etwas inne, um den Aufrührern Bedenckzeit zu laſſen, ob ſie etwan durch die vergrößerte Gefahr, oder durch den einreiſſenden Hunger auf beſſere Geſinnungen gebracht werden könnten. Er befohl daher, daß ſich die Soldaten an dem Tage, da ihnen der Sold ausgezahlt werden mußte, alle an einem Orte verſammeln ſollten, wo ſie von den Feinden geſehen werden konnten. Daſelbſt ſtanden ſie mit ihren glänzenden Waffen und geſchmückten Pferden: die Zahlung währte vier Tage, und der treffliche Zuſtand ſowohl als das muthige Vertrauen der Römer, fiel den Einwohnern von Jeruſalem genugſam in die

Augen. Vielleicht würden auch die ärgſten unter ihnen durch dieſen Anblick gerührt worden ſeyn, wenn ſie nicht befürchtet hätten, die Beleidigungen, welche ſie ihren Mitbürgern zugefügt hatten, möchten ihnen von den Belagerern ſelbſt nicht vergeben werden.

Als Titus ſie unbeweglich ſahe, ließ er gegen die Burg Antonia und das Grabmahl des Hohenprieſters Johannes zu, einen Wall, oder, wie man jezt redet, eine Circumvallations-Linie aufführen: denn nur von dieſer Seite hoffte er Herr über die obere Stadt zu werden. Seine Soldaten litten dabey ungemein vieles, weil die Juden ſie von der Höhe deſto ſchwerer aus ihren zahlreichen Maſchinen mit Steinen warfen, oder mit ihren Waffen verwundeten. Titus ermahnte dieſe ſelbſt aufs neue, ſich und ihre Stadt dem offenbar bevorſtehenden Untergange zu entziehen; er ſchickte außerdem den Joſephus in gleicher Abſicht an ſie: denn er hoffte, daß die Vorſtellungen ihres Mitbürgers noch mehr bey ihnen fruchten würden. Dieſer hielt in einiger Entfernung von der Mauer eine ſehr einnehmende Affektvolle Rede an die Belagerten; ihre Antworten aber waren Spöttereyen und Schimpfworte; einige von ihnen ſuchten ihn ſogar zu verwunden. Doch unter dem Volcke, das von den Tyrannen unterdrückt war, fanden ſich ſeitdem viele, welche zum Titus übergiengen, und er ließ ſie frey hinziehen, wohin ſie wollten. Schon empfanden auch die meiſten Einwohner von Jeruſalem alles Schreckliche einer Hungersnoth; aber die aufrühreriſche Rotte raubte ihnen noch unter vielen Peinigungen den wenigen Unterhalt, den ſie ſich verſchaffen konnten.

Die

Die unüberwindliche Hartnäckigkeit dieſer bereits verlornen Parthey machte den Titus abermals wider ſeinen Willen grauſam. Da ſich täglich viele hundert aus der Stadt in die nahgelegenen Thäler ſchlichen, um Lebensmittel aufzuſuchen: ſo wurden ſie meiſtentheils von den Römern nach einem vergeblichen Widerſtande gefangen, und im Angeſichte der Stadt ans Creuz geſchlagen. Titus verbot dieſes nicht: theils, weil er es nicht vor rathſam hielt, eine ſolche Menge loßzulaſſen; theils, weil er hoffte, die zurückgebliebenen würden aus Furcht vor einem gleichen Schickſale ſich an ihn ergeben. Allein die Jüdiſchen Befehlshaber brauchten vielmehr dieſen Anblick, um das Volck zu überreden, daß die Römer auf dieſe Art allen begegneten, die ſich zu ihnen flüchteten. Titus deckte dieſen Betrug bald auf, indem er viele Gefangene mit abgehauenen Händen, damit ſie nicht vor Ueberläufer angeſehen würden, in die Stadt ſandte. Zugleich warnete er den Johannes und Simon, „ſie möchten wenigſtens jezt von ihrer „Wuth ablaſſen, und ihn nicht zur Zerſtörung der „Stadt nöthigen; ſondern noch durch eine ſpäte Reue „ihr Leben, ihre ſo anſehnliche Vaterſtadt, und einen „Tempel, mit welchem kein anderer verglichen werden „könnte, retten.„ Mit dieſer Aufforderung verband er, um zu zeigen, daß er nicht bloß bey Worten ſtehen bleibe, eine Ermunterung an ſeine Soldaten, die Arbeit an dem Walle zu beſchleunigen. Man antwortete ihm von der Mauer durch Schmähreden, und durch eine trozige Entſchloſſenheit, eher zu ſterben, als den Römern zu dienen: und dieſe unſinnigen Böſewichter erkühnten ſich hinzu zu ſetzen, daß Gott ſeiner Wohnung und ihnen eine ganz gewiſſe Hülfe leiſten werde.

Titus erkannte die Verzweifelung, welche bey ihnen an die Stelle einer vernünftigen Tapferkeit getreten war. Er wollte daher ſeine Soldaten keineswegs in einem Sturme aufopfern; und als ein junger Macedoniſcher Prinz, der in ſeinem Heere diente, ſeine Verwunderung darüber gegen ihn bezeigte, daß die Römer die Mauer nicht angriffen, antwortete er ihm lächelnd nur dieſes: „Es iſt eine zu ſchlechte „Arbeit.„ Gleich unternahm der Prinz mit ſeinen Macedoniern dieſe, wie er glaubte, leichte Sache, und wurde mit groſſem Verluſte zurückgeſchlagen.

Mittlerweile kam der Wall, den Titus errichten ließ, zu Stande. Vier Legionen, das iſt über vier und zwanzig tauſend Mann, hatten denſelben ſiebzehn Tage hindurch in beträchtlicher Gröſſe und Stärcke aufgeführet, und man brachte nun die Maſchinen auf denſelben, um die lezte Mauer über den Hauffen zu werfen. Aber dieſes ſo ſchwere kaum geendigte Werck war nach wenigen Tagen ganz vergeblich. Von der Seite der Burg Antonia untergrub Johannes den Raum, der bis an den Wall reichte: nachdem er hierauf die Pfähle, von welchen ſeine Mine unterſtüzt wurde, angezündet hatte, ſtürzte der Wall plözlich ein. Auf der andern Seite that Simon, zween Tage darauf, mit den verwegenſten ſeiner Anhänger einen Ausfall. Sie ſteckten die Kriegsmaſchinen in Brand; aller Widerſtand der Römer war gegen ihre grimmige Standhaftigkeit umſonſt, und der Wall wurde ſelbſt vom Feuer ergriffen. Titus kam geſchwind von der Gegend der Burg Antonia, wo er einen andern Ort zur Verſchanzung ausſuchte, dahin. Er ſchalt ſeine Soldaten, daß ſie ihre eigene Wälle nicht vertheidigen könnten, da ſie doch die feindlichen eingenommen hätten; daß ſie ſich von den Juden,

die

die gleichſam aus einem Gefängniſſe loßbrächen, ſelbſt belagern ließen. Die Feinde wurden unter ſeiner Anführung zwar bald zurück getrieben; allein der Verluſt, den er durch ſie erlitten hatte, war faſt unerſezlich.

Er ſahe dadurch den Fortgang der Belagerung ſo ſehr gehemmt, daß er mit ſeinen Befehlshabern berathſchlagte, auf welche Art die Stadt nunmehro anzugreiffen ſey. Die hizigſten unter ihnen ſchlugen vor, daß man einen allgemeinen Sturm wagen ſollte: denn bisher hätten die Juden nur mit einem Theil des Kriegsheeres gefochten; wenn es aber ganz wider dieſelben anrückte, würden ſie bald unterliegen müſſen. Die andern, welche vorſichtiger waren, riethen, entweder einen neuen Wall aufzuwerfen; oder, die Stadt ſo genau zu beobachten, daß keine Lebensmittel hinein gebracht würden, und ſie vom Hunger zur Uebergabe genöthigt werden möchte. Der Grund ihrer Meinung war dieſer, daß man mit Verzweifelnden, welche zwar durch das Schwerdt zu fallen wünſchten, denen aber auch ohne dieſes noch ein traurigeres Ende bevorſtünde, ſich in kein Handgemenge einlaſſen müſſe.

Man findet hier ein Beyſpiel zum Beweiſe, daß es für einen Feldherrn mitten in ſeinem Kriegsrathe ſehr wichtig ſey, ſich ſelbſt ſein vornehmſter Rathgeber zu werden. Titus hörte ſeine Befehlshaber an, weil von einer ſolchen Verſammlung erfahrner Männer immer etwas nüzliches für die gemeine Sache geſagt wird; vielleicht auch, weil er aus ihren Vorſchlägen die Einſicht, Fähigkeit und Neigung eines jeden nicht undeutlich erkannte. Aber er ſezte ſeinen Entſchluß weder nach der Mehrheit der Stimmen,

noch nach dem Anſehen derſelben feſt: vielmehr gefiel ihm keine von allen Meinungen. Mit einem ſo großen Heere ganz müßig vor der Stadt zu liegen, ſchien ihm unanſtändig zu ſeyn; mit Leuten zu fechten, welche ſich ſelbſt ohnedieß ins Verderben brachten, hielt er vor überflüßig; hingegen zeigte er auch ſeinen Unterfeldherren, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, bey einem ſolchen Mangel an Materialien, einen neuen Wall aufzurichten, und noch ſchwerer, auf die Ausgänge der Feinde Acht zu geben. Wegen des weiten Umfangs der Stadt und vieler Nebenwege, könnten nicht auf alle Seiten hinlängliche Kriegsvölcker geſtellt werden; ja dieſes geſtatte nicht einmal die Vorſichtigkeit, welche gegen die Ausfälle der Feinde nöthig wäre. Wollte man gleich die offenen Wege gehörig bewachen, ſo würden ſie bald geheime ausfindig machen; der geringſte Zuwachs an Lebensmitteln würde die Belagerung verlängern, und eben dieſe lange Dauer könnte den Ruhm ihrer glücklichen Thaten verringern. Denn in einer langen Zeit, ſagte Titus, kann zwar alles ausgeführt werden; aber, um Ehre zu erwerben, muß man Geſchwindigkeit brauchen. Sollte aber dieſe zugleich mit Sicherheit verbunden ſeyn, ſo müßte man die ganze Stadt mit einer Mauer einſchließen; auf dieſe Art allein könnten alle Ausgänge aus derſelben verſtopft werden, und die Juden würden endlich, wenn ſie ſich von aller Hülfe entblößt ſähen, entweder die Stadt übergeben, oder, vom Hunger ausgezehrt, deſto leichter überwältigt werden können. Denn er werde es auch bey der Mauer nicht bewenden laſſen, ſondern neue Schanzen aufzuwerfen ſuchen, wenn die Juden zu ſchwach ſeyn würden, ſolches zu verhindern. Titus ſchloß mit den Worten, welche mehr Nachdruck hatten, als alles übrige: „Kommt jemanden dieſes Werck

„zu

„zu groß und zu ſchwer vor, ſo muß er bedencken,
„daß es ſich für die Römer nicht ſchicke, etwas klei-
„nes zu unternehmen, und daß niemand, als Gott al-
„lein, ohne viele Arbeit eine große Abſicht zu Stan-
„de bringen könne.„

Alle ſeine Befehlshaber gaben ihm Beyfall. Da man dieſe weitläuftige Arbeit unter das Heer vertheilt hatte, kam es in eine Art von Begeiſterung, und alle Claſſen deſſelben wetteiferten mit einander, um ſie ſchleunig zu Ende zu bringen: zumal da Titus täglich herumgieng, und ihren Fortgang in Augenſchein nahm. Dieſe Mauer, welche um die ganze Stadt geführt wurde, faſt fünftauſend Schritte lang war, und an welche noch dreyzehn kleine Feſtungen oder Blochhäuſer angebauet wurden, ſtand in drey Tagen völlig fertig. Titus hielt ſelbſt die erſte Nacht-Wache auf derſelben; die zweyte ſein Freund Alexander, und die übrigen Befehlshaber folgten darauf. Die Wachen, mit welchen ſie beſezt war, bedienten ſich des Schlafes, ſo wie er ihnen durch das Loos zufiel, und hörten die ganze Nacht nicht auf, zwiſchen den Blochhäuſern herumzugehen.

Durch dieſe Anſtalt hatte Titus den Feinden alle Hoffnung zur Rettung abgeſchnitten; zugleich aber war es eine Folge derſelben, daß das Elend des Hungers noch weit mehr in Jeruſalem überhand nahm. Viele tauſend kamen aus Mangel an Unterhalte ums Leben; andere ſuchten es durch unnatürliche Speiſen zu friſten; allein der größte Theil der Einwohner verlor daſſelbe durch alle Arten von Noth und Bedrängniß in den lezten Monathen der Belagerung. Die Tyrannen, welche mit ihren Soldaten dieſes gleichgültig anſahen, weil alles dieſes ihr Werck

war, beharrten auf dem Vorſaze, die Stadt zu vertheidigen. Da es weiter unmöglich war, die unzählichen menſchen, welche täglich ſtarben, zu begraben: ſo ließen ſie ihre Leichname von der Mauer herab in tiefe Graben werfen. Beym Anblicke dieſer Menge von faulenden Körpern ſeufzete Titus, und rief, indem er ſeine Hände gen Himmel hob, Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld an einem ſo entſezlichen Unglücke habe.

Aus Mitleiden gegen das noch übrige Volck, eilte er, einen neuen Wall zur Beſtürmung der Mauer, an welcher die Feſtung Antonia lag, aufzurichten. Allein, da weit um die Stadt herum ſchon zu den erſtern Verſchanzungen alle Bäume waren niedergehauen worden, mußte jezt das Holz von einigen Meilen her geholet werden. Titus munterte die Soldaten fleißig auf, dieſe Arbeit zu beſchleunigen. Unterdeſſen kamen immer mehrere Ueberläufer aus der Stadt in ſein Lager. Einer derſelben ſuchte aus ſeinem Unflate Goldſtücke hervor, welche er aus Furcht vor den herrſchenden Partheyen in Jeruſalem, verſchlungen hatte. Dieſe Entdeckung breitete das Gerüchte aus, als wenn ſich alle Ueberläufer auf dieſe Weiſe mit Golde angefüllt hätten: daher ſchnitten die Arabiſchen und Syriſchen Hülfsvölker unter dem Römiſchen Heere, zweytauſend derſelben in einer Nacht auf, um ihr Innerſtes durchzuwühlen. Als Titus von dieſem unmenſchlichen Frevel Nachricht bekam, fehlte es wenig, daß er die Schuldigen nicht ſogleich von der Reiterey umringen, und mit Pfeilen erſchießen ließ. Eine große Menge anderer Soldaten hielt ihn noch durch die Vorſtellung zurück, daß er weit mehrere ſtrafen müßte, als umgebracht worden wären. Allein er bedrohete diejenigen mit dem

Tode

Tode, welche dieſes Verbrechen künftig begehen würden: ſogar einige Römiſche Soldaten hatten daran Antheil genommen, und auch nachher war der niederträchtigſte Geiz ſtärcker als das Verbot des Titus.

Seine Maſchinen waren bald im Stande, auch die Burg Antonia zu beſtürmen: erſchüttert von dem heftigſten und unaufhörlichen Anfall, ſtürzte endlich ein Theil der Mauer, welche ſie beſchüzte, bey Nacht unvermuthet ein. Doch das Vergnügen, welches die Römer darüber empfanden, wurde gleich durch den Anblick einer neuen Mauer, welche Johannes hinter der alten aufgeführet hatte, unterdrückt: und es ſchien in der That noch nicht leicht zu ſeyn, die Feſtung zu erſteigen. Titus fand daher vor nöthig, den Muth der tapferſten unter ſeinem Heere anzufeuern: in dieſer Abſicht berief er ſie zuſammen. „Meine Mitſoldaten, ſagte er, wenn man zu Unternehmungen, mit welchen keine Gefahr verbunden iſt, „ermahnet: ſo gereicht ſolches denen, welche man ermahnet, nicht zur Ehre, und zeigt auch an demjenigen, der es thut, eine gewiſſe Weichlichkeit an. Ich „halte keine Ermahnungen vor nöthig, als wenn ſie „gefährliche Dinge betreffen, deren Ausführung eines jeden allein würdig iſt. Daher ſage ich euch „ſelbſt, daß es euch ſchwer fallen wird, auf die Mauer zu kommen; ich ſeze aber auch hinzu, daß es „Ruhmbegierigen Männern vorzüglich anſtändig ſey, „mit Schwierigkeiten zu kämpfen; daß es ſchön ſey, mit „Ehren zu ſterben; und daß diejenigen, welche zuerſt „eine tapfere That vollbringen, dadurch ungemeinen „Nutzen ſtiften werden. Vors erſte muß euch eben „dasjenige, was einige vielleicht abſchreckt, nemlich „die Geduld und Standhaftigkeit der Juden im Unglück, dieſes muß euch aufmuntern. Denn es wäre „ſchänd-

„ſchändlich, wenn Römer und meine Soldaten,
„welche gewohnt ſind im Frieden den Krieg zu lernen,
„und im Kriege zu überwinden, von den Juden
„durch ihren Arm oder ihren Muth überwunden wür-
„den: und noch dazu am Ende des Sieges, und da
„uns Gott augenſcheinlich Hülfe leiſtet. Die Un-
„fälle, welche wir erlitten haben, rühren bloß von der
„Verzweifelung der Juden her; aber ihre Leiden ver-
„mehren ſich durch eure Tapferkeit, und durch den
„göttlichen Beyſtand, deſſen ihr genießet. Denn
„was iſt Aufruhr, Hunger, Belagerung, der Fall
„der Mauern ohne Maſchinen, was iſt dieſes an-
„ders als ein Zeichen, daß Gott auf ſie zürne, uns
„aber beyſtehe? es ſchickt ſich daher nicht für euch,
„weder ſchlechter zu ſcheinen als dieſes ſchlimme Volck;
„noch die göttliche Hülfe gleichſam zu verrathen.
„Wie ſollte es aber nicht ſchändlich ſeyn, wenn die
„Juden, denen es eben nicht ſehr ſchimpflich iſt über-
„wunden zu werden, da ſie der Knechtſchaft ge-
„wohnt ſind, den Todt verachten, um dieſe nicht mehr
„auszuſtehen, und öfters mitten unter uns dringen,
„nicht in der Hoffnung zu ſiegen, ſondern nur um
„einen geringen Beweis ihrer Tapferkeit abzulegen;
„wenn wir hingegen, die wir faſt die ganze Welt und
„See unter unſere Gewalt gebracht haben, denen es
„ſchon zur Schande gereicht nicht zu ſiegen, nicht
„eine einzige kühne Unternehmung gegen die Feinde
„wagen, und mit ſolchen Waffen müßig ſizend ihren
„Hunger und ihr feindſeeliges Glück abwarten; und
„dieſes, da wir mit weniger Gefahr alles glücklich zu
„Stande bringen könnten? Wenn wir alſo die Burg
„Antonia erſtiegen haben, ſo iſt auch die Stadt unſer.
„Denn ſollten wir gleich mit den noch übrigen Fein-
„den in derſelben zu ſtreiten haben, welches ich nicht
„einmal glaube; ſo verſpricht uns doch der Umſtand,

„daß

„daß wir über ihren Köpfen, über der Luft, welche ſie „einhauchen, ſitzen, einen geſchwinden und vollkom„menen Sieg.„

Dieſe Bewegungsgründe waren für Soldaten, für Römer inſonderheit, hinlänglich. Aber Titus nahm noch andere von dem Zuſtande nach dem Tode her: und man mag bey dieſer Gelegenheit zuſehen, ob es einem chriſtlichen Feldherrn unanſtändig ſey, den Muth ſeiner Soldaten durch Ausſichten in die künftige Welt zu ſtärcken. „Ich will, fuhr der „heydniſche Cäſar fort, nichts zum Lobe derer ſagen, „welche im Kriege ſterben, nichts von der Unſterb„lichkeit derjenigen, die vom Mars getrieben fallen; „aber denen, welche anders geſinnt ſind, möchte ich „wohl den Todt, der zur Zeit des Friedens aus Kranck„heiten entſteht, wünſchen, indem alsdenn ihre Seele „zugleich mit dem Leibe, zum Grabe verurtheilt wird. „Denn welcher tapfere Mann weiß es nicht, daß die „Seelen, welche in der Schlacht durch das Eiſen vom „Körper getrennt werden, von dem reinſten Elemente „der Luft gleichſam als Gäſte unter die Geſtirne auf„genommen werden; daß ſie daſelbſt ihren Nachkom„men als gute Geiſter und wohlthätige Helden erſchei„nen; daß aber diejenigen Seelen, welche durch „Kranckheiten in ihren Körpern verzehrt worden ſind, „wenn ſie gleich keine Flecken und Unreinigkeiten an „ſich haben, von einer unterirdiſchen Nacht verdun„ckelt, und in eine tiefe Vergeſſenheit geſtoßen wer„den; daß ihr Andencken in eben ſolche Gränzen als „ihr Leben und ihre Körper, eingeſchloſſen wird? „Wenn die Nothwendigkeit zu ſterben den Menſchen „einmal beſtimmt iſt, und ſie an dem Eiſen einen „weit leichtern Diener des Todes haben als an al„len Kranckheiten, wie ſollte es nicht Trägheit ſeyn,

„das-

„dasjenige zu öffentlichen Bedürfniſſen nicht hinzuge-
„ben, was wir dem Schickſale als eine Schuld ab-
„tragen werden? Und ich habe dieſes alles ſo vorge-
„ſtellt, als wenn diejenigen, welche dieſen Angriff
„unternehmen werden, ihr Leben durchaus verlieren
„müßten. Allein tapfere Männer können ſich ſelbſt
„aus den größten Gefahren retten. Denn erſtlich iſt
„es leicht, den eingeſtürzten Theil der Mauer zu er-
„ſteigen; alles aber, was hinter derſelben erbauet wor-
„den iſt, kann ohne große Mühe umgeworfen wer-
„den. Ihr, die ihr einen großen Hauffen ausmacht,
„nehmt euch kühnen Muth zu dieſer Unternehmung;
„ermuntert und ſteht euch einer dem andern bey: eure
„Tapferkeit wird gar bald den Trotz der Feinde bre-
„chen. Ja vielleicht wird euch dieſe Sache ohne
„Blutvergießen gelingen, wenn ihr ſie nur anfangt.
„Es iſt zwar wahrſcheinlich, daß ſie euch zu wehren
„ſuchen werden, wenn ihr auf die Mauer ſteigen
„werdet; wenn ihr aber heimlich oder auch mit offen-
„barer Gewalt einmal etwas wagt, ſo werden ſie
„euch nicht aushalten können, ſollten es auch nur
„wenige unter euch ausführen. Ich aber würde mich
„gewiß ſchämen, wenn ich demjenigen, der zuerſt die
„Mauer erſteigt, nicht beneidenswürdige Belohnun-
„gen ertheilte. Wer unter euch am Leben bleibt, ſoll
„künftig über diejenigen befehlen, welche jezt ſeines
„gleichen ſind; aber auch diejenigen, welche hierbey
„umkommen, ſollen mit den herrlichſten Vorzügen
„gekrönet werden.„

So rührend auch dieſe Aufmunterungen des Titus waren; ſo fand ſich doch nur ein Syriſcher Soldat Sabinus nebſt eilf andern, welche gleich darauf, aber mit unglücklichem Erfolge, die Mauer angriffen. Doch nach zween Tagen ermannten ſich einige

„zwan-

zwanzig andere Soldaten bey Nacht, und drangen durch die Ruinen der Mauer in der Stille bis zu der Feſtung Antonia. Sie hatten einen Trompeter mitgenommen, den ſie, nachdem ſie die eingeſchlafene Wache umgebracht hatten, blaſen ließen: dieſes that die gehoffte Würckung, daß die aufwachenden Juden voll Beſtürzung, und weil ſie einen zahlreichen Hauffen Feinde erwarteten, ſogleich flohen. Sobald Titus den Schall der Trompete hörte, eilte er mit den Befehlshabern und einer ausgeſuchten Schaar zuerſt die Mauer hinauf: zugleich befohl er, daß das ganze Heer die Waffen ergreiffen ſollte. Es entſtand ein hiziges Gefechte, das bis in die Mitte des andern Tages währte; die Römer, welche nun im Beſize der Feſtung waren, verſuchten es auch den daran ſtoſſenden Tempel zu erobern; allein hier war der Widerſtand der Juden ſo heftig, daß ſich Titus endlich an dem gewonnenen großen Vortheile begnügte.

Hierauf ließ er die Burg Antonia von Grund aus niederreißen, damit ſein Heer einen geräumigen Platz zum Angriffe auf den Tempel bekommen möchte. Er hörte, daß an dieſem Tage das tägliche Opfer in dem Tempel, aus Mangel an Prieſtern nicht habe dargebracht werden können, und daß ſich das Volck darüber ſehr betrübt habe. Auch er nahm Antheil daran: immer gleich gütig und großmüthig trug er dem Joſephus auf, in ſeinem Nahmen dem Johannes zu ſagen: „wenn er noch beſtändig die unſinnige Begierde zu fechten hätte, ſo möchte er mit „einem ſo großen Hauffen als es ihm gefiele, ſich ihm „entgegen ſtellen; wenn er nur nicht zugleich die Stadt „und den Tempel mit ſich ins Verderben ſtürzte; „er möchte aufhören, den heiligen Ort zu verunreinigen, und Gott nicht ſo frevelhaft beleidigen; es

ſollte

„ſollte ihm erlaubt ſeyn, den unterbrochenen Gottes„dienſt durch Juden, welche er ſich ſelbſt ausſuchen „möchte, feyern zu laſſen.„— Eine Ehrerbietung für eine fremde, ihm unerkannte Religion, eine Achtung gegen den Eifer, mit welchem ein feindſeeliges Volck derſelben diente, die man ſelbſt den Partheyen der Chriſten zum Muſter ihres Betragens gegen einander empfelen kann.— Allein vergebens hinterbrachte dieſes Joſephus dem Tyrannen und dem bey ihm ſtehenden Volcke: vergebens bat er ihn mit Thränen, welche faſt ſeine Rede erſtickten, den lezten unvermeidlichen Streich von dem Heiligthum ſeines Volckes abzuwenden: Johannes überhäuffte ihn mit Schmähreden, und blieb bey ſeiner Zuverſicht, Jeruſalem könne nicht zerſtöret werden, weil es die Stadt Gottes ſey.

Viele der angeſehenſten Juden hingegen wurden durch das Flehen des Joſephus bewegt, und diejenigen unter ihnen, welche die Wachſamkeit der Tyrannen nicht fürchteten, fanden Gelegenheit zum Titus zu flüchten. Er empfieng ſie mit ſeiner gewöhnlichen Leutſeeligkeit; da er aber wohl wußte, daß ſie mitten unter ſeinem Heere, das iſt, unter Völckern, deren Sitten von den ihrigen ſo weit entfernt waren, keinen angenehmen Aufenthalt haben würden, ſchickte er ſie in das Städtchen Gophna, um daſelbſt unterdeſſen zu wohnen, bis er ihnen nach geendigtem Kriege ihre Güter wieder einräumen würde. Dieſe ihre Entfernung brauchten die Aufrührer in der Stadt dazu, daß ſie die übrigen Einwohner überredeten, die Ueberläufer wären von den Römern umgebracht worden. Daher ließ ſie Titus von Gophna zurückkommen, und den Einwohnern unter das Geſichte treten. Sie baten nebſt dem Joſephus

die

die Aufrührer nochmals, wenigſtens den Tempel zu verlaſſen; weil die Römer denſelben gewiß nicht anders, als bey der äußerſten Nothwendigkeit verwüſten würden. Aber dieſe befeſtigten ihn vielmehr noch eifriger, indem ſie ihre Kriegsmaſchinen über die Thore deſſelben pflanzten; da hingegen rund um denſelben ſchon alles mit Leichnamen angefüllt war. Die Römiſchen Soldaten ſelbſt konnten jezt den Tempel nicht ohne Grauen betrachten.

Noch einmal alſo erniedrigte ſich Titus zu dieſem Schwarm von Elenden; Joſephus mußte ihnen folgende Worte von ihm bekannt machen: „Habt „ihr nicht ſelbſt, ihr Böſewichter, euer Heiliges mit „Schrancken umgeben? Habt ihr nicht an denſelben „in gewiſſen Zwiſchenräumen Säulen geſezt, auf „welchen in griechiſcher und in unſerer Sprache an„gezeigt wurde, daß niemand auch nicht einmal über „die Schrancken gehen dürfe? Haben wir euch nicht „erlaubt, diejenigen, welche darüber ſchreiten würden, „umzubringen, wenn es gleich ein Römer wäre? „Warum zertretet ihr denn, ihr Ungeheuer, ſelbſt an „dieſem Orte die Todten? Warum befleckt ihr den „Tempel mit dem Blute der Fremden und eurer Mit„bürger? Ich rufe die Götter meines Vaterlandes „zu Zeugen an, und wenn irgend jemals ein Gott „dieſen Ort angeblickt hat; (denn jezt glaube ich „nicht, daß einer auf denſelben ſehe,) ich nehme auch „mein Kriegsheer, und die Juden, welche ſich bey „mir befinden, euch ſelbſt nehme ich zu Zeugen, daß „ich euch nicht nöthige, dieſen Ort zu entheiligen: „und wenn ihr eure Stellung gegen mich verändern „werdet, ſo ſoll kein Römer ſich zu eurem Heiligthume nähern, noch daſſelbe beſchimpfen. Ja ich will „euch ſogar den Tempel wider euren Willen erhalten.„

Man nahm dieſes Anerbieten nicht an: daher ſahe ſich Titus gezwungen, von neuem Gewalt zu gebrauchen. Er gab Befehl, daß ein zahlreicher Haufſen, den er aus dem ganzen Kriegsheere ausſuchte, unter der Anführung des Cerealis, mitten in der Nacht, die Wachen des Tempels angreiffen ſollte, und er machte ſich bereit, mit demſelben hinabzuſteigen: denn dieſes iſt der einzige Vorwurf, den man ihm in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen machen kann, daß er ſich zu willig in Gefahren begab, die ein Feldherr für ſeine Perſon vermeiden muß. Allein die gegenwärtige war ſo groß, daß ihm ſeine Freunde ſeinen Entſchluß lebhaft widerriethen. Sie wiederholten dasjenige, was die Befehlshaber des Heeres ſchon geſagt hatten: es würde weit vortheilhafter ſeyn, wenn er auf der Feſtung zurück bliebe, und von daraus den Soldaten die Anweiſung zum Gefechte gäbe, als wenn er ſich für ſie in Gefahr ſezte: denn vor ſeinen Augen würden ſie alle tapfere Krieger ſeyn. Er folgte auch dieſem Rathe, nachdem er vorher zu den Soldaten geſagt hatte, er bleibe nur deswegen auf der Feſtung, damit er ihre Thaten beurtheilen könne, und damit weder ein tapferer Mann ſeine Belohnung verlieren, noch ein träger Soldat der Strafe entgehen möchte. Würklich legten auch die Römer ungemeine Proben der Herzhaftigkeit ab; allein der Sieg blieb zwiſchen beyden Theilen unentſchieden.

Unterdeſſen hatte der übrige Theil des Heeres an der Zerſtörung der Burg Antonia ſo unermüdet gearbeitet, daß die Legionen nach ſieben Tagen Platz genug fanden, ſich dem Tempel gegen über zu lagern. Hier ließ ſie Titus neue Schanzen aufwerfen, und ſchärfte zugleich die Kriegszucht aufs neue, welche

unter

unter den Römern durch ihr Glück dergeſtalt in Abnahme zu gerathen anfieng, daß ſie öfters ſorglos in die Nachſtellungen der Juden fielen. Dieſe verbrannten hierauf ſelbſt einen bedeckten Gang, welcher den Tempel mit der Feſtung verband; einen andern aber ließ Titus anzünden. Er vernahm jezt, daß die Noth und Verzweifelung in der Stadt unbeſchreiblich wütete. Eine vornehme Frauensperſon brachte ihr ſäugendes Kind um, verzehrte die Hälfte von demſelben, und bot die andere Hälfte den Soldaten an, welche überall mit Ungeſtüm und Grauſamkeit verborgene Speiſen aufſuchten. Dieſe abſcheuliche That reizte den Titus zur Rache gegen ſo halsſtarrige Feinde. Er entſchuldigte ſich, indem er ſich an Gott wandte, daß er zu einem ſo unnatürlichen Betragen keine Urſache gegeben habe, indem er den Juden den Frieden, die Freyheit nach ihren Geſetzen zu leben, und eine Vergeſſenheit aller ihrer Ausſchweifungen angeboten hätte. „Aber Leute, ſagte er, „welche Aufruhr an Statt der Einigkeit, den Krieg „Statt des Friedens, und für den Ueberfluß den Hunger gewählet, welche den Tempel, den wir ſelbſt zu „erhalten ſuchten, mit ihren Händen angezündet haben, dieſe verdienen eine ſolche Nahrung. Jedoch „ich will auch dieſe unmenſchliche Speiſe von Kindern mit den Ruinen der Stadt bedecken: ich will „nicht zugeben, daß die Sonne eine Stadt auf dem „Erdboden anblicke, in welcher die Mütter ein ſolches Eſſen genießen. Den Vätern hätte vielmehr „vor den Müttern eine ſolche Speiſe gebühret, weil „ſie nach ſo vielem ausgeſtandenen Uebel doch die „Waffen nicht niederlegen wollen.„ Und nunmehro gab auch Titus alle Hoffnung auf, die Feinde zu einem Vergleiche bewegen zu können.

Er ließ also die stärckſten seiner Kriegsmaschinen gegen den Vorhof der Priester, innerhalb welchem die Juden sich gesezt hatten, kehren; allein er versuchte es sechs Tage lang vergebens, die Mauer durch dieselben einzuwerfen. Eben so fruchtlos bemühten sich seine Soldaten, den Grund eines Thores zu untergraben: sie ergriffen endlich Sturmleitern, um die Mauer zu ersteigen, und wurden mit großem Verluste, sogar an Fahnen, zurück geschlagen. Da Titus sahe, daß er in der Absicht, des Tempels zu schonen, seine Soldaten ins Unglück stürzte, befohl er die Thore anzuzünden, welche mit Silberblech beschlagen waren. Dieser Brand verzehrte alle bedeckten Gänge und Höfe des Tempels.

Kurz vorher giengen zween der schlimmsten Anhänger der Tyrannen zum Titus über. Er war im Begriff sie tödten zu lassen, weil er wußte, wie boshaft sie ihre Mitbürger gemißhandelt hatten, und daß sie sich des lezten Vortheils der Juden arglistiger Weise zu bedienen suchten, um gleichsam als Sieger ihre Parthey zu verlassen. „Sie kommen, „sagte er, aus Noth gedrungen, nicht aus gutem „Willen: und da sie aus ihrer Vaterstadt, welche „ihrentwegen in Feuer gesezt wird, flüchten, sind sie „nicht werth, gerettet zu werden.„ Doch die treue Beobachtung seines Versprechens gegen die Ueberläufer behielt die Oberhand; ob er ihnen gleich nicht so günstig begegnete als den übrigen.

Noch stand also das Hauptgebäude des Tempels unversehrt; allein man sahe voraus, daß es nicht anders als durch Feuer bezwungen werden könne: und den Untergang desselben suchte doch Titus auf alle Art zu verhindern. Er fragte seine vornehmsten Befehls-

fehlshaber um Rath, wie er ſich hierbey verhalten ſollte. Sie drangen alle auf die Verbrennung des Tempels. Er hingegen endigte die Berathſchlagung mit den Worten: „Wenn gleich die Juden von ihrem Tempel herab fechten werden; ſo will ich doch „nicht mich an lebloſen Dingen an Statt der Soldaten rächen; niemals will ich ein ſo unvergleichliches Werk verbrennen. Es wird ein Verluſt für „die Römer ſelbſt ſeyn, wenn es zerſtört wird; bleibt „es aber, ſo iſt es eine Zierde unſers Reichs.„ Bey dieſem Vorſaze veranſtaltete er alles zu einem allgemeinen Sturme des ganzen Heeres auf den Tempel.

Aber menſchliche Vorſicht konnte dieſen längſt von Gott verlaſſenen Sitz nicht mehr retten. Die Juden ſelbſt beförderten die Verwüſtung deſſelben. Sie fielen aus dem Tempel auf die Römer heraus, welche das noch immer um ſich greiffende Feuer auslöſchten, und eine Straße bahnten. Titus jagte ſie ſelbſt zurück; aber bald darauf fiengen ſie das Gefechte von neuem an. Während deſſelben riß ein Römiſcher Soldat, aus eigenem Antriebe, oder vielmehr von einer höhern Macht geleitet, einen feurigen Brand aus einer glühenden Stätte, und warf ihn durch ein Fenſter in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren. Sogleich breitete ſich das Feuer über die ganze mitternächtige Seite dieſer Nebengebäude des Tempels aus.

Titus hatte kaum davon Nachricht erhalten, als er mit aller Geſchwindigkeit eilte, den Brand zu löſchen: ſeine Befehlshaber und übrige Soldaten folgten ihm alle nach. Er befohl es mit Worten und Zeichen; allein das Getümmel war zu groß, als daß man ihn hätte hören oder beobachten können. Die

Legionen hingegen drangen mit unaufhaltſamer Wuth auf den Tempel zu, ſtellten ſich, als wenn ſie den Befehl ihres Feldherrn nicht vernähmen, und munterten einander ſelbſt auf, das Feuer zu unterhalten: zugleich richteten ſie unter den Juden das grauſamſte Blutvergießen an. Titus gieng daher mit ſeinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligſte, welches er weit über ſeine Erwartung prächtig, mit Koſtbarkeiten angefüllet, fand, von denen er auch verſchiedene retten ließ. Und da er bemerckte, daß nur noch die Seitengebäude, nicht das Innere des Tempels, brannten: rief er den Soldaten von neuem zu, das Feuer zu dämpfen; ja er beſtellte einen Hauptmann von ſeiner Leibwache, um die Widerſpenſtigen alsbald zu beſtrafen. Aber ihre Erbitterung gegen die Juden, zum Theil auch ihre Raubſucht, machten dieſes Zwangsmittel unkräftig: der Tempel wurde endlich ganz vom Feuer verzehret.

Nach dieſem entſcheidenden Siege trugen die Legionen ihre Fahnen an das öſtliche Thor des Tempels, opferten ihnen daſelbſt, und riefen, nach der Römiſchen Gewohnheit, den Titus mit freudigem Geſchrey als Imperator, das iſt, als ihren ſiegenden Feldherrn aus. Eine Anzahl Prieſter hatte ſich auf die Mauern des Tempels gerettet. Der Hunger nöthigte ſie aber bald ſich zu ergeben. Sie baten den Titus umſonſt, ihnen das Leben zu ſchencken. „Die „Zeit der Gnade, ſagte er, iſt vorbey; dasjenige, um „deſſen willen ich euch mit Recht erhalten hätte, iſt untergegangen: es iſt Prieſtern anſtändig, mit ihrem „Tempel umzukommen.„ Wer ſieht nicht aus dieſer Antwort den tiefen Verdruß hervorleuchten, welchen er über ſeine fehlgeſchlagene edle Abſichten empfand, und welcher ſogar ſeine Menſchenliebe auf eine kurze Zeit erſtickte?

Doch

Doch ſie kam bald wieder zum Vorſchein, als die Tyrannen, weil ſie ihm weiter nicht entfliehen konnten, eine Unterredung mit ihm begehrten. Er wollte wenigſtens noch die obere Stadt, in welcher ſie ſich nebſt vielen tauſend Juden befanden, retten; glaubte, daß ſie jezt nachgebender geworden wären, und befohl daher ſeinen Soldaten einen Stillſtand. Als Sieger redete er ſie zuerſt durch einen Dollmetſcher an: „Seyd ihr denn nun, ſagte er, durch das „Unglück eurer Vaterſtadt geſättigt, o ihr Männer, „die ihr weder an unſre Macht noch an eure Schwä„che dachtet; ſondern durch eine unbeſonnene Hitze „und Wuth das Volck, die Stadt und den Tempel „ins Verderben geſtürzt habt; ja die ihr ſelbſt ver„dienet umzukommen, weil ihr, nachdem euch Pom„pejus beſiegt hat, im Anfange unaufhörliche Meu„tereyen geſtiftet, endlich aber einen offenbaren Krieg „gegen die Römer erregt habt? Habt ihr euch etwan „auf eure Menge verlaſſen? Es hat euch ja nur der „kleinſte Theil des Römiſchen Kriegsheeres wider„ſtanden. Oder ſeztet ihr euer Vertrauen auf Hülfs„völcker? Welches Volck außer unſerm Reiche wür„de wohl lieber den Juden als den Römern beyſte„hen? Oder auf eure Leibesſtärcke? Ihr wiſſet ja, daß „uns die Germanier dienen.„ — (Kaum die Hälfte derſelben, o Titus, würden unſere Vorfahren dazu geſagt haben, und auch dieſe nicht immer, und erſt nachdem ſie euch großen Verluſt zugefügt hatten.)— „Oder verließet ihr euch auf die Stärcke eurer „Mauern? Welche Mauer widerſteht wohl mehr als „der Ocean, mit welchem die Britannier umgeben „ſind, und gleichwohl die Römiſchen Waffen vereh„ren? Oder auf eure Standhaftigkeit und die Kunſt „eurer Feldherren? Es iſt euch ja bekannt, daß die „Carthaginenſer überwunden worden ſind. Euch al-

„ſo hat das gütige Bezeigen der Römer gegen die „Römer gereizt. Denn erſtlich haben wir euch die„ſes Land zum Beſitze, und Könige aus eurem Volcke „gegeben. Wir haben euch weiter eure väterliche Ge„ſetze erhalten, und euch erlaubt, ſowohl von andern „Völckern abgeſondert, als mit ihnen, wie es euch „gefiel, zu leben. Wir haben euch endlich, welches „das vornehmſte iſt, verſtattet, Steuren und Ge„ſchencke im Nahmen eures Gottes zu ſammeln: wir „haben diejenigen, welche ſie gaben, nicht abgerathen, „noch es ihnen verboten, damit ihr, wenn ihr reich „geworden wäret, unſere Feinde würdet, und uns „mit unſerm Gelde gegen uns rüſten könntet. Hier„auf habt ihr, mit ſo großen Wohlthaten überhäufft, „euch nun ſatt genug, gegen diejenigen, welche ſie „euch, erwieſen hatten, gewandt; ihr habt gleich un„gezähmten Schlangen euern Gift gegen die, ſo euch „ſchmeichelten, ausgeſpieen.„

Sollte es wohl Leſer geben, denen es unangenehm fiele, dem Titus weiter zuzuhören? Seine Rede iſt gewiß keine Erfindung eines Geſchichtſchreibers, der bloß ſeine Beredſamkeit zu zeigen ſucht; ſie iſt wahr und rührend; er mahlt ſich ſelbſt in derſelben ab, deſto glücklicher, je länger ſie fortgeht: wir wollen ihn alſo ferner mit ſeinen Feinden ſprechen laſſen. „Es mag darum ſeyn, ſagte der gütigſte Ueberwin„der ſeiner Zeit, daß ihr die Sorgloſigkeit des Nero „verachtet, und, gleich zerbrochenen oder abgeriſſenen „Gliedern, zu einer gewiſſen Zeit euch ruhig gehalten; „wenn aber den Staat eine ſchwerere Krackheit be„traf, euch gezeigt, und mit unverſchämten Hoff„nungen auch ungemeſſene Begierden an den Tag „gelegt habt. Aber mein Vater kam in dieſes Land, „nicht ſowohl um euch wegen eurer Vergehungen an

„dem

„dem Ceſtius zu beſtrafen, als um euch mit Nach-
„druck zu ermahnen. Er hat daher, da er ſonſt,
„wenn er gekommen wäre, die Nation zu Grunde zu
„richten, die Wurzel ſelbſt hätte angreifen, und dieſe
„Stadt ſogleich erobern müſſen, vielmehr Galiläa und
„das herumliegende Land verwüſtet, um euch Gele-
„genheit zur Reue und Beſſerung zu geben. Aber
„dieſe leutſeelige Begegnung ſahet ihr vor Unvermö-
„gen an, und wurdet durch unſere Gelindigkeit nur
„noch kühner. Als Nero ums Leben gekommen
„war, habt ihr alles gethan, was nur die ſchlimm-
„ſten Mitbürger des Staats vornehmen konnten:
„ihr habt aus unſern innerlichen Unruhen mehr Muth
„geſchöpft: da mein Vater und ich auf eine kurze
„Zeit nach Egypten giengen, habt ihr euch derſelben
„bedienet, um Kriegsrüſtungen anzuſtellen, und ihr
„habt euch nicht geſchämt, diejenigen, die ihr als
„Nachſichtsvolle Feldherren erfahren hattet, auch
„noch alsdenn zu beunruhigen, da ſie zu Fürſten
„des Reichs waren erkläret worden. Da alſo die
„oberſte Herrſchaft auf uns kam, und jedermann da-
„mit zufrieden war; da ſelbſt die auswärtigen Völ-
„cker durch Geſandten uns Glück wünſchen ließen:
„da bezeigten ſich wiederum die Juden allein als Fein-
„de. Die Geſandten, welche ihr an die jenſeits des
„Euphrates wohnenden Völcker geſchickt habt, um
„eure Meutereyen zu unterſtüzen; die Erbauung von
„Mauern in einem ganz neuen Umfange; eure Em-
„pörungen und die Händel eurer Tyrannen unter ein-
„ander; euer bürgerlicher Krieg: alles dieſes ſind
„Dinge, welche ſich nur für ein ſo böſes Volck ſchi-
„cken. Ich rückte gegen dieſe Stadt mit harten
„Befehlen, die mir mein Vater wider Willen gege-
„ben hatte: und ich freuete mich, als ich hörte, daß
„dieſes Volck zum Frieden geneigt ſey. Ehe es zu

„Feindſeeligkeiten kam, ermahnte ich euch, von den-
„ſelben abzuſtehen: lange Zeit ſchonte ich eurer, da
„ihr ſchon die Waffen gegen mich führtet; ich bot
„den Ueberläufern meine Hand an, und hielt mein
„Verſprechen, da ſie ſich zu mir flüchteten; ich er-
„barmte mich über viel Gefangene; ich that denen,
„welche die Rechte des Kriegs durch Martern noch
„grauſamer machen wollten, Einhalt; ungerne ließ
„ich meine Kriegsmaſchinen an eure Mauern hinzu-
„führen; ich hielt die Soldaten, welche immer, euch
„umzubringen, begierig waren, zurück, und nach je-
„dem Siege bot ich euch den Frieden an, nicht an-
„ders, als wäre ich überwunden worden. Da ich
„mich dem Tempel näherte, vergaß ich abermals wil-
„lig der Geſetze des Kriegs: ich ermahnte euch, eures
„eigenen Heiligthums zu ſchonen, und für euch ſelbſt
„den Tempel zu retten; indem ich euch die Freyheit
„heraus zu gehen und das Verſprechen einer völligen
„Sicherheit gab, ja euch ſogar, wenn ihr wolltet,
„Zeit an einem andern Orte zu fechten vergönnte.
„Aber dieſes alles habt ihr nicht geachtet; ihr habt
„den Tempel mit eigner Hand angezündet, und hier-
„auf, o ihr Böſewichter, habt ihr jezt verlangt, eine
„Unterredung mit mir zu halten. Warum wollt ihr
„nun erſt ein ſolches Werck erhalten, als jezt verloren
„gegangen iſt? Was vor einer Rettung haltet ihr euch
„würdig, nachdem der Tempel zu Grunde gerichtet
„iſt? Ja auch jezt ſtehet ihr hier bewaffnet: nicht
„einmal, da euer Untergang ſo nahe iſt, ſtellet ihr euch
„nur, als wenn ihr um Gnade bätet. Worauf ver-
„laßt ihr euch denn, ihr Elenden? Der Tempel iſt
„dahin; die Stadt iſt in meiner Gewalt; ich habe
„euer Leben in meinen Händen; und ihr haltet gleich-
„wohl die Begierde zu ſterben vor einen Ruhm der
„Tapferkeit? Doch ich will mit eurer Hartnäckigkeit

nicht

„nicht ſtreiten. Vielmehr ſchencke ich euch das Le-
„ben, wenn ihr die Waffen wegwerft, und mir
„eure Perſonen übergebt. Ich will wie ein gelinder
„Herr in ſeinem Hauſe handeln: nachdem ich die
„unheilbaren Theile beſtraft habe, will ich das übrige
„mir ſelbſt erhalten.„

Nach allen verdienten Vorwürfen, welche Titus den Juden gemacht hatte, konnten ſie dieſen Ausgang ſeiner Rede kaum erwarten. Aber noch unerwarteter war ihre Antwort. Sie könnten ſich, ſagten ſie, ihm nicht ergeben; denn ſie hätten geſchworen, daß ſie dieſes niemals thun wollten. Hingegen baten ſie um Erlaubniß, durch die Verſchanzungen, welche er um die Mauer geführt hatte, mit ihren Weibern und Kindern zu gehen; weil ſie in die Wüſte gehen, und ihm die Stadt überlaſſen wollten. Dieſer Trotz, mit welchem ſie als beynahe ſchon Gefangene ihm noch Bedingungen vorſchreiben wollten, brachte endlich den Zorn des Titus aufs höchſte: er ließ ihnen daher durch einen Herold ankündigen, daß er weiter keinen Ueberläufer annehmen, und niemandes ſchonen wolle; ſie möchten mit allen ihren Kräften fechten und ſich zu retten ſuchen, weil er nunmehro völlig nach dem Kriegsrechte handeln würde. Zugleich befohl er, die untere Stadt zu plündern und anzuzünden. Gleichwohl nahm er noch an dieſem Tage eine Anzahl vornehmer Juden, die ſich ihm ergaben, gnädig auf: ſo wenig konnte er ſeine ſanfte Gemüthsart gänzlich verleugnen.

Die herrſchende Parthey der Aufrührer zog ſich nunmehro in die obere Stadt auf dem Berge Sion, und ſuchten ſich daſelbſt in der Königlichen Burg Davids, aus welcher ſie die Römiſche Beſazung ver-

vertrieben, zu befeſtigen. Ein Römiſcher Soldat, den ſie gefangen bekommen hatten, entwiſchte glücklich zu den ſeinigen; aber Titus, um die Strenge der alten Kriegszucht, durch welche hauptſächlich die Römer unüberwindlich geworden waren, aufrecht zu erhalten, jagte ihn, nachdem er ihm ſeine Waffen genommen, von dem Heere weg, weil er ſich von den Feinden lebendig hatte ergreifen laſſen. Er mußte nun neue Verſchanzungen gegen dieſen Theil der Stadt anlegen. Während dieſer Arbeit gieng der größte Theil der Idumäer, welche den Juden bisher beygeſtanden hatten, zu ihm über: er ließ, uneingedenck ſeines harten Entſchluſſes, allen Gnade wiederfahren. Da er endlich nach achtzehn Tagen die Kriegsmaſchinen mit gutem Erfolge zu brauchen anfieng, entfiel ſeinen hartnäckigen Feinden, weil ſie keinen Ort der Zuflucht mehr vor ſich übrig ſahen, der Muth; ihre Anführer verließen ſogar mit einer übereilten Flucht, die drey ſtärckſten Thürme, welche es in Jeruſalem gab, gegen welche die Maſchinen des Titus nie etwas ausgerichtet haben würden, und verſteckten ſich in unterirdiſchen Gängen; ſie fielen aber bald in die Hände ihrer Feinde. Die Römer bemächtigten ſich hierauf der Stadt ohne Widerſtand, und zündeten ſie an, nachdem ſie vorher viele tauſend Juden umgebracht hatten. So gieng Jeruſalem am 8ten September des 70ſten Jahres, nach der chriſtlichen Zeitrechnung, gänzlich zu Grunde.

Titus, welcher die eroberte Stadt in Augenſchein nahm, bewunderte die ungemeine Feſtigkeit der Thürme, welche von den Tyrannen ohne Noth waren verlaſſen worden. Bey dieſem Anblicke konnte er ſich nicht enthalten auszurufen: „Wir haben mit Gottes „Beyſtand Krieg geführet; es iſt Gott, der die Ju-

„den

„den aus dieſen Feſtungen herausgeriſſen hat: denn „was würden menſchliche Hände und Maſchinen ge„gen ſolche Thürme ausrichten?„ Ein Geſtändniß, das ihm eben ſo viele Ehre machte, als alle rühmliche Eigenſchaften, die er in dieſem Kriege bewieſen hatte! Er ließ auch dieſe Thürme mitten in dem ganz zerſtörtem Jeruſalem, zum Andencken ſeines außerordentlichen Glücks ſtehen.

Es war noch eine groſſe Menge Juden übrig: von dieſen befohl Titus nur diejenigen zu tödten, welche man mit Waffen und in der Gegenwehr antreffen würde. Da die Soldaten ſeinen Befehl etwas überſchritten, beſtellte er einen ſeiner Freygelaſſenen zur Aufſicht: und dieſer ließ alle Aufrührer und Räuber umbringen; die ſchönſten Jünglinge aber behielt er zum Triumphe auf. Von den übrigen ſchickte Titus diejenigen, welche über ſiebzehn Jahre alt waren, nach Egypten, um daſelbſt in den Bergwercken zu arbeiten; viele vertheilte er in die Provinzen, damit ſie zu den Fechterſpielen und zu den Kämpfen mit wilden Thieren möchten gebraucht werden; die jüngern aber ließ er verkaufen. Er hatte in dieſem Kriege gegen ſieben und neunzig tauſend Gefangene gemacht, und während der Belagerung von Jeruſalem hatten eilfmal hundert tauſend Menſchen darinne das Leben verloren. Welch ein trauriger Sieg für einen Feldherrn, wie Titus war, und wie zu allen Zeiten wenige geweſen ſind!

Da er an eben dem Orte, wo die Stadt geſtanden hatte, ein ſtarckes Lager von Fußvolck und Reiterey zurücklaſſen wollte, um die Bewegungen der noch übrigen Juden in Paläſtina zu beobachten: ſo ließ er den Theil der Mauer, der die Stadt von der

Abend-

Abendſeite umgab, zum Platze des Lagers ſtehen. Allein vor allen Dingen wollte er die Tapferkeit ſeines Heeres belohnen. Er betrat alſo mitten in ſeinem erſten Lager einen Rednerſtuhl, um welchen daſſelbe verſammlet war, danckte ihm für ſeine treue Ergebenheit gegen ihn, lobte die Thaten deſſelben, welche, ſagte er, der ganzen Welt zeigten, daß den Römern nichts widerſtehen könne, und rühmte die glückliche Endigung des Krieges durch ſeine Soldaten, deſto mehr, da ſie es auch wären, von denen Rom ſelbſt den Kayſer, den ſie gewählt hätten, mit Vergnügen „angenommen habe. „Aber, ſezte er hinzu, ob ich „gleich euch alle liebe und hochſchätze, weil ich weiß, „daß es keinem unter euch an Bereitwilligkeit gefehlt „hat, ſich durch ſeinen Muth hervor zu thun; ſo muß „ich doch diejenigen unter euch, welche die ſchönſten „Proben der Tapferkeit abgelegt haben, auch vorzüglich ehren und belohnen„. Er ließ ſich hierauf dieſelben anzeigen, rief ſie ſelbſt auf, und ſezte ihnen unter vielen Lobſprüchen goldene Cronen auf, oder beſchenckte ſie mit andern koſtbaren Ehrenzeichen, erhöhete ihre bisherige Stelle, und gab ihnen einen reichlichen Antheil von der feindlichen Beute. Nachdem er endlich ſeinem Heere Glück gewünſcht hatte, und von demſelben mit frölichem Zuruf war herab begleitet worden, ſchlachtete er den Göttern die gewöhnlichen Opfer für den erhaltenen Sieg, von welchen auch die Soldaten ihre Mahlzeiten hielten. Er theilte nun ſeinem Heere die Gegenden aus, welche jede Legion beziehen ſollte; er ſelbſt aber gieng nach Syrien.

Auf dieſer Reiſe ſtellte er in verſchiedenen Städten, an den Geburtstagen ſeines Vaters und Bruders, oder überhaupt zum öffentlichen Vergnügen, alle Arten von Schauſpielen an, in welchen viele

tauſend

tauſend Juden theils von den wilden Thieren zerriſſen wurden, theils ſich ſelbſt unter einander fechtend umbringen mußten. Dieſe grauſamen Luſtbarkeiten der Römer ſchienen ihnen nichts Unmenſchliches an ſich zu haben: ihr kriegeriſcher Geiſt und eine lange Gewohnheit machten ſie ihnen, ob ſie gleich eines der geſitteſten Völcker auf der Welt waren, angenehm. Auch Titus alſo konnte ſie ihnen nicht verſagen. Man kann noch inſonderheit dazu ſetzen, daß die Rechte des Kriegs gegen die Ueberwundenen, in den damaligen Zeiten, ja unter allen heydniſchen Völckern, von einer Härte waren, welche alles, was nur Haß und Erbitterung eingeben konnte, erlaubte, bis die Welt auch hierinne durch das Chriſtenthum ſanfter geworden iſt — wenigſtens ſanfter werden ſollte. Die Römer urtheilten ſogar, da ſie die Juden auf dieſe Art umkommen ſahen, daß ſie noch weit empfindlichere Lebensſtrafen verdienet hätten.

Sobald aber Titus mehr Freyheit hatte, ſeine Geſinnungen gegen die Juden zu zeigen, erkannte man, daß er ihnen nicht ungerecht begegnen könne. Die Einwohner von Antiochien, der Hauptſtadt Syriens, baten ihn, aus einem eingewurzelten Groll gegen die Juden, ſehr eifrig, daß er dieſe aus ihrer Stadt vertreiben möchte. „Es iſt ja, gab er ihnen „zur Antwort, die Vaterſtadt der Juden zerſtört, in „welche ſie zurückkehren müßten: und es giebt keinen „Ort, wo man ſie aufnähme.„ Darauf erſuchten ihn die Einwohner, daß er wenigſtens die ehernen Tafeln, in welche die Rechte und Freyheiten der Juden eingegraben waren, wegnehmen ließe; allein er ſchlug ihnen auch dieſes ab. Da er ſich hierauf nach Egypten begab, und unterwegens zu den Ruinen von Jeruſalem kam, preßten ihm dieſelben viele Zeichen

des

des Mitleidens aus: er frohlockte keineswegs darüber, eine ſo große und herrliche Stadt überwältiget zu haben; er wünſchte vielmehr den Stiftern ihres Untergangs alles Unglück an.

Aus Egypten ſchiffte er, acht Monathe nach der Eroberung von Jeruſalem, nach Italien über. Dieſer Zeitraum kann den Vorwurf einigermaßen entkräften, den man ihm gemacht hat, er hätte die Belagerung jener Stadt nur darum ſo hitzig betrieben, um bald in Röm zu ſeyn, deſſen Ergözlichkeiten ihm immer vor den Augen ſchwebten. Es iſt aber nicht weniger gewiß, daß ihn der einbrechende Winter verhindert habe, ſogleich nach ſeiner Eroberung dahin abzureiſen. Aber eine andere Beſchuldigung gegen ihn, breitete ſich viel weiter, auch mit größerer Wahrſcheinlichkeit, aus: und doch war ſie noch weit weniger gegründet. Man fieng an zu glauben, daß er geſonnen ſey, ſich, von ſeinem Vater unabhängig, zum Oberherrn der Morgenländer aufzuwerfen.

Er hatte dazu die günſtigſte Gelegenheit in den Händen. Man ehrte und liebte ihn daſelbſt in gleichem Grade: und ſeine Soldaten inſonderheit waren ihm ſo außerordentlich ergeben, daß ſie ihn, da er das Heer verlaſſen wollte, mehrmals zurückhielten, bald flehend, bald drohend von ihm forderten, er möchte entweder bey ihnen bleiben, oder ſie alle mit ſich wegführen. Eben dieſer Verdacht wurde dadurch vermehret; daß er, indem er zu Memphis in Egypten der feyerlichen Einweihung des Ochſen Apis beywohnte, eine weiße Kopfbinde, welche Könige und Prieſter in den morgenländiſchen Gegenden mit einander gemein hatten, trug: man nannte ſie ein Diadem, und ſie hatte eine große Aehnlichkeit mit dem Turban der Türcken.

Titus

Titus that hierinne weiter nichts, als was die Gewohnheiten dieſes Egyptiſchen Götzendienſtes verlangten; man legte es aber als einen öffentlichen Schritt zur königlichen Würde aus. Man hat alſo immer auch in den gemeinſten Handlungen der Großen Merckmale von geheimen Abſichten geſucht.

Titus, dem dieſe ungerechten Gedancken von ihm bekannt waren, beſchleunigte ſeine Reiſe nach Italien deſto mehr. Da er über Argos in Griechenland gehen mußte, erſuchte er den Apollonius von Tyana, ſich in dieſer Stadt zu einer Unterredung einzufinden. Dieſer berühmte Weltweiſe, den der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit der Heyden zu einem Wunderthäter gemacht hat, welchen ſie dem göttlichen Stifter der chriſtlichen Religion mit ſehr ſchlechtem Erfolge entgegen ſezten, hatte dem Titus eine beſondere Hochachtung bezeigt. Denn da dieſer nach der Eroberung von Jeruſalem, goldene Cronen von den Parthern und andern benachbarten Völckern, nach der Gewohnheit dieſer Zeiten, als Geſchencke, die einem Sieger gebührten, bekam: geſtand er, „daß „er dieſelben nicht verdiene; denn er habe dieſe gro„ſen Thaten nicht ſelbſt verrichtet; ſondern nur Gott „zur Ausübung ſeines Zornes ſeine Hände geliehen.„ Dieſe Reden gefielen dem Apollonius ungemein; er ſchrieb daher folgenden Brief an den Titus: „Da Du „wegen der Waffen und des vergoſſenen feindlichen „Blutes nicht haſt geprieſen werden wollen: ſo über„reiche ich Dir die Crone, welche deiner Mäßigung „zukommt. Denn Du weißt ſehr wohl, weswegen „man gekrönt werden müſſe. Lebe wohl.„ Titus vergnügte ſich an ſeinem Beyfall, und ſezte, indem er ihm für derſelben dancte, noch hinzu: „Ich ha„be Jeruſalem, Du aber haſt mich eingenommen.„

Er ſtillte bald ſeine Begierde dieſen weiſen Mann zu ſprechen, umarmte ihn freundſchaftlich, und nannte ihn ſeinen und ſeines Vaters gemeinſchaftlichen Wohlthäter: weil er dieſem vortrefliche Rathſchläge gegeben hatte. Darauf fuhr er fort: „Ich bin jezt „dreyßig Jahre alt; habe eben die Würde erhalten, „welche mein Vater in ſeinem ſechszigſten Jahre bekam, „und da ich zur Regierung berufen worden bin, — „vielleicht eher als ich zu gehorchen gelernet habe — „ſo fürchte ich, ich möchte größere Dinge unterneh„men, als ſich für mich ſchicken.„ Apollonius ſtreichelte ihm den Hals — er hatte einen ſo ſtarcken, als nur irgend die Fechter und Ringer bey den Alten brauchten — und ſagte dazu: „wer ſollte wohl einen „Stier mit einem ſo mächtigen Nacken unter das Joch „zwingen können? Eben derjenige, antwortete Titus, „der mich zum Kalbe aufgezogen hat.„ Er verſtand die Meinung des Weltweiſen, daß er bey ſeinen Gaben nicht für den Stand einer Privatperſon gemacht ſey; aber er erklärte ſich, daß er wenigſtens ſeinem Vater beſtändig unterworfen ſeyn wollte, als welcher ihn von Jugend auf zum Gehorſam gewöhnt hätte. Hierauf ſagte Apollonius: „Ich freue mich „darüber, daß du ſo bereit biſt, deinem Vater unter„thänig zu ſeyn, deſſen Herrſchafft auch ſeinen Unter„thanen, die von Natur ſeine Kinder nicht ſind, ſo „ſehr angenehm iſt, und daß du denjenigen verehren „willſt, mit welchem du ſelbſt wirſt verehrt werden. „(Es kann ſeyn, daß er hierbey an das ausgebreitete „Gerüchte gedacht hat, welches dem Titus herrſch„ſüchtige Abſichten beymaß.) Denn wenn die Ju„gend zugleich mit dem Alter regiert, welche Leyer „oder Flöte kann wohl eine ſo liebliche Harmonie „hervorbringen, als dieſe Verbindung? Die Tugen„den beydes Alters werden mit einander vereinigt

„werden;

„werden; das Alter wird dadurch Munterkeit erlan„gen, und die Jugend wird ſich an eine gute Ord„nung gewöhnen.„

„Was giebſt du mir aber, fragte Titus weiter, „vor Lehren in Anſehung der Regierung? Du haſt „dich hierüber ſchon ſelbſt unterrichtet, antwortete „Apollonius. Denn da du deinem Vater Gehor„ſam leiſteſt, ſo iſt es offenbar, daß du ihm auch „ähnlich werden wirſt. Doch will ich dir eine Vor„ſchrift des Archytas erzehlen, welche trefflich und „wiſſenswürdig iſt. Dieſer Tarentiner, welcher ein „Pythagoräiſcher Weltweiſer war, ſchreibt in ſeinem „Buche von der Erziehung der Kinder: der Vater „ſoll ſeinen Söhnen ein Muſter der Tugend ſeyn. „Er wollte gleichſam ſagen, daß die Eltern ſelbſt „ſich deſto eifriger der Tugend ergeben würden, wenn „ſie ſähen, daß ihre Söhne ſie nachahmten. Ich „will dir aber auch noch den Demetrius, meinen „Freund, an die Seite ſezen, der, ſo oft es dir „gefällt, bey dir ſeyn, und dich lehren wird, löbli„che Dinge zu verrichten.„ Titus verlangte zu wiſſen, worinne die Weisheit dieſes Mannes beſtehe. „In der Freymüthigkeit, ſagte Apollonius, in der „Fertigkeit die Wahrheit zu ſagen, und in der Un„erſchrockenheit gegen jedermann: denn er beſizt die „Stärcke eines Cynikers.„ Dieſer leztere Nahme, der gewiſſen Philoſophen von einer hündiſchen Unverſchämtheit beygelegt worden war, beunruhigte den Titus. Daher ſezte Apollonius hinzu: „Homer „glaubte, daß Telemach, da er noch jung war, „zween Hunde benöthigt wäre; und er gab ſie ihm „zu Nachtretern ſelbſt in die Verſammlung der Ein„wohner von Ithaca mit, ob es gleich unvernünftige „Thiere waren.„ (Die Gelehrten des Alterthums

zogen ſehr gerne aus jeder Erdichtung des Homer Lehren der Weisheit; er iſt es aber auch werth, daß man dieſen edlern Gebrauch ſelbſt von ſeinen geringern Einfällen mache.) „So ſollſt du auch einen „Hund zur Seite haben, welcher zu deinem Schu„tze wider andere, ja auch gegen dich ſelbſt, wenn „du fehlen ſollteſt, doch weislich, nicht unvernünftig, „bellen wird. Gieb mir alſo, erwiederte Titus, ei„nen ſolchen Hund zum Nachtreter: ich will es ge„ſchehen laſſen, daß er mich ſogar beiße, wenn er „merkt, daß ich eine ſchlimme Handlung vornehme.„ Hierauf verſicherte ihm Apollonius, daß er bereits an ſeinen Freund, den Demetrius, deswegen nach Rom geſchrieben habe. Dieſer Brief verdienet hier wohl, wäre es auch nur wegen der Kürze, ſeine Stelle. „Ich ſeze dich hiermit, ſagte er darinne, „zum Lehrer des Cäſar Titus, daß du ihn in der „Regierungskunſt unterrichteſt. Mache, daß ich ihm „die Wahrheit von Dir möge geſagt haben, und ſey „ihm, außer dem Beyſpiele des Zornes, alles.„ Titus wünſchte noch, daß jemand für ihn an den Apollonius ſchreiben möchte, damit er ihn nach Rom begleitete; allein dieſer entſchuldigte ſich dieſerwegen, weil es für beyde noch nicht zuträglich wäre, beyſammen zu leben.

Es waren bey dieſem Geſpräche noch einige Freunde des Titus zugegen geweſen; aber nun fragte er den Apollonius allein über die künftigen Schickſale ſeines Lebens, und vor welchen Perſonen er ſich am meiſten zu hüten hätte; „wenn es anders nicht, „fuhr er fort, zu furchtſam ſcheinet, daß ich ſchon „jezt deswegen beſorgt bin. Nein, antwortete der „Philoſoph, es iſt vielmehr ein Zeichen deiner Vor„ſichtigkeit. Und hierauf kündigte er ihm auf Be-

„fehl

„fehl der Götter, wie er vorgab, an, daß er ſich, „ſo lange ſein Vater lebte, vor den ärgſten Feinden „deſſelben, nach ſeinem Tode aber vor denen, mit „welchen er am vertrauteſten umgehen würde, in „Acht zu nehmen hätte. Titus wollte auch von ihm erfahren, auf was vor eine Art er ſterben würde. Auf eben dieſelbe Art, bekam er zur Antwort, wie Ulyſſes ſein Leben verlor: denn das Meer hat ihm den Tod gebracht. Sie nahmen endlich öffentlich von einander unter Umarmungen ihren Abſchied, und Apollonius rief dem Cäſar noch zu: „Ueberwinde „deine Feinde durch die Waffen; deinen Vater aber „durch Tugenden.„ — Ich habe dieſe Unterredung erzählet, wie ſie vom Philoſtratus, dem Bewunderer des Apollonius, aufgezeichnet worden iſt: und ich befürchte nicht, deswegen getadelt zu werden. Ueber die vermeinten göttlichen Eingebungen und Prophezeyungen dieſes Weltweiſen kann man wegſehen; der ſchwächſte Leſer kann dieſes jezt mit mehrerer Stärcke des Geiſtes thun, als es Titus vermochte. Allein das übrige iſt glaubwürdig und lehrreich; ja wenn man es vor zweifelhaft halten müßte, ſo möchte man doch wünſchen, daß es wahr wäre.

Sie hatten, wie eben dieſer Schriftſteller berichtet, einander bereits zu Tarſus in Cilicien geſehen: wenigſtens iſt die Zeit ihrer Zuſammenkunft in dieſer Stadt, nicht genau von ihm beſtimmt worden. Die Einwohner derſelben baten den Titus um einige wichtige Gunſtbezeigungen: darauf antwortete er, er wolle ihrer Bitte bey ſeinem Vater eingedenck ſeyn, und ſelbſt ihren Fürſprecher abgeben. Apollonius, der dieſes hörte, fragte ihn ſogleich: „Wie würdeſt „du dich wohl verhalten, wenn ich einige von dieſen „Bürgern überzeugen könnte, daß ſie die heftigſten

„Feinde von dir und deinem Vater geweſen ſind,
„und den Juden zu Jeruſalem beygeſtanden haben?
„Ich würde ſie ohne Verzug beſtrafen, antwortete
„Titus. Gereicht es dir aber nicht zur Schande,
„fuhr Apollonius fort, daß du dir die Gewalt zu-
„eigneſt, die Verbrecher alsbald ihre Strafe leiden
„zu laſſen; die Ertheilung der Wohlthaten aber ſo
„lange aufſchieben mußt, bis Du dich mit deinem
„Vater darüber berathſchlagt haſt? Dieſer Vorwurf
„gefiel dem Titus. Ich gewähre den Einwohnern
„ihre Bitte, ſagte er: mein Vater wird es mir nicht
„übel nehmen, daß ich mich von der Wahrheit und
„von dir habe überwinden laſſen.„ — Aber wie oft
hat man wohl Erlaubniß, den Mächtigen einen Vor-
wurf dieſer Art zu machen, zu welchem die Gelegen-
heiten ſo häuffig ſeyn würden?

Titus kam endlich in Italien an: er eilte ſo ſehr, daß er ſich ſogar eines Laſtſchiffes bediente, ohne Geräthſchaft und Begleitung zu Rom anlangte. So überraſchte er ſeinen Vater, und, um ihm gleichſam zu zeigen, wie falſch die von ihm ausgeſtreueten Gerüchte wären, waren dieſes ſeine erſten Worte: Hier bin ich, mein Vater, hier bin ich. Bald darauf hielt er mit demſelben ein gemeinſchaftliches Siegsgepränge oder einen Triumph wegen der Eroberung von Jeruſalem, und des bis auf wenige Feſtungen geendigten Jüdiſchen Krieges. Die glänzende Pracht deſſelben wurde durch den goldenen Tiſch und Leuchter, und durch andere koſtbare Gefäße aus dem Tempel zu Jeruſalem, ungemein vermehret: man trug ſelbſt das Jüdiſche Geſezbuch, das iſt, eine ſehr ſchöne und koſtbare Abſchrift der fünf Bücher Moſis dabey zur Schau, welche nachmals auf Befehl des Veſpaſian in dem Kayſerlichen Palaſte, ſo wie die

Gefäße

Gefäße des Tempels in dem Tempel des Friedens, den er bald darauf erbauete, aufbewahret wurden. Von den feindlichen Anführern wurde Simon im Gefängniſſe umgebracht: Johannes aber zu einer immerwährenden Gefangenſchaft verurtheilt. Titus war der erſte Römer, der zugleich mit ſeinem Vater triumphirte, und dieſer hatte den doppelten Triumph ausgeſchlagen, den ihnen der Senat angeboten hatte: ſo würdig waren ſie einander durch Beſcheidenheit und Tapferkeit. *)

Von dieſer Zeit an theilte Titus die Regierungsgeſchäfte vollkommen mit ſeinem Vater. Bald nachdem dieſer zum Kayſer war erklärt worden, hatte der Senat den Titus zum Cäſar oder Erben des Reichs ernannt. Jezt begleitete er zugleich mit demſelben die Aemter eines Cenſor oder öffentlichen Sittenrichters, und eines Tribunus; unter welchem Nahmen die Kayſer alle vorzügliche Rechte des ehemals freyen Römiſchen Volckes an ſich gezogen hatten. Er wurde auch gleich Anfangs Conſul mit dem Veſpaſianus, und hat dieſe höchſte Würde, welche der Kayſerlichen ſelbſt ein Anſehen zu geben ſchien, in der Folge noch ſechsmal mit ihm geführet. Daß der Sohn eines Kayſers alles was groß und von einer ausnehmenden Gewalt im Staate war, mit ihm gemeinſchaftlich erlangt hat, dieſes iſt etwas ſehr gewöhnliches. Aber Titus war im eigentlichſten Verſtande der Reichsgehülfe ſeines Vaters, indem er

*) Man ſieht noch zu Rom den größten Theil von dem Triumphbogen übrig, welcher dem Titus von dem Römiſchen Senate und Volcke zugeſprochen; aber erſt nach ſeinem Tode aufgerichtet worden iſt: und man hat nicht vergeſſen, die herrliche Beute, welche er in dem Jüdiſchen Tempel gemacht hatte, auf demſelben abzubilden.

ihn der meiſten beſchwerlichern Beſchäftigungen überhob. Er gab im Nahmen deſſelben Briefe in die Feder, ſezte die Verordnungen an das Volck auf, und hielt Statt ſeiner Reden im Senate. Er übernahm ſogar die Stelle eines Oberſten über die Kayſerliche Leibwache, welche ordentlich nur für Römiſche Ritter gehörte: vielleicht, um ihr nicht nur einen neuen Glanz zu geben; ſondern auch um deſto kräftiger für die Sicherheit ſeines Vaters ſorgen zu können.

Er nahm ſich auch die Freyheit, gewiſſe Anſtalten deſſelben zu tadeln. Eine unmäßige Geldbegierde war beynahe der einzige Fehler des Veſpaſianus: wiewohl es die Geſchichtſchreiber noch unentſchieden laſſen, ob Geiz, oder die damals außerordentlich großen Bedürfniſſe des Staats dieſelbe ſichtbar gemacht haben. Genug, ſie verleitete ihn zu ſehr unanſtändigen Mitteln; er ließ ſich ſogar eine Abgabe vom Urin bezahlen, deſſen ſich die Walckmüller häufig bedienten. Titus that ihm deswegen Vorſtellungen. Allein ſein Vater hielt ihm das erſte Geld, das ihm die Pächter dieſer Auflage bezahlten, vor die Naſe, und fragte ihn, ob es darum übel röche, weil es von einer ſo unreinen Sache gehoben würde? Er antwortete zwar, wie es derſelbe erwartete; aber dieſes war zum Beyfall noch nicht hinreichend.

Nach einem ſehr geprieſenen Betragen vieler Jahre, fieng Titus auf einmal an, die gute Meinung der Römer zu verlieren. Man urtheilte, daß er die erhaltene Macht, ſonderlich die Befehlshaberſtelle über die Leibwache zu Gewaltthätigkeiten und einer Härte, die der Grauſamkeit nahe kam, mißbrauche. Sobald ihm jemand als ein unruhiger Mann, der

den

den Staat zerrütten könnte, einen gegründeten Verdacht erregte, ließ er durch beſtellte Leute in den Schauplätzen, oder im Lager der Leibwache, öffentlich, als wäre dieſes das allgemeine Verlangen, begehren, daß er zur Strafe gezogen werden möchte: und ſogleich ließ er ihn ohne einige Unterſuchung hinrichten.

Das iſt alſo eben derſelbe Titus, welcher kurz vorher ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ſeinen ärgſten Feinden das Leben zu retten? Ich behaupte, daß man hier noch keinen Widerſpruch in ſeinem Charakter antreffe. Man iſt gegen die öffentlichen Feinde des Staats im Kriege mehr geſichert, als gegen die geheimen Aufwiegler zur Zeit des Friedens. Jene können nach und nach mit Gewalt bezwungen werden; man kann ihnen mit gehöriger Behutſamkeit, Vorſchläge zu einem Vergleiche thun, um das Blut von vielen Tauſenden zu erſparen. Aber dieſe müſſen mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit unterdrückt werden, weil ihre Anſchläge und Bemühungen eine Art von anſteckender Seuche ſind, die in der Stille bald unheilbar wird: zumal in einem Staate, wie damals der Römiſche war. In dieſem Falle befand ſich Titus, wenn er Rom durch unvermuthete Vollziehung von Lebensſtrafen ſchreckte: das einzige Beyſpiel, welches uns davon aufbehalten worden iſt, beweiſet ſolches deutlich. Er ließ den Aulus Cäcina, welcher Conſul geweſen war, zu Gaſte bitten, und, da er kaum den Speiſeſaal verlaſſen hatte, umbringen. Allein die Gefahr war dringend: denn man fand bey ihm einen eigenhändigen Aufſaz von einer aufrühriſchen Rede, welche er an die Soldaten halten wollte. Der einzige Umſtand wird mißfallen, daß er den Cäcina noch vorher mit einer verſtellten Vertraulichkeit bewirthet hat; es iſt aber glaublich,

daß er ihn, ohne dieſes Mittel, zu ſpät, unter vielem Widerſtande, und vielleicht unter gefährlichen Bewegungen, aus dem Wege würde haben räumen können. Es iſt wahr, Victor giebt von dieſer Handlung einen andern Bewegungsgrund an: Cäcina ſoll die Berenice geſchändet haben, welche Titus ſogar ſeine Gemahlinn nannte. Aber niemand wird dieſen Schriftſteller vor glaubwürdiger halten, als den wahrhaften Suetonius, den er ſonſt, wie den Eutropius, abzuſchreiben gewohnt iſt.

Unterdeſſen wurde doch Titus durch dieſe Handlungen einer willkührlichen Strenge ungemein verhaßt: und nicht leicht hat ein Fürſt unter ſo herrſchenden ſchlimmen Vorurtheilen gegen ſich, und unter einem ſo allgemeinen Widerwillen, die Regierung angetreten. Man konnte auch noch mehr, und mit größerm Rechte, an ihm tadeln. Er ſtellte mit ſeinen verſchwenderiſchen Bekannten Schwelgereyen an, welche tief in die Nacht hinein währten. In ſeiner Geſellſchaft ſahe man eine Menge Verſchnittene und unzüchtige Perſonen. Gegen die Königinn Berenice, die Schweſter des lezten Königs von Judäa, Agrippa, hatte er eine ſo heftige Liebe gefaßt, daß er ihr ſogar verſprochen haben ſoll, ſich mit ihr zu vermählen. Er kam außerdem noch in den Verdacht, raubſüchtig zu ſeyn: denn er trieb, wenn ſein Vater Gericht hielt, mit den Partheyen einen Handel, und verkaufte die günſtigen Urtheile. Daher ſtand er in einem ſo übeln Rufe, daß man öffentlich voraus ſagte, er werde ein anderer Nero werden. Dieſe ausgeartete Sitten des Titus können nicht geleugnet werden; man kann ſie aber ſchwer begreifen: ſeine vorhergehende und ſeine bald folgende Lebensart ſcheinet den Nachrichten von dieſem ſchimpflichen Zwiſchenraum

raum vieles von ihrer Wahrſcheinlichkeit zu nehmen. Jedoch, wenn man von derſelben dasjenige abrechnet, was ſeine ſo hart ſcheinende Hinrichtungen Böſes von ihm vermuthen ließen; was er der Geldbegierde ſeines Vaters zu Gefallen gethan haben mag; inſonderheit aber dasjenige, was die Vergrößerung und boshafte Auslegung zu ſeiner wahren Aufführung hinzugeſezt haben kann: ſo befremden ſie uns weit weniger. Die menſchliche Schwachheit iſt ſo leicht umzuſtoßen, daß es, allem Anſehen nach, nicht viele Mühe gekoſtet hat, einen jungen Feldherrn, der von den Ungemächlichkeiten des Kriegs in eine an Wollüſten und Ergözlichkeiten überfließende Stadt kam, in dieſelben auf einige Zeit beynahe zu verſencken.

Aber eben dieſes öffentliche Mißfallen, mit welchem man ſein Leben betrachtete, ſo lange noch ſein Vater regierte, ſchlug zum größten und ſeltenſten Lobe für ihn aus, nachdem er den Thron beſtiegen hatte. Denn an Statt der herrſchenden Laſter, die man an ihm zu ſehen erwartete, zeigte er alle erhabene Tugenden, die man oft ſich freuet nur einzeln an einem Fürſten zu finden. Veſpaſianus ſtarb nach einer Regierung von faſt zehn Jahren, im 79ſten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung. Titus wurde Kayſer: und ſogleich hörten alle Beſchwerden, die man gegen den Cäſar gehabt hatte, auf. Seine Mahlzeiten waren nun nicht mehr unmäßig, wohl aber vergnügend. Er wählte ſich ſolche Freunde, deren ſich auch die Kayſer, welche auf ihn folgten, als nüzlicher Rathgeber für ſich und den Staat mit Zufriedenheit bedienten. Die berühmte Königinn Berenice, dieſe Prinzeßinn, welche er ſo ſehr liebte, und von welcher er wiederum geliebt wurde, ließ er gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung, nicht ohne

bey-

beyderſeitigem Widerſtreben, von Rom abreiſen, weil er vermuthlich merckte, wie unangenehm dieſe Verbindung, die er mit einem ausländiſchen Frauenzimmer zu ſchließen im Begriff war, den Römern ſey. Und ſein ehemaliges Gefolge von weichlichen und üppigen Perſonen, entfernte er ſo ernſtlich von ſich, daß er einige der geſchickteſten Tänzer, welche auf dem Schauplatze vor allen andern hervorragten, weder ausnehmend mehr begünſtigte, noch ihnen jemals bey den öffentlichen Spielen zuſehen wollte.

So war Titus einer von den wenigen Fürſten, welche erſt alsdenn, nachdem ſie die höchſte Gewalt erlangt hatten, allgemeinen Beyfall und Ruhm erworben haben. Davon kann die Geſchichte Beyſpiele genug aufweiſen, daß die Erben eines Reichs nach einer blühenden Hoffnung, welche ſie blicken lieſſen, auf dem Throne ſelbſt ſich verſchlimmert haben. Sobald ſie es fühlten, daß ihnen alles erlaubt ſey, vergaßen ſie es, daß Tugend und Geſeze auch für ſie vorhanden wären: und ſo viele andere Reizungen des Laſters, die ihnen entgegen kamen, wurden an dem Platze, den ſie eingenommen hatten, zu ſtarck, als daß ſie ihnen hätten widerſtehen können. Aber daß ein Prinz, der des Thrones verſichert war, und der ſich in dieſer Gewißheit bereits ohne Scheu einigen Ausſchweifungen überlaſſen hatte; daß derſelbe als Regent beſſer und tugendhafter wird, gleich in den erſten Tagen ſeiner neuen Würde alle übeln Vorbedeutungen, zu denen er Anlaß gegeben hat, zu Schanden macht, eine ſolche Veränderung iſt, wenn man ſie frey von aller Verſtellung erklären darf, ſelten und bewundernswürdig. Wir wollen alſo dem neuen Kayſer ſcharf in das Geſichte ſehen, um zu erfahren,

wie

wie er zu dieſer plözlichen Veredlung ſeiner ſittlichen Geſtalt gelanget ſey.

Ein ſcharfſinniger und glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, Dio Caſſius, leitet ſie überhaupt davon her, weil diejenigen, welche bloß einen Antheil an der Regierung haben, ſich nicht ſo behutſam aufzuführen pflegten, als die uneingeſchränckten Beſizer einer Crone. „Jene, ſagt er, fragen nichts darnach, ob „man eine rühmliche Meinung von der Regierung habe; „ſie mißbrauchen die ihnen von derſelben verliehene Ge„walt, und thun vieles, wodurch ſie verhaßt und „verächtlich wird. Aber dieſe, welche wiſſen, daß al„les auf ſie allein ankomme, geben ſich deſto mehr „Mühe, in einem guten Rufe zu ſtehen. Titus ſelbſt „erklärte ſich einmal auf dieſe Art gegen einen Mann, „dem er ehemals eine ausnehmende Gewogenheit be„zeigt hatte, mit den Worten: Es iſt keineswegs „einerley, der Hülfe eines andern bedürfen, und „ſelbſt richten; ſo wenig es einerley iſt, von einem „andern begehren, und ſelbſt geben.„

Ich nehme dieſen Bewegungsgrund beym Titus als richtig an; ohne ihn doch vor den einzigen zu halten. Allerdings ſcheinet der Gedancke, daß er jezt allein über das Römiſche Reich zu herrſchen angefangen habe; daß ihm künftig faſt alles Gute und Böſe, was den Staat betreffen würde, werde zugeſchrieben werden; daß er es nun in ſeiner Gewalt habe, entweder ein vortreffliches oder ein verführeriſches und ärgerliches Beyſpiel, beydes gleich mächtig, für Millionen Menſchen zu geben: dieſer Gedancke, der in dem Geiſte eines Fürſten ſo wichtig iſt und ſo fruchtbar wird, ſcheinet den Titus ganz eingenom-

genommen zu haben. Aber dennoch würde er von dieſer Zeit an nur ſeine Laſter oder Fehler geſchickt verborgen haben, nicht würcklich tugendhaft geworden ſeyn, wenn ihm nicht ſein rechtſchaffenes Herz, das ihn ſo viele Jahre ſichtbarlich geleitet hatte, zu Hülfe gekommen wäre. Nur in dieſer Verfaſſung nüzte ihm die Vorſtellung in der That, daß nunmehro die Augen der Römer auf ihn allein gerichtet wären. So kam er aus einer Art von Schlummer zurück, in welche er, die vorhergehenden Jahre hindurch, mag verfallen ſeyn. Und ich habe noch davon nichts geſagt, daß das Bild ſeines erſt verſtorbenen Vaters bey ihm vermuthlich einen kräftigen Eindruck hinterlaſſen hat. Veſpaſianus war gütig, großmüthig, zum gemeinen Wohl freygebig und eiferig, ungekünſtelt und mäßig in ſeinen Sitten, ein ſehr verſöhnlicher Feind, ein weiſer, tapferer und ſtandhafter Fürſt, der weit mehr für ſeine Unterthanen als für ſich lebte. Solche Tugenden, die noch jedermann danckbar verehrte, hätten auch das verdorbene Gemüth eines Sohnes, der ihm nachfolgte, rühren können; wie vielmehr einen Sohn wie Titus, der ſo frühzeitig ſeines Vaters würdig, und niemals völlig laſterhaft geworden war. Alles dieſes zuſammengenommen, kommt mir ſeine geſchwinde Beſſerung nicht verdächtig vor. Niemals haben ihn auch ſeine Zeitgenoſſen der Verſtellung beſchuldigt; man meldet uns keine Handlung von ihm, aus welcher dieſelbe hervorgeblickt hätte: dieſe liſtige Freundinn der Dunckelheit, die es doch nicht verhüten kann, zuweilen durch dieſelbe durchzuſcheinen; und er ſezte in der That als Kayſer dasjenige ruhmwürdige Leben fort, welches er als Feldherr geführt hatte: es war nur unterbrochen, und auf einigen Seiten geſtört worden.

Dieſe

Dieſe Unterſuchung war ich durchaus dem Andencken des Titus und meinen Leſern noch vorher ſchuldig, ehe ich es mit Zuverläßigkeit erzählen konnte, daß ſeine Regierung, die man zum voraus verabſcheuete, die liebenswürdigſte geworden ſey, die man noch zu Rom gekannt hatte. Eine unbeſchreibliche Menſchenliebe und Leutſeeligkeit, das würckſamſte Wohlwollen gegen jedermann, hörten nicht auf ſich in demſelben zu zeigen: er war aber nicht bloß ein gutwilliger Herr, von einer ſanften und beugſamen Gemüthsart, die ſich leicht durch Rathen oder Bitten auf jede Seite, zuweilen auch auf die ſchlimmere, lencken läßt, und die nur zu oft in eine gefällige Nachſicht oder Sorgloſigkeit ausſchlägt; ſeine Güte ſtüzte ſich auf Klugheit und Wachſamkeit, und er hat ſelbſt regieret. Tiberius, ein Fürſt voll Mißtrauens, geübt in geheimen Künſten das menſchliche Geſchlecht zu quälen, hatte zuerſt die Verfügung getroffen, daß die Gnadenbezeigungen der Kayſer unter ihren Nachfolgern nicht anders gültig bleiben ſollten, als wenn ſie von denſelben aufs neue wären erbeten, und von ihnen einzeln ertheilt worden. Aber Titus beſtätigte, da er kaum auf den Thron gekommen war, alle Schenckungen ſeiner Vorgänger durch einen einzigen Befehl. Ihm war es unerträglich, ſo viele, zum Theil ſehr verdiente Perſonen in Unruhe über den Beſiz gewiſſer Vortheile nur eine kurze Zeit zu laſſen, und ſie zu nöthigen, um dasjenige von neuem zu flehen, was ſie vielleicht nicht ohne große Mühe und langes Anſuchen erlangt hatten. Die folgenden Kayſer haben dieſes Beyſpiel größtentheils nachgeahmet.

Eine gleiche Begierde, ſich die Menſchen geſchwind und ohne die geringſte Einſchränckung verbindlich

bindlich zu machen, zeigte Titus beſtändig. Er hatte bald Anfangs den Vorſaz gefaßt, niemanden, der ihn um etwas bitten würde, ohne alle Hoffnung von ſich zu laſſen: und er beobachtete dieſes auf das allergenaueſte. Seine Hofbedienten erinnerten ihn zuweilen, daß er mehr verſpräche, als er leiſten könne; er gab ihnen aber zur Antwort: Von dem Geſpräche mit einem Fürſten darf niemand traurig weggehen. Man könnte hierbey den ſtillen Einwurf machen, daß es angenehmer und für die Ruhe des Gemüths zuträglicher ſey, eine abſchlägliche Antwort, als leere oder doch ungewiſſe Vertröſtungen zu erhalten: und mit dieſer Geſinnung betrachte ich ſelbſt dasjenige, was man Verſprechungen in der Hofſprache zu nennen pflegt. Aber Titus machte nicht darum Hoffnungen, auch wo er ſie nicht erfüllen konnte, weil er ſich der Bittenden zu entledigen wünſchte; ſondern weil es ihn zu ſehr ſchmerzte, ſie gänzlich abzuweiſen, und weil er dennoch glaubte, ihre Bedürfniſſe oder Beſchwerden auf eine andere Art heben zu können.

Er zählte die Tage ſeiner Regierung nur nach den Wohlthaten, die er ausgetheilet hatte. Daher ſagte er einſt bey ſeiner Abendmahlzeit, als er ſich erinnerte, daß er an dem verfloßenen Tage keinem Menſchen etwas Gutes erwieſen habe, in einem Anfall von Traurigkeit: Meine Freunde, ich habe dieſen Tag verloren! — Die ſchönſten Worte, welche man jemals von einem Regenten gehört hat! Recht königliche und fürſtliche Worte, weil ein Fürſt gleichſam aufhöret es zu ſeyn, ſobald er keine Gelegenheit oder wenigſtens keine merckliche Neigung mehr zum Wohlthun hat. Wenn aber Titus ſich über eine Unthätigkeit betrübt hat, die ihm nicht zur

Laſt

Laſt gelegt werden konnte: ſo wünſchte ich zu wiſſen, wie heiter ſein Geſicht am Abende eines Tages geweſen ſey, den er durch viele und große Wohlthaten ausgezeichnet hatte; wie ſehr ihn alsdenn ſeine frölische Zufriedenheit dafür ſelbſt belohnet habe.

Unter einem ſolchen Fürſten mußte das Leben und Eigenthum der Unterthanen völlig geſichert ſeyn. Er hat würcklich während ſeiner Regierung keinen Menſchen hinrichten laſſen; ob er gleich mehrmals gerechte Urſachen hatte, Lebensſtrafen zu befehlen. Er übernahm eben deswegen, wie er geſtand, die Würde eines Hohenprieſters oder oberſten Pontifex, um ſeine Hände niemals mit Blute beflecken zu dürfen: denn es war dieſem Oberhaupte der Römiſchen Prieſter nicht einmal erlaubt, einen todten Körper anzublicken: ſo gewiß glaubten dieſe Heyden, daß der Gottheit an ihren Dienern auch die leichteſte Verunreinigung mißfalle. Umſonſt erwartete man biswei-len, daß Titus die ärgſten Verbrechen durch den Todt rächen werde: der gute Fürſt ſchwor, daß er lieber umkommen, als umbringen wolle.

Kein Römer verlor durch ihn etwas von ſeinen Beſitzungen: er war vielmehr von der Begierde nach fremdem Vermögen ſo weit entfernet, daß er nicht einmal die gewöhnlichen freywilligen Steuern, welche die Kayſer von den Bürgern bekamen, annehmen wollte. Und gleichwohl hat ihn keiner ſeiner Vorgänger, welche oft unermeßliche Reichthümer durch die verwerflichſten Mittel ſammleten, an öffentlicher prächtiger Freygebigkeit übertroffen. Er vollendete das Amphitheater oder den großen runden Schauplatz, welchen ſein Vater mitten in Rom, zum Gebrauch der Fechterſpiele und Thierkämpfe, angefangen hatte.

Es wurde ganz von Tiburtiniſchen Steinen gebauet; drey bedeckte Gänge erhoben ſich auf demſelben übereinander; um dieſe waren rund herum hohe und offene Bogen geführt, welche ſich auf Pfeiler ſtüzten, neben denen Säulen nach den drey Hauptordnungen ſtanden; von dem höchſten bedeckten Gange an war die Mauer weiter fortgeſezt, mit breiten Oeffnungen ſtatt der Fenſter verſehen, und endigte ſich mit der Crone, welche gleichfals in der Mitte geöffnet, auf viereckigten Säulen ruhte: der Umfang, die Dauerhaftigkeit und die Schönheit des Wercks waren einander vollkommen gleich. Dieſes Gebäude, das von der Familie ſeiner Stifter das Flaviſche Amphitheater, von einer in der Nähe ſtehenden ungeheuren Bildſäule oder Coloß, das Coloſſeiſche genannt wurde, und jezt in der Italiäniſchen Mundart il Colileo heißt, verdienet noch immer, auch in ſeinen Trümmern, bewundert zu werden: ſie ſind von neuem erſt vor wenigen Jahren von einem Nürnbergiſchen Künſtler Kilian ſauber in Kupfer geſtochen worden. Außerdem errichtete Titus zu gleicher Zeit mit ungemeiner Geſchwindigkeit die berühmten Thermas oder öffentlichen Bäder, von welchen man nur wenige Ueberbleibſel in dem heutigen Rom ſieht. Er legte mit großer Mühe eine feſte Landſtraße von Rom nach Ariminum an, ſtellte verfallene Waſſerleitungen her, und unternahm andere Wercke zum gemeinen Beſten.

Nachdem er das Amphitheater und die Bäder zu Stande gebracht hatte, weihete er beyde durch die koſtbarſten Feyerlichkeiten ein. Es trat eine Menge Fechter auf; fünftauſend wilde Thiere wurden gehezt, und von Leuten umgebracht, die mit ihnen kämpfen mußten; und viertauſend Stücke Vieh wurden dem Volck Preis gegeben. Man ſahe ſogar

vier

vier Elephanten mit einander fechten, und Kraniche, welche ein ſehr gelehrter Ausleger des Suetonius zwar ſinnreich, aber wider den Zuſammenhang beym Dio, in gefangene Germanier verwandelt wiſſen will. Plözlich ließ Titus das Amphitheater mit Waſſer anfüllen, und auf demſelben ein Schiffſtechen oder Seetreffen halten. Eben dieſes wurde an einem andern Orte, den Auguſtus dazu hatte ausgraben laſſen, mehrmals wiederholt, und immer durch eine hurtige Veränderung des Bodens, mit Gefechten auf dem Lande abgewechſelt. Dieſe und andere Spiele währten hundert Tage fort. Aber Titus wollte durch dieſelben das Volck nicht allein beluſtigen, ſondern auch bereichern: daher warf er viele hölzerne Kügelchen von der höhern Gegend in das Amphitheater herab, auf welchen der Nahme einer Eßwaare, eines Kleides, eines goldenen oder ſilbernen Gefäßes, auch von Pferden, allerley Vieh und Sclaven, angeſchrieben war. Wer ein ſolches Kügelchen ergriffen, und denen, welche Titus zu Austheilern ſeiner Geſchencke beſtellt hatte, vorzeigen konnte, derſelbe erhielt von ihnen, was ſie auf demſelben geſchrieben fanden.

Titus ſuchte überhaupt dem Römiſchen Volcke auf jede Art gefällig zu werden: er erklärte ſich, da er ein Fechterſpiel ankündigte, zum voraus, es ſollte nicht nach ſeinem, ſondern nach dem Geſchmack der Zuſchauer, eingerichtet werden: und dieſes mußte in der That geſchehen. Er bewilligte ihnen alles, was ſie dabey verlangten; ja er munterte ſie ſelbſt auf, etwas zu begehren. Da es unter dem Volcke Parthenen gab, indem ſich ein Theil dieſer Art von Fechtern annahm, der andere aber einer andern Art günſtiger war: ſo ſchlug ſich Titus ebenfals zu einer gewiſſen

wiſſen Parthey, und warf ſcherzhafte Spöttereyen auf die Fechter, welche ihre Gewogenheit nicht hatten; doch alles mit dem Anſtande, der ſeiner Würde gebührte, und ohne die Billigkeit zu übertreten. Er geſtattete ſogar zuweilen, wenn er ſich in ſeinen Bädern befand, dem Volcke einen freyen Zutritt. Kurz, er glaubte, daß er in jener bey den Römern an ihren Großen ſo hoch geſchäzten Tugend, in der herablaſſenden Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen das Volck, (popularitas) nicht zu weit gehen könne; einer Eigenſchaft, nach welcher die Fürſten mehr ſtreben würden, wenn ſie wüßten, wie ſehr ſie wegen derſelben geliebt werden.

Titus ahmte ſeinem Vater in vielen Stücken nach; aber an Gütigkeit, Sanftmuth und Gnade, an Freygebigkeit, an Liebe zur Gelehrſamkeit, war er größer als Veſpaſianus. Er machte ſich auch noch mehr als dieſer um die allgemeine Sicherheit verdient. Bisher hatte ſich zu Rom eine ſchändliche Art von Leuten, die Angeber, überaus vervielfältigt; ſie waren von einigen vorhergehenden Kayſern geſucht und gebraucht worden, um diejenigen zu ſtürzen, welche ihnen mißfielen, oder deren Güter ſie ſich bemächtigen wollten; und durch ſie waren viele Unſchuldige um ihre Ehre oder ihr Leben gekommen. Gegen dieſe Böſewichter allein übte Titus eine gerechte Strenge aus. Er ließ ſie auf dem Marckte geißeln und prügeln, und in dem Amphitheater zur öffentlichen Beſchimpfung herumführen; zum Theil verkaufte er ſie als Sclaven, oder verwies ſie in die allerunfruchtbarſten Inſeln. Und damit er ihrem Anwachſe auch aufs künftige vorbeugen möchte, verbot er, daß man gegen niemanden aus mehr als aus Einem Geſeze eine Klage anſtellen ſollte, wie dieſe ausgemachte Ankläger ſonſt gethan hatten, um immer

mer friſche Mittel zum Untergange anderer in den Händen zu behalten: er verordnete aus eben dieſer Abſicht, daß über einen Verſtorbenen nur innerhalb gewiſſer Jahre gerichtliche Unterſuchungen vorgenommen werden ſollten.

Aber in allem, was ihn ſelbſt betraf, war Titus deſto gelinder und zur Nachſicht geneigter. Er gab niemals zu, daß aus dem Geſeze der beleidigten Majeſtät gegen jemanden Klagen geführt wurden. „Denn „niemand, ſagte er auf eine unverbeſſerliche Art, „kann mich beleidigen oder beſchimpfen, weil ich „nichts thue, das Tadel verdiente. An dasjenige „aber, was man fälſchlich von mir ausſtreuet, kehre ich „mich ganz und gar nicht. Was hingegen die ver„ſtorbenen Fürſten betrifft, ſo werden ſie ſich ſelbſt, „wenn ſie anders würcklich vergöttert ſind, und et„was vermögen, an denen, welche ihnen Unrecht „thun, rächen.„

Gleichwohl hatte auch ein ſo liebenswürdiger Fürſt gefährliche Feinde mitten in ſeinem Staate. Zween Patricier wurden überführt, daß ſie ſich bemühet hatten, ihm das Reich zu entreißen. Alles, was Titus nach dieſer Entdeckung that, beſtand darinne, daß er ſie beyde ermahnte, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. „Denn, ſezte er hinzu, das Reich iſt eine „Gabe des Verhängniſſes; wenn ſie aber außerdem „etwas verlangten, ſo wollte er es ihnen ertheilen.„ Gleich darauf ſchickte er ſeine Läuffer an die Mutter von einem der Verſchwornen, welche weit von Rom entfernet, und über das Schickſal ihres Sohnes bekümmert war: ſie mußten ihr die Nachricht bringen, daß er nichts zu befürchten habe. Beyde aber zog er noch an eben demſelben Abende zu einer vertrau-

ten Mahlzeit: und am folgenden Tage ließ er ſie bey einem Fechterſpiele mit Fleiß neben ſich ſitzen, gab ihnen auch die Dolche der Fechter, welche ihm gewöhnlicher maßen vorgelegt wurden, zur Beſichtigung in die Hände. Man ſezt hinzu, er habe ihnen, nachdem er ihre Geburtsſtunde erfahren, vorher geſagt, es ſtehe ihnen ein Unglück bevor, aber unter einer andern Regierung: und dieſes ſey auch eingetroffen. Doch dieſes Wunderbare in ſeinen Reden brauchen wir weniger, und wollen uns auch kürzer bey demſelben aufhalten, als bey dem Bewundernswürdigen in dieſer ſeiner ganzen Aufführung. Das edle Vertrauen auf ſein verdienſtvolles Leben, welches ihm die Verſicherung gab, daß er unmöglich eines Menſchen Haß auf ſich laden könne, und die großmüthige Ueberwindung, mit welcher er den Verräthern begegnete, iſt noch höher zu ſchäzen, als alle ſeine übrige Güte und Freygebigkeit.

Aber durch keine Wohlthat, Bitte und wiederholte Verzeihung war der unverſöhnlichſte von den Feinden des Titus zu gewinnen: ſein jüngerer Bruder Domitianus. Dieſer hatte nach dem Tode ihres Vaters, bey deſſen Leben er ſchon ſeinem Bruder ſo viel zu dancken hatte, (welcher ihm auch das einzige ordentliche Conſulat überlaſſen hatte, das ihn Veſpaſianus führen ließ,) er hatte ſich damals lange bedacht, ob er nicht den Soldaten das Geſchenck, welches ihnen die neuen Kayſer zu reichen pflegten, doppelt geben ſollte, damit er durch ihre Hülfe den Thron beſteigen könnte. Er wagte dieſes zwar nicht; allein er gab ſeitdem beſtändig und öffentlich vor, er ſey in dem Teſtamente ſeines Vaters zum Herrn des Reichs ernannt worden, man habe aber daſſelbe verfälſcht. Er ließ ſich daher heimlich und offenbar in aller-

allerhand boshafte Anſchläge wider ſeinen Bruder ein; ſuchte ungeſcheut die Legionen auf ſeine Seite zu ziehen, und bemühte ſich auch, von Rom zu entfliehen, um in den Provinzen Unruhen zu ſtiften. Titus konnte durch alle dieſe Feindſeeligkeiten nicht bewogen werden, ihn zu ſtrafen: er entfernete ihn nicht einmal aus der Hauptſtadt, oder entzog ihm etwas von ſeiner Würde. Vielmehr begegnete er ihm immer als ſeinem Mitgenoſſen am Reiche und künftigem Nachfolger; und zuweilen bat er ihn insgeheim mit Thränen, er möchte doch endlich ebenfals brüderliche Geſinnungen gegen ihn annehmen. Aber alle ſeine Bemühungen waren umſonſt angewandt: dieſe ſo große Unähnlichkeit von zween Brüdern iſt auch nicht ſchwer zu erklären. Der frühzeitig zum Laſter verführte und mit Recht verachtete mußte den durch ſeine Tugend groß gewordenen unaufhörlich haſſen.

Das Römiſche Reich blieb ohngeachtet dieſer Bewegungen des Domitianus, unter der Regierung des Titus in einer ununterbrochenen Ruhe, den entfernten Krieg ausgenommen, welchen Agricola in Britannien oder dem heutigen Großbritannien, führte. Dieſer große Feldherr eroberte in dieſem Lande faſt alles, was ſich bisher noch in Freyheit erhalten hatte, war der erſte Römer, der es als eine Inſel kennen lernte, und ſezte ſeine glückliche Streifereyen bis mitten in Schottland, welches damals Caledonien hieß, fort. Wegen ſeiner Kriegsverrichtungen nahm Titus zum funfzehntenmal den Nahmen Imperator (ein ſiegreicher Feldherr) an. Er ertheilte ihm auch die verdiente Ehre eines Triumphs: wenn wir anders hierinnen der Erzählung des Dio folgen dürfen, welche mit den glaubwürdigern Nachrichten des Tacitus zu ſtreiten ſcheinet. Darinne

aber kommen beyde überein, daß Agricola, der unter dem Titus ein geehrtes Leben würde geführt haben, vom Domitianus mit Haß und Verachtung niedergedrückt worden ſey.

Da das Reich unter einer erwünſchten Regierung blühte, erhuben ſich bald nach dem Anfange derſelben, im Jahr 79. einige ſchreckliche Unglücksfälle und Landplagen über Rom und das untere Italien. Der Berg Veſuvius warf Flammen, Aſche und Steine in einer faſt unglaublichen Menge aus, und machte Campanien weit herum zu einer Wüſte. Mit dieſem Ausbruch war ein gleich fürchterliches Erdbeben verbunden: die brennende Aſche wurde in weit entlegene Länder getragen, verdunckelte die Luft, und verwandelte zu Rom plözlich den Tag in Nacht, zu groſſer Beſtürzung der Einwohner. Damals giengen nebſt andern Städten in Campanien, auch Pompeji, wo das Volck eben den Schauſpielen zuſah, und Herculanum unter: die prächtigen Trümmer von beyden, ſonderlich der leztern, welche man ſeit einigen zwanzig Jahren ausgräbt, haben die Aufmerckſamkeit aller Liebhaber der Kunſt und des Alterthums rege gemacht. Andere Städte wurden zugleich beſchädigt; unzählige Menſchen kamen ums Leben, und unter dieſen auch der gröſte Gelehrte und Naturkündiger ſeiner Zeit, der ältere Plinius. Auf die Nachricht von dieſem Elende, eilte Titus den Verluſt Campaniens zu erſezen. Er ſchickte zween angeſehene Herren, welche Conſuls geweſen waren, mit groſſen Geldſummen dahin, um der Provinz wieder aufzuhelfen. Das Vermögen derer, welche bey dieſem Unfall den Todt gefunden, und keine Erben hinterlaſſen hatten, wandte er zur Wiederherſtellung der unglücklichen Städte an, da es ſonſt in die Schatzkammer des Fürſten zu kommen pflegte. Er reiſte bald auch ſelbſt dahin, und leiſtete jede Art von Hülfe.

Er

Er war noch daſelbſt, als zu Rom durch den Ausbruch von unterirdiſchen Flammen, eine Feuersbrunſt entſtand, welche drey Tage und Nächte fortdauerte, viele Tempel und andere öffentliche Gebäude, und darunter auch den Büchersaal des Auguſtus, mit einem großen Theil der Stadt, in die Aſche legte. Auf dieſelbe folgte eine mehr als jemals wütende Peſt, die man von der neulichen Verunreinigung der Luft durch den Veſuvius herleitete. Titus kam ſogleich zurück: er bezeigte ſich in dieſer allgemeinen Noth als einen mitleidigen und geſchäftigen Fürſten, noch mehr aber als Vater ſeines Volcks. Er tröſtete es durch öffentliche Anſchläge, und ſtand ihm mit allen ſeinen Kräften bey. In Anſehung des Brandes inſonderheit erklärte er ſich, daß nur er dabey als Kayſer etwas verloren habe: daher würde er allen Schaden auf eigene Koſten erſezen. Um dieſes Verſprechen erfüllen zu können, beſtimmte er dazu ſelbſt das prächtige Geräthe ſeiner Luſthäuſer, und verordnete viele Römiſche Ritter, welche die öffentlichen Wercke betreiben ſollten. Reiche Perſonen, ganze Städte, ſogar auswärtige Könige, wollten ihm Beyträge hierzu übergeben; aber er weigerte ſich, das geringſte anzunehmen.

Vielleicht ſind diejenigen, welche ſo große und gehäuffte Unglücksfälle in einem Lande allemal unſtreitig vor außerordentliche Strafen Gottes über daſſelbe anſehen, hier in einiger Verlegenheit, wenn ſie bedencken, daß es Titus, einer der beſten Fürſten, geweſen ſey, der ſie zugleich gefühlt hat. Ich entſcheide niemals in ſo dunckeln Fragen; aber ſollte man nicht vermuthen dürfen, daß ſie eben unter ihm über Rom geſandt worden ſind, weil kein anderer Kayſer durch den leutſeeligſten und nachdrücklichſten Antheil an denſelben, ſie ſeinen Unterthanen ſo er-

träglich würde gemacht haben. Sollte nicht Titus, der dadurch ſo viele Gelegenheit bekam Gutes zu thun, zugleich zu der Einſicht geführt worden ſeyn, daß, indem er unermüdet baue, eine höhere Macht in Tagen und Stunden ſein ganzes Werck zerſtören könne.

Das kurze Ziel ſeiner wohlthätigen Regierung nahte ſchon heran. Am Ende der öffentlichen Schauſpiele, welche ich oben beſchrieben habe, vergoß er vor den Augen aller Zuſchauer viele Thränen: es mag nun der Anblick eines ſo großen Volcks wehmüthige Gedancken über die menſchliche Sterblichkeit bey ihm hervorgebracht, oder es mögen ihm ſonſt die Mühſeeligkeiten, die eiteln Ergözungen dieſes Lebens, vielleicht gar die freudige Zufriedenheit ſeiner Unterthanen dieſes Zeichen ausgepreßt haben, deſſen ſich weiche und ſanfte Gemüther niemals, wohl aber harte Seelen geſchämt haben. Er reiſte darauf in das Sabiniſche Land, aber ziemlich betrübt über ſchlimme Vorbedeutungen, — eine verzeihliche Schwachheit bey einem Heyden: das Opferthier war ihm, da er opfern wollte, entflohen, und es hatte bey heiterm Himmel gedonnert. Gleich in der erſten Nacht, die er auf dem Lande zubrachte, überfiel ihn ein heftiges Fieber; er eilte aber doch weiter fort, um auf eben demſelben Landgute, wo ſein Vater geſtorben war, auch ſein Leben zu beſchließen, deſſen bevorſtehendes Ende er merckte.

Als man ihn kranck in einer Sänfte weiter trug, öffnete er die Vorhänge derſelben, und beklagte ſich mit gen Himmel gerichteten Augen darüber, daß er in der Blüte ſeiner Jahre aus der Welt geriſſen werde, da er ſich doch nur einer einzigen Handlung bewußt ſey, die ihn gereuete. Man hat über dieſe Handlung vielerley Muthmaßungen verſucht. Zu

ſeinen Zeiten glaubten einige, er habe die Gemahlinn ſeines Bruders verführt; aber dieſe ſchwor ſelbſt, daß ſolches eine Verleumdung ſey, da ſie übrigens gewohnt war, ſich jeder Schandthat zu rühmen. Andere haben den Charakter des Titus ſo ſehr vergeſſen, daß ſie meinten, er habe es bedauert, daß er ſeinen Bruder, der nicht allein ihm nachſtellte, ſondern auch das Römiſche Reich nach ihm unglücklich machen würde, nicht umgebracht habe. Man hätte weit erträglicher ſagen können: Vielleicht reuete es den Titus, daß er ſeinen Bruder nicht durch erlaubte Mittel von der Regierung entfernet, ſich nicht einen tüchtigern Nachfolger gewählt habe. Und was ſoll man überhaupt von ſeinen Klagen ſagen? Er irrte in der gutherzigſten Meinung: unbekannt mit den weiſen Schlüſſen des Herrn der Welt, ſahe er die Verkürzung eines Lebens, das ſo ſehr dem allgemeinen Beſten gewiedmet war, als eine unbegreifliche Strenge an.

Er ſtarb an dem gewünſchten Orte, auf ſeinem Landgute Cutiliä, am 13. September des Jahrs 81. im ein und vierzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zwey Jahre und faſt drey Monathe regiert hatte. Man beſchuldigte ſeinen unnatürlichen Bruder, daß er ihm Gift beygebracht habe. Ein anderer Schriftſteller erzählt, daß er, da Titus noch Hülfe fähig war, jedermann befohlen habe, ihn als einen Todten zu verlaſſen, und noch ein anderer, daß er ihn in einem Kaſten voll Schnee habe erſticken laſſen. Man ſieht, wie ſehr die öffentliche Sage darinne übereingeſtimmt habe, daß Domitianus der Mörder ſeines Bruders geweſen ſey: und es ſcheint nicht, daß ſie durch den Bericht des Plutarch, welcher den Titus durch den unmäßigen Gebrauch der Bäder umkommen läßt, genugſam beſtritten werde.

Domi-

Domitianus verſezte ihn mit den gewöhnlichen Cerimonien unter die Götter; er beſchimpfte aber ſein Andencken, ſo viel an ihm war, auf mancherley Art, und hauptſächlich ſeine Tochter Julia Sabina durch die ſchändlichſten Gewaltthätigkeiten auch noch bey dem Leben ihres Vaters.

Die Nachricht von ſeinem Tode erregte zu Rom und im ganzen Reiche ein ſo allgemeines öffentliches Trauern, als wenn jede Familie eines ihrer Glieder verloren hätte. Der Senat eilte noch an demſelben Abende, da er es erfuhr, ohne dazu eingeladen zu werden, auf das Rathhaus: hier überließ er ſich, zuerſt bey verſchloſſenen Thüren, ſeinem Schmerze, ſeiner Bewunderung und Sehnſucht gegen den verſtorbenen Kayſer; bald aber ließ er die Thüren öffnen, und hielt ihm vor dem herbeykommenden Volke weit prächtigere Lob- und Danckſagungs-Reden, als er ihm jemals ertheilt hatte: der gewiſſeſte Beweis von Verehrung und Liebe, wenn ſie nach dem Tode des Fürſten noch lauter ſprechen als vor ſeinen Ohren.

In einer ſolchen Geſtalt iſt Titus auf die Nachwelt gekommen: und dieſes Bild braucht weiter keine Zuſäze. Es iſt bis jezt das Vergnügen der Menſchen geweſen; es hat, vom Boileau nur kurz und hiſtoriſch geſchildert, einen dem Titus ganz unähnlichen aber ſehr berühmten Fürſten außerordentlich gerührt; möchte es doch, zum Glück der Welt, alle jezige und alle künftige Fürſten rühren!

* * *

Suetonius, in ſeiner Lebensbeſchreibung des Titus, iſt hier mein vornehmſter Führer geweſen. Es iſt überflüßig ſeine Nachrichten zu rühmen; aber doch habe ich mehr als einmal bedauert, daß er uns nicht weit mehrere einzele Handlungen des Kayſers hinter-

hinterlaſſen hat. Der Mangel einer ſehr umſtändlichen Erzählung iſt mir ſonſt niemals ſo unangenehm gefallen.

Einige Stellen des Tacitus in ſeiner Geſchichte, habe ich ſehr wohl gebrauchen können. Es verdrießt mich, daß ich nicht ſo kurz und gedrungen ſtarck ſchreiben kann, als dieſer vortreffliche Schriftſteller; vielleicht iſt aber dieſes in unſerer Sprache weder möglich, noch nöthig.

In der Geſchichte des Jüdiſchen Kriegs, den Titus geführt hat, ſind die Nachrichten des Joſephus von großer Wichtigkeit. Dieſer Jüdiſche Geſchichtſchreiber kam faſt nicht von ſeiner Seite, ſo lange derſelbe währte; Titus gab ſeiner Glaubwürdigkeit ſelbſt das vortheilhafteſte Zeugniß, und ließ ſein Werck als das einzige, worinne dieſe Geſchichte richtig erzählt wäre, mit ſeiner Unterſchrift bekannt machen. Auf der andern Seite bekam Joſephus von ihm viele Wohlthaten: das Römiſche Bürgerrecht, Landgüter, ein Jahrgeld, das Leben und die Freyheit einiger hundert ſeiner Landsleute, alles, was er von ihm verlangte: er hörte auch ſeine Ankläger niemals an, die ihn öfters verfolgten. Aber daß die Danckbarkeit nicht allein aus dem Joſephus geredet habe, kann bloß die Vergleichung ſeiner Berichte mit den übrigen Schriftſtellern, welche hieher gehören, beweiſen.

Unter dieſen lieſet man den Auszug, welchen Xiphilinus aus den Nachrichten des Dio Caſſius vom Titus gemacht hat, mit Nutzen und Vergnügen. Doch darf man es nicht ohne alle Prüfung thun, welche vermuthlich weniger nöthig wäre, wenn wir nicht die Arbeit des Dio ſelbſt verloren hätten.

Eutropius und Aurelius Victor melden einige beſondere Umſtände vom Titus, denen ich aber

wenig

wenig traue, wenn ſie mit der Erzählung der bisher gedachten frühern Geſchichtſchreiber ſtreiten.

Dem Philoſtratus mag man in Anſehung des Wunderbaren, das er vom Apollonius von Tyana in der Lebensbeſchreibung deſſelben erzählet, die Glaubwürdigkeit mit noch ſo vielem Rechte abſprechen; ſo kann man doch die Begebenheiten in dem Leben des Titus, welche er eben daſelbſt berichtet, nicht zugleich verwerfen.

Unter den Neuern, welche das Leben des Titus beſchrieben haben, kann man mit dem einzigen Tillemont zufrieden ſeyn. Er iſt auch hier der genaueſte Sammler, der unter den Franzoſen aufgeſtanden iſt: nur ſelten ſchmückt er die Erzählung ohne genugſamen Grund. Ihn haben die Verfaſſer der Allgemeinen Welthiſtorie größtentheils, oft auch wörtlich, abgeſchrieben.

II.

Fabel.
Der Elephant und der Esel.

Ein Elephant, der sich in seiner Stärke gefiel, und sich deswegen über alle Thiere erhob, begegnete einem Esel, der mit einer Last Feigen beladen war. Der Elephant, der sich gewohnt hatte, daß alle Thiere vor ihm auswichen, wollte auch diesen Esel nöthigen, ihm Platz zu machen. Allein der Esel, der sich nicht gewohnt hatte, sich vor einem Elephanten zu fürchten, ging ruhig seinen Weg fort, ohne sich um den Elephanten zu bekümmern. Dieser, der sich durch die Gleichgültigkeit des Esels beleidigt fand, gab ihm einen Stoß mit seinem Rüssel, daß der Esel zu Boden fiel, und seine Feigen verlohren. Der Esel stand auf, und gab dem Elephanten einen Schlag mit seinem Fuße, daß er ihn blutig machte. Der Elephant, der sich durch diesen Schlag noch mehr beleidigt fand, nahm seine Kräfte zusammen, und gab dem Esel einen so starken Schlag, daß er todt zu Boden fiel.

Betrachtungen über dieselbe; dieser Fürst oder Held hat immer das erste Recht an eine Stelle in diesem Wercke.

So hat jezt Friedrich der Streitbare den Weg in dasselbe gefunden. Oft habe ich mich zu Leipzig bey seinem Bilde, welches man auf dem Büchersaale der Universität sieht, aufgehalten; oft habe ich die Stiftung dieser hohen Schule und andere seiner Thaten oder Schicksale überdacht; aber ohne eine Begierde zu fühlen, sein Leben zu beschreiben. Diese Begierde ist vor weniger Zeit an dem neuen Orte meines Aufenthals plötzlich gekommen. Täglich sehe ich aus meinem Fenster, unter andern weit herum gestreckten Trümmern, die traurigen Ueberbleibsale von dem ehemals geheiligten Orte, wo die Gebeine der Sächsischen Churfürsten aus dem Hause Anhalt seit so vielen hundert Jahren ruhen: jezt, nach dem Unglücke, das der lezte Krieg über diese Stadt geführet hat, nur unter grünen Hügeln, die der Himmel bedeckt, und jede veränderliche Gewalt der Witterung treffen kann. Zwar das Andencken dieser tapfern und großmüthigen Fürsten lebt noch in der Geschichte, wenn gleich ihre Gräber statt aller Denckmale mit Gras bewachsen sind. Aber gleichwohl ist dieses ein rührender Anblick, von welchem ich meine Gedancken desto lieber auf den neuen Stamm zu wenden pflege, unter welchem den Gegenden, in denen ich schreibe, der Verlust ihrer alten Beherrscher so reichlich ersezt worden ist.

Dieses führt mich zu dem ersten, der aus demselben regieret hat, zu Friedrich dem Streitbaren, welcher überhaupt unter die merckwürdigsten Fürsten seiner Zeit gehöret. Er hat seinem Geschlechte, das

schon

schon einige Jahrhunderte hindurch sehr mächtig und ansehnlich gewesen war, durch die Erwerbung der Sächsischen Churwürde einen neuen Glanz verschafft: und seine Nachkommen besizen dieselbe noch jezt mit einer ungemein vergrößerten Macht, und einem eben so sehr erhöhetem Ruhme. Eine der blühendesten hohen Schulen in Deutschland ist von ihm errichtet worden. Seine Tapferkeit, Klugheit und andere Tugenden haben ihn sehr vortheilhaft vor seinen meisten Zeitgenossen ausgezeichnet. An einigen großen und seltenen Begebenheiten, die sich während seiner Regierung zutrugen, hat er vorzüglich einen nahen Antheil genommen: von dieser Art ist die Absezung eines Kayfers und dreyer Päbste, eine allgemeine Kirchenversammlung, und ein Religionskrieg, der ihn sonderlich berühmt gemacht hat. Der Zustand des Christenthums, der deutschen Staatsverfassung, der Sitten und Geseze zu seiner Zeit, alles dieses ist für uns so sonderbar und fremd, aber auch so lehrreich, daß seine Regierung, bloß von diesen Seiten betrachtet, Aufmercksamkeit fordern kann.

Friedrich war ein Abkömmling der Grafen von Wettin, welche schon im eilften Jahrhunderte die Marckgrafschaft Meisen, das heißt, ursprünglich den Auftrag, dieses Gebiet gegen die heydnischen Sorben zu schützen, von dem Kayser erlangt, zweyhundert Jahre darauf mit dieser erblich gewordenen und überaus vermehrten Besizung die Landgrafschaft Thüringen vereinigt hatten, nach und nach aber durch ihren Reichthum, ihre Verbindungen mit den vornehmsten Häusern, und die herzhaften rühmlichen Unternehmungen, welche sie ausführten, zu einem hohen Range unter den deutschen Fürsten gestiegen waren. Sein Vater Friedrich der Strenge,

Landgraf von Thüringen, Marckgraf von Meisen, im Osterlande und zu Landsberg, Graf zu Orlamünde und Herr zu Pleißen, hatte die Tochter Heinrichs des XII. gefürsteten Grafen zu Henneberg, Catharina, geheyrathet. Diese, welcher die Pflege Coburg, nebst andern Städten und Schlößern, zum Heyrathsgute mitgegeben war, brachte ihn am 29. März des Jahres 1369 zu Altenburg auf die Welt.

An Statt daß man uns die Art seiner Erziehung beschrieben hätte, meldet man vielmehr, daß man schon im vierten Jahre seines Alters eine Gemahlinn für ihn bestimmt habe. Der Kayser und König von Böhmen, Carl der IV, ein Freund seines Vaters, bot ihm seine Tochter Anna, für seinen Sohn an. Die Ehe sollte innerhalb acht Jahren vollzogen werden; zur Aussteuer der Prinzeßin wurden zehntausend Schock Groschen Prager Münze ausgesezt; wenn aber diese nicht ein Jahr nach der Vermählung bezahlt wären, so sollte dafür das Haus und die Stadt Brüx. nebst der Stadt Luna eingeräumet werden. Von seiner Seite verband sich der Landgraf nebst seinen Brüdern, ihr eben so viel zur Morgengabe und Leibgedinge zu erstatten, oder dafür einige Städte und Schlösser zu verpfänden. Sollte jedoch diese Heyrath aus des Kayfers oder seiner Tochter Schuld nicht zu Stande kommen, so sollten die gedachten Gelder oder die dafür verschriebenen Städte dem Landgrafen verfallen seyn. Man traf würcklich auf beyden Seiten Anstalten zur Sicherheit dieser Bedingungen, und der darauf geschlossenen Vermählung. Aber nach dem Tode des Kayfers hob sein Sohn und Nachfolger Wenzel, ob er gleich den Vertrag neben seinem Vater eidlich bestätigt hatte, denselben wieder auf; besonders nachdem auch Friedrich der Strenge

ge gestorben war. Er und sein Bruder, der König von Ungarn Sigmund, gaben darauf ihre Schwester dem Könige von England zur Ehe. Diese Untreue verursachte einige Streifereyen und Gewaltthätigkeiten, welche die Böhmen und Meisner gegen einander begiengen. Besonders aber forderte Friedrich und seine Brüder die Bezahlung der wegen unterbliebener Heyrath ihm verfallenen zehntausend Schock, oder aber unterdessen die unterpfändliche Einräumung der Städte Brix und Luna, auch alle aufgelaufene Zinsen, die Vergütung seiner Kosten und seines Schadens. Wenzel sahe sich noch im Jahr 1397 genöthigt, nachdem der Bischof zu Bamberg und Marckgraf Wilhelm der Aeltere zu Meisen hierüber einen Ausspruch gethan hatten, alle diese gerechten Ansprüche zu befriedigen. Es ist beynahe schimpflich, wenn Fürsten zur Versicherung, daß sie einander ihr Versprechen halten werden, sich selbst zu gewissen Strafen im Fall des Gegentheils verstehen; aber es ist noch schimpflicher, wenn sie dieselben auch tragen müssen.

Dergleichen Vorwürfe hat Friedrich stets vermieden. Er gieng sogar bereits in seinem zwölften Jahre eine dem Ansehen nach strenge, aber in der Natur und in dem Herkommen des Meisnischen Hauses gegründete Verbindlichkeit ein, und er hielt sie immer auf das heiligste. Kurz vor seines Vaters Tode, im Jahr 1381 mußte er, nebst seinem Bruder Wilhelm, ihm und einigen Abgeordneten von der Landschaft, an Eydes Statt geloben, daß sie, so lange ihre Mutter leben würde, beständig bey derselben bleiben, ihr ohne Widerspruch unterthänig und gehorsam seyn, und alle ihre Geschäfte nach ihrem Rathe verrichten wollten. Kämen sie derzinst zu ihren

Jahren, (dieses hieß nach dem Sachsen-Rechte so viel als vierzehn Jahre alt werden,) so wollten sie auch niemand anders als sie zu ihrem Vormunde wählen. Dieser leztere Umstand wurde deswegen hinzugesezt, weil die Brüder ihres Vaters noch gemeinschaftlich mit ihm die Länder besaßen, und daher diese Vormundschaft nicht wohl führen konnten.

Man sahe diesem Versprechen gemäß die Landgräfinn Catharina fast bey allen öffentlichen Geschäften, welche Friedrich und ihre beyden andern Söhne, Wilhelm und Georg, zu verrichten hatten, in einem gleichen, und gewissermaßen noch vorzüglicherm Ansehen als sie selbst handeln, auch nachdem der erstere die Jahre der Mündigkeit längst erreicht hatte, bis an ihren Todt, der im Jahr 1397 erfolgte. So errichtete sie und ihre Söhne, nebst ihres Gemahls Bruder, dem Landgrafen zu Thüringen Balthasar, mit dem Erzbischof Albrecht zu Magdeburg, und dem Churfürsten von Sachsen Wenzel, welcher in der Urkunde unter dem Nahmen, Herzog zu Sachsen und Lüneburg, des heiligen Römischen Reichs Erzmarschall, dem Erzbischofe nachsteht, im Jahr 1383 ein immerwährendes sehr genaues Bündniß, Kraft dessen alle Theilnehmer an demselben einer des andern Länder und Leute schützen, insonderheit aber einander im Kriege, vierzehn Tage nachdem es begehrt worden, beystehen sollten: und in dasselbe wurden außer dem Pabste, dem Stuhl zu Rom, dem Römischen Reiche, und dem Römischen Könige Wenzel, viele deutsche Fürsten mit eingeschlossen. Da auch der Bischof von Würzburg Gerhard im Jahr 1395 die Meisnischen Länder, besonders das Coburgische, zu bekriegen vorhatte, kündigte er dieses in einem Fehdebrief an, der an die Landgräfinn und ihre Söhne gerichtet war.

Unter-

Unterdessen scheinen diese doch zuweilen ohne Zutritt ihrer Mutter in sehr wichtigen Angelegenheiten verfahren zu haben; wenn man anders aus der Abwesenheit des Nahmens der Landgräfinn in den Urkunden, wie ich mir kaum getraue, schließen darf, daß ihr Rath und ihre Vermittelung damals gar nicht gebraucht worden sey. Von dieser Art ist der Vergleich vom Jahr 1382, durch welchen der Landgraf Friedrich, der das vierzehnte Jahr noch nicht völlig zurückgelegt hatte, und seine beyden Brüder, die sämmtlichen Meisnischen und Thüringischen Länder mit ihres Vaters Brüdern, Balthasar und Wilhelm, theilten. Zween Theile bekamen diese beyden; den dritten aber Friedrich mit seinen Brüdern. Sie besaßen seitdem einen ansehnlichen Strich Landes, von Leipzig an, welches damals noch seinen Wendischen Nahmen Lipczk führte, über Pegau, Groitzsch, Weißenfels, Camburg, Dornburg, Jena, Orlamünde, Altenburg, Neustadt an der Orla, Auma, Ziegenrück und andere Städte, bis zu dem Closter Saalfeld: Gegenden, welche den edelsten Theil des ehemals sogenannten Osterlandes ausmachten; da hingegen die Brüder Friedrichs des Strengen das meiste von Thüringen, dem Vogtlande, den Erzgebürgischen Ländern, und der eigentlichen Marckgrafschaft Meisen, zu ihrem Antheil erhielten. Nur Freyberg mit den dazu gehörigen Bergwercken, blieb in Gemeinschaft, außer demjenigen, was jede Parthey auf eigene Kosten bauen möchte, und den Berggerichten. Die Pflege Coburg aber, oder, wie man sie auch nannte, der Ort in Francken, verblieb Friedrichen und seinen Brüdern allein, weil sie dieselbe ihrer Mutter zu dancken hatten.

Nach dieser Theilung regierte Friedrich gemeinschaftlich mit seinen Brüdern in einer langen ununterbro-

terbrochenen Einigkeit: der Todt ihrer Mutter stiftete hierbey keine Veränderung. Ob ihm gleich das Recht der Erstgeburt einen gewissen Vorzug gab; so störte dieser doch ihr einmüthiges Betragen nicht. Friedrich und Wilhelm hatten ihren Sitz ordentlich zu Altenburg, Georg aber zu Coburg. Sie blieben selbst mit den Brüdern ihres Vaters in einer freundschaftlichen Verbindung. Wenn Bündnisse mit fremden Fürsten geschlossen, Kriege unternommen, Fürstlichen Gemahlinnen Leibgedinge ausgesezt, Vorrechte bestätigt oder neue ausgetheilet, Grafen oder andere belehnet, mit den Stiftern, Klöstern und übrigen Unterthanen Verträge geschlossen, Städte und Schlösser verpfändet oder verkauft wurden, so geschahe solches entweder in aller Nahmen, oder sie wurden meistentheils alle dabey zu Rathe gezogen, und um ihre Einwilligung befragt. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend eine Geschichte reicher an dergleichen Beyspielen einer unter Brüdern und andern nahen Blutsverwandten getheilten, mit ungemeiner Verträglichkeit zugleich geführten Regierung sey, als die Geschichte der Meisnischen und Sächsischen Fürsten.

Friedrich lebte in sehr streitbaren Zeiten, und fand daher bald Gelegenheit, seine Tapferkeit öffentlich zu zeigen. Unsere Deutschen konnten damals wenig ruhen; Fürsten, Grafen, Edelleute und Städte griffen einander fast unaufhörlich an, sobald sie nur einige Beschwerden zu haben glaubten, und das deutsche Reich, in welchem die Mächtigern fast gar keine gütliche Vergleiche suchten, sondern sich sogleich durch Gewaltthätigkeiten Genugthuung verschaften, befand sich in der äußersten Zerrüttung. Das Faustrecht herrschte jezt in seiner völligen Stärcke; es war

sogar

ſogar vor nicht langer Zeit durch ein Grundgeſez des Reichs, durch die güldene Bulle, beſtätigt worden. Wer alſo nur die Regeln der Befehdung beobachtete, und vorher demjenigen, von welchem er ſich vor beleidigt hielt, die Freundſchaft oder den Gehorſam aufkündigte, der war berechtigt, das Gebiet deſſelben alsbald auf das feindſeeligſte zu verwüſten. Fürſten mußten dieſes oft von ihren Unterthanen leiden, oder ein Unterthan von dem andern: und da man noch keine beſtändig unterhaltene Soldaten kannte, ſo war das Uebel deſto unheilbarer. Man rechnete dieſe Ausſchweifungen zu der deutſchen Freyheit: einer unglückſeeligen Freyheit, wenn ſie, wie wir noch an einer ſonſt tapfern Nation ſehen, die Gewalt, ſich ſelbſt unter einander aufzureiben, in ſich faßt. Größere und gleichſam geſezmäßigere Kriege kamen häuffig zu dieſen kürzern Raſereyen. Bey dieſen anhaltenden Bewegungen mußte Friedrich ſehr oft die Waffen ergreiffen: die traurige Nothwendigkeit, ſeinen Muth und eine unermüdete Geſchäftigkeit im Felde zu beweiſen, hat ihm endlich den Nahmen des Streitbaren in der Geſchichte zuwege gebracht.

Man pflegt ſeine erſten kriegeriſchen Thaten ohngefähr in das Jahr 1384 zu ſezen. Um dieſe Zeit erregte die ſtreitige Wahl eines Biſchofs zu Merſeburg große Unruhen. Der Kayſer Wenzel wollte dem Capitel einen ungelehrten Böhmiſchen von Adel, Andreas von Duba, der das Schloß und die Herrſchaft Eulenburg in Beſiz hatte, aufdringen; dieſes aber behauptete ſeine Rechte, und wählte zuerſt Burghard von Querfurt, nach deſſen Tode aber den Grafen Heinrich von Stolberg zum Biſchof. Beyde Partheyen fügten einander allen möglichen Schaden zu: unter andern wurde Eulen-

burg, wo sich bisher eine Rotte von Räubern aufgehalten hatte, geplündert und verbrannt. Es ist ungewiß, ob Friedrich nebst seiner Mutter und seinen Brüdern, bey dieser Störung der Sicherheit in ihren Ländern, gleich Anfangs sich auf die Seite des Grafen von Stolberg gewandt haben; aber es ist wenigstens bald geschehen: denn, da sie ihn im Jahr 1385 zum Richter über den Westphälischen Frieden in ihren Ländern bestellten, erkannten sie ihn zugleich als Bischof, und bewilligten, daß der Krieg mit seinem Gegner fortgehen könnte. Allein man findet nicht, daß Friedrich noch einen genauern Antheil an demselben genommen habe.

Im Jahr 1388 hingegen zog er in aller Meisnischen Fürsten Nahmen mit zweyhundert Gleven nach Francken. Dieses war eine Art Lanzen oder Spieße, welche nur zu Pferde, und meistentheils von Edelleuten gebraucht wurden, die geharnischt im Helme und Schilde ritten, und etliche Pferde neben sich, auch dazu ihre Knechte und Knaben mit Armbrüsten und Spießen führten. Friedrich unternahm diesen ersten Feldzug, um dem Burggrafen von Nürnberg beyzustehen, der sowohl als andere Fränckische Fürsten von einer großen Anzahl Reichsstädte, welche sich wider sie verbunden hatten, sehr viel litte: und er half diesen Bund der Städte, der ziemlich fürchterlich war, niederdrücken. Noch in diesem Jahre nöthigte er nebst seinem Bruder einen ihrer unruhigen Landsassen, Veiten von Schönburg zu Glaucha, mit den Waffen in der Hand zum Gehorsam. Sie hatten auch in den Jahren 1390 und 1391 ähnliche Händel und Befehdungen, die von fremden Unterthanen herrührten, zu stillen. Aber in der Geschichte kann ein oder ein paar Beyspiele

spiele von solchen kleinen Begebenheiten, Statt aller dienen.

Die Hülfe, welche Friedrich im Jahr 1391 dem Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen leistete, ist merckwürdiger. Dieser griff den Großherzog von Litthauen, Jagello, den lezten heydnischen Prinzen in Europa, welcher, um die Pohlnische Crone zu erlangen, mit seinem Volcke das Christenthum angenommen, und den Pohlen versprochen hatte, Preußen und Liefland ihrer Herrschaft zu unterwerfen; er griff diesen Fürsten an, um die Vereinigung zwischen Pohlen und Litthauen zu hintertreiben, und weil derselbe auch viele seiner Ordens-Ritter gefangen hielt. Friedrich führte ihm eine Schaar Meisner und Thüringer von Adel zu: er legte aber auch selbst solche Proben der Tapferkeit in diesem Kriege ab, daß er den Kriegs-Gürtel erhielt, oder zum Ritter geschlagen wurde. Es ist glaublich, daß er gleich nach seiner Zurückkunft, mit seinem Oheim, Marckgraf Wilhelm, in Böhmen eingefallen, und viele Verwüstungen daselbst angerichtet habe: sie mögen nun entweder Beschwerden wider den König Wenzel gehabt, oder bloß Wilhelms Schwager, dem Marckgrafen von Mähren wider ihn beygestanden haben.

Allein vom Jahr 1392 an, wurde Friedrich nebst seinem Bruder Wilhelm in einen weitläuftigen Krieg verwickelt. Ein Bauer von ihren Unterthanen fischte in dem kleinen Flusse, der zu dem Schloß Leuchtenburg gehörte, welches Heinrich von Paradise, einer der vornehmsten Bürger von Erfurt, nebst dem Städtchen Kahla, von dem Grafen von Schwarzburg unterpfändlich bekommen hatte. Dieser henckte

den Bauer mit eigener Hand an einem Baume auf. Die Landesherren desselben belagerten darauf Leuchtenburg, nachdem sie vergebens Genugthuung gefordert, und dem Besizer einen Fehdebrief zugeschickt hatten; sie eroberten dieses Schloß bald, und Kahla nebst der übrigen dazu gehörigen Pfandschaft ergab sich ihnen ebenfals. Als Ueberwinder vergaßen sie nicht großmüthig zu seyn: sie vergaben den Stiftern dieses Unheils, (denn mit dem vorhergenannten war noch Heinrich von Witzleben, als Pfandherr dieser Gegend, verbunden,) auch allen ihren Gehülfen und Freunden, welche in dieser Fehde begriffen waren, ließen sie alles ihr Vermögen von dem Schlosse mit wegnehmen, auch ihnen die Schulden, Erbschaften und Zinsen, welche sie in dem dortigen Gerichte hatten, verabfolgen. Sie versprachen ihnen überdieß tausend Schock Groschen zu bezahlen, daß sie ihre Vasallen würden, und sie bey ihren Gütern zu schützen. Da sie dieses Geld nicht sogleich in Bereitschaft hatten, und bis zur Abtragung desselben jährliche Zinsen auf ihre Einkünfte zu Leipzig und Jena anwiesen: so stellten die Bürgemeister und der Rath dieser Städte zur Sicherheit der Zahlung noch eine besondere Urkunde aus.

Friedrich glaubte den unverdienten Todt seines Unterthanen gerächt, und zween übermüthige Reiche gedemüthigt zu haben. Allein der Graf Heinrich von Schwarzburg störte ihn bald in dieser Zufriedenheit: er verlangte Leuchtenburg, als ein von dem Grafen zu Arnshaug angeerbtes Pfandstück, gegen Erlegung des ihm darauf geliehenen Geldes, wieder zurück. Die Meisnischen Fürsten achteten seine Forderung, die man eben nicht unbillig nennen kann, wenig: daher verband er sich im Jahr 1395 mit seinem

nem Vetter, dem Bischof zu Würzburg, und mit dem Fränckischen Adel. Ihre vereinigten Kriegsvölcker verheerten das Coburgische Gebiet mit der grausamsten Erbitterung. Sie wurden endlich von dem Fürstlichen Vogte zu Coburg, dem die Beschützung dieser Stadt anvertrauet war, mit grossem Verluste zurück geschlagen. Zugleich ließ Friedrich durch seinen Bruder Wilhelm das Schwarzburgische Land mit Feuer und Schwerdt angreiffen, und ihre Feinde in Francken wurden ebenfals von Coburg aus in ihrem Gebiete sehr geängstiget. Aller dieser Verwüstungen wurde man bald müde: man schritt also zu demjenigen, was man gleich Anfangs hätte thun sollen: zu gütlichen Unterhandlungen, welche einige andere Fürsten vermittelten. Nach dem Vergleiche, welcher hierauf zu Stande kam, erstatteten die Landgrafen Friedrich und Wilhelm den Pfandschilling, der auf dem Schlosse Leuchtenburg, und dem dazu gehörigen Gebiete, hafftete, noch in eben diesem Jahre an den Grafen von Schwarzburg.

Mittlerweile hatten Friedrich und seine Brüder ihre Besizungen auch durch glimpflichere Mittel erweitert. Im Jahr 1389 kauften sie das Schloß und die Stadt Saalfeld von den Grafen von Schwarzburg, und im Jahr 1393 das Schloß Altenburg nebst seinen Zubehörungen, von dem dortigen Burggrafen, unter Bedingungen, die für ihn sehr vortheilhaft waren. In Francken selbst verkaufte ihnen eben derjenige Bischof von Würzburg, der sich so feindseelig gegen sie bewiesen hatte, das Schloß und die Stadt Königsberg für neunzehntausend sechshundert Goldgülden: es ist, nachdem es noch ein paarmal seine Herren verändert hat, zulezt an die Herzoge von Hildburghausen gekommen.

Das

Das Mißvergnügen der Deutschen gegen den Kayser Wenzel brach nunmehro völlig aus. Seine Laster und bey der Verwaltung des Reichs begangene Fehler sind zwar von der Geistlichkeit vergrößert worden; sie waren aber doch in den Augen der meisten Reichsstände groß genug, um ihn seiner Würde im Jahr 1400 zu entsezen, und den Pfalzgrafen Ruprecht an seine Stelle zu wählen. Zu dieser Gegenparthey gehörten auch Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten: daher suchten sie Wenzeln mit den Waffen zu zwingen, daß er sich dem neuen Römischen Könige unterwerfen, und die Reichskleinodien aushändigen sollte. Allem Ansehen nach bediente sich auch Jobst, der Marckgraf von Mähren, welcher mit Wenzeln einige besondere Zwistigkeiten hatte, des Verdrusses, den die Böhmen gegen ihren König gefaßt hatten, um sich wider denselben mit vielen Vornehmen im Lande, und außerdem mit den Meisnischen Marckgrafen zu verbinden. Wilhelm der ältere also, Friedrich und seine Brüder schlugen im Sommer des Jahrs 1401 mit ihrem erstgedachten Bundsgenossen ihr Lager vor Prag auf, und belagerten den König Wenzel in derselben. Dieser aber kam auf einmal von seiner Sorglosigkeit wieder zu sich: er wußte sich durch kluge Anstalten die Liebe der Großen in seiner Nation von neuem zu erwerben. Auf der andern Seite warteten die vereinigten Fürsten umsonst auf die tausend Lanzen, welche ihnen der König Ruprecht durch seinen Sohn zu schicken versprochen hatte. Sie mußten daher die Belagerung aufheben, und in ihre Länder zurückziehen; ob sie gleich nicht unterließen, Wenzeln durch öftere Anfälle zu beunruhigen. Friedrich war sonst unter der Regierung dieses Herrn einigen nüzlichen Anstalten für die öffentliche Ruhe in Deutschland beygetreten.

getreten. Er hatte unter andern mit ihm im Jahr 1390 einen besondern Vertrag geschlossen, vermöge dessen der König an seinem Theile das Egerische und Vogtland, Friedrich aber mit seinen Brüdern alle ihre Länder in Osterland, Thüringen und Meisen in den allgemeinen deutschen Frieden, den man im Jahre 1389 ausgemacht hatte, zogen: zugleich wählten sie beyderseits Heinrich Reußen von Plauen zum Obmann, der nebst seinen Mitsassen alle Angelegenheiten des Landfriedens richten und entscheiden sollte. Wie ich überhaupt in dem Charakter und in der Absezung dieses Kayfers noch nicht Licht genug finde: so wünschte ich auch von den Bewegungsgründen deutlichere Nachricht zu haben, durch welche Friedrich von ihm gänzlich abwendig gemacht worden ist; da ihn sonst das Beyspiel des Churfürsten von Sachsen, der diesem Kayser getreu blieb, und die Angränzung seiner Länder an die Böhmischen, von diesem Entschlusse hätten zurückhalten können.

Nach dem Böhmischen Feldzuge griff Friedrich nebst seinem Oheim Wilhelm, noch im Jahr 1401 die Burggrafen von Dohna an, welche bisher das Gebiet des leztern durch Räubereyen beunruhigt hatten. Die Burg Dohna wurde erobert und geschleift, und der Burggraf mußte sich mit seiner Familie in dem Schlosse Königstein ergeben. Friedrich verlor seinen Bruder Georg in eben diesem Jahre. Und im folgenden schloß er nebst seinem Bruder Wilhelm und seinen Oheimen Balthasar und Wilhelm, auch dem Sohne des erstern, Friedrich, mit den Herzogen zu Braunschweig und dem Landgrafen von Hessen einen ewigen Frieden, so lange einer von ihnen am Leben seyn würde. Sie versprachen sich zugleich Hülfe wider alle Angriffe, Beraubungen und Beschädigun-

gungen: sonderlich wider den Bischof zu Maynz, wenn er oder seine Amtleute aus Eschwege oder Sontra den Burgfrieden nicht halten wollten; sie verabredeten außerdem den gütlichen Austrag der Zwistigkeiten, die unter ihnen selbst entstehen möchten, durch Schiedsrichter aus ihrem Mittel, die Art, wie sie einander Beystand leisten sollten, die Aufnahme mehrerer Bundsgenossen, auch insonderheit dieses, daß keiner von ihnen die Untersassen des andern gegen ihn vertheidigen sollte. Dazu kam gleichfals im Jahr 1402 ein Bündniß, das Friedrich und sein Bruder mit dem Grafen von Henneberg auf sechs Jahre errichteten, um einander ihre Länder und Leute gegen jedermann vertheidigen zu helfen. Man sieht wohl, daß dieses nicht Bündnisse gewesen sind, wie sie in den neuern Zeiten zwischen mächtigen Fürsten, meistentheils nicht ohne Aufsehen, Mißtrauen und Verdacht bey den übrigen zu erregen, auch wohl gar als Vorboten naher Kriege, eingegangen werden; es waren nur Verwahrungsmittel gegen die Unsicherheit und die plözlichen kleinen Kriege, mit welchen damals Deutschland von einem Ende zum andern geplagt wurde.

Doch das erstere der eben gedachten Bündnisse flochte den Marckgrafen Friedrich und seinen Bruder schon im Jahr 1403 in einen neuen Krieg ein. Die Reichsstände, welche den Kayser Wenzel absezten, hatten ihm schon vorher den Herzog Friedrich von Braunschweig zum Nachfolger bestimmt; aber dieser wurde eher noch als man ihn wählen konnte, von dem Grafen von Waldeck und einigen andern in der Gegend von Fritzlar ermordet. Um diese Frevelthat zu rächen, griffen die Herren aus den Häusern Braunschweig und Hessen bald darauf wider

wider den gedachten Grafen und seine Anhänger zu den Waffen; der Erzbischof von Maynz wurde erinnert, den in Hessen und Westphalen errichteten Landfrieden besser als bisher zu beobachten, und sich von jenen Friedensstörern ganz zu trennen; er verstärckte aber vielmehr seine Verbindung mit ihnen durch andere Bundsgenossen, und bekriegte selbst den Landgrafen von Hessen. Friedrich also und sein Bruder nahmen jezt mit Recht Antheil an diesen Händeln; sie kündigten solches dem Erzbischof durch einen Fehde- oder Bewahrungs-Brief an, den man hier, zur Kenntniß der Sitten dieser Zeit, mit veränderter Mundart und einigen verwechselten Worten, vielleicht nicht ungerne lesen wird:

„Ehrwürdiger Herr, Herr Johann, Erzbischof „zu Maynz (Meinze); Da (Wan) uns die Hochge„bohrnen Fürsten, Herr Heinrich, Herzog zu Braun„schweig und Lüneburg, unser lieber Schwäher und „Schwager, Herr Hermann, Landgraf zu Hessen, „und Herr Otto, Herzog zu Braunschweig, unsere „liebe Oheime, Bruder und Schwager, gemeldet „(vorkündiget) haben, daß ihnen ungütlich von Euch „geschehen sey, daß die Euern unsern lieben Schwa„ger und Oheim, Herzog Friedrich seeligen todt ge„schlagen haben; um dieses Unrechtes und großer „Gewalt die Ihr und die Euern an ihnen gethan ha„ben, darum wollen wir Euer Feind seyn, und wol„len uns des gegen Euch bewahrt haben, (darumb „wollen wir uwer fint sin vnd wollen vns „des gein och bewart han.) Gegeben zu Merse„burg, unter unserm Friedrichs Siegel (Secret), „das wir Wilhelm mit gebrauchen. A. 1403 Frie„drich und Wilhelm Gebrüder, Landgrafen in Thü„ringen, und Marckgrafen zu Meisen.„— Die natür-

liche

liche Einfalt dieser Kriegs-Erklärung muß mehr gefallen, als eine künstliche Vorstellung von Ursachen, die man sinnreich ausgedacht hat, um mit gutem Anstande Krieg führen zu können. Die beyden Marckgrafen führten den ihrigen gegen den Erzbischof mit großen Verwüstungen seines Landes, wie es damals gewöhnlich war; und er nahm erst im Jahr 1405 ein Ende.

Kurz vor demselben, ebenfals im Jahr 1403 legten Friedrich und die übrigen Marckgrafen von Meisen alle ihre Fürstenthümer und Herrschaften wieder zusammen, und ließen sich auf dieselben unter einander die Erbhuldigung thun. In einer Urkunde, welche sie bey dieser Gelegenheit ausstellten, erklärten sie sich, was im Falle, daß einer von ihnen ohne rechte Leibes- und Lehns-Erben stürbe, dem andern zum voraus oder zu gleichen Theilen zukommen sollte, und wie sie sich sonst in Ansehung der ihnen zufallenden Länder zu verhalten hätten. Kein Theil sollte den andern in seiner Regierung hindern, und ein jeder sollte freye Macht haben, Schlösser, Städte, Land und Leute zu versezen, zu verkaufen oder zu verleihen; doch so daß kein Theil dem andern dieselben arglistiger Weise entzöge. Alle sollten einander Hülfe und Schutz leisten, nur nicht bey unredlichen Kriegen: die eroberten Schlösser sollten, wenn sie in dem Gebiete eines dieser Fürsten lägen, ihm verbleiben, sonst aber getheilt oder zerstört werden. Neue Vögte und Amtleute sollten sämmtlichen Fürsten die Erbhuldigung leisten. Wenn Zwietracht unter ihnen entstünde: so sollte eine jede Parthey, die es betrifft, einen aus ihrem Rathe ernennen, und diese sollten versuchen, die Streitigkeit binnen vier Wochen zu entscheiden; könnten sie aber dieses nicht thun,

so

so sollte diejenige Parthey, welcher die Aussprache zukommt, aus der andern Partheyen Rathe einen Uebermann wählen, welcher die Sache innerhalb vier Wochen gänzlich beylege; und was er bey seinem Eyde aussprechen würde, das sollte auf allen Seiten gehalten werden. Hinterließe einer von ihnen nur Töchter, so sollten die übrigen verbunden seyn, dieselben fürstlich zu halten, und anständig auszustatten. Was ein jeder Theil an Kirchen, Altären und andern Anstalten zum Gottesdienste errichtet hätte, das sollten die andern erhalten, und ein jeder sollte auch die Macht haben, ein Seelgeräthe (ein Vermächtniß oder eine Stiftung zum Besten der Seele eines Verstorbenen) von hundert Schock Freyberger Groschen, aber nicht höher, zu stiften. Auch sollten sie untereinander, wenn einer von ihnen ohne männliche Erben stürbe, die Pfandschaften und Schulden desselben übernehmen. Endlich sollte es einem jeden erlaubt seyn, seiner Gemahlinn ein Leibgedinge auszumachen, bey welchem sie die übrigen schützen sollten. Alles dieses gelobten sie einander mit der Hand, und bekräftigten es mit einem förmlichen Eyde zu den Heiligen. Das Beyspiel einer so langen und rühmlichen Einigkeit zwischen nahe verwandten Fürsten eines zusammenhängenden Landes, scheinet dieser ausführlichern Erzählung wohl werth gewesen zu seyn.

Unter dieser ruhigern Beschäftigung aber giengen auch die kleinern Kriege, welche Friedrich und die übrigen Meisnischen Fürsten zu führen hatten, immer fort. Er half, wie es wahrscheinlich ist, im Jahr 1404 das Schloß und die Stadt Pirna erobern, weil man aus diesem festen Orte, welcher der Crone Böhmen unterworfen war, den Meisnischen Ländern

vielen Schaden zufügen konnte. Einige Fränckiſche Edelleute ſchickten ihm und ſeinem Bruder im Jahr 1405 einen Fehdebrief zu. Er traf auch mit den Fürſten von Anhalt im Jahr 1410 ein ſechsjähriges Bündniß, um ihnen gegen ihre unruhigen Vaſallen beyzuſtehen. Und in eben dieſem Jahre brachte er ſeine Zwiſtigkeiten mit Heinrich dem Aeltern, Herrn von Weida, dergeſtalt zu Ende, daß er ihm für ſeinen Theil an dem Schloſſe und der Stadt Weida, das Schloß und die Stadt Schmölln überließ, bey welchen er ſich doch das Oeffnungs-Recht vorbehielt. Die Fürſten dieſer Zeit ertheilen ſelten Schuzbriefe oder die Erlaubniß, Schlöſſer und Feſtungen zu bauen; ſie übergaben nicht leicht ein Schloß zu Lehn oder in Tauſch, am wenigſten aber verpfändeten oder verkauften ſie es auf Wiedereinlöſung, ohne ſich zugleich auszubedingen, daß ihnen daſſelbe bey allen ihren Kriegen und andern Bedürfniſſen offen ſtehen ſollte, damit ſie Beſazung hinein legen, ihren Feinden deſto beſſer widerſtehen, auch wohl ſich in daſſelbe zurück ziehen könnten. In Friedrichs Geſchichte kommen davon häuffige Beyſpiele vor. Um eben dieſe Zeit, vom Jahr 1405 bis 1410 ſchloß er nebſt den andern Marckgrafen mehrere Bündniſſe mit den Herzogen von Sachſen, dem Biſchof von Halberſtadt, und andern Fürſten, zu einem gemeinſchaftlichen Schutz und Beyſtande.

Der Todt ſeiner beyden Oheime brachte verſchiedene Veränderungen und Streitigkeiten hervor. Der ältere von ihnen, der Landgraf Balthaſar, ſtarb im Jahr 1406 und hinterließ einen Sohn, welcher in der Geſchichte Friedrich der Einfältige heißt, oder mit einem gemilderten Nahmen der Friedfertige. Im folgenden Jahre ſtarb auch Landgraf

graf Wilhelm, mit dem Zunahmen, der Einäugichte. Da er in seinen Ehen keine Kinder erzeugt hatte, so sollte nunmehro die im Jahr 1403 verabredete Theilung seiner Verlassenschaft eines Theils zwischen Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm dem Reichen, und zwischen ihrem Vetter, Friedrich dem Einfältigen, andern Theils, vorgenommen werden. Beyde Theile errichteten auch schon im Jahr 1407 einen vorläufigen Vergleich, Kraft dessen sie einige ihrer adelichen Vasallen ernannten, welche von jenen an sie gefallenen Ländern zwey gleiche Theile machen sollten: nur Meisen und Freyberg sollten zwischen ihnen künftig in Gemeinschaft bleiben.

Friedrich sahe diese Theilung erst nach drey Jahren geendigt, und ehe solches geschah, gerieth er in eine Zwistigkeit mit den Burggrafen von Nürnberg. Diese forderten einige Schlösser und Städte im Vogtlande, welche der verstorbene Marckgraf Wilhelm einem unter ihnen, Friedrich dem V. als dem Gemahle seiner Schwester, mit allen Zubehörungen vermacht hatte, wenn er ohne Erben stürbe. Da Friedrich und sein Bruder keine erwünschte Antwort gaben: so wurden sie von dem Burggrafen bey dem Römischen Könige Ruprecht verklagt, welcher deswegen im Jahr 1408 einen Gerichtstag ansezte, und Friedrichen auf denselben durch einen von dem Abte von Steinach übergebenen Ladebrief vorbeschied. Dieser appellirte zwar nebst seinem Bruder an den Römischen Stuhl; allein das Kayserliche Hofgerichte nahm diese Appellation nicht an, weil sie theils nicht die rechtmäßige Gestalt hätte, noch eines durchaus wahren Inhalts wäre; theils eine bloß weltliche und für das Kayserliche Gerichte gehörende Sache be-

träfe, die Forderung der Burggrafen wurde vor gegründet erkannt. Gleichwohl hatte die Appellation ihren Fortgang; sie wurde aber im Jahre 1409 von dem Cardinal von Venedig, welchen der Pabst hierinne zum Richter ernannt hatte, verworfen: er verurtheilte zugleich die Marckgrafen zu den Unkosten. Der Bischof Marinus von Abruzzo wurde zum Executor dieses Urtheils bestellt, und dieser gab daher ein langes Executionsschreiben wider die beyden Fürsten, in Ausdrücken und Drohungen heraus, die uns zum Theil possierlich vorkommen. Das Kayserliche Hofgerichte bestätigte im Jahr 1415 das erste Urtheil: Friedrich und Wilhelm mußten endlich die streitigen Schlösser und Städte den Burggrafen zu Nürnberg übergeben. Sie haben sich vermuthlich darauf berufen, daß der verstorbene Landgraf Wilhelm dieselben nicht ohne ihre Einwilligung habe vermachen und veräußern können: dieses war in den Erbverträgen ihres Hauses ausgemacht worden; aber ein Eventual-Belehnungs-Brief des Königs Wenzel vom Jahr 1397 über diese dem Burggrafen vermachte Lehen und Erbtheile, kann diese Einwendung unkräftig gemacht haben. Gleichwohl haben die sämmtlichen Marckgrafen zu Meisen noch im Jahr 1415 von den bestrittenen Oertern Thierstein und Thiersheim an die Burggrafen verkauft: zu einem Beweise, daß auch nach dem gemeldeten Urtheile noch etwas zu ihrem Vortheile müsse ausgemacht worden seyn.

Endlich erfolgte zu Naumburg im Jahr 1410 die Theilung der Meisnischen Länder, welche Marckgraf Wilhelm besessen hatte: und in dem darüber errichteten Vertrage bestimmten die Fürsten überhaupt ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Friedrich

drich und sein Bruder Wilhelm bekamen zu ihrem Antheil Torgau, Delitsch, Zörbig, Gräfenheinichen, Düben, Mühlberg, Werdenhain, Grimma, Neuenhof, Colditz, Borna, Geiten, Rochlitz, Mitweida, Chemnitz und Schellenberg, nebst eilf Schlössern, den dazu gehörigen Klöstern, Grafschaften und Lehnschaften. Ihr Vetter Friedrich aber erhielt Dresden und vier und zwanzig andere Städte, welche sich von der Gegend an der Elbe durch das Erzgebürge bis in das Vogtland erstreckten, nebst siebzehn Schlössern und gleichen Zubehörungen; nur Meisen und Freyberg, wie schon gedacht worden ist, wurden von dieser Theilung ausgenommen. Sie hatte so viele Uneinigkeit und Mißtrauen gestiftet, daß alle diese Fürsten in eben diesem Jahre ihren Grafen, andern Vasallen, Räthen und Amtleuten einen Versicherungsbrief ausstellten, sie hätten allen Verdacht und Widerwillen gegen sie abgethan, nachdem sie um ihr Land zu Meisen zwar schelhaftig und zweytrechtig gewesen wären, sich aber nunmehro wegen desselben gütlich mit einander vereiniget hätten. Die Leser dieser Geschichte Friedrichs werden es schwerlich als eine für dieselbe fremde Nachricht ansehen, daß sein Bruder Wilhelm ebenfals in diesem Jahre 1410 gleichsam ein Vorspiel der künftigen Größe ihres Hauses erlangt habe. Er brachte von dem Marckgrafen Jobst zu Mähren die Chur und Marck Brandenburg um vierzigtausend Böhmische Schock Pfandweise an sich; allein der Kayser Siegmund löste sie bald darauf wieder ein, und belehnte damit den Burggrafen zu Nürnberg Friedrich IV. welcher der Stammvater der jezigen Churfürsten und Marckgrafen zu Brandenburg geworden ist.

Die beyden Brüder Friedrich und Wilhelm, deren Gebiet nun einen solchen Zuwachs erlangt hatte, trafen im Jahr 1411 zu Leipzig über ihre Länder eine so genannte Mutschierung auf vier Jahre, doch mit dem Vorbehalte, daß Friedrich, wenn diese Jahre verflossen wären, die Wahl haben sollte, ob er seinen Antheil noch vier andere Jahre behalten, oder mit seines jüngern Bruders Besizungen auf so lange Zeit abwechseln wollte; wenn aber diese acht Jahre vorüber wären, sollte der weitere Vergleich auf eines jeden Gefallen ankommen. Friedrich bekam damals fünf und zwanzig Städte, unter denen sich Grimma, Delitsch, Düben, Torgau, Meisen, Colditz, Borna, Mitweida, Chemnitz und Leipzig, befanden; Wilhelm aber erhielt Weissenfels, Naumburg, Freyburg, Jena, Dornburg, Camburg, Neustadt, Saalfeld, Weida, Altenburg, und noch neun und zwanzig andere Städte mit ihren Zubehörungen. Sie und ihr Vetter, Friedrich der Einfältige, schlossen in diesem Jahre 1411 mit dem Grafen zu Henneberg ein neues Bündniß auf fünf Jahre, und im folgenden Jahre vereinigten sich die beyden Brüder mit den Herzogen Erich und Otto zu Braunschweig auf zwey Jahre, zu beyderseitiger Hülfe.

Hier, ja vielleicht noch früher, dürften manche meiner Leser voll ungeduldiger Begierde gewesen seyn, mich unterbrechen, es mir verweisen zu können, daß ich eine der rühmlichsten und glücklichsten Handlungen Friedrichs des Streitbaren vom Jahr 1409 die Stiftung der hohen Schule zu Leipzig, völlig vergesse. Allein die Verbindung, welche zwischen dem Tode seiner beyden Oheime, und zwischen den darauf gefolgten Begebenheiten von dem Jahre 1406 an, merklich ist, nöthigte mich, diese große Verände-

rung

rung in den Meisnischen Ländern ein paar Seiten später zu erzählen. Jezt thue ich dieses mit desto mehr Vergnügen, da ich ohnedieß den ermüdenden einförmigen Anblick von Bündnissen, Theilungen und Kriegen in Friedrichs Geschichte, kaum länger ertragen kann. Es ist Zeit, ihn auch von einer andern Seite zu zeigen.

Er hatte die Liebe zur Gelehrsamkeit, die jedem weisen Fürsten so anständig, von ihm so unzertrennlich ist, bis auf diese Zeit sehr wenig an den Tag gelegt. Seine Regierung war immer so kriegerisch, oder doch so unruhig, daß man dieses von ihm fast nicht erwarten konnte. Zwar sein Eifer für die Religion und die besondere Gewogenheit, welche er der Geistlichkeit sehr häuffig bezeigte, können schon als ein Beweis gelten, daß er den Werth einer edlern Wissenschaft zu schätzen gewußt habe: denn die Gelehrsamkeit hat allemahl eine sehr getreue und mächtige Dienerinn der Religion abgegeben. Aber Friedrich hatte doch keine günstige Gelegenheit sie kennen zu lernen. Die Deutschen waren damals tapfer und unternehmend; allein zu den Künsten des Friedens hatten sie eine sehr geringe Neigung. Die kleinen, halb unnüzen, halb unreifen Kenntnisse, welche man mit dem Nahmen der Gelehrsamkeit beehrte, lagen in den Klöstern versteckt, wurden in Schulen gelehrt, welche die Mönche meistentheils in ihrer Gewalt hatten, oder wurden auf Universitäten, auf denen sie ebenfals regierten, in das eckelhafteste Geschwäze und in Zänckereyen, die kein Ende nahmen, ausgedähnet. Es stand den Fürsten nicht einmal völlig frey, für die Gelehrsamkeit nach ihren Gesinnungen oder verbesserten Einsichten, zu sorgen. Die Geistlichkeit hatte sich derselben, gleichsam als ih-

res Eigenthums, bemächtigt, und gestattete keine andern Anstalten bey derselben, auch keinen andern Gebrauch derselben, als von welchem sie Ehre und Vortheile zog. Gesunde Vernunft also, der Umgang mit verständigen Männern, und eine lange Erfahrung, waren damals mehr werth, als die sogenannte Gelehrsamkeit, wie sie es auch, wenn man die Wissenschaften bloß für das Gedächtniß lernet, noch in unsern Zeiten sind. Solchergestalt verlor Friedrich wenig, da er mit der Gelehrsamkeit seines Vaterlandes nicht bekannt war; ob gleich immer auch die allgemeinen richtigen Grundsäze, welche noch in derselben übrig geblieben waren, die mittelmäßige Tüchtigkeit, welche sie zur Verwaltung der Aemter im Staate und in der Kirche ertheilte, auch die nüzliche Uebung selbst, die sie den Kräften des menschlichen Geistes verschafte, ob gleich alles dieses seines Schutzes und seiner Aufmunterung sehr würdig war.

Aber auch nur den damaligen Umfang der Wissenschaften zu umspannen, hatte man in Friedrichs Ländern keine hinlänglichen Hülfsmittel. Außer einer Anzahl niediger Schulen, welche man darinne fand, gab es zwar zu Erfurt, in der Hauptstadt von Thüringen, seit dem Jahre 1392 eine Universität; allein diese Stadt gehörte nicht im strengern Verstande zu seinem Gebiete, ob er gleich ihr Schutzherr war, und einige Landesherrliche Rechte daselbst ausübte. Eine noch berühmtere und ältere Universität, die von den Unterthanen der Marckgrafen von Meisen bequem konnte besucht werden, war die Pragische. Carl der IV. Kayser und König von Böhmen, hatte sie im Jahr 1347 gestiftet, und ihre Verfassung, die er fast gänzlich von der hohen Schule zu Paris entlehnte, bereitete gleichsam die Entste-

hung

hung der Universität Leipzig ein halbes Jahrhundert voraus. Er theilte ihre Mitglieder in vier Nationen ab, welche an den Wahlen und allen andern Geschäften derselben, Antheil haben sollten, in die Böhmische, Pohlnische, Bayrische und Sächsische. Die drey leztern, welche zusammen die Deutschen hießen, bekamen nur Eine Stimme; die Böhmen hingegen drey. Aber nach und nach wurde gerade das Gegentheil eingeführt, und die Deutschen behaupteten ihre Ueberlegenheit an der Anzahl auch durch drey Stimmen gegen die Böhmen. Diese wollten endlich die Mehrheit der Stimmen wieder an sich ziehen. Johann Huß, eben derjenige, der durch seinen Angriff auf die Römische Kirche und Geistlichkeit, und durch sein unglückliches Ende zu Costniz, so berühmt geworden ist, drang darauf im Nahmen der Böhmen. Hieraus entstanden weitläuftige Unruhen und Gewaltthätigkeiten: die Universität konnte sich auch über die Wahl eines neuen Rectors nicht vergleichen. Der König Wenzel, vor welchen diese Uneinigkeit gebracht wurde, machte zur Verspottung der Universität seinen Koch zu ihrem Rector, und fällte im Jahr 1408 das Urtheil, daß die Böhmen künftig drey Stimmen führen sollten. Ueber diese Beschimpfung und Beleidigung entrüstet, beschlossen alle Deutschen, welche viele tausend ausmachten, Prag zu verlassen.

Ohngefähr zweytausend derselben zogen, von ihrem lezten Rector, Magister Johann Hofmann, aus Schweidniz in Schlesien, angeführt, in Friedrichs Gebiet, nach Lipczk oder Leipzig. Diese Stadt war schon seit dem zwölften Jahrhunderte durch ihre Messen und ihre Handlung berühmt worden; sie hatte auch noch mehrere Vorzüge vor andern Meis-

nischen Städten. Nächst diesem scheinet die Nähe von Meisen, vielleicht auch der Umstand, daß viele dieser wandernden Gelehrten aus diesem Lande gebürtig waren, und vor allen ein ausnehmendes Vertrauen, das sie gegen den Marckgraf Friedrich und seinen Bruder gefaßt hatten, die Wahl dieser Gegend veranlaßt zu haben. Man empfieng diese neuen Ankömmlinge, welche zu Leipzig im Jahr 1408 anlangten, sehr wohl. Vincentius Grüner, ein Baccalaureus der Theologie, der bey Hofe in besonderm Ansehen stand, verschaffte ihnen Schutz und Unterhalt, und die beyden Marckgrafen faßten sogleich den Entschluß, eine Universität für sie und aus ihnen aufzurichten. Ich weiß, daß einige Schriftsteller Friedrichen diesen Vorsaz, noch ehe sich ihm eine so bequeme Gelegenheit darbot, ergreifen lassen: und ich könnte ihre Meinung, ohne sie scharf zu prüfen, zur Ehre dieses Fürsten, annehmen. Allein ich finde nicht, daß man sie bewiesen habe: Friedrich braucht daher, um ruhmwürdig zu erscheinen, keiner bloßen Muthmaßungen.

Er mußte hier seine Abhängigkeit von den Römischen Bischöfen empfinden. Diese hatten längst die Universitäten vor geistliche Gesellschaften erkläret, welche sie allein zu stiften, mit Rechten und Freyheiten zu versehen befugt wären. So wenig sich diese Ansprüche auf den Begriff von einer Gesellschaft Gelehrten, welche alle Wissenschaften lehren, gründeten; so wurden sie doch ausgeführet, weil den Päbsten ungemein viel daran gelegen war, zu verhüten, daß diese Gelehrten, unter denen noch andere als Geistliche seyn mußten, ihrer Hoheit und allgemeinen Herrschaft keinen Eintrag thun möchten. Waren diese bloß den Befehlen ihrer Fürsten unterworfen,

fen, so konnten sie freyere Untersuchungen über die Religion, und über den damaligen Grund derselben, die Gewalt des Pabstes, anstellen; sie konnten sehr geschwind eine richtigere und ungebundenere Denkungsart in der Welt ausbreiten, und den menschlichen Verstand würcklich durch die Gelehrsamkeit erhöhen: alles zum großen Schaden des Ansehens der Geistlichen und ihres gefürchteten Oberhauptes. Diesem Unglück beugten die Päbste, so viel an ihnen war, vor: nicht nur eigneten sie sich die Universitäten als einen Theil ihres Gebietes zu; sondern sie wußten auch den Lehrern der Theologie auf denselben, deren Treue ihnen nicht verdächtig seyn konnte, so viele Vorzüge zuzuwenden, daß die übrigen Lehrer gegen diese gehalten, sehr unbedeutende Leute vorstellten. Wurde insonderheit, wie es meistentheils geschah, auch die Philosophie von Geistlichen gelehrt, so war der Kirchen-Staat dieser Zeit völlig gesichert.

Friedrich und Wilhelm also baten den geistlichen Landesherrn von Meisen, wie von ganz Europa, die Erlaubniß, eine Universität zu Leipzig aufzurichten. Alexander V. regierte damals zu Rom; zween andere Päbste in Italien und Spanien, machten ihm zwar, zu großem Aergerniſſe der Christen, diese Würde streitig; allein er war von der Kirchenversammlung zu Pisa im Jahr 1409 mit Absezung der beyden übrigen gewählt worden, und mithin der einzige rechtmäßige. Er ertheilte den beyden Marckgrafen in einer Bulle vom 9. September des gedachten Jahres, die noch zu Pisa unterzeichnet ist, die gesuchte Vergünstigung. „Wir haben, sagt er darinne, den „reinen Glauben und die ungemeine Ergebenheit, mit „welchen unsere geliebten Söhne, die Edeln Männer, Friedrich und Wilhelm, Deutsche, Landgrafen

„zu

„zu Thüringen, Marckgrafen von Meisen, und Pfalz„grafen von Sachsen, Uns und Unserm Apostolischem „Stuhl zugethan sind, in Betrachtung gezogen, und da„mit die Hoffnung verbunden, daß sie ihre Unterthänig„keit gegen die heilige Römische Kirche, die Mutter und „Lehrerinn aller Gläubigen, desto reichlicher vermehren „werden, je mehr sie sich von Uns und der Kirche selbst „mit Gnadenbezeugungen und Apostolischen Privile„gien beehrt sehen werden. Wir haben auch dieses „überlegt, daß in ihrer Stadt Lipczk, in dem Merseburgischen Kirchensprengel, wie man Uns berichtet hat, „welches ein volkreicher und geräumiger Ort ist, der „in einer fruchtbaren Gegend und unter einem ge„mäßigten Himmelsstriche liegt, hinlängliche Lebens„mittel für eine Menge Menschen vorhanden sind, „daß dieses überhaupt gleichsam ein Land sey, das „Gott geseegnet hat; daß die Einwohner dieser Stadt „höfliche und wohlgesittete Leute sind, und daß es um „dieselbe herum viele reizende und angenehme Gegen„den gebe; ingleichen, daß, da dieses Land unter dem „Schutze der genannten Brüder glücklich steht, die „Einwohner des Friedens und der Sicherheit immer „genießen: so daß die Natur selbst, die Mutter der „Dinge, die gedachte Stadt dazu eingerichtet zu ha„ben scheinet, daß eine Universität (generale studium) „in derselben blühen sollte.„ Da nun, fährt der Pabst fort, die beyden Marckgrafen dieselbe in dieser Stadt einzuführen wünschten, und zur Erhaltung derselben, unter der Hoffnung, daß der Apostolische Stuhl ihr Verlangen erfüllen werde, schon Anstalten getroffen hätten, so gebe er ihnen dazu, auf ihr demüthiges Bitten, seine Erlaubniß. Es sollte daher zu Leipzig eine beständige hohe Schule in allen vier Facultäten seyn, und allen ihren Mitgliedern sollten die gewöhnlichen Rechte und Freyheiten zu Theil werden. Wenn

in

in der Folge einige auf dieser Universität Studierende, um wieder andere unterrichten zu können, die Würde eines Magister, Doctor oder Baccalaureus zu erlangen suchten: so sollten sie von der Facultät, in welcher sie geprüft werden, dem Bischof zu Merseburg vorgestellt werden, der ihre Geschicklichkeit untersuchen, und ihnen nach Befinden das Recht ertheilen sollte, auf dieser und jeder andern Universität zu lehren. Eben dieser Bischof sollte allemal Canzler der Universität seyn, um sie bey allen ihren Vorrechten und Freyheiten zu erhalten.

Auf diese Päbstliche Verwilligung gründeten erst Friedrich und Wilhelm ihren Stiftungsbrief der Universität Leipzig, der am 2 December des Jahrs 1409 zu Leipzig ausgefertiget wurde. Sie verordneten darinne, daß dieselbe in vier Nationen, die Meisnische, Sächsische, Bayrische und Pohlnische, abgetheilt seyn, und diese durchaus gleiche Rechte und Vortheile genießen sollten. Zu den Vorlesungen, Disputationen und andern academischen Handlungen, schenckten sie zwey Häuser, welche das größere und kleinere Fürsten-Collegium genannt werden sollten: diese befreyeten sie zugleich von allen Abgaben, und von der Gerichtsbarkeit der ordentlichen Obrigkeit. Damit sowohl Lehrer als Lernende häufig nach Leipzig kommen möchten, sezten die Fürsten für zwanzig öffentliche Lehrer (magistros) eine Besoldung von fünfhundert Gülden, welche ihnen so lange aus der Fürstlichen Cammer sollten ausgezahlet werden, bis dazu beständige Einkünfte wären angewiesen worden. In dem größern Fürsten-Collegio sollten zwölf Lehrer, drey von jeder Nation seyn, von denen jeglicher dreyßig Gülden Besoldung bekommen sollte; einer aber darunter sollte ein Lehrer der Theologie (magister sacrae theo-

theologiae) seyn, für welchen sie noch überdieß dreyßig andere Gülden jährlich bestimmten. Im kleinern Collegio hingegen sollten acht Lehrer, zween von jeder Nation wohnen: die Besoldung eines jeden sollte zwölf Gülden ausmachen. Aus besondern Ursachen trafen die Marckgrafen, mit Einwilligung der Meisner und Pohlen, die Einrichtung, daß die Sächsische Nation zum Anfange vier Lehrer in dem kleinern Collegio haben sollten, indem ihnen die Meisner und Pohlen, um den Marckgrafen gefällig zu seyn, zwo Stellen überlassen hätten. Dieses sollte jedoch nur vier Jahre lang währen, nach deren Verfließung sich die Fürsten die Freyheit vorbehielten, diese Verfassung entweder zu ändern oder fortzusezen. Nach Festsezung des Rangs unter den Lehrern, welcher von der Zeit, da sie Magistri geworden waren, abhängen sollte, erklärten sich die Stifter, daß das übrige, was auf ihrer Universität zu beobachten wäre, auf ihren Willkühr ankommen sollte. Die Urkunde, welche alles dieses enthielt, wurde an dem gedachten Tage, in dem Speisesaal der regulirten Canonicorum des Klosters zu St. Thomä in Leipzig, in Gegenwart der beyden Marckgrafen, einiger Bischöffe und Prälaten, und der Lehrer der Universität, öffentlich vorgelesen.

Bey diesem Anfange der Universität Leipzig blieb es unter Friedrichs Regierung nicht: ihre Verfassung erhielt noch beträchtliche Zusäze, und ihre Einkünfte wurden gleichfals vermehret. Friedrich nahm gleich Anfangs vier und vierzig öffentliche Lehrer an, unter denen Johann von Münsterberg, Professor der Theologie, und erster Rector, nach ihm aber Johann von Schleiniz, Doctor des Päbstlichen Rechts, die vornehmsten waren. Man hat zwar wenige

nige Nachrichten von seiner übrigen Sorgfalt für diese Academie; gewisse Anstalten aber zu ihrem Besten, die von den Päbsten getroffen wurden, scheinen doch auf sein Ansuchen zu Stande gekommen zu seyn. So befohl Alexander V. noch am 18 December 1409 dem Bischof zu Merseburg, wie auch dem Dechant daselbst und zu Naumburg, daß, da viele geistliche und weltliche Personen von allen Ständen die Universität in ihren Besizungen und Einkünften zu stören angefangen hätten, sie nach diesen Feinden derselben forschen, und dieselben bey Strafe des Bannes zur Wiedererstattung anhalten sollten. Es ist wahr, daß uns dieser Schutzbefehl des Pabstes dadurch sehr unverständlich, wo nicht gar verdächtig wird, daß er darinne von Erzbischöfen und andern Prälaten, von Herzogen, Marckgrafen, Grafen, Freyherren, Städten, und andern mehr redet, welche die Schlösser, Dörfer und andere liegende Gründe der Universität an sich gerissen hätten. Man kann jedoch muthmaßen, daß entweder die Einkünfte derselben an dem Päbstlichen Hofe vergrößert worden sind, oder daß der Pabst überhaupt ihre Klagen unrichtig verstanden habe.

Die ersten Grundgeseze oder Statuten, welche diese hohe Schule seit dem Jahre 1410 nach und nach errichtet hat, sind ohne Zweifel auch von Friedrich und seinem Bruder bestätigt worden. Als im Jahre 1411 bey derselben ein Zweifel entstand, wer eigentlich zu der Meisnischen Nation gerechnet werden sollte, thaten sie den Ausspruch, daß die Meisner, Thüringer, Oberländer, Vogtländer und Lausizer dazu gezogen werden sollten; worunter doch die leztern nachmals von Herzog Georg dem Bärtigen zur Pohlnischen Nation geschlagen worden sind. Sie gestat-

gestatteten auch im Jahr 1415 den Magistris, welche der Arzneykunst ergeben waren, daß sie ihre eigene Facultät haben, ein Mediciniſches Collegium errichten, und dasselbe mit einem Decano und sechs Beysizern bestellen möchten. Mittlerweile hatte der Pabst Johannes XXIII. in einer Bulle vom Jahr 1413 verordnet, daß von den Stiftern Meisen, Naumburg und Zeiz sechs Canonicate mit ihren Präbenden und allen Rechten der Universität Leipzig zugehören, und an Magistros der heiligen Schrift, und Doctores des Canoniſchen Rechts verliehen werden sollten, wenn sie gleich schon andere geistliche Pfründen besäßen. Den Befehl dieses ausführen zu lassen, hatte er an den Abt zu Pegau, und den Probst zu St. Thomä in Leipzig, ergehen lassen: die Marckgrafen hatten freylich ein näheres Recht an diese Besorgung; aber weltliche Fürsten konnten nach den Begriffen dieser Zeit bey der Austheilung der Kirchengüter nicht wohl gebraucht werden. Die Schenckung dieses Pabstes litte dadurch bald eine Veränderung, daß die Universität den Stiftern zu Naumburg und Zeiz wegen allerhand Streitigkeiten zween Canonicate zurück gab: daher ersezte der Pabst Martin V. diesen Verlust im Jahr 1421 durch zween andere, welche er ihr auf Bitte des Landgrafen Friedrichs, in dem Stifte Merseburg einräumte.

So weit war diese gelehrte Gesellschaft zu Friedrichs Zeiten gekommen: sie erfüllte auch ihre Absichten, so viel es damals geschehen konnte, nicht unglücklich. Allein wie wichtig dieses sein Geschenck für sein Vaterland und für ganz Deutschland sey, sahe man erst in dem glücklichern Jahrhunderte des Camerarius, da sie so ausnehmender Wohlthaten, welche seine Nachfolger auf sie ausschütteten, vollkommen

kommen würdig war. Sie macht Friedrichs Andencken, der sie in einer düstern kriegerischen Zeit, mit vielem persönlichen Antheil gestiftet hat, noch immer Ehre. Man hätte ihre Geschichte längst auf eine lehrreiche Art beschreiben sollen: das heißt, nicht bloß die Begebenheiten, die sich auf derselben zugetragen haben, ihre feyerlichen Handlungen, die von Zeit zu Zeit erworbenen Rechte oder Einkünfte, und das Leben ihrer Lehrer erzählen; sondern vornemlich zeigen, wie viel sie zur Aufklärung des Verstandes der Deutschen und anderer Nationen, zum Wachsthum der Wissenschaften und der wahren christlichen Religion, insonderheit auch zur Beförderung des guten Geschmacks und edler gesellschaftlicher Sitten beygetragen habe; was sie vielleicht vor Hindernisse zurück gehalten haben, in jeder dieser Absichten noch mehr zu leisten; was vor eigenthümliche Vortheile sie zur Erreichung derselben genossen, und wie sich ihre Richtung zuweilen merklich verändert habe. Nach der hohen Schule zu Wittenberg hat keine andere in Deutschland so große Verdienste, als eben diese; man muß aber auch die wahren von den eingebildeten, von solchen, die nur in einem gewissen Zeitalter vor Verdienste angesehen werden, zu unterscheiden wissen.

Es war dem Landgrafen Friedrich so wenig vergönnet, auf Anstalten dieser Art eine lange ununterbrochene Aufmercksamkeit zu wenden, daß er vielmehr eben um die Zeit, da die Universität Leipzig aufzublühen anfieng, genöthiget wurde, gegen seinen Vetter, Friedrich den Einfältigen oder den Jüngern, mit welchem er kaum die Verlassenschaft Wilhelm des Aeltern getheilt hatte, die Waffen zu gebrauchen. An denselben hatten die Grafen von

Schwarzburg eine Tochter ihres Hauses im Jahr 1407 vermählet. Diese und die Grafen zogen Friedrich den Einfältigen bald von dem guten Vernehmen ab, in welchem er bisher mit seinen Vettern gestanden hatte. Sie regierten eigentlich Statt seiner in Thüringen, und der junge Fürst, dessen gutes Gemüth und schwacher Verstand leicht gemißbraucht werden konnte, fand darinne seine Bequemlichkeit. Insonderheit hatte ihn sein Schwiegervater, Graf Günther von Schwarzburg, gänzlich eingenommen; er hielt ihn in einer Art von Gefangenschaft, so daß er niemanden ohne seinen Willen sehen und sprechen konnte, und er machte ihn so mißtrauisch, daß er schon im Jahr 1408 Maaßregeln auf den Fall nahm, wenn er mit seinen Vettern Friedrich und Wilhelm in einen Krieg verwickelt werden dürfte. Da sich die Absichten dieses Grafen geschwind offenbarten, die Länder des jungen Landgrafen zum Theil an sich zu bringen, und seinen Vettern die Erbfolge in denselben zu entziehen: so nöthigte Friedrich ihn, seinen Sohn und Bruder Heinrich in dem gedachten Jahre, zu versprechen, daß sie auf keine Weise nach den Thüringischen und Meisnischen Ländern streben, noch zum Nachtheil ihrer Besizer etwas vornehmen wollten. Allein der Graf Günther beobachtete dieses so wenig, daß nicht nur alle gemeinschaftliche Verabredungen zwischen dem jüngern Friedrich und seinen Vettern aufgehoben, auch Thüringen durch Befehdungen und Schulden äußerst entkräftet wurde; sondern auch zulezt kein Zweifel übrig blieb, daß der Graf dieses Land an den König von Böhmen, den Churfürsten von Maynz, und den Landgrafen von Hessen Stückweise zu bringen im Begriff sey. Friedrich sahe diese Unordnungen fünf Jahre hindurch geduldig an; er brauchte verschiedene gelinde Mittel

dage-

dagegen, und trat noch im Jahr 1410 sein Lehnsrecht an das Schloß Tullstedt dem jüngern Friedrich ab, den er zugleich mit dem Grafen zu Gleichen aussöhnte. Da endlich alle Erbverträge umgestoßen waren, und die Gefahr des Verlustes dringender wurde: war Gewalt das einzige, wodurch Friedrich seine und seines Bruders Rechte in Sicherheit sezen konnte.

Er bediente sich doch derselben bloß zum Schrecken, nicht, wie man vielleicht bey einem so scheinbaren Vorwande erwarten könnte, um sein Gebiet zu erweitern. Er und sein Bruder Wilhelm rückten im Sommer des Jahrs 1412 mit einem kleinen Heere in Thüringen ein, und besezten die vornehmsten Städte ihres Vettern, Gotha insonderheit und Eisenach; es wurde ihnen aber der Zutritt zu denselben noch alsdenn versagt, da sie sich schon zu Gotha, wo er seinen Siz hatte, befanden. Der Graf Günther, welcher sich nicht offenbar widersezen konnte, ließ durch einen unruhigen Edelmann, Friedrich von Heldrungen, eine Menge dürftiger Adelichen, Bauern und alle Arten des geringsten Pöbels zusammen raffen, mit welchen dieser das Land durchzog, durch Räubereyen und Mordthaten verwüstete. Man nannte dieses den Flegler-Krieg, weil sich viele Drescher bey diesem Hauffen befanden. Doch Friedrichs des Jüngern Unterthanen nahmen überhaupt an diesen Unruhen keinen Antheil: sie wurden auch bald wieder gestillt. Die drey Marckgrafen kamen, wie es scheinet, zu Wartburg zusammen. Das ungezwungene liebreiche Betragen Friedrichs des Einfältigen gab genugsam zu erkennen, daß man ihn verführt hatte; man machte ihm Vorwürfe, daß er seine Würde so sehr vergessen hätte; bald aber

söhnten sich die Fürsten mit einander aus, erneuerten ihre Bündnisse, und die Thüringer schworen den beyden Brüdern Friedrich und Wilhelm getreu zu seyn. Diese erklärten sich auch schriftlich, daß sie ihren Unwillen gegen die Grafen von Schwarzburg aufheben, und sie gleich ihren übrigen Vasallen schützen wollten; doch sollte die Verbindlichkeit, welche dieselben im Jahr 1408 eingegangen hatten, in ihrer Kraft bleiben. So waren diese einheimischen Händel noch im Jahr 1412 mit vieler Mäßigung verglichen.

Allein Friedrich von Heldrungen übte mit seiner Rotte noch immer große Gewaltthätigkeiten aus: er erstieg in diesem Jahre das Schloß Hohnstein, und nahm den alten Grafen gefangen. Der Sohn desselben rettete sich zu dem Marckgrafen Friedrich, der sogleich den Amtleuten in Thüringen Befehl ertheilte, mit ihrem eingesessenen Adel aufzusitzen. Er belagerte selbst nebst seinem Bruder und Vetter Heldrungen, und schenckte es mit Wiehe und allen Zubehörungen, als verwürckte Lehen dem jüngern Grafen von Hohnstein. Diese Händel sind erst im Jahr 1413 gedämpft worden. Aber schon im Jahr 1414, vielleicht auch noch eher, brachen zwischen den drey Marckgrafen und dem Landgrafen Ludwig zu Hessen, heftige Feindseeligkeiten aus, von deren Ursachen keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Heinrich Herzog von Braunschweig, Friedrichs des Aeltern Schwiegervater, vermittelte zwischen ihnen in dem gedachten Jahre eine Zusammenkunft zu Mühlhausen: auf dieser beschlossen sie, daß sie einander drey Jahre lang nicht angreifen wollten, und auch nach denselben sollten sie es nicht thun, sie hätten sich denn vorher anständig bewahret. Zu gleicher Zeit geriethen Friedrich und Wilhelm auch mit dem Bischof

schof von Bamberg in Zwistigkeiten: sie verlangten gewisse Läger (ich bin ungewiß, ob dieses Waaren-Lager oder Gegenden zur Jagd gewesen sind;) an einigen Dörfern seines Stiftes, und da er solche verweigerte, suchten sie sich durch Einfälle bey ihrem Besize zu erhalten. Da aber der Bischof sich bey dem Römischen Könige beklagte, und dieser von den Marckgrafen begehrte, sich mit demselben entweder besser zu vertragen, oder mit ihm vor Gerichte zu kommen: so kann es seyn, daß sie von ihrer Forderung abgestanden sind: denn die Geschichte sagt weiter nichts davon.

Damals nahm auch Friedrich an der wichtigsten Begebenheit von Europa, die im Jahr 1414 vorfiel, großen Antheil. Die allgemeine Kirchenversammlung zu Costniz, welche in demselben angefangen wurde, um die Trennung in der Kirche, die durch drey zugleich herrschende Oberhäupter verursacht ward, und die Religionsstreitigkeiten des Johann Huß in Böhmen, beyzulegen; diese zahlreiche Zusammenkunft sezte fast ganz Europa in Bewegung. Siegmund, welcher jezt Römischer König war, hatte sie nebst dem Pabste Johann XXIII. ausgeschrieben: er war auch mit vielen deutschen Fürsten selbst zugegen. Friedrich schickte im Anfange nur seine Gesandten dahin. Ein neuerer Schriftsteller (*Fabricius in Originibus Saxonicis*) nennt darunter die Bischöfe von Meisen, Merseburg und Naumburg, ingleichen die Aebte von Zelle, Chemnitz und Pegau; aber diese Bestimmung ist weder zuverläßig, noch wahrscheinlich genug. Diese Prälaten scheinen die Kirchenversammlung, wenn sie anders alle zu derselben gereiset sind, nur in ihrem eigenen Nahmen besucht zu haben, und die Meinung, daß der Bischof von Merseburg,

als Friedrichs Canzler, auf das Concilium gesandt worden sey, bedarf noch erst eines bessern Beweises, als man aus Müllers Sächsischen Jahrbüchern führen kann. Ich weiß nicht, ob man eben so von der Nachricht urtheilen dürfe, daß er selbst noch im Jahr 1414 mit einem langen und prächtigen Gefolge zu Costniz erschienen sey. Der Zusammenhang seiner Geschichte streitet, so viel ich sehe, dagegen: ich vermuthe daher, daß die beyden alten Schriftsteller, auf welche man sich beruft, mit einer nicht ungewöhnlichen Vermischung, von seiner spätern Ankunft im Jahr 1417 reden.

Mit eben dem Eifer, mit welchem er diese Kirchenversammlung annahm und beschickte, sorgte er auch zugleich im Jahr 1414 für die Erhaltung der herrschenden Religion in seinen Ländern. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte waren in Italien die Geißler (Flagellantes) aufgekommen, und hatten sich seitdem in das übrige Europa verbreitet: eine Art schwärmerischer Christen, welche öffentlich mit entblößtem Leibe herumliefen, und unter wahnwizigem Geschrey sich auf das schärfste geisselten, um sich durch diese freywillige Strafe die Gnade Gottes zu erwerben. Eine solche Ausschweifung floß sehr natürlich aus den Grundsäzen der damaligen Religion, welche die Menschen hauptsächlich durch ihre Ausleger, die Mönche, lehrte, durch Martern, die sie ihrem Leibe selbst auflegten, die Vergebung ihrer Sünden bey Gott zu erlangen. Allein sie wurde so ärgerlich, und von so vielen Thorheiten begleitet, daß die Fürsten und die Päbste selbst, sie endlich verboten; sie hat sich aber dennoch, ihrem Grunde nach, nur mit mehrerm Anstande, in der Römischen Kirche erhalten. Dergleichen Geißler zeigten sich bereits im Jahre 1349 in

Thü-

Thüringen und Meisen, unter beyderley Geschlechtern. Jezt aber waren sie von neuem, wiewohl ziemlich verändert, unter der Anführung eines gewissen Conrad Schmidt oder Faber, in eben diesen Ländern, gegen das Jahr 1411 aufgelebt. Sie verwarfen alles, was die Römische Kirche von der Kraft der Sacramente, vom Fegfeuer, von den Gebetern für die Verstorbenen, und vielen andern gottesdienstlichen Anstalten lehrte. Wer aber, sagten sie, nur dasjenige glaubt, was im Apostolischen Glaubensbekenntnisse enthalten ist, das Vater Unser und den Gruß Mariä fleißig hersagt; insonderheit aber zu gewissen Zeiten seinen Körper geisselt, und sich auf diese Art für seine Sünden selbst bestraft, der wird gewiß seelig werden. Vielleicht hatten diese Leute überhaupt ein Mißfallen an der Last unzählicher Cärimonien und abergläubischer Andachtsübungen, mit welchen die Christen damals beschwert waren; aber ihre Bemühung, die Religion einfältiger und reiner zu machen, schlug in entgegengesezte Arten des Unsinns aus. Man nahm eine Menge derselben gefangen; ein Ketzerrichter oder Inquisitor, Heinrich Schönefeld, welcher ihre Irrthümer untersuchte, ließ ihrer viele zu Sangerhausen im Jahr 1414 verbrennen: und man erzählt, daß Friedrich nebst seinem Bruder und Vetter dabey gegenwärtig gewesen sey. Freylich konnten seine Einsichten nicht weiter reichen, als daß er die Lebensstrafen der Ketzer, diese den ältern Christen unbekannte, aber zur Herrschaft der Geistlichkeit so nothwendige Lehre, vor eben so gerecht hielt, als die Todesstrafe der größten Verbrecher; daß er alles vor kezerisch und irrig ansah, was dem Religionsgebäude und der Kirchenregierung seiner Zeit im geringsten widersprach; und daß er willig zugab, ein Fürst dürfe bey seinen Unterthanen,

welche solcher Irrthümer angeklagt werden, nicht sein Ansehen zu ihrem Schutze, oder zu einer gelindern Begegnung, in gewissen Fällen auch zu einer gemäßigten Züchtigung derselben, anwenden; sondern er müsse selbst durch Beförderung ihres Todes sein Land reinigen.

Dieses Beyspiel allein giebt von Friedrichs Religion und Gottseeligkeit schon einen Begriff, der unserer Erwartung gemäß ist. Er war im Schooße der Römischen Kirche gebohren und erzogen worden: alle Lehren und Gebräuche derselben waren also für ihn heilig; er scheinet weder Zweifel dagegen gehabt, noch, wenn sie bey ihm entstanden, Gelegenheit zu einem bessern Unterrichte vor sich gesehen zu haben, als ihm die Geistlichkeit ertheilte: denn durch die Schuld derselben war die heilige Schrift für ihn verschlossen. Im Vertrauen auf die Lehrer der Religion, war er derselben aufrichtig und eifrig zugethan: mit redlichem Gemüthe übte er dasjenige aus, was sie ihm als göttliche Vorschriften darstellten. Daher stiftete oder bestätigte er nebst seinen Brüdern so viele Seelmessen: denn wer hätte es ihm sagen können oder wollen, daß diese Art das heilige Abendmahl zur Schau, nicht zum Genuß der Christen, zu halten, und die ihnen doch im Leben und nach dem Tode helfen sollte, eine späte Erfindung des Aberglaubens sey? Er war unermüdet den öffentlichen Vortrag der Religion zu hören; und jedermann weiß doch, wie elend derselbe zu seiner Zeit gewesen sey. Ein Mönch, der vor ihm predigte, vergaß sein langes Geschwäze zu endigen; die Zeit der Mittagsmahlzeit war vorhanden, und einer von den Hofbedienten erinnerte den Fürsten daran. Allein dieser antwortete ihm: „Was sagst du vom Mittagsmahl? laß

uns

„uns jezt sättigen mit dem Himmels-Brodte, mit „dem Manna des ewigen Lebens.„ Worte, die eines Zuhörers des Chrysostomus würdig gewesen wären. Friedrich wollte insonderheit auch die Feyertage mit einer gänzlichen Ruhe von der Handarbeit begangen wissen. Man hat von ihm einen Innungsbrief, welchen er den Gerbern zu Leipzig gegeben hat: in demselben befiehlt er unter andern, daß derjenige unter ihnen, welcher an einem Feyertage oder in einer Feyernacht arbeiten würde, ein bestimmtes Gewicht von Wachs zu den Kerzen geben sollte, die beym Gottesdienste brennen. Seine Geschencke an die Stifter, Clöster, Kirchen und Pfarrer, die er oft gemeinschaftlich mit seinen Brüdern und Anverwandten austheilte oder genehmigte, sind ungemein zahlreich. Man findet darunter Dörfer, Gärten, Aecker, Gehölze und andere liegende Gründe, nebst vielen ihm eigenen Zinsen und Einkünften. Friedrich beschüzte die Geistlichkeit überhaupt sehr fleißig, und suchte ihr mehr Ruhe und Bequemlichkeit, als seine übrige Unterthanen, besonders wegen der fortwährenden Kriege hatten, zu verschaffen.

Ehe noch die im Jahr 1411 zwischen Friedrich und seinem Bruder errichtete Mutschierung, oder abwechselnde Regierung ihrer gemeinschaftlichen Länder auf vier Jahre, zu Ende gieng, erhub sich eine kleine Mißhelligkeit zwischen ihnen, weil Friedrich den Antheil seines Bruders besser befand als den seinigen. Sie kamen aber bald im Jahr 1415 mit einander überein, den Burggrafen zu Nürnberg und den Bischof von Naumburg zu Schiedsrichtern zu wählen: und diese thaten den Ausspruch, daß Wilhelm eine neue Oerterung oder Theilung der Städte und übrigen Oerter machen, Friedrich aber die

Kuhr oder Wahl haben, die Räumung binnen einer gewissen Zeit geschehen, der Besiz zwölf Jahre dauern, und nach deren Verfließung, wenn es Wilhelm begehrte, ein Wechsel Statt finden sollte. Diese Vorschläge wurden der Grund zu einem Vergleiche zwischen beyden Brüdern. Friedrich behielt seinen Antheil mit einigen Zulagen und Verbesserungen noch ferner. Sie ließen auch einige Jahre darauf, da noch etliche streitige Punkte zwischen ihnen übrig waren, dieselben durch vier von Adel und die Bürgemeister in vier Städten von beyden Theilen, Leipzig, Jena, Altenburg und Torgau, im Jahr 1418 entscheiden. Und noch im Jahr 1421 verbanden sie sich mit einander, allen Unglauben gegen einander abzuthun, das ist, kein Mi..auen oder Uneinigkeit gegen sich zu nähren; wenn sich aber Zwistigkeiten unter ihnen regten, solche durch bestimmte Schiedsleute von ihrem Adel aufheben zu lassen. Die Beschwerden gegen ihren Vetter, Friedrich den Einfältigen, haben auch nicht ganz geruhet. Sie ließen im Jahr 1420 die neu entstandenen Irrungen mit demselben zu Dresden beylegen; erlaubten ihm, für fünf und zwanzig tausend Rheinische Gülden von seinen Besizungen, zu Abtragung seiner Schulden, zu verkauffen; doch sollte er es seinen Vettern melden, wie er dieses Geld anwende: und sowohl seine Gemahlinn als seine Räthe sollten schriftlich versprechen, daß sie nichts von seinen Ländern zu Friedrichs und Wilhelms Nachtheil entwenden, noch ihn in neue Schulden kommen lassen wollten.

In diese Zeit, nach dem Jahre 1414, oder in dasselbe, gehöret eine Beschuldigung, mit welcher einige alte Hessische Schriftsteller Friedrichs Ruhm zu verdunckeln gesucht haben. Ich bin keineswegs ent-

entſchloſſen, ihn ohne alle Fehler zu finden; aber auch nicht geneigt, ihm andere als genugſam erwieſene Vergehungen zuzuſchreiben. Dieſe Geſchichtſchreiber erzählen, daß er ſich auf eine hinterliſtige Art bey dem Könige Siegmund bemühet habe, dem jungen Landgrafen von Heſſen Ludwig ſein Land unter dem Vorwande zu entreißen, daß derſelbe ein gebrechliches, der Regierung unfähiges Kind ſey; Thüringen aber und Heſſen ohnedieß in den ältern Zeiten unter Einem Beherrſcher geſtanden hätten, und ſein Recht an Heſſen unſtreitig wäre. Allein Siegmund, ſezen ſie hinzu, habe ihn abgewieſen, nachdem er den Landgrafen ſelbſt geſehen, und ganz anders gefunden hätte. Die Heſſen ſind die einzigen, welche dieſe Nachrichten melden: man ſucht ſie vergebens bey einem andern Schriftſteller dieſer Zeit; ja ſelbſt in dem Archiv des Heſſiſchen Hauſes. Schon deswegen alſo könnte man ſtarck zu zweifeln anfangen: und da entweder kein Jahr, in welchem ſich dieſer Vorfall zugetragen haben ſoll, oder ſehr unwahrſcheinlich das 1422ſte angegeben wird, da Ludwig ſchon ſeit fünf Jahren die Belehnung über ſein Land empfangen hatte, ſo wird dieſe Erzählung dadurch noch wanckender. Aus Friedrichs Geſchichte ſelbſt erhält ſie gar keine Wahrſcheinlichkeit. Sein Schwiegervater, der Herzog Heinrich von Braunſchweig, war Vormund des jungen Ludwigs, und hätte ihm bey Abſichten dieſer Art am erſten behülflich ſeyn können; man trift aber keine Spuren an, daß ſolches würcklich geſchehen ſey. Es iſt wahr, wie ich oben bemerckt habe, daß die ſämmtlichen Landgrafen von Thüringen mit dem Landgrafen von Heſſen einen Krieg geführt haben. Allein er wurde im Jahr 1414 durch einen dreyjährigen Frieden geendiget: und dieſen Frieden verlängerte man nachmals auf drey andere

dere Jahre; ja beyde Theile schlossen immer neue Bündnisse mit einander. Vielleicht ist der eben gedachte Krieg, in welchem die Thüringer und Hessen einander vieles Uebel zufügten, die erste Veranlassung zu einer so verhaßten Nachrede gewesen. Es kann auch seyn, daß Friedrich die Mitbelehnung von Hessen nebst dem jungen Landgrafen, bey dem Römischen Könige in der That gesucht habe. Ludwig war in seiner Jugend immer kränklich, und Friedrich, der unwidersprechlich das nächste Recht zur Erbfolge in Hessen hatte, mag dieses bey Siegmunden vorgestellt haben, um zeitig genug, wenn der Fall aufkäme, seines Besizes versichert zu seyn. Dieses sind nur Vermuthungen, wird man sagen; jedoch ein Kenner der Geschichte in Hessen selbst, hat schon längst aus derselben die Beschuldigung, von der ich rede, und die er nicht glaubwürdig findet, hergeleitet: sie können also so lange zur Erläuterung derselben dienen, bis man ihr mehr Gewißheit gegeben hat.

Die Kirchenversammlung zu Costniz hatte unterdessen ihre vornehmsten Thaten verrichtet; alle drey zugleich regierende Päbste abgesezt; seine Oberherrschaft über die Päbste durch einen feyerlichen Schluß behauptet; die Einsezung des heiligen Abendmahls willkührlich in den Genuß einer einzigen Gestalt verändert, auch zween unschuldige Männer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, als vermeinte Kezer, verbrennen lassen: Handlungen, an welchen Friedrichs Gesandten, wenn sie weltliche waren, kaum einen andern Antheil werden genommen haben, als nicht zu widersprechen. Er selbst reiste im Jahr 1417 dahin; vermuthlich, weil auch andere als Kirchen-Angelegenheiten daselbst abgehan-

handelt wurden. Der Kayser, der Churfürst von Sachsen, Rudolph, und viele andere Fürsten holten ihn vor der Stadt ein, und Friedrich hielt seinen Einzug zu Costniz mit einer Pracht, die man noch an keinem Deutschen Fürsten daselbst gesehen hatte, indem er von vielen Grafen und einigen hundert seiner Edelleute, welche mit Golde und Silber gleichsam bedeckt waren, begleitet wurde. Aber wenige Wochen darauf reiste er weit eilfertiger als er gekommen war, und voll Unwillen gegen den Kayser, zurück. Er hatte von demselben die Belehnung seiner Länder, zugleich aber auch einiger Böhmischen Städte begehret, welche durch das Recht der Eroberung sein Eigenthum geworden waren. In Ansehung der leztern wollte ihm der Kayser, der des Böhmischen Königs Wenzel Bruder und vermuthlicher Erbe war, nicht willfahren. Daher weigerte sich Friedrich auch die Belehnung von Meisen anzunehmen; er sagte beym Abzuge die drohenden Worte: „Was der König mir jezt zu Costniz versagt, das „wird er mir vielleicht im freyen Felde gerne verlei„hen.„ Und würcklich traf auch diese Vorhersagung im Jahr 1420 ein, da er sich mit Siegmunden in dem Lager vor Prag befand. Er hatte sonst noch zu Costniz nebst den übrigen Reichsständen darein gewilliget, daß der Kayser von allen Juden im Deutschen Reiche den dritten Pfennig ihrer Güter einfordern lassen möchte: doch mit dem Zusaze, daß ihm dieser gute Wille an seinen Fürstenthümern, Herrschaften, Freyheiten und Rechten durchaus unschädlich seyn sollte.

Friedrich war in diesen Jahren nicht frey von innerlichen Unruhen gewesen. Er mußte verschiedene Böhmische Edelleute, welche in seinem Gebiete

Feind-

Feindseeligkeiten ausübten, zum Frieden nöthigen. Im Jahr 1415 erkühnte sich ein Herr von Staupiz, Dietrichen von Bernwalde aus seinem Schlosse Kriebenstein zu verjagen. Friedrich belagerte ihn darinne; erlaubte aber, bey der Uebergabe, seiner Frau, daß sie frey ausziehen, und dasjenige, was ihr am liebsten wäre, mitnehmen dürfte. Diese trug ihren Mann zum Thor hinaus: daher mußte ihn Friedrich wider seinen Willen ungestraft lassen. Die deutschen Frauen haben mehrmals einen solchen Beweis ihrer Treue abgelegt: ich weiß nicht, ob er auch in der Geschichte anderer Nationen vorkömmt — Kaum war Friedrich im Jahr 1417 von Costniz zurückgekommen, als er einen Einfall zu rächen hatte, den der Fürst Bernhard von Anhalt und der Graf zu Reinstein, in das Stift des abwesenden Bischofs von Merseburg vornahmen. Er nahm den Grafen auf seiner Flucht nebst vielen Edelleuten gefangen. Da er ihn hierauf dem Dom-Capitel zu Merseburg und dessen Hauptleuten zur Bewachung überließ, mußten diese ihm und seinem Bruder angeloben, daß sie mit demselben und andern Mitgefangenen nach dem Willen dieser Fürsten umgehen wollten. Der Graf wurde erst nach drey Jahren losgelassen, nachdem er eine beträchtliche Summe Geldes bezahlt, und wegen seines künftigen Verhaltens viele Bedingungen beschworen hatte.

Aber alle diese unerheblichern Kriege sind von dem größten und grausamsten, der in diesem Jahrhunderte geführt worden ist, von dem Hußitischen seit dem Jahr 1420 verdrungen worden: und Friedrich hat sich mit demselben sein ganzes übriges Leben hindurch beschäftiget. Er hätte allem Ansehen nach vermieden werden können, wenn man die Religion

gion nicht zu Ungerechtigkeiten gemißbraucht, nicht willkührlich festgesezte Begriffe von derselben mit Gewalt hätte einführen wollen. Allein die treulose Art, auf welche Johann Huß und sein Gefährte von dem Concilio zu Costniz zum Tode waren verurtheilt worden, erbitterte den größten Theil der Böhmen ungemein, und die Strafgeseze, die man wider Hußens Anhänger gab, feuerten diese nur noch mehr zum Widerstande an. Der Besizer seines Geburtsortes, Nicolaus von Huß oder Hußinecz, warf sich zuerst zum Anführer von mehr als vierzig tausend Menschen auf, welche die Wiederherstellung beyder Gestalten des heiligen Abendmahls forderten. Zu gleicher Zeit, im Jahr 1419 begieng ein anderer Hauffen, unter dem nachmals so berühmten Feldherrn, Johann Ziska, die ersten Feindseligkeiten zu Prag: alle waren entschlossen, Hussens Todt zu rächen. Da auch eben damals der König von Böhmen Wenzel, der bey diesen Religionszwistigkeiten seinen Unterthanen alle Freyheit gelassen, und Hußens Parthey sogar beschüzt hatte, starb, wollten die Böhmen seinen Bruder, den Kayser, nicht als Nachfolger erkennen; die gütlichen Unterhandlungen, die deswegen angestellt wurden, zerschlugen sich fruchtlos, und es fieng sich ein Krieg von vielen Jahren an, in welchem sich beyde Theile, wie es in allen so unanständig genannten Religionskriegen gegangen ist, mit großer Unmenschlichkeit begegneten. An diesem Kriege nahm Friedrich weit mehr aus Eifer für die Religion, als aus Ergebenheit gegen den Kayser, einen sehr vorzüglichen Antheil. Man hatte ihm die Hußiten als gottlose Ketzer vorgestellt, die man zum Gehorsam gegen die Kirche zwingen, und mit Lebensstrafen belegen müsse; gleichwohl verfochten sie, mitten unter einigen Fehlern, eine mehr

christ-

christliche Lehre, als die Römische Kirche bekannte. Friedrich, dessen angebohrne Tapferkeit durch diese Veranlassung eine neue Nahrung fand, überließ sich ihr so sehr, daß die Hußiten, so lange er lebte, keinen muthigern und geschäftigern Feind hatten. Er glaubte der Religion, aber auch dem Pabste, der im Jahr 1420 das Creuz wider die Hußiten predigen ließ, alles schuldig zu seyn: die Kriegskosten nöthigten ihn, seine Unterthanen mit vielen Auflagen zu beschweren; er litt auch mehr als einmal durch diesen Krieg einen empfindlichen Verlust; aber er blieb standhaft, und man irret vielleicht nicht, wenn man sagt, daß er für seine gutgemeinten, obgleich nicht aufgeklärten Gesinnungen, belohnt worden sey, oder sich doch vor belohnt gehalten habe.

Friedrich und sein Bruder Wilhelm waren die ersten Deutschen Fürsten, welche dem Kayser mit ihren Kriegsvölckern im Jahr 1420 zu Hülfe kamen, als er Prag belagerte. Hier, als dieser in dem Felde vor Prag auf seinem Stuhle saß, in seiner Maiestät gezieret mit seiner und des Römischen Reichs Crone, so drückt er sich selbst in dem Belehnungsbrief aus, gaben ihm die beyden Fürsten nebst ihrem Vetter Friedrich, alle ihre Fürstenthümer, Herrschaften, Lande und Leute in seine Hände, und baten ihn, sie mit denselben zu belehnen: er that solches auch, ohne Ausnahme, nachdem er von ihnen vorher die gewöhnliche Huldigung, Gelübde und Eyd, den sie ihm zu allen Heiligen schworen, genommen hatte.

Die Belagerung von Prag, zu welcher Friedrich und Wilhelm ihre Soldaten geführt hatten, war mittlerweile angefangen worden. Diese erhielten

Be-

Befehl, einen befestigten Berg in der Nähe der Stadt anzugreifen, und verrichteten dieses so glücklich, daß sie die Höhe erreichten, wo Ziska selbst in Gefahr gerieth umzukommen. Da man ihn aber aus der Stadt verstärckte, wurden sie mit großem Verluste zurückgetrieben. Sie warfen die Schuld von ihrem Unglücke auf die Böhmischen Herren, welche sich bey dem Kayser befanden, als wenn dieselben ein Verständniß mit den Einwohnern von Prag hätten: ihr Mißtrauen war auch nicht völlig ungegründet. Siegmund ließ sich von diesen Herren dergestalt einnehmen, daß er weiter keine lebhafte Maaßregeln gegen Prag gebrauchte, und weder Friedrichs noch anderer Fürsten Rath verlangte. Er ließ sich in dem Schlosse des heiligen Wenzels krönen: damit meinte er seine vornehmste Absicht erlangt zu haben. Darauf hob er die Belagerung auf, und das ganze Heer gieng auseinander. Friedrich und die übrigen Fürsten wollten die Hußiten in den Schlössern und Dörfern angreifen; der Kayser aber, der solches nicht verstattete, wurde deswegen als ein Ketzerfreund ausgeschrieen. Er hoffte die Hußiten mit Gelindigkeit auf seine Seite zu ziehen, und wurde durch zu leicht geglaubte Versprechungen hintergangen.

Durch dieses Betragen ließ sich Friedrich nicht abhalten, ihm ferner Beystand in diesem Kriege zu leisten. Er, sein Bruder und Vetter, verbanden sich, um es desto sicherer und kräftiger thun zu können, im Jahr 1421 mit den Churfürsten zu Maynz, Trier, Cölln und Pfalz, welche ihnen versprachen, daß sie ihnen zu Tilgung dieser Kezerey, auch gegen diejenigen, so sie unterstüzen, oder den Marckgrafen um dieser Vereinigung willen einigen Schaden zufügen würden, Hülfe erzeigen; wenn die Hußiten

ihr Land überziehen sollten, sie mit allem ihrem Vermögen vertheidigen, und in ihren eigenen Gebieten die sorgfältigsten Anstalten treffen wollten, daß sich keiner von diesen ihren Feinden darinne aufhalten könnte. Bald darauf schloß auch Friedrich mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern zu Glogau, als bevollmächtigtem Landvogte in der Oberlausiz in Siegmunds Nahmen, ein Bündniß auf fünf Jahre, durch welches er sich anheischig machte, dieses Land wider die Hußiten zu beschützen.

Als er im Begriff war, in Böhmen wieder einzurücken, schickten ihm die Räthe und Gemeinen der Stadt Prag, nebst den Ständen von dieser Parthey, ein Schreiben zu, in welchem sie sich beklagten, daß er, ohne genau zu wissen, warum sie sich bisher dem Könige Siegmund widersezt hätten, und bloß auf ein falsches Gerüchte, sich von diesem wider sie habe aufbringen lassen: sie schickten ihm daher ihre vier Protestations-Artikel zu, aus welchen ersehen würde, daß sie um keiner andern Ursache, als um der göttlichen Wahrheit willen, von dem Könige verfolgt würden; sie bäten ihn daher, sich von demselben zu trennen, und das Land nicht weiter zu verwüsten. Sie schlossen ihren Brief mit den Worten: „Ew. Gnaden haben es wohl erfahren, was dieser „König oft und augenscheinlich vor Anstalten zu Ihrem „Verderben getroffen hat: sehen Sie sich daher vor „ihm vor, da er jezt Ihr Freund geworden ist. „Wäre er Ihrer Hülfe gegen uns nicht benöthigt ge„wesen, er würde niemals ihr Freund geworden „seyn.„ Diese Warnungen, von denen man nicht allerdings sagen kann, daß sie keinen wahren Grund gehabt haben, würden vermuthlich bey Friedrich einigen Eindruck gemacht haben, wenn es nicht in

seinen Augen Ketzer gewesen wären, von welchen sie kamen.

Da er also unverändert gegen sie im Jahr 1421 zog, fand er bald Gelegenheit zu einem Angriffe. Die Prager suchten Brüx, welche Stadt er nach dem Auftrage des Kayfers mit einer Besazung versehen hatte, mit Sturm einzunehmen: er eilte daher mit einem ziemlichen Heere, begleitet von dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, und von einigen Böhmischen Herren, sie zu entsezen. Es kam daselbst im August zum Treffen, in welchem über zweytausend Hußiten umkamen, und noch sechshundert Gefangene von ihnen — zum Beweise daß es ein Religionskrieg war — umgebracht wurden. Friedrich hatte kaum funfzig Mann verloren, er blieb auch noch eine Zeitlang in Böhmen stehen, wo er ein paar Städte besezte. Er allein konnte die Böhmen nicht bezwingen; die andern deutschen Fürsten aber, welche bald nach dieser Schlacht mit einem sehr großen Kriegsheere in Böhmen eindrangen, kehrten aus Uneinigkeit, und weil der Kayser sich bey ihnen nicht einfand, ohne etwas ausgerichtet zu haben, zurück.

Friedrich begab sich nun im Jahr 1422 auf den Reichstag zu Nürnberg, wo man standhaftere Maaßregeln wider die Hußiten nehmen wollte. Es wurde daselbst ein Anschlag zu einem allgemeinen Zuge der Reichsfürsten verfertiget, und festgesezt, was ein jeder an Volck oder Geld dazu beytragen sollte: woraus eben die erste Reichs-Matrikel erwachsen ist; ein Verzeichniß, das ohnerachtet des ungemein veränderten Zustandes von Deutschland in den neuern Zeiten noch jezt keine andere Gestalt hat, als die es nachmals im Jahr 1521 bekam. Friedrich und die

übrigen Marckgrafen von Meisen wurden in dem gedachten Anschlage nicht genannt, weil sie gleich Anfangs dem Kayser ungemessene Dienste versprochen hatten. Aber eben darum versuchten einige, sie von diesem Kriege, als in welchem sie sich und ihre Kriegsvölcker ganz umsonst aufopferten, abzuziehen. Um diesem ausbrechenden Mißverständnisse vorzubeugen, wurden die Churfürsten auf dem damaligen Reichstage zu Unterhändlern und Schiedsrichtern gewählet, welche zwischen beyden Partheyen einen Vertrag vermittelten, Kraft dessen Siegmund den drey Marckgrafen von Meisen, für die Forderung von neunzigtausend Rheinischen Gülden, welche ihre geleisteten Dienste ausmachten, einige Schlösser im Vogtlande und andere Güter, welche Graf Heinrich von Schwarzburg bisher auf gleiche Art inne gehabt hatte, und die sie von demselben lösen sollten, ingleichen seine Gerichte am Closter Oßeck, und dem Hofe zu Lantschiz, auch das Schloß zu Mühlberg, verpfändete. Zugleich wurde bedungen, daß der Kayser seine Ansprüche auf einige Schlösser, welche von der Crone Böhmen an die Marckgrafen von Meisen gelangt waren, nicht eher erneuern sollte, als bis er jene verpfändete Besitzungen wieder eingelöset hätte. Sie versprachen dagegen, den ganzen Böhmischen Krieg gemeinschaftlich und bis ans Ende getreu mit dem Kayser zu führen, auch insonderheit das eben von den Hußiten belagerte Schloß Carlstein zu entsezen. Sie konnten jedoch diese leztere Absicht nicht ausführen, weil sich das Reichsheer erst im October vereinigte, und auch alsdenn Carlstein sich selbst überließ; glücklicher Weise aber hoben die Hußiten bald hernach die Belagerung auf, nachdem die Meisnische Besazung das Schloß sechs Monathe vertheidigt hatte.

Wäh-

Während dieser Unterhandlungen und Unruhen war der lezte Churfürst von Sachsen aus dem Hause Ascanien oder Anhalt, Albrecht III. im Jahr 1422 gestorben, ohne männliche Leibes-Erben zu hinterlassen. Die Chur und das Herzogthum Sachsen wurden dadurch erledigt, und es bewarben sich bald mehrere Fürsten darum bey dem Kayser. Der Churfürst Ludwig der Bärtige, Pfalzgraf am Rhein, suchte diese Würde für seinen ältesten Sohn Ludwig den Sanftmüthigen. Er konnte keine Ansprüche vorbringen, und erwartete es bloß von der Gnade des Kayſers. Auf der andern Seite behauptete Friedrich I. Churfürst von Brandenburg, daß dieses eröffnete Lehn seinem Hause zugehöre, weil sein ältester Sohn Marckgraf Johann die lezte Prinzeßinn des ausgestorbenen Churstammes, Barbara, des Churfürsten Rudolph III. Tochter, zur Gemahlinn hätte. Man sezt hinzu, daß der Bischof von Brandenburg noch andere Gründe zur Bestätigung der Anforderung seines Churfürsten ausfindig gemacht, und im Fall, daß der Churprinz nicht durchdringen sollte, den Vorschlag gethan habe, dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, als einem Nachkommen der alten Herzoge von Sachsen, zur Erlangung der Chur behülflich zu seyn: würcklich wären auch in dieser leztern Absicht von beyden Fürsten einige Maaßregeln genommen worden. Dieser Churfürst that noch mehr: er bemächtigte sich bald nach Albrechts Tode der Stadt Wittenberg und des Churkrayses; doch vermuthlich nur, um dieses Land so lange zu schützen, bis es ihm von dem Kayser wäre zugeeignet worden.

Allein dieser hatte sich gleich Anfangs entschlossen, den Marckgraf Friedrich den Steitbaren sei-

nen Mitbewerbern vorzuziehen. Schon am 6 Jänner des Jahrs 1423 machte er in einer zu Preßburg ausgestellten Urkunde bekannt, daß er demselben das Churfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, mit allen seinen Ehren, Würden und der Wahl eines Römischen Königs, nebst Grafen, Herren, Rittern, Knechten, Städten, Landen und Leuten, auch allen andern Zubehörungen, so wie es an den Kayser und das Römische Reich heimgefallen, für ihn und seine Nachkommen männlichen Geschlechts ertheilet habe, und bereit sey, ihn damit zu belehnen, nur das Schloß Kalau und das Kloster Doberlug ausgenommen, welche er, weil sie zur Crone Böhmen gehörten, sich vorbehielt: er versprach ihm auch zur Erlangung dieser Länder und Würden zu helfen, und ihn beym Besize derselben zu handhaben. Zugleich befohl auch Siegmund dem Adel und den Städten des Fürstenthums zu Lausiz, Budißin, Zittau und den übrigen Sechsstädten, daß sie, wenn die Einwohner des Herzogthums Sachsen sich weigern sollten, dem Marckgrafen von Meisen zu huldigen, ihm dazu, auf Verlangen des Kayserlichen Bevollmächtigten, mit aller Macht behülflich seyn sollten. Der Kayser schickte nemlich damals den Grafen Johann von Lupfen, Landgrafen zu Stulingen, und Herrn zu Hohenack, seinen und des Römischen Reichs Rath in das Herzogthum Sachsen, um dasselbe einzunehmen, und dem Marckgrafen Friedrich feyerlich zu übergeben.

Der neue Churfürst war gegen die Ansprüche der übrigen Fürsten genugsam gesichert. Dem Churfürsten von der Pfalz war von dem Kayser geantwortet worden, es sey in dem Römischen Reiche ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwey Churfürstenthümer besizen sollten; — ganz unerhört war es

frey-

freylich nicht gewesen. Eben dieses wurde dem Churfürsten von Brandenburg gesagt; aber außerdem wurde demselben vorgestellt, der Kayser habe bey dem fortdaurenden Kriege viel Geld nöthig gehabt, und Friedrich habe immer die Kosten dazu hergegeben; Sachsen-Wittenberg sey ein kleines Land, für welches ihm Friedrich leicht so viel zahlen könnte, als es betrüge, wie dann auch der Kayser denselben dahin vermögen wollte, ihn mit einer ziemlichen Summe Geldes zu befriedigen; überdies wäre der Kayser bereit, ihm diesen Abgang durch andere Anwartschaften, Verträge und Erbvereinigungen zu ersezen, auch selbst auf die Marck Brandenburg auf ewig Verzicht zu thun. So wurde der Churfürst von Brandenburg zufrieden gestellt: er zog bereits im Jahr 1423 seine Besazungen aus dem Churkreise, und räumte ihn seinem neuen Herrn ein; wobey er nebst seinem Sohne allen Rechten entsagte, welche sie darauf zu haben vermeinten. Friedrich aber verband sich schriftlich, ihm zu einiger Vergütung, zehntausend Schock Böhmischer Groschen zu zahlen. Der Anfang dazu wurde gleich gemacht, und im Jahr 1427 war endlich alles abgetragen: es sollten zwar dem Churfürsten von Sachsen dreytausend Schock daran erlassen werden, wenn er dem Kayser zu Hülfe den verabredeten Zug wider den König von Pohlen vornehmen würde, der nach der Böhmischen Crone trachtete; allein da dieser seine Gesinnung änderte, hatte man auch nicht nöthig ihn zu bekriegen.

Kaum aber war Friedrich von dieser Seite beruhigt, als ihm die Chur Sachsen von dem Herzoge Erich von Lauenburg mit vielem Eifer streitig gemacht wurde. Dieser Fürst war in der That der nächste Anverwandte des lezten Sächsischen Churfürsten: er stammte aus dem Ascanischen Churhause

her; seine Vorfahren aber hatten der ältern Linie die Churwürde überlassen müssen. Er war in Preußen, als Friedrich diese jezt erlangte: daher beschwerte er sich nach seiner Zurückkunft, im Anfange des Jahrs 1423. bey dem Kayser und bald auch bey den Churfürsten, als über ein ausnehmendes Unrecht, das man ihm erwiesen hätte. Friedrich erklärte sich im Jahr 1424., daß er wegen dieser Anforderung des Herzogs, vor dem Römischen Könige, oder vor einem andern Richter, welchen derselbe sezen würde, auch vor den Churfürsten, als Urtheilern, sich stellen, und was sie nach den Gesezen und Freyheiten des Reichs darüber aussprechen würden, unverbrüchlich halten wolle. Es wurde keine solche Untersuchung angestellt, und Erich gab sich noch ferner ungemeine Mühe, sein Recht zu behaupten. Da sie in Deutschland fruchtlos war, wandte er sich im Jahr 1427 an den Pabst Martin V. der ihm aber bloß eine Fürsprache bey dem Kayser bewilligte, die nicht einmal angenommen wurde. Selbst nach Friedrichs Tode sezte er seine Forderung mit gleicher Hitze fort: ob gleich alles vergeblich war; so haben doch seine Nachkommen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, diese Ansprüche von Zeit zu Zeit erneuert, bis ihr männliches Geschlecht im Jahr 1698 erloschen ist.

Die Geschichtschreiber, und der Kayser selbst, haben nicht vergessen, die Ursachen anzuzeigen, warum Friedrich ohne einige Verwandtschaft mit den Churfürsten aus dem Anhältischen Hause, gleichwohl mit Vorbeygehung des Herzogs Erich, zum Nachfolger ihrer Würden gesezt worden sey. Der Kayser berief sich vornemlich darauf, daß er mit der Chur und dem Herzogthum Sachsen, als mit einem ihm und dem Reiche recht und redlich verfallenem und

angestorbenem Lehn, wovor es auch die übrigen Churfürsten angesehen haben, nach seinem Gefallen handeln, und es ohne Absicht auf die Verwandtschaft dem würdigsten ertheilen könne. Seit den Zeiten seines Vaters Carls IV. und insonderheit der Güldenen Bulle gemäß, welche unter seiner Regierung als ein Reichsgesez war errichtet worden, fielen dergleichen Reichslehen keineswegs an die Seitenlinien, wenn diese darüber nicht mitbelehnt worden waren, sondern wurden nach Abgang des männlichen Geschlechts der Erstgebohrnen, vor eröffnet gehalten. Der Herzog Erich war von dem Kayser bloß mit dem Herzogthum Lauenburg belehnt worden, und der Churfürst von Sachsen Rudolph III. wollte ihrer Verwandtschaft ohngeachtet, nicht an das Panier oder die Fahne greifen, durch welche derselbe belehnt wurde, noch ihn und seine Brüder zu seinen und seines Bruders Miterben haben: so verhaßt war er ihnen durch seine Aufführung geworden. Erich zeigte zwar würcklich einen Kayserlichen Belehnungs-Brief vom Jahr 1414 vor, durch welchen ihm die Chur und das Herzogthum Ober-Sachsen mit vielen andern Ländern wären verliehen worden; allein der Kayser bewies augenscheinlich, daß er diesen Brief erst acht Jahre später, durch den damaligen Canzler, den Bischof von Passau, ohne Wissen des Kayfers, erschlichen habe, und daß derselbe offenbare Unwahrheiten enthalte. Diese Entdeckung vermehrte noch die Abneigung gegen den Herzog, der außerdem das Unglück hatte, daß seine Räthe nicht einmal Geschicklichkeit genug besaßen, seine Abstammung von den Churfürsten von Sachsen unwidersprechlich darzuthun.

Man sieht, warum die Ansprüche des Herzogs Erich, die er besonders aus dem Rechte der Verwandtschaft herleitete, nicht geachtet worden sind: es ist noch übrig die Geschichte zu fragen, weswegen Friedrich in seinem Ansuchen vor allen andern glücklich gewesen sey. Er hatte bald nach Albrechts III. Tode seinen Ober-Marschall und Rath, Apel von Vicztum, an den Römischen König gesandt, um sich von ihm das Herzogthum und die Chur Sachsen auszubitten: und er gestand nachher in einem Lehnbriefe vom Jahr 1423, daß Vicztum ihm und seinen Erben mit grosser Mühe und Arbeit das gedachte Land und die Chur erworben habe. Siegmund bezeigt in den hieher gehörigen Urkunden mehr als einmal, daß Friedrichs Redlichkeit, Standhaftigkeit und Klugheit, der Beystand, den er oft zum Besten des deutschen Reichs erwiesen, und sonderlich die Treue, anhaltende und kostbare Hülfe, die er ihm in dem Böhmischen Kriege geleistet habe, daß diese Verdienste desselben ihn bewogen hätten, die erledigte Churwürde und das Herzogthum Sachsen diesem Fürsten zu ertheilen. Seine Zeitgenossen haben überhaupt gestehen müssen, daß ihn seine treflichen Eigenschaften dieses Vorzugs wohl würdig gemacht haben. Daher bat den Kayser selbst die Landschaft von Sachsen, ihr den Marckgraf Friedrich zum Landesherrn zu geben; weil er diesem Lande am besten gelegen wäre, und kein anderer Fürst demselben und seinen Einwohnern so gut, als er, rathen und helfen könnte. Alle diese Bewegungsgründe sind wahr und natürlich: man findet sie in den Staatsschriften dieser Zeit angegeben: und es ist also überflüßig, neben denselben noch geheime aufzusuchen. Man kann auch dieses nur durch Muthmaßungen thun, die man zu erweisen nicht im Stande ist; das Vorgeben, daß Friedrich

drich das Herzogthum Sachsen gekauft, oder für eine große Schuldforderung an den Kayser, bekommen habe, scheint hauptsächlich von dieser Art zu seyn.

Der Wille des Kayſers, durch welchen Friedrich die Chur Sachsen erhalten hatte, wurde durch die Einwilligung der übrigen Churfürsten erst vollkommen gültig. Nach Berathschlagungen, die fast zween Jahre gewährt hatten, erkannten sie die Rechtmäßigkeit dieser Verleihung, und nahmen ihn in ihren Rath oder in ihr Collegium auf; doch unbeschadet demjenigen Versprechen, welches er in Ansehung seiner Streitsache mit dem Herzog Erich, gethan hatte. Hierauf empfieng er von dem Kayser zu Ofen im Jahr 1425 mit den gewöhnlichen Fahnen, Panieren und Schilden, die Belehnung über das Churfürstenthum und Herzogthum zu Sachsen, nebst der Chur und dem Erzmarschallamte, und alles, was sonst dazu an Besitzungen, Rechten und Würden gehörte. Darunter war insonderheit die Pfalz Sachsen, nebst dem Hause und der Stadt Allstedt, die ehemals schon von den Marckgrafen von Meisen eine Zeitlang besessene Grafschaft Brene, zu welcher die Schlösser Prettin, Bitterfeld und andere, nebst der Stadt Herzberg, gerechnet wurden; endlich auch das Burggrafthum zu Magdeburg und Grafen-Geding zu Halle, (ein Gericht, welches die Burggrafen von Magdeburg daselbst in des Reichs und ihrem Nahmen halten ließen,) begriffen. Zu gleicher Zeit bestätigte Siegmund dem Churfürsten von Sachsen noch besonders alle Herrlichkeiten, Herrschaften, Lehen, Zölle, Geleite, Gerichte, Münze und andere Rechte, die mit dem Herzogthum, der Chur und dem Erzmarschallamte verbunden waren, und

die

die seine Vorfahren von den Römischen Kayserrn und Königen erworben hatten. Endlich bekannte der Kayser durch eine neue Urkunde vom Jahr 1426, daß er Friedrichen die gedachte Belehnung ertheilt habe: er zeigte nächst dem die Ursachen an, warum er den Mitbewerbern desselben nicht habe willfahren können.

Eine der ersten Handlungen des neuen Churfürsten zu Sachsen war im Jahr 1423 die Bestätigung des Leibgedinges, das den drey hinterlassenen Churfürstlichen Wittwen war verschrieben worden; ingleichen aller Rechte und Freyheiten, deren die Mannschaft oder die adelichen Vasallen des Herzogthums Sachsen bisher genossen hatten. Unter denselben befanden sich auch diese, daß sie mit Diensten außer den Ländern des Churfürsten nicht beschwert werden sollten, es geschähe denn mit ihrem Willen; ingleichen, daß ihre Streitigkeiten mit ihm oder unter einander in dem Herzogthum Sachsen selbst ausgemacht werden sollten. Friedrich bekam in diesem Jahre noch andere Vorrechte und Gnadenbezeigungen von dem Kayser. Alle seine Unterthanen erhielten das Priuilegium de non euocando; das heißt, sie sollten künftig nicht nöthig haben, vor einem andern Richter, als vor dem Churfürsten, seinen Erben, und ihren Amtleuten, keineswegs aber vor auswärtigen Land- Hof- und andern Gerichten, zu stehen; ja wenn sie solches gleich aus gutem Willen thäten, so sollte es ihnen an dieser Freyheit nicht nachtheilig seyn. Dem Churfürsten selbst und seinen Erben erlaubte der Kayser, daß sie als Churfürsten und Herzoge zu Sachsen, alle ihre Briefe mit rothem Wachse siegeln dürften. Er nahm auch, um dem Churfürsten seine besondere Freundschaft zu bezeigen, den ältesten Prinzen desselben, Friedrich, der damals eilf

Jahr

Jahr alt war, zu einem besondern täglichen Diener mit vierzig Pferden auf, und machte ihm zum Jahrgeld und Sold dreytausend Ungrische Gülden aus, welche ihm aus der Kayserlichen Cammer bezahlt werden sollten. Dazu kamen andere Vermehrungen von dem Gebiete des Churfürsten. Da sein Bruder Wilhelm der Reiche im Jahr 1425 starb, blieb er allein im Besiz der bisher getheilten Meisnischen Länder. Und bald darauf kaufte er von Hanß Packen das Schloß und die Stadt Finsterwalde für 4800 Rheinische Gülden, von denen er 750 gleich bezahlte, für die übrigen aber das Schloß und die Stadt Düben zum Unterpfande einsezte.

Der Böhmische Krieg war mittlerweile immer, und größtentheils zum Vortheil der Hußiten, geführt worden. Friedrich, der vor Begierde brannte, ihnen Abbruch zu thun, wurde von den übrigen Reichsfürsten fast gar nicht unterstüzt; er wandte aber noch ferner seine besten Kräfte dabey an. Daher gab ihm Sieigmund im Jahr 1423 völlige Macht und Gewalt, mit den Hußiten und ihren Helfern, wenn sie sich in der heiligen Kirche und seinen, als ihres Erbherrn, Gehorsam wieder begeben wollten, an Statt seiner Verträge zu schließen, ihnen ihr Haab und Gut zu versichern, sie aufzunehmen, und ihnen Friede zu ertheilen; wenn sie aber in ihrem Unglauben beharren wollten, sie an Leib und Gut zu strafen, mit Brandschazungen zu belegen, gefangen zu halten, oder loß zu lassen, wie er es vor rathsam finden würde. Bald darauf gab er dem Churfürsten das Schloß und die Stadt Brüx und Außig ein; das Haus über Brüx sollte er von den bisherigen Pfandhabern einlösen; um dasselbe im Bau zu erhalten und nebst den beyden Städten zu bestreiten,

ten, sollten ihm jährlich tausend Schock Böhmischer Groschen zu gute gehen, und beyde Oerter solite er als Pfandschaften so lange inne haben, als der Krieg mit den Ketzern währte.'

Nachdem der Churfürst von denselben Besitz genommen hatte, verband er sich im Jahr 1424 mit den übrigen Churfürsten noch genauer, um die Hussiten mit mehrerm Nachdrucke bekriegen zu können. Sie versprachen ihre einmüthige Hülfe dazu; außerdem aber stets treulich bey einander zu halten, sich niemals mit Krieg zu überziehen, sondern ihre Zwistigkeiten gütlich abzuthun, einander zu vertheidigen, auf den Zusammenkünften, welche wegen gemeinschaftlicher Angelegenheiten, vielleicht auch wegen einer in der Kirche entstehenden Trennung (Scyßma) ausgeschrieben würden, zu erscheinen, die Rechte des deutschen Reichs und ihre besondern mit vereinigtem Eifer zu behaupten, jährlich einen aus ihrem Mittel nach der Ordnung zum Gemeinen zu ernennen, welcher sie zusammenrufen und die rechtlichen Entscheidungen thun sollte; endlich, wenn einer von ihnen stürbe, seine Erben oder Nachkommen in diese Einung nicht anders aufzunehmen, als bis sie dieselbe beschworen hätten. Dieses so kräftige Bündniß hatte die erwarteten Folgen nicht: die Versammlung der Churfürsten, welche der Kayser nach Wien berief, um über den Krieg zu berathschlagen, wurde nur von den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg besucht. Der Kayser beschloß zwar, mit ihnen und andern Reichsständen unausgesezt im Felde zu bleiben; allein die Hußiten litten durch diese Verabredung nichts, sie breiteten sich in Böhmen ungehindert aus; nur darinne war Friedrich glücklich, daß er sie von seinem Gebiete beständig abwehrte.

Der

Der Kayser, welcher jezt mehr als jemals erkannte, daß er sich in Ansehung dieses Krieges fast allein auf ihn verlassen könne, errichtete im Jahr 1425 nebst dem Herzog Albrecht zu Oesterreich, ein neues Bündniß mit dem Churfürsten und seinen beyden ältesten Söhnen, durch welches sie sich einander versprachen, auf immer beysammen zu bleiben, sich gemeinschaftliche Hülfe wider die Böhmen zu leisten, und diese, wo es am füglichsten geschehen könnte, anzugreifen, auch die Länder Oesterreich, Mähren, Sachsen und Meisen gegen sie zu beschützen. Friedrich beobachtete diese und seine ältern Verbindlichkeiten von gleicher Art, bey jeder Gelegenheit. Die Hussiten suchten sich eben damals der Stadt Durau in Böhmen zu bemächtigen, welche seit vielen Jahren an die Marckgrafen von Meisen wiederkäuflich überlassen worden war. Er versahe sie daher mit einer Besazung, und stellte noch außerhalb derselben an zween Orten sechstausend Mann zum Entsaze hin. Diese konnten es zwar nicht verhindern, daß die Stadt von ihrem furchtsamen Befehlshaber verlassen, gleich darauf erobert und zerstört wurde; sie überfielen aber die Hußiten bey ihrem Abzuge, und hieben einige tausend derselben nieder. Hingegen wurden Friedrichs Kriegsvölcker noch in diesem Jahre bey Brüx mit einem Verluste von mehr als viertausend Mann geschlagen. Er war zur Zeit dieses Unglücks auf einer Reichsversammlung zu Nürnberg, und begehrte umsonst von den gegenwärtigen Fürsten, daß sie sich den Böhmen widersezen sollten. Sie scheinen aber geglaubt zu haben, daß dieser Krieg hauptsächlich nur den Kayser, als König von Böhmen, angehe; bisweilen kamen sie ihm zu Hülfe, zogen sich aber sehr geschwind zurück, und beschlossen immer auf eine feyerliche Art Feldzüge, die nicht zu Stande kamen, oder fruchtlos waren.

Zu

Zu solchen Berathschlagungen mußte sich Friedrich im Jahr 1426 abermals zu Nürnberg einfinden. Unterdessen aber vereinigten die Hußiten, welche nach dem Tode des Ziska eine Zeitlang sich in Partheyen getrennt hatten, ihre ganze Macht, überwältigten geschwinde die meisten Städte, welche von den Meisnern besezt waren, und belagerten endlich Außig. Die Stadt war vor kurzem an den Churfürsten verpfändet worden; ihre Besazung konnte keinen langen Widerstand thun; sie bat um Hülfe, welche desto nöthiger war, je leichter die Hußiten nach der Eroberung dieser Stadt in das nahe Meisen eindringen konnten: und gleichwohl war der Churfürst abwesend. Seine Gemahlinn ließ daher die Landschaft aufbieten: es wurde sehr bald aus den Churfürstlichen Ländern, und aus Friedrichs des Einfältigen Gebiete, ein Heer von zwanzig bis dreyßig tausend Mann zusammen gezogen. Die Churfürstinn empfol selbst den Befehlshabern die muthige Vertheidigung ihres Vaterlandes; sie warnete sie aber zugleich, sich mit den Feinden nicht unvorsichtig in ein Treffen einzulassen. Diese nüzliche Vorschrift wurde nicht beobachtet: kaum hatte das Heer die Böhmischen Gebürge überstiegen, als es sich zum Angriff fertig machen mußte. Es lieferte am 15 Junius die Schlacht bey Außig mit einem so unglücklichen Ausgange, daß zehn bis zwölf tausend Meisner und Thüringer das Leben verloren, und die übrigen zurückflüchten mußten. Viele Grafen und einige hundert Edelleute kamen zugleich um; die Hußiten eroberten und zerstörten gleich darauf Außig; die Meisnischen Länder würden selbst vor ihnen nicht sicher gewesen seyn, wenn sie nicht ebenfals einen beträchtlichen Verlust in dieser Schlacht erlitten hätten.

Nichts

Nichts ist mercklicher, als daß dieser Unfall hätte vermieden werden können, wenn es dem Churfürsten vergönnt gewesen wäre, sein Heer selbst anzuführen. Es wurde viel zu eilfertig, ehe es noch von seinem Zuge hatte ausruhen, Speise genießen, und ein Lager abstecken können, zum Treffen fortgerissen. Außerdem kommen die meisten ältern Geschichtschreiber darinne mit einander überein, daß die Verrätherey des obersten Feldherrn, Buße Viczthum, den Verlust der Schlacht hauptsächlich befördert habe. Er war der erste, der mit einem Hauffen Soldaten die Flucht nahm, und er suchte sich dadurch an seinem Herrn zu rächen, weil derselbe seinen Bruder, eben denjenigen, der ihm bey der Erlangung der Churwürde so nüzliche Dienste geleistet hatte, der aber nachmals eine sehr strafbare Treulosigkeit gegen ihn begieng, am Leben hatte strafen lassen. Andere Ursachen, welche man zu dieser Zeit über den Verlust der Schlacht als Muthmaßungen angab, verdienen keine Achtung. Das Urtheil insonderheit, das manche aus feindseeliger Gesinnung gegen den Churfürsten fällten, er sey von Gott gestraft worden, weil er dem Herzoge von Lauenburg die Chur entzogen hätte; dieses Urtheil beweiset weiter nichts, als daß die Menschen zu allen Zeiten dem höchsten Richter nach ihren Leidenschaften Absichten beygemessen haben, die er selbst gar nicht zu erkennen gegeben hat.

Die Bestürzung, in welche Friedrich und sein Land durch diese Niederlage versezt wurden, hinderte ihn nicht, auf seine Rechte wachsam zu seyn. Der lezte Burggraf zu Meisen, Heinrich, Graf von Hartenstein, war in derselben umgekommen; er hinterließ keine männliche Nachkommen: daher nahm der Churfürst das Burggrafthum und seine übrige Güter

noch im Jahr 1426 in Besiz, weil er dieses Geschlecht zu den übrigen Landsassen des Marckgrafthums Meisen rechnete; er ließ sich von den dazu gehörigen Vasallen huldigen, und ertheilte die Belehnung. Allein der Kayser sahe das Burggrafthum und die Grafschaft als erledigte Reichs-Lehen an; ertheilte sie seinem Hofrichter Heinrich Reußen, Herrn zu Plauen, und verlangte sogar von dem Churfürsten, ihn dazu an seiner Statt einzuweisen. Friedrich hielt seine Ansprüche vor so gegründet, daß er von denselben, auch nach dieser Aufforderung, nicht abstand. Er übte noch im Jahr 1427 die daraus hergeleiteten Rechte aus, und die heftige Zwistigkeit, in welche er darüber mit dem von dem Kayser gesezten Burggrafen gerieth, ist erst unter der Regierung seines Sohnes beygelegt worden.

Da der Sieg der Hußiten die deutschen Reichsfürsten von neuem aufgeweckt hatte, auf ernstlichere Anstalten wider sie zu dencken: so kamen sie deswegen im Jahr 1427 zu Franckfurt am Mayn zusammen, und Friedrich mit ihnen. Diesmal waren ihre Schlüsse besonders eifrig, und ein großer Theil von ihnen fand sich auch im Sommer dieses Jahres mit zahlreichen Kriegsvölckern in Böhmen ein. Friedrich belagerte die Stadt Mieß mit vieler Lebhaftigkeit. Allein da die Böhmen heranrückten, zerstreuete sich das übrige deutsche Heer, entweder aus Furcht, oder aus Uneinigkeit seiner Anführer, in kurzem. Der Churfürst also mußte demselben, nach einigen kleinen Gefechten, ebenfals folgen. Man hörte darum nicht auf, Versammlungen und Berathschlagungen über diesen Krieg anzustellen; aber Friedrich erlebte den Erfolg derselben nicht.

Das

Das Unglück bey Außig hatte seine lezten Tage ungemein verbittert. Der Kummer verzehrte ihn seitdem sichtbarlich: er fühlte im Anfange des Jahrs 1428, daß sein Ende herannahe. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen der Andacht, ließ er seine Prinzen vor sich kommen, empfol sie nebst dem ganzen Lande den anwesenden Räthen, Hofbedienten und der Ritterschaft zur unverrückten Treue und Fürsorge; hierauf aber ertheilte er ihnen seine lezten Ermahnungen. Sie sind werth, hier wiederholet zu werden: nicht nur, weil man überhaupt auf die Worte eines sterbenden Fürsten begierig seyn muß; sondern, weil sich Friedrich in diesen vollständig genug abgebildet hat. „Liebe Söhne, sagte er, Zeit und Stun„de ist vorhanden, daß ich aus diesem sterblichen Le„ben zum unsterblichen abwandere. Mein Abschied „fällt ja unzeitig wegen des Böhmischen Kriegs. „Man muß aber dem göttlichen Willen, der nie an„ders als gut ist, alles heimstellen. Lasset ihr nun „dieses eure Sorge seyn, daß ihr das Vaterland bey „Frieden erhaltet. Und solches wird, wie ich mich „berede, leicht geschehen können, wenn ihr in der „Furcht Gottes, auch in brüderlicher Liebe und Ein„tracht lebt, die Unterthanen treulich schüzet, und „ihr Bestes fördert. Darum vermahne ich euch mit „allem Ernste, daß ihr bey dem jezt entstandenen „Glaubensstreit frommer und gelehrter Leute Unter„richt anhöret. Nehmet auch ja nicht zu Räthen an, „die Ehr- und Geldgeizig sind, und von dem Regi„ment sich zu bereichern begehren. Beschweret nicht „die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen. „Wollet ihr einen zu Wohlfahrt fördern, so thut es „ohne Unterdrückung der andern. Mit dem Adel „verfahret also, daß ihr sie geneigt und euch zu Wil„len habt. Keine Uebelthat lasset ungerochen und un-

„gestraft hingehen; wo aber Hoffnung der Besserung „ist, da lasset die Nachsicht und Verzeihung Platz „finden. Verdienet jemand eure Ungnade, so be„dencket, daß man im Zorn Maaße halten müsse. „Zu den Waffen greifet nicht eher, als wenn es die „höchste Noth erfordert. Gegen eure Unterthanen „erzeiget euch als Väter, und nicht als Wütriche „und Tyrannen, vor welchen die Natur selbst einen „Abscheu hat. Gedencket an Marckgraf Friedri„chen mit der gebissenen Wange, euren Urahnen: „welcher zwar gegen drey Kayser gekriegt, aber al„lein um Land und Leute zu beschirmen. Unsere Vor„fahren hatten wenig Nutzen von den vielen Kriegen, „die sie führen mußten. Was aber ein muthwilliges „Kriegs-Anheben vor Schaden einführe, solches ist „aus Marckgraf Albrechts Beyspiel zu ersehen. „Darum vermahne ich euch nochmals ernstlich, daß „ihr sollt einträchtig seyn, einer dem andern nach„geben und vergeben. Dieses wird euch eine Mauer „seyn wider allen feindlichen Ueberzug, der nicht fer„ne von euch ist. Und du, mein Sohn Friedrich, „verhalte dich also bey der Churwürde, wie du es „von mir gesehen, damit du dem Reich lieb und werth „seyst. Du aber, mein Sohn Wilhelm, verehre „diesen deinen ältern Bruder, das wird dir zur Eh„re und Besten gereichen. Ach liebe Söhne, fasset „doch diese meine väterliche Vermahnung wohl zu „Herzen und Gedächtniß, und laßt euch ja durch „nichts trennen oder streitig machen. Und dieses „werdet ihr mir jezt in die Hand versprechen.„

Zween Tage nach dieser Anrede starb Friedrich am 5ten Jänner des Jahrs 1428. Er hatte mit seiner Gemahlinn, Catharina, einer Tochter des Herzogs Heinrich von Braunschweig, deren Liebe und

Treue

Treue er ungemeine Lobsprüche beygelegt hat, sechs Kinder gezeugt, welche ihn alle überlebten. Der älteste Sohn folgte ihm unter dem Nahmen Friedrich der Sanftmüthige, in der Churwürde: ein tapferer, gütiger und versöhnlicher Fürst. Siegmund, der zweyte Sohn, wurde Bischof zu Würzburg, starb aber, nachdem er seine Würde niedergelegt hatte, in einer Art von Gefangenschaft, in welche ihn seine Brüder bringen zu lassen genöthigt waren. Von den beyden übrigen Söhnen ist Heinrich frühzeitig gestorben; allein der jüngste Wilhelm, welcher den Zunahmen der Tapfere bekam, war ein sehr kriegerischer Fürst, und machte die Regierung seines Bruders, des Churfürsten, überaus unruhig. Ihre Schwester, Catharina, sollte nach dem Willen ihres Vaters als eine Nonne in das Jungfrauen-Closter zu Seuseliz treten; sie war bereits dazu eingeseegnet worden, und die beyden ältesten Brüder hatten ihr jährlich funfzig Schock neuer Groschen Freybergischer Münze, und ein Fuder Wein angewiesen; sie wurde aber nachmals an den Churfürsten Friedrich II. zu Brandenburg, so wie ihre Schwester Anna, an den Landgrafen Ludwig zu Hessen, vermählet.

Man kann die deutsche Einfalt der Sitten, Redlichkeit, Treue, Tapferkeit, unermüdete Standhaftigkeit und Geduld, lauter Eigenschaften, die unsere Vorfahren auf eine ausnehmende Art von andern Völckern unterschieden, und von denen wir jezt kaum so viel übrig haben, als ausgekünstelte, durch unzeitigen Schmuck verdorbene Nachahmungen von der Wahrheit ihres Urbildes besizen; man kann dieselben an Friedrich dem Streitbaren unmöglich verkennen. Er wußte nichts von der falschen Staats-

kanst, welche sich durch versteckte Wege und unrühmliche Mittel ihren Absichten nähert, Ehrgeiz und Habsucht eben sowohl zu befriedigen sucht, als die Anforderung unstreitiger Rechte. Immer offen und unverstellt, hat er seine Handlungen der Nachwelt zu einer leichten Prüfung überlassen. So fertig er war das Schwerdt zu ziehen, mit so vielem Vertrauen er es auch führen konnte; so hat es doch in seiner Hand nur zur Vertheidigung, oder zu einer gerechten Ahndung, gedienet. Er war sehr aufmercksam auf seine Rechte, und er behauptete dieselben gegen jedermann, auch gegen solche, denen er Verbindlichkeit hatte: vielleicht weil er bedachte, daß ein Fürst, wenn er gleich hierinne für sich nachgeben wollte, doch nichts zum Schaden seiner Nachfolger vornehmen darf. Die Begierde sein Gebiet zu erweitern, die bey ihm merklich groß war, verleitete ihn doch zu keinen ungerechten Maaßregeln. Wenn er seine Länder vergrößerte, so geschahe es durch Kauf oder Einlösung, durch eine willige Vergeltung seines Aufwandes, durch rechtmäßig eingezogene Güter, oder durch Bewerbungen, welche wegen seiner Verdienste nicht vergeblich waren. Gleichwohl hat er wiederum ansehnliche Stücke seiner Besitzungen und Einkünfte den Geistlichen geschenckt: denn er stand in dem damals allgemeinen Irrthum, daß man diesem Stande niemals zu viel geben könne: die benachbarten Fürsten hatten also keineswegs seine Eroberungssucht zu fürchten: vielmehr würden die öffentlichen Unruhen in Deutschland gewisser verhütet und geschwinder unterdrückt worden seyn, wenn viele deutsche Regenten ihm an Muth, Hurtigkeit und kriegerischem Feuer gleich gekommen wären.

Er

Er herrschte über seine Staaten mit Ansehen und Klugheit. Die innerlichen Zerrüttungen, welche der mächtige Adel stiftete, wurden von ihm so bald gedämpft, daß man es immer weniger wagte, ihn zu reizen. Seine Räthe oder Heimlichen, nach dem Ausdrucke dieser Zeit, zog er oft und gern zu Rathe; aber in einem Feldzuge begleiteten sie ihn meistentheils, und fochten mit den übrigen Rittern. Man wußte noch nichts von ordentlichen Sitzungen des Geheimen Raths; er wurde, so wie gewisse Angelegenheiten vorkamen, zusammen berufen, und außer diesen Berathschlagungen hatten die Räthe sehr wenig zu thun. Bey der innerlichen Landesregierung, überhaupt aber bey der Ausfertigung schriftlicher Aufsäze im Nahmen des Churfürsten, kam alles auf den Canzler, (dergleichen Würde zwar zu Friedrichs Zeiten in keinem einzigen Beyspiel vorkommt,) auf die Protonotarien und obersten Schreiber an: und diese Stellen waren meistentheils mit Geistlichen besezt, weil andere und besonders die Edelleute, selten die Feder mit einiger Geschicklichkeit führen konnten. Friedrichs ordentliche Einkünfte waren beträchtlich genug: sie flossen aus dem Geleite und den Zöllen, aus den Bergwercks- und Münz-Gefällen, aus den Lehns-Geldern, Stadt-Renten, Erbzinsen, und andern Quellen mehr. Selten schrieb er, bey außerordentlichen Bedürfnissen, die er sonderlich im Kriege empfand, eine Steuer aus, welche zwar den gewöhnlichen gelindern Nahmen einer Bete oder Bitte hatte, zuweilen aber auch eine Heißung oder Forderung hieß. In den lezten Jahren seiner Regierung fiel dieselbe dem Lande mehr als sonst beschwerlich: er glaubte aber auch damals einen selbst zur Beschüzung desselben nothwendigen Krieg zu führen, und schon das Jahr seines Todes hat die Besorgniß,

mit welcher er aus der Welt zu gehen schien, nur zu bald gerechtfertiget: die Hußiten verwüsteten damals Meisen mit der ausschweifendsten Grausamkeit, der man nicht widerstehen konnte. Er liebte gewiß seine Unterthanen; er beschüzte sie eifrig, und begegnete ihnen mit einer Mäßigung, in der sich der Fürst dem ersten Anblicke nach vergaß, aber gleich mit desto mehr Bewunderung wieder gefunden wurde. Niemals wollte er in seinen eigenen Sachen, welche seine Gerichtsbarkeit oder seine Einkünfte betrafen, Richter seyn: er ließ andere Fürsten, oder seine Vasallen selbst, in dergleichen Streitigkeiten den Ausspruch thun. Er suchte auch die häuffigen Eingriffe in seine Rechte, da seine Unterthanen vor auswärtige Gerichte, besonders von der Geistlichkeit, geladen wurden, abzustellen: und es ist ihm dieses endlich größtentheils gelungen; ob er gleich weder sich noch die seinigen von den Westphälischen Fehm-Gerichten gänzlich hat befreyen können. Die Beyspiele seiner Sorgfalt für die Erhaltung der Gerechtigkeit und guten Ordnung in seinen Ländern, für das blühende Aufkommen der Einwohner ohne Unterscheid, brauchen nicht einzeln angeführt zu werden.

Friedrich liegt in der Fürsten-Capelle zu Meisen, welche er selbst gestiftet hat, begraben. Das Denckmahl, welches ihm daselbst errichtet worden, ist sehenswürdig. Man kann hoffen, daß die schönen Künste, welche jezt in Sachsen blühen, aus Danckbarkeit gegen die Hände, von welchen sie schon lange geschüzt worden sind, sich vereinigen werden, die Bilder der großen Meisnischen und Sächsischen Fürsten auf eine würdige Art wieder herzustellen: ein Gebrauch, den sie ehemals in Griechenland und zu Rom,

zur Ehre des Vaterlandes von ihrer reizenden Gewalt vorzüglich gemacht haben.

* * *

So lange es in dem Leben Friedrichs des Streitbaren auf allgemeine Wercke über die Meisnische und Sächsische Geschichte ankommt, so fühlt man den Mangel, welchen sie daran bis auf unsere Zeiten hat. Sie ist noch weder in größern noch in kleinern Büchern, nach ihrem ganzen Umfange, zuverläßig, in einem bündigen Zusammenhange, und lehrreich genug, beschrieben oder nur abgeschildert worden. Die einzige Arbeit des Herrn Glafey muß aus dem Hauffen der übrigen so weit herausgenommen werden, als es ihr Entwurf vergönnet.

In den ältern Schriftstellern von Friedrichs Leben, die in Eckards, Menckens und anderer Sammlungen stehen, kann man wegen ihrer unvollkommenen und widersprechenden Erzählungen, wenig sichere Schritte thun. Spalatins Nachrichten sind größtentheils noch brauchbar. Das Werck des Georg Fabricius, Origines Saxonicae, ist angenehm geschrieben, aber von geringer Glaubwürdigkeit. Müllers Sächsische Jahrbücher haben in dieser ältern Zeit denjenigen Werth nicht, den sie in der Geschichte der beyden lezten Jahrhunderte behaupten: besonders wenn er sich nicht offenbar auf Urkunden beruft.

Allein die Lebensgeschichte Friedrichs des Streitbaren, welche Johann Gottlob Horn im Jahr 1733 zu Leipzig in einem großen Quartbande herausgegeben hat, ist die schäzbarste Hülfe für mich gewe-

sen: nicht sowohl wegen seiner Erzählung selbst, denn diese ist überaus weitschweifig, trocken und bunt; als wegen der genauen Untersuchungen, die er angestellt hat, und vornemlich wegen seiner Sammlung von mehr als dreyhundert Urkunden dieses Fürsten, welche ich fast mehr als das Leben selbst genüzt habe. Einige noch fehlende Urkunden hat Herr Reinhard in seinen Beyträgen zur Fränckischen Geschichte bekannt gemacht.

III.

Leben
der
Königinn von Schweden
Christina.

Wenn man den Nahmen der Königinn Christina höret, so entsteht kein Gedancke natürlicher als dieser, daß sie einen der stärcksten Beweise abgegeben habe, wie viele Fähigkeit zur Regierung ganzer Reiche auch das weibliche Geschlecht besize. Der Geschichtschreiber, der dieses nicht bloß dencken, sondern auch schreiben will, wird vielleicht eben so ungezwungen hinzusezen, daß einige große Prinzessinnen, welche in unsern Zeiten regieren, diese Wahrheit auf eine noch ausnehmendere Art bestärcken. Allein da meine Leser an diese Lehre der Geschichte und Erfahrung nicht brauchen erinnert zu werden: so halte ich es vor nüzlich, damit wir weniger eingenommen zu diesem Leben kommen, einem Urtheil, an dessen Richtigkeit so wenig gezweifelt wird, durch Christinen selbst widersprechen zu lassen. „Ich bin der Meinung, „sagt sie in ihrer eigenen Lebensbeschreibung, daß die „Frauenspersonen niemals regieren sollten: und ich „bin davon so sehr überzeugt, daß ich, wenn ich mich „jemals verheyrathet hätte, meine Töchter von dem „Rechte der Erbfolge gewiß gänzlich würde ausge„schlossen haben. Denn ich würde ohne Zweifel mein „Königreich mehr geliebt haben als meine Kinder,

„und

„und man verrathet dasselbe, wenn man zugiebt, daß „die Töchter darinne nachfolgen. Man muß mir „hierüber desto mehr glauben, da ich gegen meinen „eigenen Vortheil rede. Allein ich pflege die Wahr„heit auf meine Kosten zu sagen. Es ist beynahe un„möglich, daß eine Frauensperson die Pflichten des „Thrones auf eine würdige Art erfüllen könnte: sie „mag nun für sich selbst, oder für ihren Mündel regie„ren. Die Unwissenheit der Frauenspersonen, die „Schwäche ihrer Seele, ihres Körpers und ihres „Geistes, alles dieses macht sie unfähig zu regieren. „Alles, was ich in der Geschichte und in der Welt von „Frauen gesehen habe, welche regiert haben, oder „welche sich das Ansehen gaben, als wenn sie re„gierten, hat sich lächerlich gemacht, bald auf diese, „bald auf eine andere Art. Ich nehme mich nicht „davon aus, und ich bin bereit, meinen Fehler in der „Folge anzuzeigen, wenn es einen an mir giebt. „Wenn es unterdessen jemals Frauenspersonen gege„ben hat, denen es gelungen ist, diese ihre Pflich„ten zu vollbringen, so muß man darauf nicht rech„nen. Diese Beyspiele sind so selten, daß man dar„aus keine vortheilhafte Folge für das weibliche Ge„schlecht ziehen kann, und aus dem meinigen weni„ger als aus einem andern, weil ich ausdrücklich „von der Wiege an zu dieser Absicht erzogen worden „bin. Gleichwohl hat mich meine eigene Erfahrung „sehr wohl belehret, daß der Fehler des Geschlechts „der größeste von allen Fehlern sey.„— Jedermann merckt es, wie schwer es sey, zwischen der fast allgemeinen Stimme der Welt und Christinen zu entscheiden; man darf aber auch dieses nicht eher wagen, bis man sie vom Throne herabsteigen gesehen hat.

Chri-

Christina war eine Tochter des großen Gustav Adolph, Königs von Schweden, des ruhmwürdigsten Eroberers der neuern Zeiten, eines sehr weisen und tugendhaften Fürsten, der zwar, wie alle Helden, seine Schwachheiten hatte, die aber von ungemeinen Eigenschaften und Verdiensten beynahe gänzlich bedeckt wurden; der in seiner Regierung, in seinen Kriegen, in seinem Privatleben und ganzem Charakter, noch immer, obgleich mit dem nöthigen Unterscheide der Stellung und der Verfassung der Welt, ein Muster der Könige bleibt. Er hatte sich mit Marien Eleonoren, der Tochter des Churfürsten von Brandenburg, Johann Siegmund, vermählt: sie war schön, von einer sanften Gemüthsart, und lebte in einer glücklichen Verbindung mit dem Könige; nur an den Staatsgeschäften bekam sie keinen Antheil. Aus dieser Ehe, von welcher schon zwo Früchte verloren waren, kam Christina am 8. December des Jahrs 1626 auf die Welt. Sie erschien mit einem fast ganz haarichten Leibe, und mit einer so starcken Stimme, daß man sie vor einen Knaben hielt: so kündigte man sie auch ihren Eltern, welche sehnlich einen Erben wünschten, an. Man war daher in Verlegenheit, wie man ihnen diesen Irrthum wieder benehmen sollte. Die Prinzeßinn Catharina, des Königs Schwester, trug sie im weiblichen Anzuge zu ihm hin: er sahe diese Veränderung, ohne bestürzt zu werden, und mit so vielem Vergnügen, als wenn seine Erwartung nicht hintergangen worden wäre. „Ich hoffe, sagte er unter andern, indem er „Gott für dieses Geschenck danckte, daß dieses Mädchen wohl so viel für mich werth seyn soll als ein „Knabe,„ und er sezte nachher lachend hinzu: „sie „wird schlau werden; denn sie hat uns alle betro„gen.„

Sie

Sie selbst hat in den lezten Jahren ihres Lebens Gott dafür gedanckt, daß er sie keine Mannsperson habe werden lassen, und dieses desto mehr, da er sie vor allen Schwachheiten ihres Geschlechtes bewahrt, ihren Leib und ihre Seele ganz männlich gemacht, und sie zugleich in einen unabhängigen Stand gesezt habe. „Wäre ich eine Mannsperson worden, sagte sie, „so hätte ich mich vielleicht dem Frauenzimmer oder „dem Wein auf eine ausschweifende Art ergeben; „so aber ist mein Geschlecht auf alle Art zu meinem „Glücke ausgeschlagen.„ Ihre Mutter war von dieser philosophischen Denckungsart weit entfernet: sie konnte ihre Tochter nicht vertragen, bloß weil es ein Mädchen, und weil sie eine bräunliche Farbe hatte. Daher liebte auch Christina ihren Vater, der eine zärtliche Zuneigung gegen sie bezeigte, ungleich mehr als ihre Mutter. Der Widerwille der leztern pflanzte sich auch auf die Frauen fort, welche ihrer warteten. Man ließ sie in ihrer Kindheit mehrmals fallen und bediente sich anderer Mittel, sie ums Leben zu bringen, oder gebrechlich zu machen. Sie hat aber davon keinen andern Schaden gelitten, als daß die eine ihrer Schultern etwas höher als die andere wurde: ein Uebelstand, den sie durch ihre Art sich zu kleiden und zu gehen, geschickt zu verbergen wußte.

Bald nach ihrer Geburt ließ ihr der König von den versammleten Reichsständen huldigen. Sie hatten den Krieg in Deutschland schon im Jahr 1627 beschlossen; noch ehe der König zu demselben übergieng, hatte er in den beyden folgenden Jahren einen andern in Pohlen zu führen. Seine häuffige und lange Abwesenheit aus Schweden, welche dadurch erfolgte, bewog ihn, seine Tochter bey Zeiten auf dem Throne festzusezen, der er täglich gewogner wurde.

wurde. Da er sie in ihrem zweyten Jahre auf einer Reise nach Calmar mitnahm, wollte es der Befehlshaber der Stadt ohne Erlaubniß des Königs nicht wagen, die Canonen zu lösen, um das Kind nicht zu erschrecken. „Laßt sie immer lösen, sagte Gustav; „sie ist die Tochter eines Soldaten, und muß sich „daran gewöhnen.„ In der That ließ Christina darüber viele Freude blicken: dem Könige gefiel dieses ungemein; er führte sie seitdem zu den Musterungen seiner Kriegsvölcker, und sie bewies überall einen so frühzeitigen Muth, daß ihr der König im Scherze versprach, sie dereinst an Oerter mitzunehmen, wo sie ihre kriegerische Lust vollkommen stillen könnte. Bey seiner Abreise nach Deutschland im Jahr 1630 hatte man sie eine kleine Abschiedsrede lernen lassen, welche sie an ihn halten sollte. Er war zu sehr beschäftigt, als daß er auf sie hätte Acht haben können: sie zog ihn daher am Kleide zu sich; Gustav ward gerührt, nahm das Kind in seine Arme, und konnte sich der Thränen nicht enthalten. Auch Christina empfand diese Trennung; sie weinte, da er abgereiset war, drey Tage lang so anhaltend, daß man für ihre Augen besorgt war: sie, an welcher sonst Thränen überaus selten waren.

Ihr Vater, den die Königinn begleitete, trug die Aufsicht über die Erziehung seiner Tochter der Prinzeßinn Catharina, seiner Schwester, auf, welche an den Pfalzgrafen Johann Casimir verheyrathet war. Er führte darauf jenen berühmten Krieg in Deutschland, der die allgemeine Freyheit und die Sicherheit der Protestantischen Religion in unserm Vaterlande zur vornehmsten Absicht und zur wichtigsten Folge hatte; wenn gleich Bewegungsgründe, die Schwedens Ehre und Vortheilen eigen waren,

nicht

nicht davon ausgeschlossen bleiben, auch mehrere große Veränderungen aus demselben entstanden, die mit dem Haupt-Endzwecke keine Verbindung hatten. Nachdem er diesen Krieg mit einer Klugheit, Tapferkeit und Geschwindigkeit, mit einem Glücke, das alle Erwartung übertraf, zwey Jahre lang fortgesezt hatte, fand er im Jahre 1632 seinen Todt noch siegend in der Schlacht bey Lützen. Christina zweifelte in ihren spätesten Jahren, ob ihn Gott in seinen lezten Stunden bekehrt und zu Gnaden aufgenommen habe: so sehr konnte damals das Verdammungs-Urtheil, welches Rom über jedermann, der nicht zu seiner Kirche gehöret, ausspricht, ihr Herz gegen einen sonst so geliebten und so tugendhaften Vater verhärten.

Sie hatte bis an sein Ende seine eifrigste Sorgfalt beschäftigt. Er empfol sie dem Groß-Canzler von Schweden, Axel Ochsenstierna, der sein ganzes Vertrauen besaß, überaus lebhaft. Dieser große Staatsmann, den man ohngefähr den Sylli des Königs Gustav nennen könnte, sollte ihr eine würdige Erziehung geben, und ihr mit seinem Rathe beystehen. Aber ihre Mutter sollte er keinen Antheil an der Regierung nehmen lassen. Gustav erkannte, daß sie dazu unfähig sey, und Christina sagte daher, er hätte derselben kein gewisseres Merckmal seiner Liebe hinterlassen können, als daß er sie von der Staatsverwaltung entfernte, weil sie in derselben alles würde verdorben haben. Man sezt noch hinzu, daß ihre Mutter eine gehäßige Abneigung gegen Schweden gehabt habe: sie würde also auch ihre Tochter von derjenigen Gesinnung abgezogen haben, welche den Grund aller Verdienste eines Fürsten ausmacht, von dem Wohlwollen gegen ihr Vaterland und ihre Unterthanen.

Chri-

Christina und Schweden mit ihr befanden sich damals in der nachtheiligsten Verfassung. Eine sechsjährige Prinzeßinn sollte auf einen König folgen, den sich Schweden nicht besser hätte wünschen können, und man durfte nicht hoffen, daß die Weisesten der Nation durch ihren gemeinschaftlichen Beystand seinen Verlust ersezen würden. Das Reich war in einen Krieg jenseits des Meeres verwickelt, der eben so schwer fortzuführen als zu endigen war. Man mußte in Schweden selbst innerliche Unruhen befürchten, weil die Söhne des eben verstorbenen Königs von Pohlen, Siegmund, der aus Schwedischem Geschlechte war, aber seine väterliche Crone verloren hatte, ihre längst verworfenen Ansprüche auf dieselbe hervorsuchen, und sich eine Parthey in dem Reiche sammeln konnten. Und überhaupt war es zu vermuthen, daß Schwedens Feinde sich dieser Zeit der Bestürzung und Verwirrung zu seinem Unglücke bedienen würden.

Um ihrer Regierung desto geschwinder eine gewisse Festigkeit zu ertheilen, ließen die Reichsstände sogleich Christinen zur Königinn ausrufen. Als der Marschall des Reichstages den versammleten Ständen diesen Antrag that, unterbrach ihn einer von dem Bauernstande, und fragte ihn: „Wer ist „diese Tochter Gustavs? Wir kennen sie nicht, und „haben sie niemals gesehen.„ Zugleich hörte man in der ganzen Versammlung ein Murmeln, welches ihm Beyfall zu geben schien. Darauf sagte der Land-Marschall: ich will sie euch zeigen, wenn ihr sie sehen wollt: er holte sie aus ihrem Zimmer, und stellte sie mitten unter die Stände, besonders vor den erstgedachten Bauer, der sie sehr aufmerckſam betrachtete. „Sie ist es, sagte er endlich; das ist die Nase

„und Stirne, das sind die Augen des Königs Gu„stav: sie soll unsere Königinn seyn.„ Die sämmtlichen Stände erklärten sie nun einmüthig zu ihrer Königinn.

Gleichwohl war man darüber noch nicht einig, wie man während ihrer Minderjährigkeit die Verwaltung des Reichs einrichten sollte. Man fragte den Großkanzler Oxenstierna, der immer noch in Deutschland blieb, um Rath. Er antwortete, diese Verwaltung würde am besten durch wenige Personen geführt werden, damit die Angelegenheiten keine zu lange Verzögerung litten. Gustav habe dieselbe niemals einer einzigen Person aufgetragen wissen wollen, sondern sie vielmehr stets den fünf obersten Beamten des Reichs zugedacht. So würde die Sicherheit der Königinn außer Gefahr gesezt, das Reich vor dem Ehrgeize eines einzigen Regenten verwahrt, und alle Geschäfte würden desto unpartheyischer besorgt werden. Der Reichs-Rath und die Stände von Schweden nahmen diesen Vorschlag an: sie sezten die fünf vornehmsten Reichs-Räthe zu Regenten und Vormündern der Königinn. Unter diesen war der Baron Gabriel Oxenstierna, Gustasson, der jüngere Bruder des Großkanzlers, als Groß-Drost, oder oberster Richter von Schweden, der vornehmste: ein sehr rechtschaffener, leutseeliger und natürlich beredter Mann, der viele Staatsbedienungen würdig bekleidet hatte. Da er frühzeitig starb, wurde seine Stelle durch den Grafen von Brahe, den ersten Edelmann des Reichs, ersezt: dieser war von gleicher Redlichkeit und Einsicht, nicht ungelehrt, durchgängig beliebt, sehr tapfer, aber etwas eigensinnig und geizig; er wurde nach vielen Jahren noch zu einem der Vormünder Carls XI. ernannt. Der

Groß-

Groß-Marschall oder Connetable, der Graf Jacob de la Gardie, ein gebohrner Franzose, war der zweyte unter den Vormündern der Königinn. Dieser tapfere Mann hatte dem Reiche wichtige Dienste geleistet: er war freymüthig, etwas ungestüm, ohne Verstellung, und ziemlich geschwäzig; nach dem Großkanzler stellte er den angesehensten Mann im Staate vor. Auf ihn folgte der Groß-Admiral, der Baron Carl Carlson, ein unehelicher Bruder des Königs Gustav: er war, sagt Christina selbst, von welcher ich alle diese Abschilderungen entlehne, ein Mann von der alten Art, ungemein tapfer, redlich, und dem Königlichen Hause eifrig ergeben; er besaß sogar viele Gelehrsamkeit, war ein standhafter Bekenner seiner Religion, und würde noch größere Fähigkeiten erlangt haben, wenn ihn nicht eine sehr harte Gefangenschaft, die er länger als zwölf Jahre in Pohlen auszustehen hatte, und die er, unter andern Aufsätzen, selbst beschrieben hat, mercklich geschwächt hätte. Der vierte, aber der größte unter allen, war der Großkanzler. Fast niemand kam ihm zu seiner Zeit an der ausgebreiteten Kenntniß aller Europäischen Angelegenheiten, an der weisen Fertigkeit, die besten Maaßregeln zu ergreifen, an der unermüdeten Arbeitsamkeit in Geschäften, kurz an allem, was die Staatsklugheit vollkommenes hat, gleich. Er wurde in seinem vier und zwanzigsten Jahre Großkanzler. Weder sein Ehrgeiz, noch die Langsamkeit, welche man an ihm tadelte, verdarben etwas an seinen erhabenen Absichten und rühmlichen Unternehmungen, und am wenigsten darf man es vergessen, daß er ein ausnehmender Kenner und Freund der Wissenschaften, so wie der Menschen überhaupt und der Verdienste gewesen ist. Sein Vetter, der Baron Gabriel Oxenstierna, welcher Groß-Schazmei-

ſter war, hatte ſich durch viele geführte Würden und Aemter, auch durch ſeine Rechtſchaffenheit würdig gemacht, gleichfals eine Stelle unter Chriſtinens Vormündern einzunehmen.

Von dieſen ehrwürdigen Männern, inſonderheit von dem Großkanzler, geſtand ſie die Kunſt zu leben und zu regieren gelernet zu haben: und dieſes war Urſache genug für mich, bey ihnen ſtille zu ſtehen. Die Stände ertheilten dem Großkanzler noch den Vorzug, daß er die auswärtigen Angelegenheiten der Crone, hauptſächlich in Deutſchland, im Nahmen der Königinn und des Reichs, mit einer beynahe uneingeſchränckten Gewalt in allem, was den Krieg und Frieden betraf, führen ſollte. Dieſe Anſtalten, welche unverändert blieben, die Einigkeit der Reichsſtände, die Geſchicklichkeit der Königlichen Vormünder, vornemlich aber die hohen Gaben des Großkanzlers, erhielten Schweden während Criſtinens Minderjährigkeit bey der innerlichen Ruhe, und auswärts bey einem ſiegreichen Anſehen.

Zu gleicher Zeit ſorgten die Reichsſtände auch für die anſtändige Erziehung ihrer Königinn. Ihr Vater hatte bereits einen beträchtlichen Anfang dazu gemacht, und er war, ſagt Chriſtina, in der Wahl derjenigen Perſonen, die er dabey gebrauchte, ſo glücklich als er es unter der Nothwendigkeit ſeyn konnte, die er ſich auferlegt hatte, keinen Ausländer zu dieſen Stellen zu wählen: eine Anmerckung, die ohne Zweifél ſo viel ſagen ſoll, daß die feinere Lebensart, der Witz und die ſchönen Künſte damals mehr bey den Fremden als in ihrem Vaterlande geſucht werden mußten. Sie erzählt außerdem, man habe dem Könige vorhergeſagt, daß ſie dereinſt ihre Religion

gion und ihren Thron verlassen werde; deswegen habe er sie bloß Schweden zu erziehen anvertrauet, und sonderlich verboten, daß sich ihr kein Römisch-catholischer nähern sollte. Allein man hat alle Ursache, an einer solchen Weißagung über ein vierjähriges Kind zu zweifeln: sie ist ihr vermuthlich zu einer Zeit gemeldet worden, da man sie in ihrer Religionsveränderung zu bestärcken suchte. Gustav hatte den Reichsrath und Königlichen Ober-Hofmeister, Axel Banner, einen Bruder des großen Marschalls dieses Nahmens, seinen Günstling und einen sehr geschickten Hofmann, der zwar nichts von den Wissenschaften verstand, und einiger herrschenden Ausschweifungen ergeben war, aber sonst ein gutes Gemüth, und äußerliche Mäßigung besaß; diesen hatte Gustav zu ihrem vornehmsten Hofmeister ernannt. Unter diesem stand als ihr zweyter Hofmeister, der Reichs-Rath Gustav Horn, ein Vetter des berühmten Marschalls Horn. Er war gelehrt, redete alle ausländische Sprachen, und hatte auf seinen Reisen vieles von der artigen Aufführung der Franzosen, und anderer mittäglichen Völcker angenommen; er verband aber auch damit den Ruhm eines sehr rechtschaffenen Mannes.

Der König hatte auch seiner Tochter bereits im Jahr 1630 den Johann Matthiä, seinen Hofgeistlichen, Doctor der Theologie, und vorher Professor der Dichtkunst auf der Universität Upsal, zum Lehrer verordnet. Matthiä war einer der vornehmsten Gelehrten und fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit in Schweden. Er hatte sich außer der Theologie mit den Schriften des Alterthums und andern Theilen der Gelehrsamkeit wohl bekannt gemacht. Seine vorzüglichen Gaben kamen ihm zu Hülfe, um alles

dieſes gebrauchen zu können; Chriſtina rühmt ihn als einen rechtſchaffenen Mann von einem ſanften Betragen, der nichts von den Manieren der Schulen an ſich gehabt habe. Vor allen andern Lehrern der Schwediſchen Kirche war ihm eine ungemeine Neigung zur Vereinigung der getrennten chriſtlichen Gemeinen eigen. Er trat ſein Amt bey der Königinn im Jahr 1633 an, und führte es bis zum Jahr 1643, da er Biſchof zu Strengnäs wurde.

Die Reichsſtände, welche alle dieſe Einrichtungen zum Grunde legten, wollten doch nicht, daß Chriſtina bloß nach dem Willkühr ihres Lehrers oder ihrer Hofmeiſter erzogen werden ſollte. Sie ließen daher im Jahr 1635 eine allgemeine Vorſchrift aufſezen, welche allen Beyfall verdienet, weil ſie in einer bündigen Kürze voll Wahrheit und Weisheit iſt. Wenn unter andern darinne verlangt wird, daß die Königinn eben ſowohl vor allen Irrthümern fremder Religionen, als vor einer der Freyheit und Staatsverfaſſung von Schweden nachtheiligen Denckungsart, verwahrt werden ſoll: ſo finde ich nicht, daß dadurch ihrem Geiſte in Anſehung der Kenntniß der Religion, ein Joch auferlegt worden ſey, das ſie unter einen gewiſſen Glauben gezwungen hätte. Es war untadelhaft, daß man ihr in ihrem zarten Alter denjenigen Glauben beybrachte, der in Schweden vor wahr gehalten wurde. Ihr die Meynungen und Schriften anderer chriſtlichen Kirchen vorzulegen und ſie ſogleich zur Prüfung der verſchiedenen Religionen aufzufordern, überſtieg damals ihre Kräfte: es konnte eine gleiche Verwirrung bey ihr ſtiften, als in einer Gemeine entſteht, der die Streitigkeiten der Theologen vorgepredigt werden. Die Zeit der ſchärfern Unterſuchung in Religionsſachen kommt bey vie-

sen Menschen spät, und bey eben so vielen niemals; aber wenn nur die Wahrheit, die uns die heilige Schrift lehret, auf deutliche Erklärungen und rührende Beweise in ihrem Herzen gegründet worden ist, so kann sie auch ohne Untersuchungen aufrecht erhalten werden.

Der besondere Entwurf, den Gustav zur Erziehung seiner Tochter gemacht hatte, wurde nicht zurückgesezt. Er hatte befohlen, daß man dieselbe ganz männlich einrichten, sie völlig als einen jungen Prinzen unterweisen, und von den Eigenschaften ihres Geschlechtes ihr nur die nöthige Ehrbarkeit und Bescheidenheit einflößen sollte. Hierinne kamen auch ihre Neigungen mit seinen Absichten vollkommen überein: sie hatte einen natürlichen und unüberwindlichen Widerwillen gegen alles, was die Frauenspersonen thun und reden. Man konnte sie niemals eine von den weiblichen Handarbeiten lehren; hingegen lernte sie alle Sprachen, Wissenschaften und Leibesübungen, zu denen man sie anführte, mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Ihre Lebensart war eben so wenig ihrem Geschlechte und Alter gemäß: sie trieb die Mäßigung im Essen, Trincken und im Schlafe bis zur Enthaltsamkeit, ertrug Hitze und Kälte ohne alle Beschwerlichkeit; durch die gewaltsamsten Bewegungen wurde sie nicht ermüdet, und wenn sie die Jagd, heftiges Laufen zu Fuß und zu Pferde, und Spiele von ähnlicher Art ausnehmend liebte; so war sie doch im gleichen Grade eifrig, keine Stunde des Studierens zu versäumen.

Sie legte im Jahr 1633 einen öffentlichen Beweis ihres schon gesezten Muthes ab. Es waren Gesandten von dem Großfürsten aus Moscau in

Schweden angekommen, theils um die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wegen der Veränderung im Reiche abzustatten; theils um die Bestätigung des mit dem verstorbenen Könige geschlossenen Friedens zu begehren. Man besorgte, die siebenjährige Königinn möchte durch den Anblick dieser Gesandten, welche ein barbarisches Ansehen hatten, bestürzt werden; man bereitete sie daher lange darauf vor, und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Christinen verdroß dieses: warum sollte ich mich vor ihnen fürchten? fragte sie. Weil sie, antwortete man ihr, große Bärte haben, schrecklich aussehen, anders als die Schweden gekleidet, und ihrer viele sind. Zween ihrer Vormünder, welche dieses sagten, hatten selbst lange Bärte: daher versezte die Königinn, sie werde sich vor den Bärten der Gesandten eben so wenig fürchten, als vor den ihrigen; und in der That empfieng sie dieselben mit einem majestätischen Anstande.

Der Krieg in Deutschland wurde mittlerweile seit dem Tode ihres Vaters glücklicher fortgesezt, als man erwarten konnte. Ohngeachtet jezt viele Bundsgenossen von Schweden geneigt waren, dasselbe zu verlassen; so fühlten sie doch die Nothwendigkeit, von diesem Reiche gegen den Kayser beschüzt zu werden. Der Großkanzler Oxenstierna wußte sie durch viele Unterhandlungen und beredte Vorstellungen in der Verbindung mit Schweden zu erhalten: es kostete ihm unbeschreibliche Mühe und Geduld, ihr Mißvergnügen über die Oberaufsicht, die er im Nahmen der Königinn führte, zu besänftigen, ihren Forderungen und ihrer Neigung zu einem unzeitigen Frieden zu widerstehen, auch die geheimen Maaßregeln, welche Franckreich wider ihn nahm, zu bestreiten. Auf der andern Seite wurde es schwer, die deutschen

Kriegs-

Kriegsvölcker, welche unter den Schweden dienten, im Gehorsam, und überhaupt das Vertrauen der Soldaten beyzubehalten. Allein die großen Feldherren, welche aus Gustavs Anführung kamen, Banner, Horn, der Herzog Bernhard von Weimar, behaupteten die Ehre der Schwedischen Waffen, und fast alle Unternehmungen hatten einen erwünschten Erfolg, bis auf die unglückliche Schlacht bey Nördlingen im Jahr 1634. Damals traten fast alle Protestantische Fürsten von dem Bündnisse mit den Schweden ab, indem sie den Prager Frieden unterzeichneten. Oxenstiernaschloß darauf einen Vertrag mit Franckreich, und durch den Beystand dieser Crone, noch mehr aber durch ihre eigene Klugheit und Tapferkeit, entrissen die Schweden dem Kayser und seinen Bundsgenossen gar bald die Oberhand.

In dieser Verfassung hinterließ der Großkanzler die Schwedischen Angelegenheiten in Deutschland, als ihn Christina im Jahr 1636 zurückkommen sah. Er brachte seitdem täglich etliche Stunden mit ihr zu, um sie in der Regierungskunst zu unterrichten; man fieng damals überhaupt an, ihr alle Staatsgeschäfte mitzutheilen, und sie hörte diese Nachrichten mit einem aufmercksamen Vergnügen an. Ihre vortrefflichen Gaben entwickelten sich immer mehr. Sie war zehn Jahre alt, und kannte schon die Anfangsgründe verschiedener Wissenschaften; sie schrieb auch und redete außer der Schwedischen, noch die lateinische, deutsche und französische Sprache. Ihr Lehrer war nächstdem auch ihr Vertrauter: sie erzählte ihm alle ihre kleine Verdrießlichkeiten; von ihm hingegen erfuhr sie alle Neuigkeiten, und machte darüber Anmerckungen, über welche er öfters erstaunte; dabey

aber hatte sie die Verschwiegenheit völlig in ihrer Gewalt.

Die Königinn, ihre Mutter, hatte sie seit Gustavs Tode, über welchen sie untröstlich war, überaus lieb gewonnen: sie wollte sie daher nicht von sich trennen lassen, und dagegen ihre Muhme, die Prinzeßinn Catharina, deren besondern Aufsicht sie noch immer untergeben war, von ihr entfernen, auch ihre Erziehung nach ihrem Gefallen einrichten. Christinens Vormünder gaben aus Ehrerbietung etwas nach; sie behaupteten aber bald die einmal getroffenen Anstalten. Sie selbst kannte den Zwang, in welchem ihre Mutter sie zuhalten suchte, nicht vertragen, und ergab sich desto mehr, um demselben zu entgehen, ganze Tage hindurch den Wissenschaften. „Meine Mutter, sagte sie in reifern Jahren, würde „mich verdorben haben, wenn man mich ihr überlassen „hätte, weil sie, neben vielen guten Eigenschaften, „doch keine von denen besaß, die man braucht, um „regieren zu können.„ Diese Königinn entwich bald darauf im Jahr 1640 heimlich nach Dänemarck, voll Mißvergnügen über die Schwedische Regierung, welche sie hingegen ihrer Seits als eine Feindinn von Schweden betrachtete.

Im folgenden Jahre starb Christinens erster Vormund. Man berathschlagte in dem Reichs-Rathe, ob man ihr die Ernennung eines andern an seine Stelle lassen, oder ihr einige vorschlagen sollte, um einen aus denselben zu wählen; endlich aber ließen ihr die Reichs-Räthe melden, sie würden es gerne sehen, wenn sie den Prinzen Carl Gustav, ihren Vetter, dazu vorschlüge: denn man glaubte, daß sie demselben den Vorzug geben würde. Allein sie betrug sich bey diesem

sem bedencklichen Antrage mit vieler Klugheit. Sie wollte, (wie sie es in einem Schreiben an den Vater des Prinzen, den Pfalzgrafen Johann Casimir, berichtet,) antworten, daß es ihr nicht zustehe, sich selbst einen Vormund zu sezen, wenn man ihr nicht einige vorschlüge; oder sie wollte, um sich den Großkanzler günstig zu machen, sagen, er sey der geschickteste dazu: und wenn man ihr einige nennen würde, wollte sie hinzusezen, es wären lauter verdiente Männer; man möchte daher die Wahl durch das Looß treffen. Wenn ich, schreibt sie, den Prinzen nennte, würde die Regierung glauben, ich thue es deswegen, um alles zu erfahren, was bey ihren Versammlungen vorgeht, und sie würde suchen, ihn bald auf die Seite zu schaffen. — Ihre Antwort gefiel: man bediente sich des Looses, durch welches der Graf Brahe diese Stelle erlangte.

Da die Minderjährigkeit der Königinn sich ihrem Ende näherte, und ihr überlegtes Verhalten Beweis genug von ihrer Fähigkeit gab, so ließ man sie im Jahr 1642, welches das sechszehnte ihres Lebens war, Sitz im Reichs-Rathe nehmen, damit sie sich zeitig an die eigene Untersuchung der Staatsgeschäfte gewöhnen möchte. Man beschloß sogar bald hernach auf einem Reichstage, in ihrer Gegenwart, sie vor volljährig zu erklären; sie entschuldigte sich aber, dieses Erbieten anzunehmen, mit ihrer Jugend, welche die Last der Regierung noch nicht ertragen könne. Unterdessen behauptete sie, seitdem sie an den Berathschlagungen des Reichs-Rathes Antheil nahm, ihr Ansehen darinne auf eine merckwürdige Art, und man nahm nichts mehr ohne ihre Beystimmung vor. Im Jahr 1643 waren die Reichsstände zwar ziemlich einig über die Entschließung, dem Könige von Dänemarck

nemarck den Krieg zu erklären, weil er die Flucht der verwittweten Königinn begünstigt hatte, und den Fortgang der Schwedischen Waffen in Deutschland zu hintertreiben suchte; sie überließen aber doch Christinen die Entscheidung, und diese billigte den Krieg ebenfals. Sie bediente sich, als sie ihre Meinung darüber sagte, zwo Staatsregeln, die sie von dem Großkanzler gelernet hatte, insonderheit dieser, man müsse sich mit seinem Nachbar niemals in solche Streitigkeiten einlassen, die einen Krieg nach sich ziehen können, wenn man nicht schon den Degen in der Hand habe, und fertig sey, den Angriff zu thun. Oxenstierna hatte ihr zugleich die Lehre gegeben, daß es großen Staaten zuträglich sey, sich langsam zu entschließen, ob ihnen gleich zuweilen, sezte er hinzu, geschwinde Entschließungen vortheilhafter sind.

Christina kam unterdessen in den Wissenschaften und Sprachen zu einer seltenen Kenntniß und Fertigkeit. Sie las in ihrem achtzehnten Jahre die Schriftsteller des gelehrten Alterthums in ihren Sprachen, unter andern die großen Geschichtschreiber der Griechen, den Thucydides und Polybius: und über diese sowohl als über die andern griechischen und lateinischen Schriftsteller, ließ sie Betrachtungen hören, welche zeigten, daß sie dieselben nicht allein verstand, sondern auch nüzte. Ich kann hier dem Tadel eines scharfsinnigen Franzosen nicht beypflichten, welcher sagt, man hätte sie lieber die Menschen kennen lehren sollen, als die griechischen Schriftsteller. Da man die Königinn früh genug mit den Geschichten der großen Welt bekannt machte; da sie ihren Umgang mit vortrefflichen Männern führte, und über alle Vorfälle so bald zu urtheilen wußte: so begreife

ich

ich nicht, was vor einen andern Weg sie hätte betreten sollen, um die Menschen zu kennen. Ja eben das Lesen der Geschichte war ein so gewisses und leichtes Mittel zu dieser Kenntniß, daß man es einer langen Erfahrung nicht allein an die Seite sezen kann, sondern diese auch darauf gründen muß.

Man sahe es genug, wie viele Einsichten dieser und jeder andern Art sie zur Regierung brachte, als sie dieselbe im December des Jahrs 1644 würcklich übernahm. Sie gerieth, ohngeachtet ihres Alters, nicht unter die Ueberredungen eines oder mehrerer Günstlinge; sie beurtheilte alles selbst, und war sich ihr vornehmster Rathgeber. Chanut, Französischer Gesandter in Schweden, schrieb davon im Jahr 1648 an seinen Hof: „Es ist unglaublich, wie mächtig sie „in ihrem Rathe ist, denn mit der Person einer Kö„niginn verbindet sie noch die Annehmlichkeiten, das „Vertrauen, die Wohlthaten und die Stärcke im Ue„berreden; dergestalt, daß die Reichsräthe oft selbst „über die Gewalt erstaunen, welche sie über ihre Mei„nungen behauptet, wenn sie versammlet sind. Ei„nige schreiben diese große Unterwürfigkeit, welche „ihre Staatsbedienten gegen sie bezeigen, ihr nur „als einem Frauenzimmer zu, und bilden sich ein, „daß die geheime Neigung der Natur, und das Nach„geben, das man ihrem Geschlechte erweiset, dieselben „unmercklich unter ihren Willen beuge. Aber, wenn „man die Wahrheit gestehen will, so entspringt ihr „großes Ansehen aus ihren guten Eigenschaften; und „man sagt, daß ein König, der eben dieselben Tugen„den hätte, unumschränckt in seinem Rathe seyn „würde.„ In der That wurde Christina, auf die Vorstellung des Großkanzlers, als König ausgerufen.

Sie

Sie fand in ihrem Reiche sehr viel zu thun. Die innerliche Verfassung desselben verlangte ihre ersten Sorgen: und sie versprach auch gleich Anfangs, dieselbe zu erhalten. Der Krieg in Deutschland währte schon seit vierzehn Jahren fort. Die Schweden führten ihn zwar unter den gewöhnlichen Abwechselungen des Kriegs-Glückes; aber doch größtentheils mit einer siegreichen Ueberlegenheit. Franckreich, ob es gleich kein ganz aufrichtiger Bundsgenosse war, stand ihnen, um die Macht des Oesterreichischen Hauses zu schwächen, nachdrücklich genug bey. Banner und der Herzog Bernhard von Weimar hatten große Thaten verrichtet, und Torstenson, der auf sie folgte, führte noch immer nicht geringere aus. Man glaubte jezt dem Frieden ziemlich nahe zu seyn: denn die vorläufigen Bedingungen desselben, oder Präliminarien, waren bereits im Jahr 1643 von allen in Deutschland kriegenden Fürsten genehm gehalten worden; allein die Zusammenkunft selbst, auf welcher man den Frieden ausmachen sollte, war im Jahr 1644 noch nicht eröfnet. Außer diesem Kriege hatte Schweden noch einen neuen mit Dänemark in eben diesen Jahren angefangen, der ungemein glücklich und reich an Eroberungen war.

Desto eher konnte man sich desselben entledigen, damit Schweden seine ganzen Kräfte in Deutschland gebrauchen möchte. Dieses war auch eine von den ersten Bemühungen der Königinn. Der Großkanzler reiste auf die Friedens-Versammlung zu Broemsebro, an den Grenzen von Smaland, zwischen Schweden und Dänemarck, wo er diese wichtige Unterhandlung führte: und diesem Manne, der gar keiner Anleitung bedurfte, um die gedachte Angelegenheit und zugleich viele andere, rühmlich zu Stande zu bringen,

ertheilte

ertheilte Christina ihre Befehle mit einer Scharfsichtigkeit, die er unter die schönsten Früchte seines Unterrichts zählen könnte. Sie verlangte den Frieden nicht anders, als wenn er mit einer völligen Sicherheit verbunden wäre. Die Gelegenheit, schreibt sie an ihn im Jahr 1645 gute Bedingungen zu erhalten, ist vortrefflich, und man muß sich derselben bedienen; aber der Friedensschluß darf doch nicht übereilt werden, damit wir unterdessen die Versicherung unserer Besizungen desto leichter erhalten können. Die meisten Reichs-Räthe, meldete sie ihm bald darauf, dächten hierüber nicht wie sie und er: manche unter ihnen würden, um nur diesen Krieg zu endigen, zu allem die Hände bieten, und sich um die Versicherung (oder Garantie) nicht bekümmern. Sie befürchte, sezte sie hinzu, daß, wenn diese Unterhandlungen üble Folgen haben sollten, ihre unschuldige Jugend verleumdet werden möchte, als wenn sie nicht fähig gewesen wäre heilsame Rathschläge anzunehmen, und bloß aus Begierde zu herrschen solche Fehler begangen hätte. „Ich sehe zum voraus — dieses sind ihre eigenen lehrreichen Worte — mein Schicksal werde dieses seyn, daß, wenn ich etwas sorgfältig und nach reifer Ueberlegung, verrichte, andere die Ehre davon haben werden; wird aber etwas versäumt, woran andere hätten dencken sollen, so werde ich die Schuld davon tragen müssen.„ Sie will endlich die vortheilhaften Friedensbedingungen, welche Dänemarck bewilligte, angenommen wissen, damit sie nicht das Ansehen habe, als wenn sie den Krieg bloß aus Ehrgeiz fortseze; damit die Holländer, deren Gesinnungen noch ungewiß waren, nicht Schiedsrichter des Krieges und Friedens werden möchten; insonderheit aber, damit sie ihr Gewissen befriedigen könnte, welches ihr sonst Vorwürfe darüber machen würde,

würde, so billige Mittel zum Frieden ausgeschlagen zu haben.

So zeigte sich Christina zu ihrem Ruhme in diesem großen und von mehrern Seiten schweren Geschäfte; allein ihr Glück konnte nicht geringer heißen als ihre Klugheit, indem es Oxenstierna war, den sie zur Vollendung desselben gebrauchte. Der Friede wurde im Jahr 1645 zu Broemsebro geschlossen. Schweden bekam durch denselben Gotland, Oesel und andere Provinzen, ingleichen auf dreyßig Jahre Halland, welches auch dem Reiche gänzlich verbleiben sollte, wenn die Dänen nach dem Verlauf dieser Jahre der Königinn nicht eine Landschaft von gleichem Werthe, doch daß sie solche wählen könnte, abtreten würden; es behauptete die freye Schiffahrt durch den Sund; einige andere Staaten wurden mit eingeschlossen, und Franckreich leistete die Gewähr über die Beobachtung des Friedens; Franckreich, das mit dem vorhergegangenen Kriege nicht zufrieden war, weil Schweden denselben plözlich, ohne ihm, seinem Bundsgenossen, davon Nachricht zu geben, und, wie es schien, wegen einer zu leichten Beleidigung, auf einen bloßen Verdacht, angezündet hatte. Nachdem derselbe verloschen war, ließ die Königinn den deutschen Krieg desto lebhafter fortsezen.

Sie belohnte noch in diesem Jahre so viele Verdienste des Großkanzlers, und besonders auch dieses neue, dadurch, daß sie ihm die Würde eines Grafen, und ein ansehnliches Landgut unter dem Nahmen einer Grafschaft ertheilte; allein das Geschenck selbst machte ihr nicht so viele Ehre, als die schöne Anrede, mit welcher sie dasselbe in der Versammlung des

Reichs-

Reichs-Rathes bekannt machten. Sie rühmte darinne seine trefflichen Dienste seit vier und dreyßig Jahren, und nannte ihn den großen Minister eines großen Königs, für welchen es eine Ehre gewesen sey, ihm zu befehlen. Zwar, sagte sie, schickt es sich vielleicht nicht für mich, meinem Vater diesen Nahmen beyzulegen; aber jedermann ist darinne einig, daß er ihm gebühre. Sie vergaß das weise Verhalten des Reichskanzlers während ihrer Minderjährigkeit nicht, und sezte hinzu: Ein anderer als Sie, würde sich bey dieser Gelegenheit vielleicht nicht haben mäßigen, noch seinem Ehrgeize Schrancken setzen können; Sie ließen sich aber durch solche Eitelkeiten nicht fortreißen, und behielten immer die Ehrerbietung, welche Sie Gott und mir schuldig waren, vor den Augen. — Man errathet den übrigen Inhalt ihrer Rede leicht: dasjenige, was ich angeführt habe, zeigt schon genugsam, wie würdig diese junge Königinn zu loben, und zugleich ihre Hoheit zu behaupten gewußt habe. Die Erhöhung des Großkanzlers erinnert mich zugleich an so viele andere Personen, welche unter Christinens Regierung, zum Theil auch, da sie noch unmündig war, den Adel erlangt haben. Man zählt derselben gegen vierhundert, und verschiedene Schriftsteller machen ihr aus dieser freygebigen Austheilung einen Vorwurf. Von andern hingegen wird sie deswegen geschickt vertheidigt. In dem deutschen Kriege insonderheit leisteten so viele Personen von allen Ständen dem Reiche vorzügliche Dienste, daß die Königinn nicht glaubte, ihnen dieselben leichter vergelten zu können, als durch diesen Ehrenvollen Unterscheid von ihren übrigen Unterthanen; viele auswärtige adeliche Geschlechter wurden auch nur unter die Schwedischen aufgenommen. Ueberhaupt also war diese Art von

Verschwendung, wenn man sie so nennen will, nicht zu tadeln: sehr unähnlich war sie dem Verkauf von fünfhundert Adelsbriefen, der im Jahr 1696 und sonst so oft in Franckreich, zur Vergrößerung der Königlichen Einkünfte, vorgenommen worden ist; obgleich der Französische Hof so gar unrecht nicht gethan hat, Leute, welche glaubten, daß die Ehre gekauft werden könne, in dieser lächerlichen Meinung zu erhalten. Christina mag unter diesem Haufen nicht eben lauter verdiente Männer mit begriffen haben; aber schon lange ist ohnedieß der wahre Nachdruck alter Würden verloren gegangen. Der Adel, welcher ehemals durch rühmliche Thaten zum Besten des Vaterlandes, hauptsächlich im Kriege, erworben wurde, sollte eigentlich niemanden, der ihn nur geerbt hat, stolz machen; er sollte keinen Abkömmling der vornehmsten und ältesten Geschlechter hindern, ihn für sich selbst durch ausnehmende Eigenschaften erst zu verdienen.

Ohngeachtet dieser außerordentlichen Gewogenheit, welche Christina gegen den Großkanzler bezeigte, unterhielt sie doch bereits bey sich einiges Mißtrauen gegen ihn. Er hatte unter den Großen in Schweden Feinde genug, weil er mit aller seiner Tugend in einer Stelle, wie die seinige war, doch durch die große Gewalt, die ihm anvertrauet worden war, und durch seinen glänzenden Ruhm, der alle übrige Staatsbedienten verdunckelte, verhaßt werden mußte. Man scheinet die Königinn frühzeitig wider ihn eingenommen zu haben: denn sie ist schon in einem Briefe vom Jahr 1641, den sie an den Pfalzgrafen, ihren Oheim, schrieb, mit ihm unzufrieden, daß er keine Friedens-Unterhandlungen anfangen lassen wollte. Und man merckte immer mehr, daß ihr Oxenstierna mit seiner

ner Familie viel zu angesehen und mächtig für eine so uneingeschränckte Regierung, als sie führen wollte, vorkam. Wie soll man also das ungemeine Vertrauen erklären, das sie gegen ihn noch beständig an den Tag legte? Durch dasjenige, was man in einem Entwurfe zu dem Leben der Königinn, der unter ihren Handschriften gefunden, und allem Ansehen nach von ihrem Geheimschreiber aufgesezt worden ist, lieset. „Ihre tiefe Verstellung, heißt es daselbst, welche die geschicktesten Leute in ihrer ersten Jugend betrog, beschleunigte ihre Volljährigkeit.„

Selbst die Erlaubniß, welche sie im Jahr 1645 ihrem Gesandten an dem Französischen Hofe, Hugo Grotius, auf sein Ansuchen ertheilte, seine Stelle niederzulegen, kann einen Beweis von ihren damaligen Gesinnungen gegen den Reichskanzler abgeben, der diesen großen Mann bald nach Gustavs Tode, und nach dessen Wahl, zum Gesandten ernannt hatte. Grotius hatte dem Schwedischen Reiche durch seine Klugheit, durchdringende Einsicht und Standhaftigkeit so wichtige Dienste an dem Französischen Hofe geleistet, daß er diesem beschwerlich wurde; aber Oxenstierna hielt ihn daselbst immer noch vor sehr nöthig. Er war es jezt in der That, da Schweden mit Franckreich, seinem Bundsgenossen, bey den eben ernstlich angefangenen Versuchen eines allgemeinen Friedens, gemeinschaftlich dafür sorgen mußte, ihre beyderseits erhaltenen Vortheile in Sicherheit zu sezen: und zu diesem Geschäfte wurde würcklich ein Mann von den größten Gaben, von der reifsten Erfahrung, erfordert, wenn gleich die Schwedischen Angelegenheiten damals in einer sehr blühenden Verfassung standen. So dachten aber nicht alle Staatsbediente in Schweden. Da man außerdem dem

Grotius einen jungen unbesonnenen Franzosen, Cerisantes, aus Schweden an die Seite schickte, der das Reich, in dessen Nahmen er abgesandt war, beschimpfte, und endlich ohne Vorwissen der Königinn, Paris verließ: so merckte Grotius, wie wenig er künftig der Würde seines Amtes ein Genüge würde thun können: er bat von demselben entlassen zu werden, und die Königinn bewilligte dieses leicht. Sie empfieng ihn, da er im Sommer des Jahrs 1645 zu Stockholm ankam, überaus gnädig, bezeigte ihm ihre Zufriedenheit über seine Dienste, und trug ihm eine ansehnliche Bedienung in ihrem Reiche an. Grotius, welcher sahe, daß seine Gegenwart einigen Großen des Hofs unangenehm war, und nächst dem ein ruhigeres Leben für sein Alter wünschte, verbat diese Ehre. Beym Abschiede beschenckte ihn Christina mit ohngefähr zwölf bis funfzehn tausend Thalern an Kupfermünze; er starb aber noch in diesem Jahre auf seiner Rückreise in Deutschland. Die Königinn, welche für die Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit dieses vortrefflichen Mannes eine ungemeine Hochachtung hegte, kaufte nachmals seine ganze Büchersammlung von seiner Wittwe auf eine freygebige Art.

An die Stelle des Grotius schickte sie im Jahr 1646 den jungen Grafen Magnus de la Gardie als ihren außerordentlichen Abgesandten nach Franckreich. Dieser Graf war ihr vornehmster Günstling: man sagt sogar, daß sie ihn zu ihrem Gemahl würde angenommen haben, wenn ihr hoher Geist eine solche Erniedrigung hätte ertragen können. Sie machte ihn dagegen zu ihrem Anverwandten, indem sie ihm die Prinzeßinn Maria, eine Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir zur Gemahlinn bestimmte: und

desto prächtiger ließ sie ihn zu Paris erscheinen. Der Französische Gesandte in Schweden, Chanût, machte seinem Hofe das besondere Ansehen, dessen der Graf genoß, bekannt, und rieth ihm, demselben alle Arten von Ehrenbezeigungen und Ergözlichkeiten zu verschaffen, um an ihm einen mächtigen Freund zu bekommen. Man that dieses auch; allein der Graf war ohnedieß schon Franckreich eifrig ergeben. Er machte zu Paris von seiner Königinn eine Abschilderung, welche kaum geglaubt wurde, und doch richtig war. „Sie ordnet, sagte er, alles selbst, ohne „den Rath eines Minister, an: ihre Zeit ist täglich „zwischen den Wissenschaften und den Staatsgeschäften getheilet; auf den Putz wendet sie nicht die geringste Sorgfalt, und ist in keiner Betrachtung ein „Frauenzimmer.„ Die Briefe, welche Christina durch ihn an die Königinn von Franckreich und die Vornehmsten des Hofes sandte, wurden wegen ihrer Artigkeit und des ungezwungenen schönen französischen Ausdrucks, sehr bewundert. Dieser Schwedische Gesandte besaß übrigens keine ausnehmend große Fähigkeiten; allein da ihn Christina gänzlich regierte, so erreichte sie durch ihn ihre Absicht, welche schwerlich eine andere war, als die Freundschaft mit Franckreich feyerlich zu erneuern, und ihre eigenen Gesinnungen in Ansehung des Friedens zuverläßig zu erklären.

Ihre Gesandten zu Oßnabrück arbeiteten damals an dem Friedens-Schlusse, der den deutschen Krieg endigen sollte. Der erste unter denselben war der Reichs-Rath, Graf Johann Oxenstierna, ein Sohn des Großkanzlers: er glaubte aber, wie sein Vater, daß der Krieg noch länger fortgesezt werden müsse. Ihm war der Hofkanzler, Adler Salvius, zuge-

geben: und dieser suchte den Frieden eifrig zu befördern. Die Uneinigkeit dieser beyden geschickten Männer brach zu Osnabrück völlig aus. Die Königinn schenckte dem Salvius, dessen Gesinnungen mit den ihrigen übereinkamen, ihr Vertrauen, und fand mehrmals Gelegenheit, solches zu zeigen. Da der Graf de la Gardie zu Paris hundert tausend Thaler borgen mußte, war man in Schweden darüber sehr mißvergnügt; man sagte, daß diese große Summe das Schwedische Kriegsheer in Deutschland, unter dem Feldmarschall Wrangel in den Stand gesezt haben würde, die Feinde glücklich zu bekriegen. Die Königinn war über diese Reden bekümmert: denn sie befürchtete, man möchte ihre neue Regierung dadurch verhaßt machen. In ihrer Verlegenheit begehrte sie von dem Hofkanzler im Jahr 1647, daß er in seinem eigenen Nahmen eine gleiche Geld-Summe aufnehmen, und mit derselben den Bedürfnißen des gedachten Heeres abhelfen sollte. Sie hoffte, schreibt sie unter andern an ihn, daß er bey dieser fast unmöglichen Unternehmung auch durch seinen Ehrgeiz werde angefeuert werden, um sich immer mehr durch seine Dienste bey ihr zu empfelen: und sie versprach ihm diese Summe nach seiner Wahl entweder von dem Gelde zu bezahlen, das sie von Franckreich für ihre Kriegsschiffe bekommen würde, (denn diese Crone kaufte damals deren sechse von Schweden,) oder sie wollte ihm in Schweden so viel Kupfer liefern, als die Summe betragen würde. Zugleich ließ sie ihn alle Belohnungen hoffen, die er nur in seinem Vaterlande erwarten konnte.

Auf dieses Merckmal des höchsten Vertrauens, das die Königinn dem Salvius gab, folgten bald mehrere von gleicher Wichtigkeit. Sie sezte ihm den

Grafen

Grafen de la Gardie, und andere, die ihr eigenes Werck waren, dem Großkanzler und seiner Parthey entgegen, deren Ansehen sie durchaus vermindern wollte. Christina war ungemein begierig, den Frieden zu schließen: sie hatte ihn, so lange sie auf der Welt war, noch nicht genossen, und in ruhigern Zeiten glaubte sie auch ihre Regierung und Gewalt mehr befestigen zu können, auf deren unabhängige Ausübung sie sehr eifersüchtig war. Man gab ihr zu verstehen, daß der Großkanzler sich bloß deswegen abgeneigt gegen den Frieden zeigte, weil er voraus sähe, daß er nach geschlossenem Kriege lange so nothwendig nicht mehr seyn würde, als jezt; daraus leitete man die Schwierigkeiten her, welche sein Sohn bey den Unterhandlungen zu Osnabrück gegen den Frieden aufbrachte. Man beschuldigte sogar den Großkanzler, daß er einen andern seiner Söhne, den Grafen Erich Oxenstierna, der damals Statthalter von Liefland war, mit der Königinn zu vermählen suchte. Die meisten Feldherren, viele Reichs-Räthe und die alten Geschlechter von Schweden, waren auf seiner Seite. Der Reichs-Rath Graf Peter Brahe sagte ausdrücklich zu der Königinn, sie möchte nicht ihr ganz Vertrauen auf einen jungen Edelmann (den Grafen de la Gardie,) und auf einen Geistlichen, (den Doctor Matthiä) sezen, ihre Ausgaben einschränken, und mit den Franzosen keinen gar zu genauen Umgang pflegen.

Es ist nicht schwer zu beweisen, daß Christina den Großkanzler etwas ungerecht beurtheilet habe. Wenn er gleich, so wie viele andere sehr verdiente Männer, von der Neigung, ein großer und mächtiger Mann im Staate zu bleiben, nicht frey gewesen seyn mag; so sieht man doch aus dem Zusammenhange

aller seiner Handlungen und aus seinen Briefen, daß er die redlichsten und edelsten Absichten dabey geführt habe. Er glaubte nicht, daß die Zeit den Frieden in Deutschland zu schließen, schon gekommen sey, weil er einen sichern Frieden verlangte, durch welchen die Verfassung der Protestanten daselbst unumstößlich gegründet, und zugleich das Gebiet von Schweden weit ausgebreitet werden möchten: wenigstens hielt er es nicht vor rathsam, mit dem Friedensschlusse zu eilen. Insonderheit meinte er, durch die abwechselnde Besizung der geistlichen Güter in Deutschland von Protestanten und Römischcatholischen, welche man einführen sollte, den erstern auf immer die gewisseste Versicherung ihrer Religionsfreyheit zu verschaffen. So sehr die Königinn für Franckreich eingenommen war, so wenig trauete er dieser Crone: er nannte das Bündniß mit derselben für sein Vaterland schädlich, indem es ohne dasselbe sich seines Glücks viel vortheilhafter hätte bedienen können. Die geheimen Vorschriften, Briefe und andere Nachrichten zur Geschichte der Westphälischen Friedens-Unterhandlungen, welche nachmals von Französischer Seite bekannt gemacht worden sind, haben dieses Mißtrauen des Großkanzlers hinlänglich gerechtfertiget. Man erkennt auch bis zur Ueberzeugung, daß er an die oben gemeldete Vermählung niemals gedacht habe.

Allein die Königinn wurde in ihrer Abneigung gegen ihn täglich von denen, welchen daran gelegen war, sonderlich auch von dem Französischen Gesandten, bestärkt. Da also der Friede nur mit langsamen Schritten von ihren Gesandten zu Osnabrück herbeygezogen wurde, befohl sie ihnen ernstlich, denselben, so bald die wenigen übrigen Bedingungen aus-

ausgemacht wären, zu Stande zu bringen, und sich durch die Phantasien einiger ehrgeizigen Männer nicht davon abziehen zu lassen; widrigenfalls sollten sie zur Rechenschaft gezogen werden: es sollte ihnen auch alsdenn weder Ansehen noch Unterstüzung von großen Familien etwas helfen. In einem besondern Schreiben meldete sie dem Hofkanzler Salvius, daß jenes nur seinen Mitgesandten, den Grafen Oxenstierna, angehe; sie verlangte zu wissen, wie derselbe beym Lesen das Gesicht verzerret habe, und empfol ihm nochmals den Frieden. Ich will der ganzen Welt zeigen, schrieb sie unter andern, daß der Reichskanzler nicht im Stande ist, die Welt allein mit einem Finger in Bewegung zu setzen. Ihr Widerwillen gegen die Oxenstierna erstreckte sich so weit, daß sie, da der Französische Hof sich über dieselben beklagte, von diesem begehrte, seine Beschwerden in einem öffentlichen Schreiben zu wiederholen, damit sie berechtiget wäre, ihnen übel zu begegnen. Unglücklicher Weise bekamen die Feinde beyder Höfe, die Spanier, Nachricht von diesem Kunstgriff, und theilten dieselbe dem Grafen Oxenstierna zu Osnabrück mit. Eine solche Entdeckung könnte die schlimmsten Folgen in Ansehung des guten Verständnisses zwischen Franckreich und Schweden haben; der Cardinal Mazarin nahm vergebens seine Zuflucht zu verschiedenen Italiänischen Wendungen, welche er dieser Sache zu geben suchte. Die Königinn hatte zwar weniger nöthig, sich deswegen zu entschuldigen; ihr aber machte sie auch am wenigsten Ehre.

Der Großkanzler empfand über die harten Vorwürfe, welche die Königinn seinem Sohne gemacht hatte, und über die ganze unerwartete Begegnung, die ihm wiederfuhr, einen so lebhaften Verdruß, daß

er um Erlaubniß bat, seine Bedienung niederlegen, und sich außerhalb Schweden begeben zu dürfen. Christina bewilligte ihm dieselbe sogleich; allein, da der Reichs-Rath vorstellte, Oxenstierna sey bey den Friedens-Unterhandlungen unentbehrlich, ersuchte sie ihn wieder, in ihren Diensten zu bleiben. Sein Sohn vertheidigte sich bald mit derjenigen besondern Standhaftigkeit, welche aus dem Bewußtseyn der Unschuld entspringt, und in einem andern eben so herzhaften Schreiben zeigte er der Königinn, daß es Salvius und die Französischen Gesandten wären, welche ihn hinderten, den Frieden zur Reife zu bringen; vermuthlich, sezte er hinzu, weil Ew. Majestät dem Herrn Salvius andere Verhaltungs-Befehle gegeben haben, welche mit dem Briefe nicht übereinstimmen, den Sie an uns beyde gemeinschaftlich gerichtet haben. Die Königinn erklärte sich zwar darauf gegen seinen Vater, daß sie jenen drohenden Brief in keiner bösen Meinung geschrieben habe; aber sie behielt doch ihre Vorurtheile wider den Großkanzler bey. „Er ist sehr biegsam, sagt sie in einem Briefe an den Salvius von eben diesem Jahre 1647; „allein es mag damit seyn wie es will, so fürchte „ich mich vor den Griechen auch alsdenn, wenn „sie Geschencke bringen. — (Eine Stelle aus „dem Virgil.) — Ich bemercke täglich dasjenige „an ihm, was Tacitus vom Tiberius sagt: Schon „verließ den Tiberius sein Körper, seine Kräfte verließen ihn schon; aber noch nicht die Verstellung.„ Sie nannte allem Ansehen nach die nachgebende Vorsichtigkeit, welche er gegen ihren Willen beobachten mußte, wenn er ihm gleich nicht gefiel, Verstellung.

Seit dieser Zeit bemühte sich Christina immer mehr, diesen großen Mann in der Abhängigkeit gegen

gen sich zu erhalten und zu erniedrigen. Sie erwies ihm viele Hochachtung; aber ohne sich seinen Rathschlägen allein zu überlassen: und dieses aus Furcht, wie man in Schweden erkannte, damit nicht ihre Einsichten und ihr Ansehen mit dem Ruhme eines so vollkommenen Staatsmannes möchten vermengt werden; damit nicht auch dasjenige, was sie zum Besten des Reichs beytrug, seiner Weisheit zugeschrieben würde. Denn ohngeachtet ihres Verhaltens gegen ihn, hatte er immer in alle öffentliche Angelegenheiten des Reichs einen so gewissen Einfluß, daß die Französischen Gesandten sich scheueten, ihn zu beleidigen: sie konnte es nicht verhindern, daß die übrigen Gesandten mit ihm in Unterhandlung traten, und er wurde in Schweden außerordentlich verehret. Unterdessen suchte Christina seiner, so viel als es möglich war, zu entbehren; sie zog ihn auch nicht mehr als ihre übrigen Staatsbedienten zu Rathe, ob er gleich ihnen allen an Wissenschaft und Klugheit überlegen war. Oxenstierna konnte es nicht verbergen, wie empfindlich ihm dieses Betragen seiner Königinn sey, die ihm fast so viel als ihrem Vater schuldig war; allein die Zeit hat ihn endlich sehr wohl dafür gerächt.

Auch sein Sohn verdiente das Mißtrauen nicht, mit welchem ihn die Königinn betrachtete: er war sogar ihres Vertrauens würdiger als Salvius. Johann Oxenstierna hatte zwar viel Ungleiches und Hartes in seinem Charakter; aber seine ausnehmende Fähigkeit und Rechtschaffenheit konnten nicht in Zweifel gezogen werden, und durch die unverbesserlichen Lehren seines Vaters wurde er in der Führung der Staatsgeschäfte noch weit stärcker. Am Salvius hingegen, der von geringer Herkunft war, sahe man

nicht

nicht nur eine fast gleiche Geschicklichkeit bey wichtigen Angelegenheiten, viel Witz und Gelehrsamkeit; sondern zugleich auch die feinste Verstellungskunst, die Fähigkeit anderer Absichten zu entdecken, die ihn aber mit Unruhe und Verdacht erfüllte, und eine herrschende Begierde, der Königinn zu gefallen, um sich desto geschwinder empor zu heben. Der Vorzug, den sie ihm wegen dieser Geschmeidigkeit vor seinem Mitgesandten gab, brachte bisweilen eine den Schwedischen Angelegenheiten nachtheilige Verwirrung und Uneinigkeit hervor. Oxenstierna war im Jahr 1647 im Begriff, einen vortheilhaften Vergleich mit dem Kayser ohne Theilnehmung der Franzosen zu schließen; seine Ursachen waren erheblich; aber Salvius weigerte sich, mit ihm zu unterzeichnen, und da sich jener bey der Königinn darüber beschwerte, fand er kein Gehör.

Doch ihre Gesandten zur Friedensversammlung waren es nicht allein, welche durch eine, zum Theil von ihr selbst gestiftete, Mißhelligkeit unter sich, der Annäherung des Friedens im Wege standen; die Französischen lebten mit einander in einer offenbaren Feindschaft. Sie waren ebenfalls von zwo verschiedenen Partheyen: der Graf von Avaux war der Königinn, der Mutter Ludwigs XIV. zugethan; der Graf von Servien aber dem Cardinal Mazarin, welcher damals in Franckreich alles vermochte. Ihr Hof gab sich umsonst Mühe, zwischen ihnen eher Friede zu stiften, als sie denselben in Europa herstellen würden: Servien, der dem Salvius etwas ähnlich war, brachte endlich seinen Mitgesandten durch ziemlich schlechte Mittel in Ungnade. Christina begegnete diesen beyden Gesandten überaus höflich; sowohl überhaupt aus Neigung gegen Franckreich, als

weil

weil sie den Schwedischen Angelegenheiten gute Dienste leisteten. Sie schrieb an beyde, ob gleich Avaux ihren Beyfall vorzüglich gehabt zu haben scheinet. Indem sie ihrem Hofkanzler einen Brief an den Servien schickte, der sich in einem Schreiben gegen sie sehr dienstwillig erklärt hatte, sezte sie unter andern hinzu: „Ich muß wegen seines Anerbietens, und weil „er würcklich schon viel zu meinem Vortheil gespro„chen hat, einen ordentlichen Briefwechsel mit ihm „unterhalten; denn Sie müssen bedencken, daß er eine „Creatur des Cardinals ist. Ich kenne außerdem „die Manieren der Franzosen sehr wohl: der größte „Theil ihrer Sitten besteht in Höflichkeitsbezeigungen; „allein man verliert durch Höflichkeit nichts, und „man bezahlt sie mit ihrer eignen Münze.„ Diese Aufmercksamkeit der Königinn auf alles, was ihr Nutzen bringen konnte, ihr schlaues Betragen nach ihren verschiedenen Absichten, und die ausgebreitete Kenntniß der Menschen, auf welche sich beydes gründete: dieses zusammen genommen machte sie allein würdig, über andere zu befehlen. Auch das verdienet gerühmt zu werden, daß sie dem Bündnisse mit Franckreich noch alsdenn getreu blieb, da sie, mit Vorbeygehung dieser Crone, welche wegen ihres eigenen Verhaltens sich nicht sehr laut darüber hätte beschweren dürfen, einen ungleich vortheilhaftern Frieden hätte schließen können, als sie nachmals erlangte. Sie war schon in Ansehung ihrer Forderungen befriedigt; die vornehmste derselben, welche ihr der Churfürst von Brandenburg streitig zu machen suchte, der Besiz von Pommern, war bereits ausgemacht; allein, da Franckreich noch nicht zufrieden gestellt war, so ließ sie mehr als einmal die Erklärung thun, sie würde es lieber zu neuen Feindseeligkeiten kommen lassen, als zugeben, daß man ihrem Bundsgenossen

die

die verlangte Genugthuung versage; doch erinnerte sie zugleich den Gesandten Chanut, die Franzosen möchten sich in ihren Anforderungen, die nicht alle von gleicher Wichtigkeit wären, mäßigen. In diesen Handlungen also ist Christina weise und gerecht; aber wenn sie den größten und treuesten Diener des Staats mit seinen Rathschlägen und seiner Familie der Feindschaft ihres Bundsgenossen gegen denselben aufopfert: so sieht man nur eine Königinn von zwanzig Jahren, die bey allen ihren außerordentlichen Gaben noch nicht Erfahrung genug besizt, um Verdienste in ihrem ganzen Umfange zu schätzen, zu gebrauchen, und zu beschützen; und die gewisse Eindrücke, die ihr verdächtig vorkommen sollten, zu geschwind annimmt.

Nichts beförderte den Frieden, welchen sie wünschte, mehr, als das ununterbrochene Glück ihrer Waffen in Deutschland, seitdem sie zu regieren angefangen hatte. Torstenson hatte zwar die Befehlshaber-Stelle seiner Gesundheit zum Besten niedergelegt; aber zween andere ihrer Feldherren, Wrangel und Königsmarck, machten, daß ihn Schweden nicht vermißte: denn Gustavs Kriegs-Schule war unerschöpflich. Mit ihnen fochten die Franzosen unter der Anführung von zween nachmals sehr berühmten Helden, Turenne, und dem Herzog von Enghien, der in der Geschichte den Nahmen des groß:n Conde führt. Der Churfürst von Bayern, welcher den Kayser bey dem Entschlusse, den Krieg fortzusezen, am stärcksten unterhielt, war genöthigt worden, im Jahr 1647 mit Franckreich und Schweden einen Vergleich zu schließen, durch welchen er sich zu einer völligen Partheylosigkeit zwischen ihnen und dem Kayser verband. Dieser Vergleich scheinet, so viel man

aus

aus mehrern Umständen schließen kann, eine unredliche List des Französischen Hofes gewesen zu seyn, um sich den Weg zu einem vortheilhaften Frieden zu bahnen. Denn kaum hatte sich Turenne demselben zufolge zurückgezogen, als der Churfürst sich mit dem Kayser aufs neue vereinigte, und den getroffenen Stillstand mit Schweden, aber nicht mit Franckreich brach. Christina beschwerte sich darüber in Franckreich: es ist glaublich, daß sie schon damals einiges Mißtrauen geschöpft habe; wenigstens hat sie in spätern Zeiten diese Veränderung deutlich einer Verrätherey zugeschrieben. Doch ihre Kriegsvölcker drangen nebst den Französischen im Jahr 1648 von neuem in Bayern ein, eroberten und verwüsteten einen großen Theil dieses Landes, und näherten sich Oesterreich, welches der Kayser kaum noch bedeckte. Zugleich zog Königsmarck nach Böhmen, erstieg die kleine Seite von Prag, und machte daselbst unermeßliche Beute, von welcher der kostbarste Theil der Königinn zugeschickt wurde. Sie hatte eben ihren Vetter, den Pfalzgrafen, Carl Eustav, mit einem neuen Heere nach Deutschland überschiffen lassen, wo er der oberste Schwedische Feldherr seyn sollte, weil sie sich auf ihn mehr als auf die übrigen verlassen konnte. Dieser eilte sogleich vor Prag, und war schon nicht weit von der Eroberung dieser Stadt entfernet: die Erbländer des Kaysers standen den Schweden offen; er konnte auch weiter kein neues Heer gegen sie aufbringen.

Aber eben diese entscheidende Streiche beschleunigten den Frieden; er wurde am 24. October des Jahrs 1648 unterzeichnet, und Christina genoß des Ruhmes, die Schiedsrichterinn desselben zu seyn. Die Rechte, Anforderungen, Beschwerden und Schadloßhaltungen von halb Europa, welche durch denselben ausgemacht wurden, hatten die Unterhandlungen

gen

gen hauptsächlich verlängert und schwer gemacht; die Bestimmung derselben, und sonderlich der Verfassung von Deutschland, machte denselben zu dem wichtigsten, und ich darf wohl hinzusetzen, auch zu dem weisesten Friedensschlusse der neuern Jahrhunderte. Er heißt der Westphälische Friede, weil er in den zwo Städten von Westphalen, Münster und Osnabruck, gemeinschaftlich geschlossen worden ist. Die Königinn führte durch denselben dasjenige aus, was ihr Vater und die Schwedischen Reichs-Stände bey dem vorhergehenden Kriege gesucht hatten. Schweden rächte sich für die Beleidigungen, und sicherte sich gegen die bedencklichen Unternehmungen des Kayserlichen Hofes in der Nähe der Ost-See, auf die vollkommenste Art, indem es nicht nur denselben in eine sehr fühlbare Schwäche versezte, sondern auch dasjenige Land in Besiz nahm, aus welchem ihm derselbe zuerst gefährlich wurde. Christina erhielt nemlich für mehr als hundert Städte, Festungen und Schlösser, welche ihre Kriegsvölcker in Deutschland inne hatten, ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, und von Hinter-Pommern noch Stettin, Gartz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder und dem Frischen Haff, nebst den drey Mündungen dieses Meeres, Pene, Swine und Diewenau, ingleichen dem daran liegenden Lande, und mit diesem Herzogthum alle Rechte der ehemaligen Herzoge von Pommern; außerdem die Stadt und den Hafen Wismar im Herzogthum Mecklenburg, nebst einigen Zubehörungen; endlich das Erzbißthum Bremen und das Bißthum Verden, beyde unter dem Titel eines Herzogthums. Zugleich wurde Schweden wegen dieser Länder unter die unmittelbaren Stände des deutschen Reichs aufgenommen; es versprach sie als Lehne des Kayserſ

und

und des Reichs anzunehmen, bekam drey Stimmen auf dem Reichstage, und noch andere Rechte, und über dieses alles sollten der Königinn noch fünf Millionen Reichsthaler von den sämmtlichen Deutschen Reichs-Ständen für ihre Kriegsvölcker bezahlt werden.

Mit so reichlichen Früchten des bisher geführten Krieges vereinigte Christina in diesem Frieden noch die Vortheile ihrer Bundsgenossen. Die Landgrafschaft Elsaß und andere Landschaften, welche Franckreich zum Theil schon im vorhergehenden Jahrhunderte dem Deutschen Reiche entrissen hatte, wurden dieser Crone feyerlich abgetreten. Dem Landgrafen von Hessen-Cassel, welcher unter der Vormundschaft seiner weisen und unerschrockenen Mutter, der Landgrafinn Amalia Elisabetha, in ihrem Bündnisse standhaft geblieben war, verschaffte sie die Abtey Hirschfeld, unter dem Nahmen eines Fürstenthums, einen Theil der Grafschaft Schaumburg, und sechsmal hundert tausend Thaler an Gelde. Sie ließ die Protestantischen Fürsten, deren Ansprüche durch das neue Gebiet, das sie in Deutschland erlangt hatten, besonders den Churfürsten von Brandenburg wegen seiner Rechte auf Pommern, zu ihrer völligen Zufriedenheit entschädigen. Die Nachkommen des Churfürsten von der Pfalz, der am Gustav einen so mächtigen Beschützer gefunden hatte, wurden, so weit es die Rechte des Churfürsten von Bayern, der sie verdrungen hatte, erlaubten, größtentheils in ihre alten Besizungen wieder eingesezt. Die Freyheit der Deutschen Reichs-Stände, für welche ihr Vater ebenfals gestritten hatte, wurde nicht nur wieder hergestellt, sondern auch ungemein befestigt, und mit neuen Vorzügen erweitert; die Protestantischen Fürsten insonderheit wurden durch den Zuwachs so vieler Länder

in den Stand gesezt, sich einer Unterdruckung, welche man sich künftig gegen sie versichern möchte, glücklicher zu widersezen. Alle Stände des Reichs gelangten aufs neue zu denjenigen Rechten, welche sie vor dem Jahr 1619 genossen hatten. Beyde Protestantische Kirchen bekamen eine völlige Gewissensfreyheit in Deutschland, und gleiche Gerechtsame mit den Römischcatholischen; aber in Ansehung des äußerlichen Religionszustandes in unserm Vaterlande, sollte die Verfassung vom Jahr 1624 in der Folge zur Vorschrift dienen. Christina, welche die Bedingungen dieses Friedens hauptsächlich bestimmte, übernahm auch nebst Franckreich die Gewährleistung desselben.

Allein so danckbar auch die Nachkommen denselben aus ihren Händen empfiengen; so haben sie doch mit dem Großkanzler Oxenstierna und andern weitsehenden Männern seiner Zeit erkannt, daß derselbe noch vollkommener hätte werden können, wenn die Königinn sich ihrer ganzen Stärcke hätte bedienen wollen. Man muß freylich auch in der vortheilhaftesten Stellung bey Friedensunterhandlungen seinen Forderungen ein Ziel zu sezen wissen; aber wenn diese gerecht und billig sind, eine bevorstehende große Gefahr abwenden, oder vielen tausend Menschen ihre natürliche Rechte wieder verschaffen können, alsdenn ist die standhafte Beharrlichkeit an ihrem rechten Orte. Christina konnte sich noch ein zweyfaches großes Verdienst um die Protestanten in Deutschland erwerben. Diese ihre Glaubensgenossen in Böhmen, Oesterreich, und den übrigen Kayserlichen Erbländern, lebten seit einigen zwanzig Jahren in der traurigsten Bedrückung. Die Schwedischen Gesandten gaben sich viele Mühe, ihnen die Religions-

freyheit

freyheit zu verschaffen; endlich aber überließen sie dieselben dem Willkühr des Kayſers. Die Königinn und die Evangeliſchen Reichsſtände behielten ſich nur das Recht vor, bey einer andern bequemen Gelegenheit eine Fürbitte bey dem Kayſer für ſie einzulegen.

Außerdem ſuchten auch die Geſandten der Königinn es dahin zu bringen, daß ein den Proteſtanten ſehr nachtheiliger Artikel in dem Religionsfrieden zu Augsburg vom Jahr 1555, welchen man den geiſtlichen Vorbehalt nennt, aufgehoben werden möchte. Durch denſelben war feſtgeſezt worden, daß ein Römiſchcatholiſcher Erzbiſchof oder anderer Prälat, wenn er die Proteſtantiſche Religion annähme, ſogleich dieſe Würde verlieren, doch ſeine Ehre unverſehrt behalten ſollte. Man kann dieſe Verordnung als eines der größten Hinderniſſe des Fortgangs der Kirchenverbeſſerung in Deutſchland anſehen: gleichwohl war ſie, nachdem die Proteſtantiſche Kirche einerley Rechte mit der Römiſchcatholiſchen bekommen hatte, eben ſo unbillig als ſchimpflich für die erſtere. Aber alles, was man deswegen in dem Weſtphäliſchen Frieden erlangen konnte, beſtand darinne, daß ſie ſich auch auf Proteſtantiſche Biſchöfe und Prälaten — ein ſehr ſeltener Fall — erſtrecken ſollte.

Es darf kaum gezweifelt werden, daß Chriſtina beyde ſtreitige Unterhandlungen nach dem Wunſche der Proteſtanten hätte endigen können. Einem dringenden und feſten Anhalten würde der Kayſer nicht lange widerſtanden haben: ſo wenig konnte er ſich damals auf ſeine Kräfte verlaſſen. Daß die Schwediſchen Geſandten, inſonderheit Salvius, von ihm mit Gelde wären gewonnen worden, um hierinne nachzugeben, iſt eine Beſchuldigung, welche man

nicht erwiesen hat: sie scheinet vielmehr aus einer unbestimmten Nachricht von dem geheimen Artikel entstanden zu seyn, der dem Friedensschlusse zwischen dem Kayser und Schweden angehängt wurde, und durch den jener versprach, dieser Crone für die Zurückgabe verschiedener Festungen in Böhmen und Mähren, sechsmal hundert tausend Reichsthaler zu bezahlen. Andere Ursachen sind gewisser, und leicht zu finden. Die Königinn begehrte den Frieden so sehnlich, sie hatte dem Hofkanzler so gemessene Befehle darüber gegeben, daß er es nicht wagen durfte, denselben länger aufzuhalten. Diese ihre Neigung war nicht unbekannt, und man hat mehrere Beyspiele, daß Fürsten, welche eine zu lebhafte Begierde nach dem Frieden verriethen, lange nicht alle Vortheile durch denselben erhalten haben, die sie erwarten konnten. Schweden hatte nächstdem an Franckreich einen Bundsgenossen, der nur halb gezwungen zum Besten der Protestanten die Hände bot: daher konnte die Königinn desto eher überredet werden, schon genug für sie gethan zu haben. Vielleicht eilte sie aber auch deswegen so sehr zum Frieden, weil Spanien nach seinem besondern Vertrage mit den Holländern, jezt im Stande war, dem Kayser wider Schweden beyzustehen; weil in Franckreich innerliche Unruhen entstanden, welche einem auswärtigen Kriege sehr hinderlich waren, und weil der größere Theil ihrer Heere aus Deutschen bestand, die des langen Krieges überdrüßig zu werden anfiengen.

Um die Zeit, da nur wenig noch zur Schließung des Friedens fehlte, im Jahr 1648 wurde *Salvius* von der Königinn für die dabey geleisteten Dienste mit der Würde eines Reichs-Rathes von Schweden belohnt. Es war etwas ungewöhnliches, daß ein

Mann

Mann von bürgerlicher Geburt zu diesem höchsten Range in seinem Vaterlande stieg. Allein die Königinn sagte zu den versammleten Reichs-Räthen: „Wenn es auf gute Vorschläge und weisen Rath an„kommt, so fragt man nicht nach den sechszehn Ah„nen; sondern lediglich darnach, was zu thun sey. „Salvius würde ohne Zweifel ein geschickter Mann „seyn, wenn er aus einer großen Familie herstammte. „Jedoch er kann es als einen Vortheil rechnen, daß „man ihm nichts anders vorzuwerfen hat. Mir ist „daran gelegen, geschickte Leute zu haben. Wenn „Leute aus ansehnlichen Geschlechtern Fähigkeit besi„zen, so werden sie ihr Glück wie andere machen, „ohne daß ich mich auf einige wenige Familien oder „Personen einschränken wollte.„

In eben diesem Jahre 1648 starb auch der König von Pohlen, Vladislaus, ein Sohn Siegmund des III. welcher die Schwedische Crone durch seinen unzeitigen Eifer für die Römischcatholische Religion verloren hatte. Christina war in Ansehung der Ansprüche, welche Siegmunds Söhne auf den Schwedischen Thron machen konnten, ziemlich gesichert. Auch hatte der Großkanzler im Jahr 1635 den langen Krieg zwischen beyden Reichen, durch einen Stillstand von sechs und zwanzig Jahren, in ihrem Nahmen geendiget. Allein sie fand es doch vor nöthig, an der Wahl eines neuen Königs von Pohlen Antheil zu nehmen. Die Pohlen schienen nicht geneigt zu seyn, einen von den Brüdern des verstorbenen Königs, Carl Ferdinand, oder Johann Casimir, zu wählen; Christina hingegen wollte es nicht zugeben, daß sie die Königliche Familie, welche im Grunde auch die ihrige war, übergiengen. Die Ehrbegierde reizte sie am wenigsten, dieses zu verlangen;

sie begünstigte diese beyden Prinzen hauptsächlich, weil sie nicht vor so unternehmend gehalten wurden, daß man von ihnen einen Versuch auf Schweden, ihr väterliches Reich, hätte besorgen dürfen; wohl aber mußte man erwarten, daß sie, da die Königinn die lezte von ihrem Stamme war, ihre Ansprüche erneuern möchten, wenn sie, ohne Kinder zu hinterlassen, stürbe, und die Prinzen von dem Pohlnischen Throne ausgeschlossen wären. Franckreich glaubte seiner Seits, daß diese Zeit des Zwischenreichs die bequemste sey, um einen dauerhaften Frieden zwischen Schweden und Pohlen zu stiften; daß man einen Prinzen zur Crone befördern müsse, welcher aus Danckbarkeit Franckreich und Schweden zugethan seyn würde, und daß dieses desto nothwendiger sey, je mehr Schweden durch einen Krieg in Pohlen abgehalten werden könnte, sich in Deutschland mit Nachdruck zu zeigen.

Ob gleich die Königinn hierüber nicht anders dachte; so wollte sie sich doch nicht eher für einen von diesen beyden Prinzen erklären, bis sie die Gesinnungen der Pohlnischen Republik wußte, damit sie den neuen König nicht zum voraus beleidigen möchte. Sie war auch dem ältern Prinzen Carl wegen seiner friedfertigen Gemüthsart günstiger; da hingegen Franckreich, weil derselbe dem Oesterreichischen Hause sehr ergeben war, den jüngern auf dem Throne zu sehen wünschte. Beyde Brüder baten Christinen um ihre Unterstützung; und in der Verlegenheit, in welche sie alles dieses sezte, fand sie doch niemanden, den sie mit mehrerm Vertrauen um Rath fragen konnte, als den Großkanzler. Dieser antwortete: es sey Schweden und Franckreich gleich viel daran gelegen, daß Johann Casimir König würde; doch würde

die

die Königinn am besten thun, sich für keinen dieser Prinzen noch öffentlich zu erklären, sondern nur die Französischen Gesandten für den jüngern arbeiten zu lassen. Er sezte hinzu, es sey sehr zu wünschen, daß Schweden noch vor der Wahl des Königs, mit der Republik Pohlen einen Vertrag schließen könnte, durch welchen diese ihren Ansprüchen auf Liefland, und die Königlichen Prinzen denjenigen, welchen sie auf die Schwedische Crone hätten, entsagten, indem Schweden beydes mit Rechte fordern könne; den Prinzen brauchte für ihre Entsagung nichts angeboten zu werden, und ohne einen solchen Vertrag mit den Pohlen errichtet zu haben, zu dem sie auch ihre jezige Verfassung bald bewegen würde, könne man mit ihnen keine andere Unterhandlung pflegen. — Die Königinn billigte alle diese Maaßregeln: sie ließ daher zwar ein Empfelungsschreiben für den Prinzen Casimir auffezen; aber ihr Gesandter sollte sich desselben nicht eher bedienen, bis derselbe eine gewisse Hoffnung hätte, den Thron zu besteigen; im widrigen Fall hatte der Gesandte ein anderes für den ältern Bruder erhalten. Johann Casimir wurde endlich noch im Jahr 1648 gewählet, und Christina lebte mit ihm in dem besten Vernehmen. Allein ihr Nachfolger sahe sich genöthiget ihn zu bekriegen, bis der Olivische Friede den Ansprüchen des Königs und der Republik Pohlen auf Schweden ein Ende machten.

Als der Westphälische Friede geschlossen wurde, standen gegen siebzig tausend Soldaten unter den Befehlen der Königinn in Deutschland. Franckreich, welches voraus sahe, daß sie einen beträchtlichen Theil derselben aus ihren Diensten entlassen würde, und befürchtete, diese möchten zu seinen Feinden über-

gehen, ersachte sie, dieselben zu dem Kriege, welchen die Franzosen mit den Spaniern fortführten, zu überlassen. Die Königinn bewilligte solches; sie verlangte aber, daß der Französische Gesandte darüber auch mit einigen der vornehmsten Reichsräthe sprechen sollte. Torstenson, der oberste Feldherr des Reichs, rieth, dieses Vorhaben heimlich und geschwind auszuführen, damit die Kayserlichen Feldherren nicht den größten Theil dieser Kriegsvölcker an sich zögen; überhaupt aber hielt er es, wenn der Kayser in dem Frieden verspräche, Spanien, einem nahe verwandten Hofe, gegen Franckreich nicht beyzustehen, vor unmöglich, ja unbillig, daß Schweden dieser Crone gegen die erstere offenbar Hülfe leistete. Der Großkanzler fügte nach seiner bekannten Scharfsichtigkeit noch hinzu, die Abdanckung der Soldaten würde wohl schwerlich sogleich Statt finden können, weil man allerhand Schwierigkeiten bey der Erfüllung der Friedensbedingungen befürchten müßte. Die Königinn selbst wollte die abzudanckenden Soldaten dem Könige von Franckreich nicht anders übergeben, als gegen ein schriftliches Versprechen, sie, wenn es nöthig wäre, wieder in Schwedische Dienste ziehen zu lassen. Sie gab unterdessen doch an den Pfalzgrafen Carl Gustav Befehle, Franckreichs Absichten hierinne zu befördern; allein dieser mußte seine sämmtlichen Kriegsvölcker noch bis ins Jahr 1650 beysammen behalten, weil die bedungene Räumung der Städte und Länder in Deutschland, ingleichen die Wiederherstellung der Reichs-Stände in ihre alten Rechte, noch erst eigene Berathschlagungen und Vorschriften erforderten.

Ein sehr schwacher Feind, der nur mit dem Schatten seiner alten Macht drohte, suchte Christinen

und den Protestanten überhaupt die Vortheile des Westphälischen Friedens streitig zu machen. Dieses war der Pabst Innocentius X. indem er diesen Frieden durch eine besondere Bulle verwarf und vor ungültig erklärte. Es gefiel ihm nicht einmal, ihr darinne den Nahmen einer Königinn beyzulegen. Aber glücklicher Weise waren damals die Zeiten längst vorbey, in welchen königliche Würden und Friedensschlüsse von dem Willkühr der Päbste abhiengen: daher erlangte Innocentius durch diese Verordnung nichts mehr, als daß die Protestanten über ihn lachten, und die Römischcatholischen ein fruchtloses Mitleiden mit ihm trugen.

Nach und nach machten sich die sieben deutschen Cranse, welche vermöge des Friedensschlusses fünf Millionen Reichsthaler an die Königinn, zur Befriedigung ihrer Soldaten, bezahlen sollten, dazu fertig. Verschiedene Reichs-Fürsten ersuchten sie jedoch, ihnen den Antheil, welchen sie dazu beytragen mußten, zu erlassen: und Christina willigte leicht darein. Sie erließ dem Churfürsten von Maynz, dem Landgrafen von Hessen, und der Reichsstadt Ulm, vermuthlich auch mehrern, die ganze Summe, welche sie schuldig waren; dem Churfürsten von der Pfalz aber die Hälfte. Von dem Churfürsten von Bayern erhielt sie ebenfals nichts, obgleich seine Staatsbedienten das schuldige Geld in seinen Ländern gesammlet hatten. So wurden von dieser Kriegssteuer nicht viel über drey Millionen an die Königinn abgetragen.

Die Zeit der Ruhe und des Friedens, in der sie nunmehro regierte, gab Gelegenheit, daß die Schweden desto eifriger wünschten, sie vermählt zu sehen. Man hatte ihr schon viele Vorschläge dieser Art ge-

than, und keiner war angenommen worden. Die Prinzen Friedrich und Ulrich, Söhne des Königs von Dänemarck, und der jüngere insonderheit, strebten schon nach dieser Vermählung, da sie kaum sechs Jahre alt war. Ihre Mutter unterstüzte diese Bewerbung; allein die Reichs-Räthe ließen ihr weiter keinen Einfluß dabey: sie sahen auch eine solche neue Verbindung Schwedens mit Dänemarck unter Ein Haupt für ihr Vaterland vor nachtheilig an.

Gustav Adolph selbst hatte seiner Tochter den Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm zum Gemahl bestimmt, und im Jahr 1632 deswegen an den Reichsrath geschrieben. Schweden würde dadurch ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden seyn; es hätte die Protestanten noch leichter und glücklicher gegen den Kayser beschützen können. Nach Gustavs Tode wurde diese Absicht von den Reichs-Räthen nicht aufgegeben; der Churfürst erneuerte sein Ansuchen mehrere Jahre nach einander, auch da Christina schon den Thron bestiegen hatte; er mußte aber endlich alle Hoffnung aufgeben. Die Großen des Reichs befürchteten, es möchte unter einem ausländischen Könige viel von seinen Rechten verlieren, viele Deutsche aufnehmen, und ihnen die vornehmsten Stellen überlassen müssen; die Königinn aber bezeigte überhaupt dazu keine Neigung.

Die übrigen Fürsten, welche Christinens Hand begehrten, standen weit geschwinder davon ab. Unter diese gehörte der König von Portugall Johann IV. der König von Spanien Philipp IV. der durch diesen Antrag die Königinn vermuthlich von dem Bündnisse mit Franckreich abzuziehen suchte; der König von Pohlen Vladislaus; sein Bruder,

der

der Prinz Johann Casimir, der noch der Cardinal von Pohlen hieß, und andere mehr, unter welchen sich auch der Fürst Rakoczy befand, der auf den Einfall gerieth, seinen Sohn mit der Königinn zu vermählen. Christina, an Statt mehrern Fürsten zugleich mit einer solchen Hoffnung zu schmeicheln, wie es wohl ehemals die Staatsklugheit anderer Königinnen gethan hat, ertheilte die entscheidende Antwort ohne Verzögerung.

Ein Prinz war jedoch in Schweden selbst, der den Vorzug, Christinens Gemahl zu werden, verdiente, und auch viele Jahre erwartete: ihr Vetter, der Pfalzgraf Carl Gustav. Unter vielen rühmlichen und angenehmen Eigenschaften, die er besaß, war seine Ergebenheit gegen die Königinn keine der geringsten; er ließ so viele ehrerbietige Liebe gegen sie blicken, daß sie wohl erkannte, es sey nicht bloß der Ehrgeiz, der diesen Wunsch in ihm hervorbrachte. Er war außerdem in Schweden gebohren, und dadurch in diesem Reiche desto beliebter geworden. Es konnte versichert seyn, daß er es mit eben so vieler Tapferkeit vertheidigen würde, als es Christina mit ausnehmender Weisheit regierte: denn so wenig sich auch seine kriegerischen Gaben wegen des eben geschlossenen Friedens entwickeln konnten; so leuchteten sie doch schon damals hervor; und in der Folge redeten seine Thaten genugsam davon, daß seine Mutter eine Schwester des großen Gustav sey. Die Königinn hatte ihm öfters in ihrem zarten Alter spielend versprochen, ihn zu heyrathen; er gab sich auch nachher von Zeit zu Zeit viele Mühe, sie zu einem gewissen Entschlusse zu bringen; zumal, da die Reichsstände im Jahr 1646, nachdem sie die Königinn gebeten hatten sich zu vermählen, ohne Neigung zum

Ehe-

Eheſtande, doch auf ihre Antwort, daß ſie ihnen zu Gefallen wohl den Pfalzgrafen wählen könnte, ſich erklärt hatten, daß ſie mit ſeiner Perſon völlig zufrieden wären. Carl Guſtav wiederholte ſeine Bitte bey der Königinn vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland im Jahr 1647. Sie antwortete darauf, daß ſie an das Verſprechen ihrer Kindheit nicht gebunden ſeyn wollte; erſt in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre würde ſie hierüber einen Schluß faſſen, und wenn ſie ihn nicht heyrathete, ſo würde ſie auch keinen andern Gemahl nehmen, und ihn zu ihrem Nachfolger erklären laſſen. Er erklärte ſich dagegen eben ſo großmüthig: wenn er ſich mit der Königinn nicht verbinden könnte, ſagte er, ſo würde er auch ihr Anerbieten nicht annehmen, und niemals nach Schweden zurück kommen. Chriſtina nannte dieſe Denckungsart romanenhaft, und ſuchte ihn endlich durch die Vorſtellung, welche auf gleichen Ton geſtimmt war, zu beruhigen: es würde, wenn er vor der geſezten Zeit ſterben ſollte, doch eine Ehre für ihn bleiben, daß er vor würdig wäre gehalten worden, ihr Gemahl zu werden. Unterdeſſen erlaubte ſie ihm doch, ſich aus Deutſchland an ſeinen Vater und den Biſchof Matthiä deswegen zu wenden, damit ſie in ſeinem Nahmen mit ihr ſprechen möchten. Er that dieſes auch ſo eifrig, daß er endlich an den Biſchof ſchrieb, er könne nicht anders auf eine anſtändige und zufriedene Art nach Schweden zurück kommen, als wenn die Königinn ſich ſeinem Anſuchen geneigt erwieſe, ſonſt aber bäte er ſie, ihn in ihren Angelegenheiten außerhalb Schweden zu gebrauchen.

Allein Chriſtina entfernte ſich immer mehr von ſeinen Wünſchen. Dieſe Abneigung vor der Ehe, welche mit den Jahren bey ihr zunahm, ſcheinet aus

mehrern

mehrern Ursachen entsprungen zu seyn. Mit männlichen Kräften und Gesinnungen gebohren, und bey dem herrschenden Triebe, unabhängig zu leben, könnte sie den Gedancken von einem Gemahl nicht wohl aufnehmen. Er drohte ihr mit dem Verluste eines großen Theils ihrer Freyheit; und wenn sie gleich den Vorsaz, auch über ihren Gemahl zu herrschen, damit verbunden hätte, so würde sie bey demselben viele Schwierigkeiten angetroffen haben. Frauenzimmer von einem so hohen Geiste als der ihrige war, sind nur alsdenn glücklich im Ehestande, wenn sie schwache und gehorsame Männer finden. Gleichwohl konnte die Königinn so sehr auf das gefällige Nachgeben des Prinzen Carl Gustav, eines sonst zur Regierung überaus tüchtigen Fürsten, rechnen, daß sie zuweilen ziemlich geneigt war, sein Anhalten zu erfüllen; aber ihr Günstling, der Graf Magnus de la Gardie, flößte ihr den stärcksten Widerwillen dagegen ein, und machte ihr selbst die Person des Prinzen verhaßt, dessen Schwester er doch zur Ehe hatte. Er fürchtete viel von seinem Ansehen bey der Königinn zu verlieren, wenn derselbe sich neben ihr auf den Thron sezen würde. Sogar viele Große des Reichs scheinen sie bey diesem Vorsaze erhalten zu haben, um nach ihrem Tode die Verfassung der Regierung verändern zu können. Man erzählt, sie habe ihre Weigerung sich zu vermählen, auch mit den Worten vertheidigt: „Es könnte eben sowohl ein „Nero als ein Augustus von mir gebohren werden.„ Ein Grund, welcher zwar zu viel beweiset, aber doch einen großen Umfang der wichtigsten Wahrheiten für einen Staat in sich faßt.

Dagegen bemühte sich Christina desto mehr, dem Prinzen Carl Gustav, ihrem Versprechen gemäß,

den

den Besiz der Crone nach ihr zu verschaffen. Im Jahr 1649, da sie einen Reichstag nach Stockholm ausgeschrieben hatte, that sie dem Reichs-Rathe darüber den ersten Antrag. Sie könnte es, sagte sie, nicht mißbilligen, daß man sie seit einigen Jahren unaufhörlich ersucht hätte, sich zu vermählen, um der Gefahr vorzubeugen, welche daraus entstehen würde, wenn sie stürbe, ohne einen gewissen Nachfolger zu hinterlassen; da aber die Unterwürfigkeit der Ehe gewisse Bedingungen nach sich ziehe, welche ihr nicht gefielen, und von welchen sie auch nicht wüßte, wie bald sie ihre Abneigung dagegen überwinden könne: so wollte sie den Prinzen Carl Gustav den Ständen zu ihrem Nachfolger vorschlagen, dessen feyerliche Ernennung alle Furcht wegen ihres Todes aufheben würde; sie erhob seine Tugenden, bat die Reichs-Räthe, ihn als den Cron-Erben aufzunehmen, und versicherte ihnen zugleich, daß sie solches an eben diesem Tage den Reichs-Ständen vortragen würde.

Niemand hatte einen Antrag dieser Art von der Königinn erwartet: daher schwiegen die Reichs-Räthe anfänglich alle voll Erstaunens still; darauf aber fiengen sie alle zugleich an, sie davon abzurathen, und bezeigten sogar, daß sie sich ihrem Entschlusse widersezen würden. Hier gab Christina ein Beyspiel ihrer unbeweglichen Standhaftigkeit. Sie sagte zu den Reichs-Räthen, sie wüßte wohl, daß einige unter ihnen, weil sie sie als die lezte von ihrem Hause betrachteten, glaubten, daß sie nach ihrem Tode mit in die Wahl gezogen werden könnten; diesen müßte sie sagen, daß keiner von ihren Familien den Vorzug vor dem Prinzen Carl verdiene. Andere hätten eine aristocratische Regierungsart im Sinne, wie der Großkanzler und der Reichs-Drost; diese aber sähen

mehr

mehr auf ihren Eigennutzen als auf das Beste des Staats, der eine solche Verfassung nicht vertragen könne; sie selbst würde dieselbe nach ihrem Tode einzuführen suchen, wenn sie solche Schweden vor zuträglich halten könnte; sie erkenne aber vielmehr, daß dieselbe mit den Sitten der Nation streite, und daß es ungerecht sey, die Folge der Monarchie zu unterbrechen, welche seit der Gründung des Staats fortgedauert hätte.

Die Reichs-Räthe suchten sie mit dem Versprechen zu befriedigen, daß sie, wenn die Königinn ohne Erben sterben sollte, alle ihre Stimmen dem Prinzen Carl geben würden; allein sie antwortete darauf, sie verlange dasjenige, was sie ihr mündlich versprächen, nur in einer ächten Form, und ihr Gewissen erlaube ihr nicht, eine so wichtige Angelegenheit auf die zufällige Veränderung ihrer Gesinnungen ankommen zu lassen. Da sie ferner auf die Unbequemlichkeiten drangen, welche die Königinn selbst empfinden würde, wenn man ihren Nachfolger schon ernennen sollte: so gab sie zur Antwort: Ich will mit dem Prinzen auf eine solche Art leben, daß nichts dergleichen zu befürchten seyn soll. Wenn sie aber, warf man ihr weiter ein, sich mit einem andern als dem Prinzen Carl vermählen sollte, so könnte dieser einen innerlichen Krieg stiften. Hierauf versicherte die Königinn, sie werde nie einen andern heyrathen, und überhaupt sey dieses eine ungewisse Gefahr gegen die gewisse gerechnet, wenn bey ihrem Tode noch kein Nachfolger bestimmt wäre. Sie sagte unter andern in dieser Versammlung: „Wenn ich „mich mit dem Prinzen vermähle, so werden Sie seine „Kinder ohne Zweifel als königliche ansehen; wenn „ich aber eher sterbe, so verwette ich meine beyden

„Ohren,

„Ohren, daß er niemals auf den Thron gelangen „wird., Torſtenſon verſezte darauf: Ich glaube, daß der Prinz nie heyrathen werde, wenn er nicht der Gemahl Ew. Majeſtät werden kann. „Ach ja, „erwiederte die Königinn; die Liebe brennt nicht bloß „für Einen. Eine Crone iſt ein artiges Mädchen. „Ich habe es ihm geſagt, es ſey ein großes Unter„nehmen, daß er, der nur ein kleiner Prinz iſt, ſich „nach der Vermählung mit einer Königinn beſtrebt, „und es würde genug ſeyn, wenn man nur davon re„dete: ich habe ihm dieſes in Betrachtung meiner ei„genen Hoheit, und der Ehrerbietung, welche mir „gebühret, geſagt, und jezt ſteht es mir nicht an, mich „zu vermählen; es iſt mir unmöglich. Darinne bin „ich mit dem Reichs-Rathe völlig einig, daß der Prinz „Carl kein Recht an die Crone habe; allein ich bitte „nur, daß man ihn aus Gnade vor meinen Nachfol„ger erkenne. Ich habe hiebey keine andere Abſicht, „als das Beſte und die Sicherheit des Reichs: denn „ſterbe ich, und Sie ſind noch ungewiß wegen eines „Nachfolgers, ſo werden Sie und Ihre Kinder ſich „die Wahl ſtreitig machen, und viel mehr andere Per„ſonen werden ſich unterſtehen nach der Crone zu „trachten.„

Dieſe Vorſtellungen begleitete die Königinn noch mit vielen andern, weil ſie die Unſchlüßigkeit der Reichs-Räthe ſahe: ſie ſezte unter andern hinzu, daß ſie ihre Weigerung ſich zu vermählen, bloß ihnen bekannt mache; wenn ſie dieſelbe jemals ablegte, ſo ſey ihre Seele viel zu erhaben, als daß ſie einen bloßen Pfalzgrafen zum Gemahl annehmen ſöllte; er müßte vorher zum Nachfolger im Reiche erklärt ſeyn, und durch dieſes Mittel würde man auch dem Könige von Pohlen alle Hoffnung entreißen, den Schwediſchen

Thron

Thron zu besteigen. Es wurde also endlich beschlossen, daß der Antrag der Königinn den versammleten Reichsständen vorgetragen werden sollte, welche schon zweymal Abgeordnete an sie geschickt hatten, um sie zu ersuchen, daß sie sich vermählen möchte. Sie wiederholten jezt diese Bitte. Der Bischof Matthiä, ihr ehemaliger Lehrer, berief sich insonderheit auf die Reichsgeseze, welche der Königinn die Verbindlichkeit auflegten, sich zu vermählen, damit die erbliche Reichsfolge versichert würde. Ihre Antwort zeigte weder Gelehrigkeit gegen ihn, noch, welches weit schöner gewesen wäre, gegen die Geseze. „Kein Mensch in der Welt, sagte sie, kann mich dazu „zwingen, wenn ich mich nicht selbst dazu entschließe. „Ich leugne nicht, daß ich es einmal noch thun dürfte. „Sich wegen der Wohlfahrt des Reichs zu vermäh„len, ist ein großer Bewegungsgrund; wenn ich „aber ein eben so gutes Mittel finde, um das Reich „in Sicherheit zu sezen, was kann man mehr von „mir begehren? Die bestimmte Nachfolge hindert „mich nicht, mich zu vermählen. Was ich dem Prin„zen Carl versprochen habe, werde ich ihm heilig hal„ten; aber Sie sollen es jezt nicht erfahren, was ich „ihm versprochen habe. Ich könnte ihn wohl heyra„then, wenn er zum Nachfolger des Reichs wird er„klärt seyn, und diese Erklärung kann jezt am be„quemsten geschehen; aber niemand, weder im Him„mel, noch auf der Erde, soll mich dazu zwingen.„

Nach einer langen Widersezung also, besonders von Seiten des Adels, gelang es der Königinn, daß die Reichsstände noch im Jahr 1649 den Pfalzgrafen Carl Gustav zu ihrem Nachfolger ernannten. Ihrer Uebereinstimmung fehlte nur noch der Beytritt des Großkanzlers; allein, ob er gleich die darüber

ausgefertigte Urkunde, so wie alle andern, im Jahr 1650 unterschrieb; so that er dieses doch nur, weil der Widerspruch dagegen zu spät war. „Ich versichere Ihnen, sagte er zu dem Hofkanzler, der sie ihm in seiner damaligen Kranckheit brachte, daß ich, wenn ich in diesem Augenblicke mein Grab offen sähe, und die Wahl hätte, ob ich mich lieber in dasselbe legen, oder diese Urkunde unterzeichnen wollte, eher das erstere thun würde. Die Zukunft wird, wenn es nicht mehr Zeit seyn wird, zeigen, daß diese Entschließung ganz andere Folgen haben wird, als man sich jezt einbildet; mein größter Trost aber ist dieser, daß ich alsdenn nicht mehr leben werde.„ Der Hofkanzler stellte ihm vor, daß die übrigen Reichsräthe und die Stände insgesammt darein gewilligt hätten; allein Oxenstierna gab zur Antwort: Wenn die Königinn ihre Gesinnungen in ihren Herzen lesen könnte, so würde sie sehen, wie klein die Anzahl derjenigen sey, welche ihren Absichten aufrichtig beygetreten wären. Er sezte dazu, Gustav Adolph habe ihn bereits gewarnet, das Reich nicht auf das Haus des Pfalzgrafen kommen zu lassen; er selbst fürchte sich vor der Herrschaft dieser neuen und ausländischen Familie; überhaupt sey ihm auch die übereilte Hitze bedencklich, mit welcher die Geistlichkeit, der Bürger- und Bauern-Stand in dieser Angelegenheit verfahren wären, und er müßte die Königinn warnen, auf ihr Verhalten aufmercksam zu seyn, damit sie nicht mit gleichem Ungestüm endlich einen Theil der Regierung an sich ziehen möchten. — So sprach dieser große Mann, Christinens bester aber am wenigsten geachteter Rathgeber. Es gehört nicht in ihre Lebensbeschreibung, zu untersuchen, ob seine Vorhersagung eingetroffen ist; aber Kenner der Schwedischen Geschichte werden dieses leicht beurtheilen.

Sie

Sie beklagte sich über seine Reden im Reichs-Rathe, zwar gelassen und sanft; aber doch in der Absicht, um zu zeigen, daß sein großes Ansehen sie nicht schüchtern machen könne. Der Reichs-Rath hatte sich überhaupt bald nach Gustavs Tode gegen den Pfalzgrafen Johann Casimir und seine Söhne sehr ungünstig bezeigt. Christina beschüzte sie desto mehr, und sorgte auch insonderheit für die Erziehung des jüngern Prinzen. Aber warum sie den ältern so frühzeitig und mit so vielem Eifer zur Thronsfolge befördert habe, kann noch gefragt werden. Zwo Ursachen sind die wahrscheinlichste Antwort, welche man darauf geben kann. Es ist glaublich, daß sie schon um diese Zeit dem Gedancken bey sich einigen Platz gegeben, oder ihn doch von weitem betrachtet habe, die Regierung niederzulegen: dazu aber war die Ernennung eines Nachfolgers die nothwendigste Vorbereitung. Noch dringender war vermuthlich bey ihr der Bewegungsgrund, von dem unangenehmen Anhalten sich zu vermählen, frey zu bleiben: denn nunmehro hatte sie sich selbst einen Erben zur Crone verschafft. Vielleicht, wie man nicht übel gemuthmaßt hat, wollte sie auch durch diese Anstalt die Hoffnung einiger großen Familien auf die Crone zerstören.

Der Prinz von Schweden, wie Carl Gustav künftig genannt werden sollte, kam im Jahr 1650 aus Deutschland zurück: und darauf ließ die Königinn noch das übrige auf dem Reichstage ausmachen, was zu seiner gesezmäßigen Erhöhung gehörte. Er bekam den Titel, Königliche Hoheit, und gewisse Einkünfte zu seinem Hofstaate. Man wollte ihm auch dazu ein besonderes Fürstenthum anweisen; allein die Königinn sagte, es sey eine Grundregel, nach der

ſich die Königliche Familie ſtets gerichtet hätte, einem Erbprinzen keines von den Schwediſchen Ländern zu ertheilen. Eben deswegen verſagte ihm auch die Königinn zwey Jahre darauf die Statthalterſchaft über die Schwediſchen Provinzen in Deutſchland, welche er begehrte; ſie verſtattete ihm auch nicht, den Orden des blauen Hoſenbandes anzunehmen, indem ſie nicht wollte, daß ihre Unterthanen in irgend einer Verbindung mit andern Höfen ſtünden; „ſie können, ſagte ſie, ihre Ergebenheit und ihren Eifer nicht anders theilen, als ſo wie ſie beydes ihrem Landesherrn entziehen; und dieſer muß doch darüber eben ſo eiferſüchtig ſeyn, als ein Ehemann über die Ehre ſeiner Frau.„ Aus gleicher Urſache erlaubte ſie keinem Schweden, in auswärtige Ritter-Orden zu treten: denn, ſagte ſie, meine Schaafe dürfen nicht von einer fremden Hand gezeichnet ſeyn.

Carl Guſtav ſchwor ihr in ſeinem und der ſeinigen Nahmen einen vollkommenen Gehorſam; er verſprach auf eben dieſe Art, keine wichtige Staatsſache ohne ihren und des Reichs-Rathes Willen, und ohne ihren Befehl vorzunehmen: wenn er aber dereinſt die Crone erlangte, die Rechte und Freyheiten aller Stände zu erhalten. Chriſtina konnte auch mit ſeinem Betragen völlig zufrieden ſeyn. Ob es gleich ſchien, daß er ſich die gedachte Statthalterſchaft nur in der Abſicht ausgebeten habe, um bey Gelegenheit derſelben einigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu bekommen, von welchen ihn die Königinn ſo ſehr ausſchloß, daß er von denſelben nur ſo viel, als ſie ihm durch Briefe zu melden beliebte, erfuhr; ſo nahm er doch ihre abſchlägige Antwort mit einer klugen Geduld auf. Er lebte auf der Inſel Oeland mit einem anſcheinenden Vergnügen

gnügen, jagte, ließ sein Schloß ausbessern, und war gleichsam von dem Reiche getrennt, das er künftig regieren sollte, das er also nicht bald genug kennen lernen konnte. Für ein so unterwürfiges Verhalten war die Königinn gesonnen, ihm die Insel Gottland zu schencken; sie dachte auch darauf, ihn mit einer Holsteinischen Prinzeßinn zu vermählen.

Erst nachdem sie diese große Angelegenheit, die Bestimmung der Nachfolge im Reiche, zu Stande gebracht, und die Erfüllung des von ihr gestifteten Friedens gesehen hatte, ließ sie sich im October des Jahrs 1650 mit vieler Pracht zu Stockholm krönen. Auf dem Reichstage, welcher noch vorher gehalten wurde, hatte sie von den Reichsständen verlangt, zur Bezahlung der Schulden, welche der lezte Krieg verursacht hätte, und zu einigen außerordentlichen Gesandtschaften Geld herzugeben. Sie berathschlagten lange darüber, und die drey untern Stände begehrten anfänglich, die Königinn sollte so viele Güter, welche sie Edelleuten geschenckt hatte, wieder mit den Besizungen der Krone vereinigen, damit sie weniger mit Auflagen beschwert werden dürften; aber endlich neigten sie sich doch zu ihrem Willen. Christina hatte, wie man aus diesen Beschwerden sieht, ihre Denckungsart seit einigen Jahren geändert. Denn da man auf dem Reichstage des Jahrs 1641 beschlossen hatte, für viermal hundert tausend Reichsthaler liegende Gründe, die der Crone gehörten, an den Adel zu verkaufen, und der Bauernstand sich wegen der ihm dadurch zugewachsenen Abgaben beklagte, erinnerte Christina den Reichs-Rath, welcher die Vortheile des Adels zu sehr unterstüzte, man müsse das weiße Kind dergestalt begünstigen, daß auch das schwarze Kind etwas bekäme.

Unter diesen Beschäftigungen mit der innern Verfassung von Schweden, sahe die Königinn zugleich auf den Zustand der übrigen Europäischen Reiche. Sie war mit Franckreich insonderheit viel zu genau verbunden, als daß ihr die Unruhen hätten gleichgültig seyn können, welche daselbst seit dem Jahre 1648 entstanden. Diese kamen von dem fast allgemeinen Hasse gegen den Cardinal Mazarin her, der, ob er gleich ein Ausländer war, doch die Staatsverwaltung im Nahmen des Königs fast allein an sich gezogen hatte. Im Jahr 1649 waren sie schon gestillt, als dieser Cardinal den Prinzen von Conde und zween andere Prinzen von königlichem Geblüte gefangen nehmen ließ. Die Mutter des Königs, Regentinn von Franckreich, mußte sie zwar wieder in Freyheit sezen, und den Cardinal aus Franckreich entfernen; allein da Conde mit Spanien vereinigt die Waffen gegen sein Vaterland ergriff, wurde Mazarin zurück berufen, und behauptete sein Ansehen gegen alle seine Feinde, bis diese innerlichen Bewegungen im Jahr 1653 mit dem Pyrenäischen Frieden gänzlich getilgt wurden. Conde bat in seiner Gefangenschaft die Königinn Christina, sich seiner und der übrigen Prinzen anzunehmen. Sie wurden zwar eher von derselben befreyet, als dieses geschehen konnte. Allein die außerordentliche Hochachtung, welche Christina für den Prinzen von Conde als Feldherrn trug, und welche sie ihm schon ehemals durch ein Schreiben bezeigt hatte; außerdem aber ihre Besorgniß, daß diese Händel sich zu weit ausbreiten, und selbst den allgemeinen Frieden von Europa stören möchten, zumal da Franckreich den Krieg mit Spanien noch nicht geendigt hatte; dieses gab ihr den Entschluß ein, an die Könige beyder Reiche im Jahr 1651 zu schreiben, und sie zur Herstel-

lung

lung der Ruhe zu ermahnen. Da sie aber mitten in Franckreich mit der größten Heftigkeit wieder unterbrochen wurde, bot sie dem Könige, seiner Mutter, und den Großen von der Königlichen Familie, ihre Vermittelung an. In dem Schreiben, welches sie deswegen auch an den Herzog von Orleans schickte, sagte sie unter andern: „Ich weiß die Ursachen, wegen welcher sie einen Ausländer auf die Seite schaffen wollen, der Ihnen Gesetze vorzuschreiben sucht, und der endlich alles zu Grunde richten will. Wenn unsere Religion keinen andern Vortheil hätte, als daß sie von dem Ehrgeize und den Ausschweifungen der Geistlichkeit frey ist: so würde dieses kein geringer Trost für uns seyn, zu sehen, daß unsere Unterthanen und Provinzen ohne Bischöfe und Cardinäle desto mehr in Ruhe lebten; da man uns hingegen versichert, daß alle Ihre Unruhen und Unglücksvolle Zufälle bloß von den Partheyen und unchristlichen geheimen Ränken dieser Leute herkommen, welche ihre Kirchen und Aemter den Ehrenstellen und listigen Unterhandlungen des Hofes vorziehen sollten, wenn es anders wahr ist, wie sie sagen, daß sie Diener Gottes sind, und ihr Beruf ganz Apostolisch ist.„

Die Abneigung der Königinn gegen den Cardinal Mazarin, von welcher diese Stelle ein so lebhaftes Zeugniß ist, war noch ganz neu, und scheinet ihr von ihrem Arzte Bourdelot beygebracht worden zu seyn, wenn sie nicht überhaupt schon den Cardinal, als den Stifter der innerlichen Verwirrung von Franckreich, verabscheuete. Mazarin brachte es leicht dahin, daß ihre Vermittelung nicht angenommen wurde: man danckte ihr für diesen Antrag; allein der Hof erklärte sich, daß er in Mißhelligkeiten, welche zwischen ihm und seinen Unterthanen entstünden, ihre

Zwischenkunft verbitten müsse. Christina konnte an dieser Antwort einen unleugbaren Grundsaz der Regierung erkennen, und Salvius selbst war nicht damit zufrieden, daß sie diesen vergeblichen Versuch gethan hatte. Sie hingegen, bey der die Standhaftigkeit in ihren Entschlüssen unterscheidend groß war, fuhr auch aus Ruhmbegierde, um als eine neue Friedensstifterinn angesehen zu werden, in demselben fort. Ihr Resident in Franckreich, Rosenhane, hatte über diese Angelegenheit mit so weniger Mäßigung gegen den Cardinal gesprochen, daß sich der Französische Hof über denselben bey ihr beklagte, und verlangte, sie möchte ihn zurück berufen: sie bewilligte solches auch aus Freundschaft gegen die Mutter des Königs, ob sie gleich im Grunde sein Verhalten nicht ganz mißbilligte. Als aber diese Fürstinn im Jahr 1652 im Begriff war, den Cardinal, der um der öffentlichen Ruhe willen abermals aus Franckreich hatte weichen müssen, von neuem in das Reich einzuführen, glaubte Christina, daß es für dasselbe zuträglicher sey, ihn niemals wieder zu sehen, und daß er sich überhaupt in demselben nicht werde erhalten können. Sie erbot sich also wiederum, an der Herstellung der Ruhe gemeinschaftlich mit den Großen in Franckreich zu arbeiten, und sie schrieb deswegen sogar an das Parlement zu Paris. Ihr Schreiben sollte von dem Gesandten Palbitzki nicht eher übergeben werden, als bis er aus den Gesinnungen des Hofs und aus andern Umständen bemerckt haben würde, daß es seine völlige Würckung thun könne. Allein er überreichte es dem Parlement zu einer Zeit, da die Zurückberufung des Cardinals schon beschlossen war; es wurde dadurch noch mehr in seiner Widersezung gegen den Hof bestärckt; dieser beschwerte sich deswegen aufs neue bey Christinen,

nen, sie entschuldigte sich, und mußte endlich den Franzosen selbst die Sorge, sich unter einander zu vereinigen, überlassen.

Sie hatte während dieses Antheils, den sie an auswärtigen Händeln nahm, weit wichtigere einheimische Bewegungen und Geschäfte zu endigen. Seit dem Jahre 1650 waren die Stände von Schweden unter sich uneins, und mißvergnügt über die Regierung der Königinn geworden. Das Volck sahe mit Widerwillen, daß ein großer Theil Cron-Güter an den Adel kam, und gewohnt an die strenge Mäßigung seiner Könige, ärgerte es sich daran, daß Christina, ohngeachtet der öffentliche Schatz erschöpft war, doch nichts von ihrer Pracht und Freygebigkeit abkürzte. Der hohe Adel hingegen bezeigte sich darüber verdrießlich, daß sie die vornehmsten und einträglichsten Bedienungen nur denen ertheilte, welche ihr ohne alle Einschränckung zugethan, auch nur von ihr aus der Niedrigkeit erhoben waren. Es ist wahr, sehr viele machten einen Anspruch an Belohnungen; und neue Auflagen würden die Unterthanen noch mehr aufgebracht haben. Allein der Zustand des Reichs forderte schlechterdings eine weise Sparsamkeit. So siegreich auch Schweden aus dem deutschen Kriege gekommen war; so hatte es derselbe doch fühlbar genug entkräftet und arm gemacht. Wir bilden uns auf die Vollkommenheit unserer Kriegskunst in Vergleichung mit den Alten sehr viel ein: sie mag nun in andern Stücken so gegründet seyn, als man will; so ist es gewiß nicht in diesem, daß in den neuern Jahrhunderten der Ueberwinder und Eroberer nach einem langen und hizig geführten Kriege fast eben so viel an seiner innern Stärcke, zuweilen noch mehr als der besiegte Theil, gelitten hat;

da hingegen die Römer, wenn sie einen Krieg glücklich geendigt hatten, allemal den Schatz des Staats wieder mit beträchtlichen Geldsummen füllten, welche die Ueberwundenen zahlen mußten, und der Sieger überhaupt in den alten Zeiten lange so viel Volck nicht aufzuopfern brauchte, als in den unsrigen. Vermuthlich hatte Christina, da sie den Frieden schloß, die inwendige Schwäche ihres Reichs, das weniger als andere seine verlornen Schätze geschwind ersezen konnte, vor Augen, und suchte ihm durch denselben aufzuhelfen; allein es war verschiedenen ihrer Neigungen zuwider, ihren Aufwand zu vermindern. Die Uneinigkeit unter den Reichsständen mußte ihr dazu dienen, ihre Gewalt desto mehr zu befestigen: denn mit Hülfe derselben richtete sie auf dem Reichstage alles aus, was ihr gefiel. Unterdessen konnte der Staat nicht lange mehr in dieser Verfassung bleiben. Zwistigkeit und Mißtrauen wurden allgemein; der Reichs-Rath selbst war getheilt; verschiedene alte Mitglieder desselben begaben sich auf ihre Landgüter, und der Großkanzler schien nur deswegen zu Stockholm zu bleiben, um die Staatsverwaltung nicht in einen noch schlimmern Ruf zu bringen. Der Graf Magnus de la Gardie galt alles bey der Königinn: durch ihn erhielt man alle Gnadenbezeigungen; der Prinz von Schweden aber lebte von Hofe entfernt, und durfte gegen die Verschwendung der Königinn nichts erinnern.

Wenn Männer, welche weit sahen, sie unter diesen Umständen betrachteten, so geriethen sie auf die Vermuthung, sie würde ein außerordentliches Mittel wählen, um sich aus dieser Verwirrung zu ziehen; ja sie zweifelten kaum mehr, daß sie auf dem nächsten Reichstage die Regierung an den Prinzen Carl Gustav

Gustav übergeben würde. Ihr Vorsaz, auf die Inseln Gottland und Oeland zu reisen, schien dieses zu bestätigen: man glaubte, daß sie wohl dereinst auf denselben ihren Aufenthalt nehmen möchte. Außerdem fieng sie auch plözlich an, dem Kanzler Oxenstierna und seinen Anhängern viele Gewogenheit zu bezeigen: und hieraus schloß man, daß sie beym Herabsteigen vom Throne, jedermann zum Freunde behalten wollte. Chanût war einer der ersten, welcher der Königinn diese Entschließung abmerckte: er gab seinem Hofe davon Nachricht: dieser urtheilte, daß sie sich dadurch in viele nachtheilige Folgen stürzen werde; vielleicht aber befürchtete er nur, ihr Nachfolger möchte Franckreich weniger günstig seyn. Der Gesandte that ihr auch dagegen Vorstellungen mit einer größern Freyheit, als irgend einer ihrer Unterthanen gewagt haben würde. Allein sie sezte ihm so viele Gründe entgegen, daß er sich stellte, von denselben überzeugt zu seyn; besonders da er hoffte, sie würde doch nicht allem Antheil an der Regierung entsagen. Der Prinz von Schweden hörte diese Gesinnungen desto ruhiger an: er betrug sich dergestalt, als wenn gar nicht davon die Rede wäre, daß ihm die Crone aufgesezt werden sollte.

Christina entdeckte endlich ihren Entschluß dem Großmarschall und dem Kanzler: sie verlangte zugleich, daß sie denselben dem Erbprinzen bekannt machen möchten, damit er den Thron in Besitz nähme. So nachdrücklich auch dieser die Königinn davon abmahnte; so that sie doch im October des Jahrs 1651 eben diese Erklärung in der Versammlung der Reichs-Räthe. Sie hätte, sagte sie, kein besseres Mittel gefunden, um für die Sicherheit des Staats und die Ruhe der Unterthanen zu sorgen, welche die

Thron-

Thronfolge dadurch befeſtigt zu ſehen wünſchten, daß Erben der Crone gebohren würden. Denn da ſie den unveränderlichen Vorſatz gefaßt hätte, ſich nicht zu vermählen, und der Prinz, wenn er einmal zum Könige würde erklärt ſeyn, eine Gemahlinn nehmen müßte, ſo würden die Kinder aus dieſer Ehe die Nation von der Furcht vor denjenigen Uebeln befreyen, welche mit den Wahlen der Könige verbunden ſind.

Solche Bewegungsgründe brachte Chriſtina vor, warum ſie die Regierung niederlegen wollte: andere waren allem Anſehen nach tiefer in ihrem Herzen verſteckt. Verſchiedene ſuchten ihr Geheimniß darinne, daß ſie erkannt habe, ihr Ruhm ſey ſo hoch geſtiegen, als ihre Wünſche nur gehen möchten; er könne aber ſchwerlich von ihr bey der Dürftigkeit des öffentlichen Schatzes und überhaupt bey der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge, länger behauptet werden; daher habe ſie, zufrieden, daß ſie Schwedens Ehre mit ſo ungemeinem Glücke befördert hatte, ſich geſchmeichelt, man werde ihr das künftige Unglück, das dieſes Reich treffen dürfte, nicht zurechnen, ſondern ihre Regierung mit deſto mehrerer Sehnſucht loben. Man gab nächſtdem vor, ſie ſehe darinne einen neuen und gewiſſen Ruhm voraus, wenn ſie zum Erſtaunen der Welt in ihrem Alter den Thron verließe, um ganz den Wiſſenſchaften und ſich ſelbſt zu leben. Mir iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß auch dieſe Gedancken die Königinn mit fortgeriſſen haben; man wird es aber bald an einem bequemern Orte überſehen können, wie vieles zuſammengeſtoßen ſey, ehe ſie in dieſer Abſicht unbeweglich wurde.

Umsonst wandten jetzt die vornehmsten Reichs-Räthe alle Mühe an, sie von diesem Vorhaben abzuziehen. Da sie ihnen Gott zur Königinn gegeben hätte, sagten sie unter andern, so wollten sie auch, so lange sie lebte, keinen andern Beherrscher erkennen: sie stellten zugleich den mißlichen Zustand des öffentlichen Schatzes vor, zu welchem sich die Unkosten der Krönung und Vermählung des Prinzen durchaus nicht schickten. Diese Angelegenheit mußte also den Ständen des Reichs vorgelegt werden. Eine Anzahl derselben, welche zu Stockholm zugegen war, verband sich mit den Reichs-Räthen, und der Großkanzler that in ihrer aller Gegenwart und Nahmen der Königinn neue Vorstellungen. Nachdem er ihr für ihre glückliche Sorgfalt, den Staat blühend zu machen, gedanckt hatte, sagte er, derselbe würde sich in dieser Verfassung nicht erhalten können, wenn sie zu regieren aufhörte; der Prinz von Schweden sey entschlossen, die Verwaltung desselben bey ihrem Leben nicht zu übernehmen, und sie würde durch ihren Abtritt die Früchte aller ihrer Arbeiten verlieren. Er sezte hinzu, der Ruhm bestehe nicht sowohl in der Erwerbung als in der Erhaltung des Erworbenen; eher hätte ihre Regierung weniger beglückt seyn mögen, als daß sie dieselbe zu einer Zeit niederlegte, da alle Europäische Völcker ihre Weisheit bewunderten; die vornehmsten Staatsbedienten wären von der Wahrheit dessen, was er vorbrächte, so sehr überzeugt, daß sie alle ihrem Beyspiel folgen und ihre Bedienungen niederlegen würden, wenn sie sich durch ihr Flehen nicht rühren ließe: damit ihnen die Nachkommen nicht vorwerfen könnten, daß sie in eine so schädliche Entschließung gewilligt hätten. Der Großkanzler fragte die Königinn hierauf, ob sie über ihre Unterthanen mißvergnügt sey? ob diese ihr

nicht

nicht Ehrerbietung und Gehorsam genug erwiesen? Er bat sie, ihnen dieses frey zu gestehen, weil sie ihr selbst Recht verschaffen wollten; alles, was sie verlangte, wollten sie eingehen; sie wollten künftig dasjenige, was ihr angenehm wäre, sorgfältiger als bisher ausforschen, und nichts schonen, um ihre Hoheit und ihre Rechte zu behaupten; zu diesem Endzwecke bäten sie ihr von neuem ihr Leben und ihre Güter an: und da die Crone mit starken Schulden beschwert sey, so wären sie bereit, dieselben aus ihrem Vermögen zu bezahlen, und eine so beträchtliche Geldsumme zum Unterhalt ihres Hofes auszusezen, daß derselbe so glänzend seyn könnte, als irgend einer von den Nordischen Höfen.

Oxenstierna sprach mit so vieler Beredsamkeit und Hitze, daß alle Anwesende die Thränen in den Augen hatten, und Christina mußte endlich nachgeben. Sie versprach die Regierung beyzubehalten; aber mit der Bedingung, daß man niemals von einer Vermählung mit ihr reden sollte. Man nahm dieses willig an, und es wurden über den veränderten Entschluß der Königinn große Freudensbezeigungen angestellt. Indem man die Bewegungsgründe noch genauer untersuchte, welche sie überwunden hatten, glaubten einige diesen als den vornehmsten zu finden, weil sie gehört habe, daß die auswärtigen Höfe ihren Vorsaz weder gebilligt, noch gelobt hätten. Allerdings machte dieses einen starcken Eindruck bey ihr, und einen nicht geringern machten die Merckmale der aufrichtigsten Zuneigung von ihren Unterthanen; das Bitten derselben, welches überhaupt mehr über sie vermochte als offenbarer Widerstand. Sie scheinet auch eben, da sie ihre Entschliessung ins Werck sezen wollte, den gewaltsamen Sprung

vom

vom Throne in das Privatleben herab, mit kälterer Ueberlegung bedacht zu haben; er gefiel ihr nun weit weniger als bey den ersten Vorstellungen der Leidenschaft; und überdieß hatte sie dem Reiche, wie sie in ihren lezten Jahren sagte, noch nicht alles Gute erwiesen, das sie ihm zudachte: wenigstens suchte sie seitdem den Frieden, welchen dasselbe mit allen andern Staaten unterhielt, immer mehr zu befestigen. Zwar ihre Bemühung, im Jahr 1651 zu Lübeck einen sichern Vertrag mit Pohlen zu schließen, war wegen der Schwierigkeiten, welche von dieser Crone herrührten, fruchtlos. Es widersezte sich auch die Reichsstadt Bremen in eben diesem Jahre, als die Königinn begehrte, daß sie ihr huldigen sollte; man fieng schon an zu befürchten, daß sich von dieser Seite ein neuer Krieg erheben möchte, und einige glaubten sogar, der Kayser und Spanien suchten den Ausbruch desselben zu befördern; allein diese Bewegung ist von dem Nachfolger der Königinn bald gestillt worden.

Mittlerweile hatte sich die Königinn um ihr Reich durch viele weise und nüzliche Verordnungen wohl verdient gemacht. Von diesen kann nur wenig gesagt werden, weil sie eine Menge kleiner, außer Schweden nicht sonderlich wichtigen Gegenstände betrafen. Man könnte zwar auch dabey erinnern, daß nicht alle Anstalten dieser Art einem Fürsten allein zugeschrieben werden dürfen; sondern daß oft seine Räthe den meisten Antheil daran gehabt, und er nur die Unterschrift dazu hergegeben habe. Aber bey Christinen, die alles selbst beurtheilte, und, so viel es nur nach der Verfassung des Reichs möglich war, allein regierte, ist diese Einschränckung unnöthig. Unter ihren Verordnungen sind diejenigen besonders merckwürdig, welche sie zur strengern und durchgän-

gig

gig gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit, zur Verbesserung der Geseze und des gerichtlichen Verfahrens nach den Regeln der Billigkeit, ergehen ließ. Durch andere mäßigte sie die üppige Pracht des Adels, und errichtete oder erweiterte Handlungsgesellschaften in alle auswärtige Theile der Welt. Da sich in der Urkunde, durch welche dem Adel seine Rechte bestätigt waren, der Ausdruck fand, daß die fünf höchsten Cron-Bedienungen keinem Wanbyrding, das heißt keinem schlecht gebohrnen, ertheilt werden sollten, und die neu geadelten Familien, so wie alle andere Classen der Bürger des Staats, dieses Wort als eine Beleidigung vor sich ansehen: so erklärte es die Königinn in einer besondern Verordnung. Unter einem andern Wanbyrding, sagte sie darinne, soll nur derjenige verstanden werden, der seine ehrliche Geburt durch Müßigang und Laster entehrt; wer aber tugendhaft ist, und seinem Vaterlande gute Dienste leistet, er mag nun vom Adel, oder von der Geistlichkeit, oder vom Bürgerstande, oder von den Bauern herstammen, soll von keiner Ehrenstelle im Reiche ausgeschlossen seyn. Dieses ist ohne Zweifel das sicherste Mittel, alle Bedienungen in einem Lande mit würdigen Männern zu besezen: denn man begreift nicht, warum derjenige, dessen Voreltern wegen ausnehmender Verdienste einen höhern Rang erhalten haben, bloß darum mehr Fähigkeit und Recht zu den wichtigsten Aemtern besizen soll, als ein anderer, dessen Geschlecht noch wenig bekannt ist.

Um diese Zeit entgieng die Königinn verschiedenen Gefährlichkeiten. Ich rede nicht von den heftigen Kranckheiten, die sie ausgestanden hat, von dem Angriffe eines Wahnwizigen, der sie beynahe in der Kirche umgebracht hätte, oder von andern Zufällen, die

die vielleicht seltsam waren, aber sie von den übrigen Menschen nicht besonders unterschieden. Einer unter denselben verdient erzählt zu werden, weil er ihre Gemüthsart mercklich offenbarte. Da sie im Jahr 1652 die Flotte besichtigte, welche sie zu Stockholm ausrüsten ließ, stand sie mit dem Admiral Flemming auf einem kurzen und schmalen Brete. Dieser trat zu nahe an das Ende desselben; das Bret fieng an zu sincken; Flemming fiel in das Wasser, und riß das Bret nebst der Königinn mit sich fort. Ihr erster Stallmeister, Anton Steinberg, warf sich geschwind ins Wasser, und ergriff sie bey einem Ende ihres Kleides, indessen daß der Admiral, der sich schon tiefer befand, sie bey ihrem Unterrocke an sich zog. Man rettete sie bald; sie war mit dem Kopfe zuerst hinein gefallen, und hatte viel Wasser verschlungen; gleichwohl besaß sie so viele Gegenwart des Geistes, daß sie, da sie kaum aus dem Wasser hervorgekommen war, sogleich befohl, dem Admiral beyzustehen, der sie noch immer an ihrem Unterrocke faßte; sie lobte ihn sogar deswegen, weil er sonst gewiß verloren gewesen wäre. Auf ein so tödtliches Schrecken wollte sie sich weder zu Bette legen, noch Arzney nehmen; sie speiste öffentlich, und fand ein Vergnügen daran, diese Begebenheit selbst zu erzählen.

Mit einer andern Gefahr wurde sie in eben diesem Jahr durch eine aufrührerische Schrift bedroht, welche die beyden Meßenius, Vater und Sohn, aufgesezt hatten und ausstreueten. Sie ließen dem Prinzen von Schweden eine Abschrift von derselben zustellen, der sie aber sogleich an die Königinn sandte. Man that ihm darinne den Antrag, daß sich, wenn er die Waffen ergreifen und sich der Regierung bemächti-

mächtigen wollte, viele Einwohner von Stockholm, in andern Städten und auf dem Lande, für ihn erklären würden. Die Königinn, sagten die Verfasser, bekümmere sich nur um ihre Ergözlichkeiten, und bringe dadurch das Reich ins Verderben; wenn er jemals König werden wolle, müsse er sie und die vornehmsten von ihren Vertrauten aus der Welt schaffen. Der ältere Meßenius hatte von der Königinn die Freyheit von einer langen Gefangenschaft, den Adelstand, die Stelle ihres Geschichtschreibers und beträchtliche Einkünfte erhalten; allein seitdem sie in einer Streitsache, die er mit seiner Schwester führte, wider ihn gesprochen hatte, wurde er ihr unversöhnlicher Feind. Er bat um Erlaubniß, ihr noch vorher die Hand küssen zu dürfen, ehe er mit seinem Sohne hingerichtet würde, und Christina, welche die Reue dieses Undanckbaren gerne sah, bewilligte ihm diese lezte Gnade.

Schon lange sehen wir sie bloß mit der Regierung ihres Reichs beschäftigt; wir wollen aber nicht vergessen, wie sie zu gleicher Zeit gegen die Religion und die Wissenschaften gesinnt gewesen sey: und dieses können nicht bloß einige Anstalten zur äußerlichen Aufnahme von beyden beweisen, denn dergleichen sind fast von allen Fürsten getroffen worden. Niemand zweifelte damals noch, daß Christina dem Glauben der Evangelischen Kirche aufrichtig zugethan sey. Sie war sogar entschlossen, eine theologische Gesellschaft in Deutschland zum Besten derselben zu errichten, welche an der Vereinigung der Protestantischen Gemeinen arbeiten sollte: ein Entwurf, an welchem ihr Lehrer Matthiä vielen Antheil gehabt zu haben scheinet. Als der Französische Hof im Jahr 1648 den Vorsatz äußerte, die Protestantische Religon in

seinem

seinem neu erlangten Gebiete in Deutschland zu unterdrücken, erklärte sie sich, daß es weder ihre Ehre noch ihr Gewissen verstatteten, ihm darinne beyzustehen: sie gab vielmehr zu erkennen, daß sie sich auch dagegen setzen würde. Einige Jahre darauf that der berühmte Französische Bischof Hodeau in einem Schreiben an sie, den Wunsch, daß sie zu seiner Kirche übertreten, oder, nach der kirchlichen Sprache, sich bekehren möchte. Allein sie antwortete ihm im Jahr 1652, er verlange eine unmögliche Sache. „Die vornehmste Anwendung meines Verstandes, sagt sie, hat stets in der Untersuchung der „Wahrheit bestanden, und ich kann mich nicht ändern, „ohne mich von dem Ziele zu entfernen, das ich mir „immer vorgesezt habe. Ich bin seit langer Zeit überzeugt, daß die Sachen, welche ich glaube, diejenigen sind, welche man glauben muß. Es gehört „sich vielmehr für mich, zu wünschen, daß Sie unter so vielen schönen Einsichten, durch welche Ihre „Seele aufgeklärt ist, auch diejenigen bekommen möchten, welche ich über diese Materie habe.„ Zu eben dieser Zeit trat der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels zur Römischen Kirche. Der Prinz von Schweden fürchtete sehr, sein Schwager, Friedrich, Landgraf von Hessen-Eschwege, möchte diesem Beyspiele folgen: Christina antwortete ihm nicht nur, sie hoffe gewiß, Gott werde ein solches Unglück nicht zugeben; sondern schrieb auch selbst an diesen Landgrafen. Sie will ihn gar nicht durch theologische Gründe von seinem Vorhaben abziehen, weil dieses für die Prediger gehöre. Da ich aber, schreibt sie, von einer dritten Religion bin, welche die Wahrheit gefunden, und sich von den Meinungen der übrigen, als von falschen, entfernet hat: so ist es billig, daß ich als eine neutrale Person mit Ihnen rede. Sie

nimmt also den Bewegungsgrund, welchen sie gegen seine Neigung gebraucht, bloß von der Ehre her. Diejenigen, sagt sie, welche auf eine solche Art sich verändern, werden von denen, welche sie verlassen haben, gehaßt, und von denen, zu welchen sie treten, verachtet. Sie sezt hinzu, der Ruhm eines Fürsten hänge so sehr von der Meinung ab, welche man von seiner Standhaftigkeit hat, daß er dem seinigen durch einen solchen Fehler großen Nachtheil verursachen würde. — Diese beyden Schreiben sind merckwürdig genug in dem Leben einer Königinn, welche zwey Jahre darauf selbst zur Römischen Kirche trat.

Weit mehr als diese Ergebenheit Christinens gegen ihre Religion, fiel damals ihre ungemeine Liebe zu den Wissenschaften und die seltene Kenntniß, welche sie von denselben besaß, der Welt in die Augen. Sie war von dieser Seite, so wie von einigen andern, bloß mit der Geschichte zu reden, das Wunder ihrer Zeit. In den vornehmsten und gemeinnüzigsten Theilen der Gelehrsamkeit und in den schönen Künsten war sie so sehr geübt, daß man sie unter die vorzüglich gelehrten Personen von Europa zählen konnte. Sie sprach die lateinische, deutsche, schwedische, französische und holländische Sprache; sie verstand auch die griechische sehr wohl, ingleichen etwas von der italiänischen, den morgenländischen, und andern mehr. Schon hatte sie die meisten Schirftsteller des Alterthums gelesen, und sie las dieselben noch täglich, insonderheit die Geschichte des Tacitus, welche sie ein Schachspiel nannte, weil dieser große Lehrer der Staatsklugheit ein schweres Vergnügen voll Nachdenckens und in Dunckelheit eingehüllt erreget; sie drückte aber jede Stelle desselben mit vieler Leichtigkeit in französischer Sprache aus. Sie hatte auch viele Schriften der Kirchen-

väter gelesen: darunter schäzte sie Clemens von Alexandrien, Arnobius, Minucius Felix und Lactantius und einige Schriften des Cyprian Hieronymus am höchsten; allen aber zog sie den Gregorius Nazianzenus vor. Ihre Wißbegierde war unersättlich: um dieselbe zu befriedigen, und doch den Reichsgeschäften keine Zeit zu rauben, wandte sie so viele ihrer übrigen Stunden dazu an, daß ihre Gesundheit mercklich darunter litte. Mit ihrer Geschwindigkeit alles zu begreifen, war ein so vortreffliches Gedächtniß vereinigt, daß man mit dem Gesandten Chanut sagen konnte, sie mißbrauche dasselbe: man durfte würcklich keinen Gedancken eines alten Dichters anbringen, daß sie nicht sogleich gemerckt hätte, woher er genommen sey. Sie urtheilte aber auch mit ausnehmender Scharfsinnigkeit von gelehrten Dingen: und an allen ihren Reden gefiel zugleich die natürliche Beredsamkeit, der lebhafte Witz, Richtigkeit und Nachdruck. Sie wollte eben nicht davor angesehen seyn, gelehrt und belesen zu seyn. Gerne hörte sie den Gelehrten zu, wenn sie über problematische Fragen stritten: sie sagte ihre Meinung darüber nicht eher, als bis sie alle geredet hatten, und diese faßte eine kurze aber hinreichende Entscheidung in sich.

Sie fand ihr Reich nicht arm an Gelehrten. In allen, auch den höchsten Ständen, gab es Kenner der Wissenschaften; allein die Schweden konnten sich doch hierinne nicht mit andern Nationen vergleichen. Sie waren immer zu kriegerisch gewesen, als daß die Gelehrsamkeit unter ihnen sehr ausgebreitet worden, oder zu einer großen Vollkommenheit hätte steigen können. Gustav Adolph fieng glücklich an, sie dazu mehr als seine Vorgänger aufzumuntern. Seine

Tochter that alles, was noch in dieser Absicht fehlte, und wurde die Stifterinn des allgemeinern und feinern Geschmacks an den Wissenschaften. Zu dem erhabenen Beyspiel, das sie selbst gab, kamen noch ihre sehr fruchtbaren Anstalten. Sie errichtete die hohe Schule zu Abo in Finnland, im Jahr 1640, und ertheilte ihr eben solche Vorrechte, als die Universität Upsal bereits hatte. Die Einkünfte der leztern vermehrte sie ansehnlich: sie besuchte dieselbe auch mehrmals, und wohnte den öffentlichen Uebungen derselben bey. Außer sieben neuen Schulen, entstund auch eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Stockholm durch ihre Sorgfalt. Sie gab jungen Schweden Jahrgelder, um in ihrem Vaterlande, oder auch bey den Ausländern in der Gelehrsamkeit starck zu werden; selbst nach Arabien ließ sie Reisen vornehmen, welche die Kenntniß dieses Landes und der morgenländischen Sprachen befördern sollten. Das Verbot, welches sie im Jahr 1651 an die Universität zu Upsal ergehen ließ, daß kein Theologe oder Prediger zum Professor der Philosophischen Facultät ernannt, und kein Lehrer der Philosophie, so lange er dieses Amt verwaltete, zum Prediger geordnet werden sollte; dieses Verbot konnte nach der einmal festgesezten traurigen Scheidung der Facultäten, doch dazu dienen, daß die Gränzen der Theologie und Philosophie vor aller Vermischung gesichert waren.

Eines der würcksamsten Mittel, dessen sich Christina bediente, um den Eifer für die Wissenschaften unter den Schweden anzufeuern, war die Berufung so vieler auswärtigen Gelehrten in ihr Vaterland. Es waren wenige berühmte Schriftsteller in Europa, mit welchen sie nicht einen Briefwechsel unterhalten hätte; sie ladete dieselben ein, in ihr

Reich

Reich zu kommen, und bezeigte sich gegen sie überaus freygebig. Daß sie dieses alles bloß aus Begierde unternommen hätte, große Gelehrten näher kennen zu lernen, durch den Umgang mit ihnen ihre Einsichten zu bereichern, und die Verdienste derselben belohnen zu können, ist eben nicht wahrscheinlich. Der Ruhm, welchen sie dadurch erlangte, ist, nach dem edlern Ehrgeize zu urtheilen, von dem sie beherrscht wurde, ein Beweis, daß sie denselben auch gesucht habe. Niemals ist eine Fürstinn von den Gelehrten beredter gepriesen worden, als Christina; keine andere aber hat auch ausschweifendere Lobsprüche von ihnen erhalten. Der Dampf von diesem Räuchern scheinet ihre Augen etwas benebelt zu haben: nach und nach gewöhnte sie sich, die Menschen, über welche man sie so sehr erhob, verächtlicher anzusehen, als sie es verdienten. Alle Zeichen aber der tiefsten Verehrung, die sie von den Gelehrten empfieng, beweisen nicht so viel als eine trockene aber glaubwürdige Erzählung von demjenigen, was sie Lobenswürdiges verrichtet hat. Da es, gewiß nicht zur Ehre der Wissenschaften, als eine seltene Herablassung betrachtet wird, wenn Fürsten in ihren Umgang Gelehrte aufnehmen: so kennen auch diese, so bald ihnen ein solches Glück wiederfährt, in den Lobsprüchen, welche sie denselben beylegen, weder Gränzen noch Ende.

Einer der ersten Gelehrten, welche Christina zu sehen wünschte, war Descartes, ein französischer Edelmann, den die Freyheit zu philosophiren nach Holland geführt hatte. Er hatte der Aristotelisch-Scholastischen Weltweisheit, die so lange in Europa regiert hatte, fast den ersten empfindlichen Stoß gegeben, die Vernunftlehre, die natürliche Theologie und Geisterlehre, die Geometrie und die Natur-

lehre, nicht alle mit gleichem Glücke, insonderheit die leztere mit dem wenigsten, aufzuklären gesucht; aber doch überhaupt dem menschlichen Verstande einen neuen Weg zum scharfsinnigen und nüzlichen Nachdencken gebahnet, und den ersten Grundsäzen unserer wichtigsten Erkenntniß so geschickt nachgespüret, daß wir seiner Anführung, auch nachdem wir ungleich weiter als er gekommen sind, sehr viel zu dancken haben. Chanüt, sein Freund, empfol ihn vermuthlich der Königinn. Er mußte ihn schon im Jahr 1646 im Nahmen derselben über die Frage zu Rathe ziehen, ob der Mißbrauch der Liebe oder des Hasses der ärgste sey? und nachher schrieb ihr Descartes, wie sie verlangte, seine Meinung über das höchste Gut. Auf ihre Einladung reiste er im Jahr 1649 nach Stockholm. Sie begegnete ihm überaus gnädig, und ließ ihn täglich des Morgens um fünf Uhr zu sich kommen, weil sie keine andere Stunde übrig behalten hatte, sich in seiner Philosophie unterrichten zu lassen. Man hat sogar behauptet, daß sie sich bey den Angelegenheiten der Regierung seiner Rathschläge bedienet habe; allein an einer Königinn, welche die Staatskunst von den größten Männern gelernet, und schon lange rühmlich ausgeübt hatte, und an einem Philosophen, dessen Einsamkeit nicht der Art war, wo er politische Klugheit hätte erlangen können, ist dieses gar nicht glaublich. Er war würcklich nur darauf bedacht, ihr sein Lehrgebäude beliebt zu machen. Hierinne aber bezeigte sie sich weniger gelehrig, als er erwartete. Wenn es wahr ist, daß sie gesagt hat, die alten Thorheiten in der Philosophie wären so viel werth, als die neuen: so scheinet sie manche willkührliche Sätze und sinnreiche Muthmaßungen, die er aufbrachte, nach ihrem wahren Werthe beurtheilt zu haben.

haben. Die ungemeine Liebe der Königinn zur griechischen Sprache und überhaupt zur Gelehrsamkeit des Alterthums, gefiel dem Descartes nicht, und konnte einem Manne nicht gefallen, der sie bloß seine Erfindungen lehren wollte, der, wie ein anderer großer Philosoph der neuern Zeiten, vollkommener geworden seyn würde, wenn er die Alten höher geschäzt hätte. Allein er konnte übrigens mit ihrer Hochachtung gegen ihn völlig zufrieden seyn, und das Gerüchte, welches sich damals ausbreitete, er sey vor Verdruß gestorben, weil seine Lehrsäze bey Christinen so wenig Eingang gefunden hätten, war nichts als eine boshafte Auslegung. Descartes unterlag der rauhern Witterung in Schweden, wenige Monathe nach seiner Ankunft, im Jahr 1650. Er wurde von der Königinn sehr bedauert: sein Hirnschädel blieb in Schweden; allein die Anhänger seiner Philosophie haben sich bald daselbst verloren.

Mit noch lebhafterer Ungeduld rief die Königinn Salmasium an ihren Hof, den größten Gelehrten seiner Zeit nach dem Tode des Grotius, dessen Schriften einen unvergleichlichen Schatz von fast allen Arten der Wissenschaft ausmachen, der aber eben so sehr durch Stolz und Ungestüm vor den übrigen Gelehrten hervorragte. Er kam im Sommer des Jahrs 1650 in Schweden an, und erhielt seine Wohnung selbst in dem Pallaste der Königinn. Die Lehrbegierde und Verehrung, welche sie ihm bewies, kann kaum beschrieben werden. Da er in eine Kranckheit von einigen Monathen gefallen war, trug sie für ihn eine Sorgfalt, die man mehr eine Wartung nennen kann. Bey einem ihrer Besuche, zu welchem sie die junge Gräfinn Sparre, ihren Liebling, mitgenommen hatte, fand sie Salmasium, der im Bette lag, in einem Buche lesen, welches er aus Ehrer-

bietung für die Königinn sogleich zumachte. Sie nöthigte ihn, ihr dasselbe zu zeigen, und lächelte über eine sehr freye Stelle desselben. Um sich noch mehr zu belustigen, rief sie die Gräfinn herzu. „Komm, Sparre, sagte sie, hier ist ein schönes Erbauungs-Buch; es heißt, das Mittel zur Glückseeligkeit: lies mir diese Seite vor.„ Die Gräfinn hatte kaum zu lesen angefangen, als sie über die anstößigen Ausdrücke erröthete, und schwieg; allein die Königinn, welche laut lachte, zwang sie, alles zu lesen: ein unwürdiges Vergnügen, das auf Kosten der Tugend angestellt wurde. Salmasius kehrte im folgenden Jahre nach Leyden zurück, weil er es den Vorstehern dieser hohen Schule versprochen hatte; die vortheilhaften Anerbietungen der Königinn konnten ihn nicht zurück halten; aber desto mehr überhäufte sie ihn mit Geschencken. Gleiche Gesinnungen gegen ihn unterhielt sie bis an seinen Todt, der zween Jahre darauf erfolgte: sie begegnete auch seiner Familie gütig, und in dem Schreiben, wodurch sie seiner Witwe ihr Beileid bezeigte, sagte sie unter andern, sie habe ihn als ihren Vater geliebt.

Die Schweden hingegen glaubten nicht, daß er so viele Ehre verdiene: sie sahen ihn als den ersten an, welcher Christinen in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Religion gesezt hätte. Es ist wenigstens unleugbar, daß sein Landsmann **Bourdelot**, den er ihrer Gnade eifrig empfol, eine merklich schlimme Veränderung in ihrem Charakter hervorgebracht hat: und diesen schien er nur deswegen an seinen Platz zu stellen, um durch einen so getreuen Anhänger desto mehr über das Gemüth der Königinn zu herrschen. Bourdelot war nicht einmal ein mittelmäßig gelehrter Mann: er gab sich vor einen Arzneygelehrten

lehrten aus, ohne von dieser Kunst viel zu verstehen. Dagegen war er ein feiner Schwätzer, der bald einen witzigen Einfall, bald eine Spötterey mit guter Art vorbrachte, sich in die Neigungen der Königinn vortrefflich zu schicken wußte, und durch mehrere Kunstgriffe sich das Ansehen eines Mannes von allgemeiner Gelehrsamkeit gab. · Er sang außerdem artige Liedergen, spielte auf der Cither, kannte alle Arten von wohlriechenden Sachen, und wußte sogar mit den Verrichtungen der Küche umzugehen. Ein solcher Mann hätte wohl sehr leicht Frauenzimmer von gemeinen Gaben eingenommen; aber daß er Christinen bezaubert hat, die eine so große Kennerinn von gründlichen Eigenschaften und Verdiensten war, dieses gehört zu den Schwächen der menschlichen Beurtheilung, vielleicht auch des Hangs, der uns bisweilen zu Gegenständen hinabreißt, die wir, wenn wir bloß nach unsern Einsichten handelten, kaum ansehen würden. Christina ernannte den Bourdelot zu ihrem ersten Leibarzte, und er wurde zugleich ihr Vertrauter. Er ergriff ein sicheres Mittel, um allein bey ihr alles zu gelten. Nach und nach waren verrschiedene große Gelehrte, auf ihr Verlangen, nach Stockholm gekommen: über diese machte er bittere Anmerckungen, und er stellte ihr nächstdem vor, daß ihr übermäßiges Studieren ihrer Gesundheit bisher sehr schädlich gewesen sey; daß sie sich durch dasselbe ohnfehlbar das Leben abkürzen würde; und daß überhaupt dergleichen zu ernstliche Beschäftigungen für Pedanten und Philosophen gehörten; zum wenigsten werde an dem Französischen Hofe ein gelehrtes Frauenzimmer vor ein sehr lächerliches Geschöpf gehalten. Da er als Arzt und auch in den Augen der Königinn als Gelehrter sprach: so warf sie einige Zeitlang alle Bücher weg; sie fühlte sich munterer,

terer, und sagte öffentlich, Bourdelot habe ihr das Leben gerettet. Er entfernte von ihr alle diejenigen, selbst Franzosen, welche auf ihre besondere Gewogenheit einen Anspruch hätten machen können: ihr vornehmster Günstling sogar, der Graf de la Gardie, fiel durch ihn in Ungnade.

Der mächtige Einfluß dieses unverschämten Ausländers fieng schon an, der Königinn die Liebe ihrer Unterthanen zu entreißen. Die Großen des Reichs beklagten sich, daß er den Zutritt zu ihr beynahe ganz verschlösse, und täglich neue Veränderungen am Hofe veranstaltete. Die Aerzte nannten ihn einen Unwissenden in ihrer Kunst: ihnen glaubte der Adel, und bat daher Christinen, ihm ihre Gesundheit nicht anzuvertrauen. Wichtiger als alle diese Beschwerden war die gerechte Beschuldigung, daß Bourdelot eben so gottlos in seinen Grundsäzen als leichtsinnig in seiner Aufführung sey. Er lästerte die Religion ungescheut: und da die Schweden endlich für ihre Königinn besorgt wurden, beschloß die Geistlichkeit, ihr darüber geheime Vorstellungen zu thun. Dieses erfuhr die Mutter der Königinn, welche seit einiger Zeit nach Schweden zurück gekehrt war, und kam derselben zuvor. Allein ihr Versuch wurde so übel aufgenommen, daß sie ihren Kummer in Thränen ausgoß: und kaum überwand sich ihre Tochter einige Stunden darauf, sie zu besuchen, ohne doch ein Wort von dieser Sache mit ihr zu sprechen. Hierauf verbanden sich einige der vornehmsten Schweden, dem Bourdelot das Leben zu rauben: er entgieng zwar ihren Nachstellungen; durfte aber seitdem niemals ohne eine starcke Begleitung ausgehen.

Dieser

Dieser Vertraute der Königinn leistete im Anfange selbst seinem Vaterlande bey ihr schlechte Dienste. Er war ein genauer Freund des Spanischen Gesandten, und ein Anhänger des Prinzen von Conde, der damals mit den Spaniern gegen den Französischen Hof kriegte: man merckte es auch bald, daß Christina kaltsinnig gegen Franckreich wurde; wozu die Abwesenheit des Gesandten Chanût ebenfals etwas beygetragen hatte. Endlich gab die Königinn dem Bourdelot im Jahr 1653 den Abschied, um ihn, wie sie sagte, dem öffentlichen Hasse zu entziehen; allein er war noch im Besitze ihrer Gnade, und empfieng nach so vielen reichlichen Geschencken noch dreyßig tausend Reichsthaler. Er war noch nicht lange nach Franckreich zurück gekommen, als ihn die Königinn schon vergaß, und — eine Folge so übereilter Neigungen — gar verabscheuete. Sie bekam einen Brief von ihm, hielt denselben an die Nase, und ließ auch einen Hofbedienten daran riechen; darauf rief sie aus: O wie riecht er nach Arzney! und warf ihn auf die Seite. Sie gab sogar vor, sie hätte ihn gleich, da er an ihren Hof gekommen wäre, als einen eiteln Menschen kennen gelernet; aber nur sehen wollen, wie weit er seinen Ehrgeiz treiben würde. Eine Entschuldigung, welche offenbar ersonnen war, um ihre Beschämung zu verdecken. Bourdelot erhielt von dem Cardinal Mazarin eine Abtey, vielleicht weil er ihm sehr gute Nachrichten von dem Zustande des Schwedischen Hofes ertheilen konnte: und würcklich hatte ihm auch Christina ein Empfelungsschreiben an den Französischen Hof mitgegeben; indessen daß ihn alle Schweden mit Verwünschung begleiteten.

Unter

Unter den andern Gelehrten, welche die Königinn zugleich an ihren Hof gezogen hatte, war Isaac Voßius einer der ersten. Er machte seine große Gelehrsamkeit durch die sonderbaren Meinungen, welche er verfochte, zum Theil unbrauchbar, und man konnte ihn weder im Glauben noch im Leben einen wahren Christen nennen. Die Königinn sezte ihn zum Aufseher ihrer Büchersammlung: sie berief auch alle Gelehrte zu sich, welche er und Salmasius ihr rühmten. Einer von denselben war Bochart, ein großer Kenner der morgenländischen Sprachen, der ganzen Gelehrsamkeit des Alterthums, und vieler andern Wissenschaften, aber zugleich wegen seiner Rechtschaffenheit ehrwürdig. Kaum war er im Jahr 1652 in Schweden ans Land getreten, als ihn die Königinn durch einen Brief bewillkommte, zugleich aber dem Voßius, der mit ihm zurück gekommen war, befohl, sich wieder nach Holland zu begeben: dieses sollte er als eine Strafe seiner Feindschaft gegen Salmasium ansehen. Bochart wurde desto gütiger aufgenommen: er war auch gefälliger gegen die Königinn, als es sich für sein Alter schickte, indem sie ihn nöthigte, den Federball mit ihr zu spielen. Sie war es, die ihn bewog, in Schweden selbst an seinem vortrefflichen Wercke über die Thiere, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, dem er den Nahmen Hierozoicon gab, zu arbeiten. Zuweilen brachte ihn Bourdelot um die Merckmale ihrer Hochachtung: sie hatte schon versprochen, in eine Versammlung zu kommen, in welcher er ein Stück aus einem andern seiner schäzbaren Bücher vorlesen wollte, worinne er unter der Aufschrift Phaleg und Chanaan die alte Erdbeschreibung aufklärte; allein der Arzt schrieb ihr eine Arzney vor, bey welcher sie das Bett nicht verlassen durfte.

Viele

Viele andere von eben dieser Nation kamen von ihr gerufen gleichfals nach Schweden. Hüet oder Huetius war noch sehr jung, und begleitete eigentlich den Bochart; er gefiel aber der Königinn so wohl, daß sie ihn in ihre Dienste nehmen wollte; nur ihre veränderliche Gemüthsart, wie er selbst sagt, hielt ihn davon ab. Da er glaubte, daß die Schweden den Ausländern, sonderlich den Franzosen, welche zu ihnen kamen, nicht gefällig genug begegneten, so schrieb er einige beißende Verse wider sie; allein die Königinn rieth ihm, dieselben zu unterdrücken, weil sie sehr übel aufgenommen werden möchten. In der That hatten die Franzosen fast den ganzen Hof der Königinn besezt, halb als Gelehrte, halb als Hofbedienten: sie genossen ansehnliche Einkünfte und Vorzüge; Ursache genug zum Verdruß für die Schweden, wenn sie auch nur den einzigen Bourdelot betrachteten, und ihre Königinn ganz in Französische Manieren eingekleidet sahen. Naude oder Naudäus war noch ein berühmter Franzose an Christinens Hofe: er verdiente die Stelle ihres Bibliothecarius, welche sie ihm ertheilte. Die meisten übrigen waren mehr wizig und beredt, als wahre Gelehrte: sie hatte unter andern vier Franzosen zu Geheimschreibern.

Pascal, einer der scharfsinnigsten Männer, welche Franckreich hervorgebracht hat, schickte ihr die von ihm erfundene Rollscheibe zum Geschencke: eine Maschine, mit welcher man alle Aufgaben der Rechenkunst ohne eine andere Hülfe ausführen konnte; die aber, so viel ich weiß, von einer andern Erfindung unsers Leibnitz übertroffen worden ist. Er schrieb noch dazu einen sinnreichen Brief, in welchem er zeigte, wie weit größer der Ruhm sey, über den Geist der Menschen, wie sie durch ihre Weisheit zu

regie-

regieren; als bloß über die Körper derselben, worinne allein die Gewalt der meisten Fürsten bestünde. Christina ehrte auch den Gaßendi vorzüglich, der nebst dem Descartes so großen Antheil an den ersten Versuchen zur Verbesserung der Philosophie in den neuern Zeiten hatte: er schrieb daher im Jahr 1652 zuerst an sie, um diese Gewogenheit danckbar zu erkennen, und sie versicherte ihm dagegen, daß sie ihn künftig als das Orakel der Wahrheit über ihre Zweifel zu Rathe ziehen, und seine Vorschriften eben so heilig beobachten werde, als man die Lehren der berühmtesten Gesezgeber beobachte.

Als ihr Balzac, der damals fast vor den beredtesten Mann in Franckreich gehalten wurde, seine Schriften sandte, beschenckte sie ihn mit einer goldenen Kette. Verschiedenen andern Französischen Gelehrten, als den beyden Valois, dem Sarrau und Güjet, schickte sie eine goldene Schaumünze, auf deren einen Seite sie mit dem Helme der Minerva bedeckt, und einen Oehlzweig betrachtend, auf der andern Seite aber die Sonne abgebildet war, die den ganzen Raum mit ihren Strahlen füllte. Diese Münze, welche wegen ihrer Erfindung wohl werth war, angeführt zu werden, gab zu schönen Sinngedichten der erstgedachten Gelehrten Gelegenheit.

Um diese Zeit eignete Scüdery der Königinn seinen Alaric zu, ein Gedicht, das eben sowohl als alle andere, die er damals mit großem Beyfall schrieb, gänzlich vergessen ist. Sie hatte ihm für diese Zueignungsschrift eine goldene Kette von tausend Pistolen am Werthe zugedacht; doch mit der Bedingung, daß er aus seinem Gedichte alle Stellen weglassen sollte, in denen er den Grafen Magnus de la Gardie

Gardie, welcher nicht mehr ihre Gunst besaß, gelobt hatte. Scüdery gab auf diesen Antrag eine Antwort, wegen welcher ich es ihm vergebe, ein schlechter Poet gewesen zu seyn. „Wenn gleich die goldene Kette, sagte er, so groß und so schwer seyn sollte, als diejenige, von welcher in der Geschichte der Yncas Meldung geschieht; so werde ich doch nie den Altar einreißen, auf welchem ich einmal geopfert habe.„ Christinen mißfiel diese großmüthige Standhaftigkeit; allein sie war selbst hierbey nichts weniger als großmüthig gewesen, und stand endlich von ihrem Begehren ab. Die Zweifel, welche man gegen diese ganze Erzählung, die sich vom Niceron herschreibt, gemacht hat, kommen mir nicht erheblich genug vor.

Vor andern Gelehrten in Franckreich aber fand die Königinn am Menage, der mit vieler Gelehrsamkeit nicht weniger Lebhaftigkeit und Witz verband, einen außerordentlichen Gefallen. Er bekam von ihr, da er ihr die lateinischen Wercke des Balzac zuschrieb, eine kostbare goldene Kette: er besang aber auch ihr Lob durch Gedichte in mehr als einer Sprache. Ob sie ihn gleich öfters einladete, nach Schweden zu kommen; so entschuldigte er sich doch immer, daß er ihr nicht gehorchen könne. So wie Menage jeden Mittwoch eine Zusammenkunft von Gelehrten bey sich hielt, so hatte sie eine gelehrte Gesellschaft errichtet, welche sich alle Donnerstage bey ihr versammlete. Von diesen Tagen nahm sie Gelegenheit, mit einer wizigen Anspielung, die man nicht wohl übersezen kann, an ihn zu schreiben: Ma *Joviale* elt très humble servante de votre *Mercuriale*; gleichsam: Meine lustige Gesellschaft ist eine gehorsame Dienerinn von ihrer Verweisgebenden. Der Scherz,

der in diesen Worten steckt, ist eben nicht sehr sinnreich; gleichwohl glaubte Menage, er müßte sich nicht von ihr, sondern von einem Franzosen herschreiben.

Auch Deutschland hatte zu Christinens Zeiten Männer, deren Gelehrsamkeit ihrer Aufmercksamkeit würdig war: vielleicht nicht nur eben so viele, als andere Europäische Länder, sondern auch noch mehrere. Aber es ist leicht zu begreifen, warum sie ihre Neigung zu den Wissenschaften weit weniger in unser Vaterland, ob es gleich mit Schweden in einer so nahen Verbindung stand, als nach Franckreich, geführt habe. Unsere Gelehrten wußten sehr viel: sie wußten es auch gründlich; ihr geduldiger Fleiß konnte nicht übertroffen werden, und sie arbeiteten nicht ohne Nutzen. Aber auch häuffig genug mit Geschmack? mit einer von Witz und den schönen Wissenschaften belebten gefälligen Miene? Nein, das können wir eben nicht behaupten. Wie sie überhaupt die Kunst nicht verstanden, ihre Wissenschaft möglichst geltend und scheinbar zu machen: so versagte ihnen insonderheit ihre bisher zu nachläßig bearbeitete Sprache diejenigen Dienste, welche den Gelehrten anderer Nationen so vortheilhaft geworden sind, und man konnte sie fast nur im lateinischen Anzuge lesen. Kriege, kirchliche Streitigkeiten und Mangel an Aufmunterung von Seiten der Großen, hielten den Zustand der Gelehrsamkeit bey den Deutschen in diesen Schrancken zurück. Unterdessen glaube ich es dem Isaac Voßius dennoch nicht, daß Christina die Lobreden der deutschen Gelehrten nicht ohne Eckel habe betrachten können, und sich geschämt habe, von solchen Leuten gepriesen zu werden. Man weiß, daß es Voßius mit einer ihm eigenen unbilligen und stolzen

Art

Art vergessen hat, daß er von den Deutschen herstamme: und Christina fand gewiß unter diesen mehrere Lobredner, die ihr Ehre machten.

Hermann Conring war unter diesen der vornehmste, und ohne Zweifel der größte Gelehrte seiner Zeit in Deutschland. Die Königinn ließ ihn durch ihren Gesandten Salvius, nachdem der Westphälische Friede geschlossen war, nach Schweden mitnehmen, wo sie ihm, unter vielen Gnadenbezeigungen, die vortheilhaftesten Anerbietungen zu einer bleibenden Stelle that; da er sich aber verbunden hielt, nach Helmstädt zurück zu kehren, ernannte sie ihn zu ihrem Rathe und ersten Leibarzte, machte ihm prächtige Geschencke, und gab ihm eine jährliche Besoldung von sechszehn hundert Thalern; aber auch in der Folge bemühte sie sich vergebens, ihn nach Schweden zu ziehen. Auf ihren Befehl brachte er im Jahr 1652 die Archive des Herzogthums Bremen in Ordnung, und schrieb zugleich ein Buch zur Vertheidigung ihrer, oder der ehemaligen Erzbischöflichen Rechte auf die Stadt Bremen; auch rechtfertigte er unter ihrem Nachfolger, der ihm jene Wohlthaten bestätigte, den Krieg der Schweden gegen Pohlen in einer besondern Schrift; zulezt aber neigte er sich noch auf Dänemarks Seite: so wahr ist es, daß nur die Liebe zum Vaterlande auch ohne Belohnungen unveränderlich ist.

Früher als Conring war Johann Freinsheim oder Freinshemius nach Schweden gekommen, wo er Bibliothecarius der Königinn und Professor zu Upsal wurde. Sie schenckte ihm für eine lateinische Rede, welche er in ihrer Gegenwart daselbst hielt, tausend Thaler. Er wußte würcklich beredt und fein

zu loben: darunter rechne ich insonderheit dieses, daß er schöne Gedancken anführte, die er von ihr gehört hatte, wie unter andern diesen: „Ich halte keinen „vor einen großen König, bey dem nicht eben der „Umstand, daß er regiert, sein geringster Vorzug „ist,„ ingleichen diesen: „Ich verwende die Zeit ger„ne auf das Lesen, und dieses desto mehr, weil ich „mercke, daß ich durch dieses Mittel keinen Augen„blick von meinem Leben verliere: ich vermehre es „vielmehr um ein großes durch das Leben anderer: „denn diejenigen, deren gute Handlungen, schöne Leh„ren und weise Erinnerungen ich lese, geben mir ei„nen Theil von ihrem Leben.„ Wenn Freinshemius noch weiter von der Königinn sagt: „Sie trägt immer einerley Gesicht; ich habe sie stets aufgeräumt, entschlossen, gleich im Glücke und Unglücke, gemäßigt bey Lustbarkeiten, und großmüthig bey traurigen Vorfällen gesehen: „ — so mag dieses alles wahr seyn; nur auf das Zeugniß einer Lobrede, die vor ihr gehalten worden ist, nehme ich es noch nicht an. So viel Wahres auch in dergleichen Reden war; so hätte sie doch dieselben mehr belohnen als anhören sollen. Ihre Gewogenheit gegen diesen verdienten Gelehrten gieng übrigens so weit, daß sie, auf seine Fürsprache, seiner Vaterstadt Worms den größten Theil des Geldes erließ, welches dieselbe, wie andere deutsche Städte, für die Kriegskosten an sie zahlen sollte. Als er endlich seiner Gesundheit wegen nach Straßburg zurück gehen mußte, ließ sie ihm noch ferner sein Jahrgeld auszahlen, und gab ihm auch in der Folge den Titel ihres Rathes.

Von eben der gedachten hohen Schule berief Christina einen andern sehr gelehrten Mann, Johann Heinrich Böklern, den sie zum Professor der

der Beredsamkeit auf der Universität Upsal, und zu ihrem Geschichtschreiber ernannte. Die Mißhandlungen, welche er von den Studierenden zu Upsal erlitt, nöthigten ihn bald seinen Abschied zu begehren: die Königinn aber, welche ihn ungerne verlor, indem sie ihn öffentlich vor einen in seinem Lehramte fast unvergleichlichen Mann erklärte, schenckte ihm nicht nur vier tausend Thaler, und eine goldene Kette von zweyhundert Ducaten; sondern sie ertheilte ihm auch den Titel ihres Geschichtschreibers und Rathes auf immer, und eine jährliche Besoldung von achthundert Thalern. Johann Scheffer, Loccenius, und einige andere berühmte Deutsche wurden gleichfals von der Königinn nach Schweden gerufen, und erfuhren ihre Güte — doch nicht immer auf eine gleiche und beständige Art — davon wurde Meibom, dessen Werck von der Musik der Alten so bekannt ist, ein trauriges Beyspiel. Bourdelot beredete die Königinn, daß sie ihn nöthigte, nach dieser Musik zu singen, und den Nandäus, der von den Tänzen der Alten geschrieben hatte, auf griechisch und römisch zu tanzen. Die Lust, welche sich Christina dadurch machte, war, um nicht mehr zu sagen, unedel und ungelehrt: denn diese beyden rechtschaffenen Männer wurden zum Gelächter des ganzen Hofes. Meibom rächte sich an dem Stifter dieser Beschimpfung, indem er ihm einige tüchtige Ohrfeigen gab; er mußte aber Schweden deswegen verlassen.

Die ausnehmende Gewogenheit der Königinn gegen alle Gelehrte von großen Verdiensten, braucht nun nicht durch mehrere Beyspiele bestätigt zu werden. Selbst einige unter diesen glaubten, daß sie sich ihrer Neigung hierinne zu sehr überlasse. Ihre Freygebigkeit kannte keine Gränzen; unterdessen war

ſie doch königlich. Ferrari, ein berühmter Redner zu Padua, hielt ihr zu Ehren eine vortreffliche lateiniſche Rede, welche ihren Beyfall ſo ſehr erlangte, daß ſie ihm eine goldene Kette, tauſend Goldgülden werth, verehrte. Bey dieſer Gelegenheit ſchrieb der jüngere Heinſius an die Königinn aus Italien, dieſes Geſchenck mache großes Aufſehen, zumal da es Ferrari zuweilen am Halſe herumtrüge; es ſey daher zu befürchten, daß auch diejenigen anfangen möchten, ihre Freygebigkeit zu bewundern, welche ihre übrigen Tugenden nicht zu ſchätzen wüßten, und daß dieſe mit ſchlechten Schriften ihren Schutz ſuchen möchten. Ich will aber ſehr dafür ſorgen, ſezt er hinzu, daß eine Wahl der Köpfe getroffen werde, und es wenigen erlaubt werde, den Ferrari nachzuahmen. Ein kräftiges Mittel gegen dieſe Furcht würde vielleicht geweſen ſeyn, bloße Lobreden gar nicht, oder doch nicht zu reichlich, zu belohnen. Einige Zeit darauf bat Ferrari die Königinn, im Nahmen der zu Padua ſtudierenden Deutſchen, daß ſie für dieſelben ein Gebäude daſelbſt aufrichten laſſen möchte, in welchem ſie beyſammen wohnen könnten; allein verſchiedene Hinderniſſe ſezten ſich der Erfüllung dieſes Wunſches entgegen.

Unterdeſſen hatte Chriſtina eine ungemein zahlreiche und ſchöne Bibliotheck von gedruckten Büchern und Handſchriften aus allen Gegenden geſammlet. Sie ſchickte ſchon im Jahr 1649 den gelehrten Hiob Ludolph nach Rom, um ſich zu bemühen, ob er diejenigen Nachrichten und Urkunden zur Schwediſchen Geſchichte, welche die beyden Brüder, und Erzbiſchöfe zu Upſal, Johann und Olaus Magni, dahin mitgenommen hatten, ausfindig machen könne. Ob er gleich nicht glücklich war; ſo bereicherte

cherte er doch die Königinn mit einem nüzlichen Zuwachs. Isaac Voßius reisete auf ihren Befehl mit einer uneingeschränckten Vollmacht in Franckreich, Deutschland und in den Niederlanden herum: er kaufte die Handschriften zum Theil für einen ungeheuren Preiß; es übersteigt aber alle Glaubwürdigkeit, daß er für die unächte Babylonische Chronik des Jamblichus, und für die Kirchenhistorie des Arianers Philostorgius, die wir nur in einem Auszuge übrig haben, hundert und sechszig tausend Thaler bezahlt haben sollte. Zu Paris kaufte er für die Königinn die Bibliotheck des königlichen Rathes Petau, welche einen wichtigen Schatz von Handschriften, die Franckreich betrafen, enthielt, für vierzig tausend Livres. Gilbert Gaulmin, ein berühmter Gelehrter, bot ihr, auf Eingebung des Voßius, seine Sammlung morgenländischer Bücher, welche zwanzig tausend Thaler hoch geschäzt wurde, als ein Geschenck an; sie nahm dieselbe an, ließ ihm aber dafür dreyßig tausend Reichsthaler zahlen, und trug dem Rabbi Menaßeh Ben Israel, der durch seine Gelehrsamkeit und seinen guten Charakter rühmlich bekannt war, auf, diese Sammlung zu ergänzen. Christina kaufte auch dem Voßius seine eigene Bibliotheck für zwanzig tausend Gulden ab; er behielt aber die Aufsicht darüber, nebst einem Jahrgelde von fünf tausend Gulden, Wohnung und Tisch bey Hofe. Ueberhaupt sorgte er bey diesem Geschäfte weit mehr für seine als für die Vortheile der Königinn: und Christian Ravius, ein halb fanatischer Kenner der morgenländischen Sprachen, dessen Bibliotheck ebenfals in die Königliche kam, scheinet sich dieser Gelegenheit nicht zum ehrlichsten bedient zu haben.

Einen andern großen Gelehrten, der aber zugleich ein sehr redlicher Mann war, den Nicolaus Heinsius, hatte Christina im Jahre 1651 nach Italien geschickt, wo er sich ein paar Jahre aufhielt, und ungemeine Schätze von aller Art für ihre Bibliotheck zusammenkaufte. Er war der einzige Gelehrte, welcher in ihren Diensten beynahe bis zur Dürftigkeit kam, weil sie, erschöpft von so vielem Aufwande, ihm einige tausend Thaler von seinem Jahrgelde schuldig blieb. Er beklagte sich darüber gegen sie in einem sehr nachdrücklichen Briefe, dessen Ausdrücke seine Befriedigung noch verzögert zu haben scheinen; die aber endlich doch erfolgt ist, nachdem die Königinn lange zu regieren aufgehöret hatte. Außerdem hatte sie aus der Beute einiger eroberten Städte in Deutschland, sonderlich aus Olmütz und Prag, eine sehr ansehnliche Büchersammlung errichtet. Man konnte ihre Bibliotheck unschätzbar nennen: so wohl wegen der unermeßlichen Kosten, welche sie darauf verwandt hatte, als wegen der Seltenheit und des Werthes ihres Inbegriffs. Es fanden sich darinne bloß siebenhundert hebräische Handschriften des Alten Testaments, und von jeder anderer Gattung, sonderlich von den griechischen und lateinischen Schriftstellern des Alterthums, eine so große Anzahl, daß die gesammten Handschriften wohl über acht tausend mögen betragen haben. Dazu kam eine eben so herrliche Sammlung von Wercken der Kunst, die sie vornemlich aus Italien gezogen hatte, von Bildsäulen, Gemählden, Münzen, und andern Sehenswürdigkeiten, zum Theil auch aus der Natur. Schöner noch als alles dieses war die eigene Einsicht, und der feinere Geschmack, mit welchem Christina selbst alles zu schätzen und zu gebrauchen wußte. Ihre Bibliotheck machte nicht bloß eine besondere Art von Tapeten

peten aus, durch welche sich einige Zimmer ihres Palastes von den übrigen unterschieden hätten: sie arbeitete darinne fast mit dem Eifer eines Gelehrten, der sich unterrichten, sich Ruhm und Unterhalt erwerben will. Von ihrer Kenntniß der schönen Künste zeugte auch die sorgfältige Begierde, mit welcher sie treffliche Mahler und andere, die sich in denselben hervorthaten, an ihren Hof berief.

Diese Beschäftigungen, die so viele Zeit verlangten, raubten der Königinn doch nichts von derjenigen, welche sie nöthig hatte, um selbst regieren zu können. Ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten wäre fast nur ein glänzender Fehler gewesen; allein sie fuhr immer fort, zugleich auf alle Seiten des Staats ihre Aufmercksamkeit zu richten. Unterdessen hatte doch auch der Großschazmeister und Oberhofmeister, der Graf Magnus de la Gardie, einen sehr starcken Antheil an ihrer Regierung, seit dem Jahre 1650. Er verlor denselben nach und nach durch die Kunstgriffe des Bourdelot. Dieser brachte der Königinn eine Abneigung gegen ihn bey, und als sich der Graf bey ihr über den Arzt beklagte, konnte er sein Vorgeben nicht erweisen: dadurch wurde er der Königinn zuerst mißfällig. Nach der Abreise des Bourdelot schadete ihm der Spanische Gesandte Pimentel bey der Königinn; er beschleunigte aber seinen Fall selbst im Jahr 1653, als er sich beschwerte, daß sie ihm eine Verrätherey Schuld gegeben, und hinzu gesetzt hätte, sie wollte sich zwar selbst an ihm nicht rächen, weil sie ihm ihre Freundschaft versprochen hätte; allein der Prinz von Schweden sollte es thun, und sie würde es nicht ungerne sehen, wenn ihn andere beleidigten. Die Königinn leugnete dieses gesagt zu haben; diejenigen, von welchen

chen der Graf diese Nachricht bekommen haben wollte, widersprachen dieser Beschuldigung als einer Unwahrheit: und es wurde ihm endlich, nach einer für ihn beschämenden Untersuchung, der Hof verboten. Vielleicht erkühnten sich die Zeugen, auf welche sich der Graf berief, nicht, ihre Erzählung vor den Ohren der Königinn zu bekräftigen; vielleicht aber, und dieses ist noch wahrscheinlicher, hatte ihn sein gegründeter Verdacht über ihre Gesinnungen verführt, mehr in seine Klagen einzumischen, als er darthun konnte. Genug, die Königinn erklärte sich, ohngeachtet der eifrigen Fürsprache, welche die Prinzen, seine Anverwandten, für ihn anwandten, daß die Gerechtigkeit ihr befehle, den Grafen zu vergessen.

Dagegen gab sie dem Großkanzler von neuem Zeichen eines Vertrauens, das er lange nicht genossen hatte: und dieser ehrwürdige Greiß empfand darüber eine so lebhafte Freude, daß er gleichsam augenscheinlich verjüngt wurde. Der Graf de la Gardie ersuchte ihn bey seinem Unglücke um Rath und Beystand; auch die Königinn verlangte seine Meinung über diese Angelegenheit zu wissen. Darauf antwortete Oxenstierna, er sehe zwar wohl, daß der Graf sich ihrer Gewogenheit nicht klug und bescheiden genug bedienet habe; es stehe auch bey ihr, ob sie ihm Gnade oder Ungnade wiederfahren lassen wollte; er neige sich wenigstens auf die erstere Seite, nach dem was er von dieser Sache urtheilen könne. Allein Christina glaubte dieselbe genauer einzusehen, und blieb bey ihrem Entschlusse. Im Jahr 1654 that ihr der Reichs-Rath Vorstellungen wegen der Wiedereinsezung des Grafen in seine Würde. Der Großkanzler sagte insonderheit, der Graf sey einer von den hohen Reichsbedienten, und die Königinn habe keine hin-

hinlänglichen Ursachen bekannt gemacht, warum sie ihn aus dem Reichs-Rathe entfernet hätte: es sey also ihrer Größe anständig, ihm die Fehler, welche er begangen haben mochte, zu verzeihen, und ihm, ehe sie noch die Regierung niederlegte, seine Stelle wieder einzuräumen; sie bäten sie darum angelegentlich. Vergebens: — ihr Nachfolger, sagte sie, möchte hierinne thun, was ihm gefiele; aber sie hatte auch diesem Nachricht gegeben, daß ihm der Graf bey ihr sehr schlimme Dienste geleistet hätte; er kam daher erst nach dem Tode des Großkanzlers bey dem neuen Könige in Ansehen.

Doch zu der Zeit, da dieser Günstling verstoßen wurde, war schon ein anderer an seine Stelle getreten, der Christinen und Schweden weit mehr geschadet hat, als der erstere. Pimentel, Gesandter von Spanien, kam im Jahr 1652 zu Stockholm an. Man erzählt, daß er bey dem ersten Gehöre, das ihm die Königinn ertheilte, nach einer tiefen Beugung zurück gegangen sey, ohne ein Wort zu reden; den Tag darauf aber habe er um ein neues Gehör angesucht, und dabey eine sehr schmeichelhafte Rede an sie gehalten. Als ihn die Königinn fragte, warum er zum erstenmale gar nichts gesprochen hätte, habe er geantwortet, er sey von ihrem majestätischen Anblicke so starck gerührt worden, daß er Zeit gebraucht hätte, um sich wieder zu fassen; dieser Einfall habe ihm die völlige Gunst der Königinn zugewandt.— Es kann nicht ausgemacht werden, ob diese Nachricht wahr sey; fast wäre die Schmeicheley für Christinens Einsichten zu niedrig und fühlbar gewesen; aber für ihre Neigung zum Neuen und Außerordentlichen schickte sie sich nicht übel: und diese, nebst ihrem ganzen Charakter, lernte Pimentel sehr zeitig kennen.

kennen. Er zog sie von ihrer bisherigen Freundschaft gegen Franckreich auf die Seite Spaniens und des Kayſers; er machte ihr auch zuerſt die Römiſch-catholiſche Religion beliebt. Bey allen ihren Luſtbarkeiten war Pimentel zugegen; er folgte ihr ſogar zu Fuß neben dem Schlage ihrer Kutſche nach, wenn ſie zu einem Leichenbegängniſſe fuhr, und in ihrem Palaſte wohnte er nicht weit von ihr. Ihre Gefälligkeiten und Freundſchaftsbezeigungen gegen ihn, die ſelbſt den Wohlſtand zuweilen überſchritten, waren den Schweden unerträglich. Sie machte ihm prächtige Geſchencke: unter andern gab ſie ihm auch das ſogenannte Cabinet von Prag, oder die koſtbaren Seltenheiten, welche ihre Soldaten bey der Eroberung der keinen Seite dieſer Stadt, in dem Kayſerlichen Palaſte in ihre Gewalt bekommen hatten. Da ſie endlich merckte, daß ihn jedermann in Schweden haßte, und daß die mit ihr verbundenen Höfe wegen ſeiner Ueberredungen einen Verdacht in die Treue ihres Bündniſſes ſezen könnten: ließ ſie ihn im Jahr 1652 wieder abreiſen. Kaum aber war er etliche Tage auf der See geweſen, als ſein Schiff, wie es hieß, eine Oefnung bekam: er gieng darauf nach Stockholm zurück, und blieb noch ein halbes Jahr bey der Königinn. Nachdem ſie auf einem Ballet vor ihm getanzt hatte — eine eben nicht königliche Fertigkeit, die ein Geſandter bewundern kann — ſchenckte ſie ihm einen Ring von hohem Werthe, an welchem ihre Maſke hieng. Die Schweden ſagten, Pimentel habe ihrem Reiche mehr Nachtheil gebracht, als wenn der Kayſer ein Heer von funfzig tauſend Mann in daſſelbe geſchickt hätte. Er ſelbſt rühmte ſich, man würde zween Monathe nach der Abreiſe der Königinn aus Schweden ſehen, was er daſelbſt ausgerichtet hätte: dieſe unangeneh-

me

me Erfahrung bekamen ihre Unterthanen würcklich. Zulezt zog er sich den Haß der Königinn eben sowohl zu, als Bourdelot und de la Gardie: fast der ordentliche Ausgang solcher Günstlinge, welche nicht bloß durch ihre Verdienste zu dieser Stelle erhoben worden sind.

Pimentel unterstüzte bey Christinen den Dänischen Grafen Ulfeld, und den Vicecanzler von Pohlen Radziejowski, welche beyde damals nach Schweden flüchteten, so glücklich, daß diese drey Personen fast allein immer um sie waren. Ulfeld war einer Treulosigkeit gegen seinen König beschuldigt worden, die Königinn aber, welche ihn in ihren Schutz nahm, rechtfertigte solchen mit dem Grunde, der von einem nicht ganz ähnlichen Falle hergenommen war, daß viele vornehme Schweden, welche zu der Zeit, als der König Siegmund genöthigt wurde, Schweden zu verlassen, ihre Sicherheit in Dänemark suchten, daselbst sehr wohl waren aufgenommen worden, ohngeachtet beyde Reiche durch Bündnisse vereinigt waren. Doch Ulfeld wurde in Schweden nicht vor strafbar gehalten: daher nahm sich Christina seiner desto williger bey dem Könige von Dänemarck an. Dieser Fürst antwortete ihr, er sey aus Achtung gegen sie bereit, den Grafen wieder zu Gnaden aufzunehmen, wenn dieser nur seine Schmähschrift mit einem andern Aufsatze widerlegen, seinen Fehler gestehen, und um Vergebung bitten wollte. Allein Ulfeld berief sich auf seine Unschuld, und blieb an dem Orte seiner Zuflucht. Radziejowski überredete Christinen, die Ursache seiner Ungnade sey bloß in dem unerlaubten Umgange seines Königs mit seiner Gemahlinn zu suchen: sie legte auch eine nachdrückliche Fürbitte für ihn ein. Der König von Pohlen hingegen,

gegen, der eben damals erfuhr, daß derselbe die Cosaken zu einem Kriege wider sein Vaterland reizte, begehrte vielmehr, daß ihn die Königinn in ihrem Reiche nicht dulden sollte. Würcklich verlor er auch in der Folge einen Theil ihrer Gunst, und ihr Nachfolger mußte ihn gar als einen Verräther wider Schweden bestrafen.

Der Kayserliche Gesandte, der Graf von Montecuculi, war ebenfals vom Pimentel, dessen Hof damals mit dem Kayserlichen aufs genaueste verbunden war, der Gewogenheit der Königinn empfolen worden. Sie trug auf ihr Anhalten einiges dazu bey, daß der Käyserliche Prinz, Ferdinand IV. zum Römischen Könige gewählt wurde, und ertheilte dem Montecuculi den Amaranten-Orden. Sie hatte diesen Orden, dessen griechischer Nahme Unverwelcklich bedeutet, im Jahr 1651 gestiftet, da sie in einem Lustspiele die Schäferinn Amaranta vorstellte. Dreyßig der vornehmsten Personen von beyderley Geschlechte bekamen denselben zuerst. Das Zeichen desselben war ein Lorbeerkranz mit einem Bande umgeben, auf welchem man die Worte las: Dolce nella memoria, (Süß im Andencken); innerhalb des Cranzes aber befanden sich zween in einander geschlungene A, in Gold gearbeitet, und mit Demanten besezt. Die Ritter des Ordens machten sich bey ihrer Aufnahme durch einen Eyd verbindlich, daß sie stets im ehelosen Stande bleiben, oder, wenn sie bereits verheyrathet wären, und ihre Gemahlinnen verlören, keine andere nehmen wollten. Fragt man, wozu man diese ganze Nachricht von einem der schimmernden Spiele der großen Welt gebrauchen soll: so ist die Antwort leicht, man soll die fruchtbare Einbildungskraft, die wizigen Belustigungen

gen Christinens, auch zugleich ihre Denckungsart über den Ehestand, daraus kennen lernen.

Sie gerieth um diese Zeit in eine Mißhelligkeit mit den Holländern. Diese hatten seit mehrern Jahren, um sich wegen des Geldes, das sie jährlich an den König von Dänemarck für die Durchfahrt im Sunde zahlten, etwas Schadlos zu halten, eine willkührliche Abgabe von den Schwedischen Waaren gefordert. Außerdem ließ auch die Obrigkeit zu Amsterdam einen Schwedischen Kaufmann gefangen sezen, ohne die Klage wider ihn gehörig untersucht zu haben, und sie gab ihm zwey Jahre lang seine Freyheit nicht, obgleich Christina solches begehrte. Diese Beschwerden brachten die Königinn zu dem Entschluß, alle Holländische Kaufleute in Stockholm nebst ihren Gütern anhalten zu lassen. Der Französische Resident stellte ihr hierüber vor, es sey beyden Cronen daran gelegen, daß die Holländer erhalten würden. Ja, sagte die Königinn; aber sie hätten bisher so wenig Achtung und Treue gegen dieselben beobachtet, daß man gar nicht nöthig hätte, sich ihrer Angelegenheiten anzunehmen, wenn es nicht aus der gedachten Ursache geschähe. Der Holländische Gesandte versprach ihr gleich darauf Genugthuung, und die Zwistigkeit war gehoben.

Eben damals, im Jahr 1653. kam der Englische Gesandte Whitelock nach Stockholm. Er wurde von der Königinn so wohl aufgenommen, daß der Gesandte der Holländer, die gerade im Kriege mit England begriffen waren, befürchtete, sie möchte sich für dieses Reich erklären. Allein sie beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sie vielmehr eine Mittlerinn zwischen seinem Staate und den Engländern abge-

abgeben wolle. Whitelock war vom Cromwel abgesandt worden, der nach dem grausamen Tode Carls des I. an welchem er so vielen Antheil hatte, unter dem Nahmen eines Protector oder Beschützer der Republik England, würcklich eine unumschränckte königliche Gewalt behauptete, und jezt Bündnisse mit den vornehmsten Europäischen Fürsten schloß. Sein Abgesandter fand die Schweden gegen die Engländer wegen ihres Königsmordes sehr aufgebracht; er vertheidigte in seinem ersten Gehöre bey der Königinn dieses Verfahren seiner Nation weitläuftig; es währte aber etliche Monathe, bis er zu seinem Endzwecke gelangen konnte. Christina sprach mit ihm von Philosophie, von Ergözlichkeiten und Tänzen; auf seinen Antrag hingegen gab sie keine entscheidende Antwort. Sie wollte erst erwarten, wie gegründet die Macht des Cromwel seyn würde. Da er das Parlement aufhob, und sich die höchste Gewalt zueignete, welche doch den Engländern so verhaßt geworden war, schien er ihr nicht mit der nöthigen Vorsichtigkeit zu handeln. Ihrer Meinung nach hätte er diesen Schritt etliche Jahre später thun sollen. Aus der entdeckten Verschwörung wider sein Leben schloß sie, daß seine Regierung noch unsicher sey, und an seinen Handlungen glaubte sie zu bemercken, daß er selbst noch nicht mit sich einig sey, ob er mehr den Frieden oder den Krieg suchen müsse.

Doch ihre Zweifel hörten bald auf, da sie sahe, daß ihm eben so viele Klugheit als Glück zu Diensten standen, und seine unrechtmäßige Herrschaft befestigten. Sie trat daher im April des Jahrs 1654 mit ihm in ein Bündniß, dergleichen einige Monathe vorher der Cardinal Mazarin in Franckreichs Nahmen mit eben demselben errichtet hatte. Freylich verband

band sie sich mit einem Tyrannen; allein die Staatsklugheit, welche auf bleibende Vortheile zu sehen pflegt, rieth ihr dieses an, zumal da die Sache der königlichen Familie von England unwiederbringlich verloren zu seyn schien. Sie hatte zwar dem Sohne des enthaupteten Königs Carln, dem zweyten, eine Menge Gewehr und zwölf Feldstücke geschickt; Cromwel besorgte auch, sie möchte seinen Anhängern aus dem Hafen von Gothenburg Hülfe zusenden; allein die angeführten Betrachtungen galten endlich mehr bey ihr. In dem Schreiben, welches sie Carls des II. Gesandten mitgab, sagte sie unter andern: „Das Unrecht dieser Zeit macht Ihre Uebel unheilbar. — — Sie werden ohne Zweifel die Güte haben zuzugeben, daß Ihre Freunde für ihre eigene Vortheile sorgen, wenn sie finden, daß sie den Ihrigen nichts nützen können.„ Christina bedauerte das Schicksal dieses Hauses ungemein; es fiel ihr aber so wenig, als sonst jemanden, ein, zu vermuthen, daß es nach sechs Jahren wieder auf seinem väterlichen Throne sizen werde. Sie gab übrigens dem Gesandten Whitelock Merckmale einer besondern Gewogenheit: sie lernte von ihm die Englische Sprache, und vertrauete ihm ihr Vorhaben, die Krone in kurzem abzulegen, wobey sie hinzusezte, daß sie sich freue, ihr Reich im Frieden mit allen seinen Nachbarn zu hinterlassen.

Dieses Bündniß war auch in der That die lezte merckwürdige Handlung, welche sie im Angesichte der Welt vornahm, ehe sie zu regieren aufhörte. Niemand zweifelte, daß sie würdig wäre, bis an ihr Ende Königinn zu bleiben. Das Mißvergnügen, welches ihre Verschwendung und ihre Günstlinge bisher erregt hatten, war größtentheils ge-

ſtillt, und konnte auch nicht lange dauern, ſo bald man ihre Gaben und Verdienſte, dasjenige, was Schweden noch von ihr alles hoffen durfte, überdachte. Ihre Fehler und Schwachheiten würden ſich immer mehr, zum Theil auch durch den beſtändigen Zuwachs von Erfahrung, vermindert haben. In einem Alter von acht und zwanzig Jahren war ſie bereits ſo groß, hatte ſchon einen ſo weiten Weg zurück gelegt; bey reiferm Alter alſo würde ſie eine der vollkommenſten Fürſtinnen geworden ſeyn. So mußten die Schweden von Chriſtinen denken, und ſo dachten ſie auch.

Die Ausländer hatten von ihr eben ſo rühmliche Begriffe. Zween Gemählde, die ſie in den lezten Jahren ihrer Regierung von ihr entwarfen, ſind beſonders leſenswürdig, und überhaupt genommen, allem Anſehen nach, unpartheyiſch. Chanüt, Franzöſiſcher Geſandter an ihrem Hofe, genoß zwar der Rechte ihres Freundes; aber, da er ſeinem Hofe im Jahr 1648 eine Abſchilderung von ihr ſchicken mußte, ſcheinet er aufrichtig geſchrieben zu haben. „Wenn es erlaubt iſt, ſagt er unter andern, das „Innere nach den äußerlichen Zeichen zu beurtheilen, ſo denckt ſie erhaben von der Gottheit, und „iſt dem Chriſtenthum treulich ergeben. Sie billigt „es nicht, daß man bey den ordentlichen Unterredungen über die Wiſſenſchaften, die Lehre von der „Gnade verläßt, um auf gut heydniſch zu philoſophiren: und was dem Evangelio nicht gemäß iſt, „hält ſie vor Träumereyen. Sie diſputirt gar nicht „bitter über die Streitigkeiten, welche es zwiſchen „den Evangeliſchen und den Römiſchcatholiſchen giebt: „es ſcheint, ſie trage weniger Sorge, ſich von dieſen Schwierigkeiten zu unterrichten, als von denje-

„nigen,

„nigen, welche uns überhaupt die Philosophen, die „Heyden und Juden machen. Ihre Andacht gegen „Gott zeigt sich in dem Vertrauen, welches sie auf „seinen Schutz, mehr als auf irgend etwas anders, „setzt; im übrigen ist sie nicht allzugewissenhaft, und „giebt keine gezwungene Beweise einer cärimonien„mäßigen Andacht. Nichts hat sie in ihrem Geiste „mehr gegenwärtig, als die unglaubliche Liebe einer „hohen Tugend, welche ihre ganze Freude und alles „ihr Vergnügen ausmacht; womit sie noch eine un„gemeine Begierde nach Ruhm verbindet, und, so „viel man davon urtheilen kann, wünscht sie die Tu„gend, von der Ehre begleitet. Zuweilen gefällt es „ihr, wie die Stoiker, von jener Erhabenheit der „Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in die„sem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht „sie mit einem bewundernswürdigem Nachdruck: „wenn sie davon mit Personen redet, mit denen sie „vertraut umgeht, und auf die wahre Schätzung „kommt, welche man von allen menschlichen Dingen „anstellen muß, so ist es ein ungemeines Vergnü„gen, zu sehen, wie sie ihre Crone unter die Füße „legt, und öffentlich sagt, die Tugend sey das einzige „Gut, nach welchem alle Menschen ohne Ausnahme „streben müssen, ohne ihren Stand dabey zu nützen. „Doch unter diesem Geständnisse vergißt sie nicht lan„ge, daß sie Königinn ist: sie nimmt sogleich ihre „Crone wieder, erkennt das Gewichte derselben, und „hält dieses vor die erste Stufe, um zur Tugend zu „gelangen, daß sie ihre Würde gehörig verwaltet.„— Was hier von der Religion der Königinn gesagt wird, ist freylich für diese Zeit wahr, in der sie noch keinen Saumaise, Voßius und Bourdelot kannte.

Nach einer Abbildung ihrer Gelehrsamkeit, die ich bereits oben nebst einer andern Stelle mitgetheilt habe, fährt Chanût fort: „Wenn sie in ihrer „Rathsversammlung ist, so fällt es ihren Staatsbe„dienten schwer zu entdecken, auf welche Seite sie „sich neige. Sie bewahrt sich selbst getreu das „Geheimniß, und da sie sich durch die Berichte, „welche man ihr mittheilt, nicht einnehmen läßt, so „kommt sie denen, welche sie mit irgend einem Vor„trage anreden, mißtrauisch, oder schwer zu überre„den vor, weil sie eben so hurtig wollen, als sie „wünschen. Es ist wahr, daß sie etwas auf die arg„wöhnische Gemüthsart hängt, und bisweilen zu lang„sam ist, sich über die Wahrheit aufzuklären, zu „leicht eine Argliſt an andern vermuthet. Diese Zu„rückhaltung in dem Entwurfe von demjenigen, was „sie glauben, und wozu sie sich entschließen will, hin„dert es nicht, daß sie, besonders in der Ausferti„gung der Geschäfte, nicht billig seyn sollte. Von „Angelegenheiten, welche ihren Hof betreffen, oder „welche ganz allein von ihrem uneingeschränckten Anse„hen abhängen, sagt sie keinem Menschen etwas; über „solche aber, welche die Regierung des Staats an„gehen, berathschlagt sie in ihrem Rathe.„ Er kömmt endlich auch auf ihre äußerliche Gaben, und auf ihre Lebensart. „Die Natur, schreibt er, ver„sagt ihr keine von den Eigenschaften, welche einem „jungen Herrn Ehre machen würden. Sie ist uner„müdet in der Arbeit auf dem Lande, sogar, daß sie „auf der Jagd zehn Stunden zu Pferde bleibt; we„der Frost noch Hitze fallen ihr beschwerlich; ihr Es„sen ist ungekünstelt, schlecht zugerichtet, und ohne „Leckerey. Niemand in Schweden versteht so gut, „einen laufenden Haasen mit einer einzigen Kugel in „der Flinte niderzuschießen. Sie läßt einem Pferde

„ganz

„ganz ungezwungen alle Arten von Wendungen „machen, und ist weit entfernet, sich darauf etwas „einzubilden. Selten spricht sie mit dem Frauen„zimmer ihres Hofes, weil die Uebungen, welche sie „auf dem Felde anstellt, oder die Sorge für die „Staatsgeschäfte, welche sie zurück halten, ihr den „Umgang mit demselben entziehen: die Frauenzim„mer kommen auch nicht zu ihr, es wäre denn bey „einer gewissen Art von Besuche, und auch alsdenn „läßt sie dieselben, nach der ersten Höflichkeit, in ei„nem Winckel des Zimmers stehen, und unterredet „sich mit den Mannspersonen. Wenn sie unter Per„sonen ist, von welchen sie nicht viel lernen zu kön„nen glaubt, so bricht sie kurz ab, und redet nicht „mehr, als es die Nothwendigkeit erfordert. Daher „reden auch alle ihre Hofbedienten wenig mit ihr; „sie lieben sie aber dennoch: denn so wenig sie auch „mit ihnen spricht, so geschieht es mit Sanft„muth; sie ist eine sehr gute Frau gegen sie, ja frey„gebiger, als es das Vermögen ihres Staates er„laubt. Zuweilen belustiget sie sich daran, daß sie „dieselben spöttisch durchzieht; sie thut auch dieses „mit vieler Anmuth und ohne Bitterkeit: es wäre „aber vielleicht besser, wenn sie es unterließe, weil „doch immer einige Furcht der Verachtung bey de„nen übrig bleibt, welche verspottet worden sind. „Es trägt sich unterdessen dieses selten zu, weil die „Geschäfte und das Studieren ihr fast keine Zeit „übrig lassen. Sie geizt auch würcklich mit derselben: denn sie schläft ordentlich nur fünf Stunden, „und da diese Zeit nicht hinreichend ist, um ihre „Kräfte herzustellen, so ist sie manchmal, sonderlich „im Sommer, genöthigt, eine Stunde nach Tische „zu schlafen. Sie giebt sich so wenige Mühe mit „ihrem Anzuge und Putze, daß man dieselben gar

„nicht unter die Verrichtungen ihrer Tage zählen „muß. In einer Viertelstunde ist sie angekleidet, „und wenn man die Tage ausnimmt, an welchen „große Feyerlichkeiten begangen werden, so macht „der Kamm allein und ein Stückchen Band ihren „ganzen Kopfputz aus. Gleichwohl schicken sich ihre „so nachläßig hängenden Haare gut zu ihrem Ge„sichte; sie sorgt aber für dieses so wenig, daß sie „weder in der Sonne, noch im Winde und Regen, „weder in der Stadt noch auf dem Lande, eine Hau„be oder Maske trägt. Wenn sie reitet, so hat sie „keine andere Bedeckung gegen die schlimme Witte„rung, als einen Hut mit Federn: so daß ein Frem„der, der sie auf der Jagd mit ihrem Ungrischen Klei„de (Hongreline) und einem kleinen Kragen nach der „Art der Mannspersonen, gesehen hat, sie niemals „vor die Königinn halten würde. Unstreitig ist diese „Sorglosigkeit gegen ihre eigene Person etwas feh„lerhaft; hauptsächlich deswegen, weil es Gelegen„heiten geben kann, da es zu befürchten ist, daß ihrer „Gesundheit dadurch Schaden zugefügt werde. „Aber alle Sachen sind ihr nichts gegen die bren„nende Liebe zur Ehre und Tugend: und man kann „sagen, daß ihr Ehrgeiz mehr darauf geht, ihren „Nahmen durch ein außerordentliches Verdienst „glänzend zu machen, als durch Eroberungen; daß „sie ihren Ruhm mehr sich selbst, als der Tapfer„keit ihrer Unterthanen, schuldig seyn will.„

Mit diesem Bilde stimmt ein anderes sehr wohl überein, welches ebenfals von einem Augenzeugen, der Christinen oft gesprochen hat, dem P. Manner-schied, Beichtvater des Gesandten Pimentel, gegen das Ende des Jahrs 1653 entworfen worden ist. Man kann nicht sagen, daß er sie bloß deswegen gelobt habe, weil sie ihn beschenkt hatte; seine Beschrei-

bung

bung entfernet sich in den Hauptzügen von derjenigen nicht, die man damals in der Welt überhaupt von ihm machte. „Ihre Leibeslänge, fängt er an, „ist etwas unter dem Mittelmäßigen: sie hat eine „breite Stirne, große und lebhafte Augen, einen „sehr angenehmen Blick, eine Habichtsnase, einen kleinen und artigen Mund.„— Chanût, der seinem Hofe auch eine gemahlte Schilderung von ihr überschickte, sezte zu derselben noch hinzu, daß Ein Gemählde nicht zureichend sey, ihr Gesicht vorzustellen; weil es sich nach den verschiedenen Bewegungen ihres Geistes so oft verändere, daß sie in zween Augenblicken nach einander betrachtet, nicht mehr kenntlich sey; ordentlich sähe sie etwas tiefsinnig aus; aber sehr geschwinde und sehr oft gienge sie zu andern Bewegungen über; unterdessen behielte doch ihr Gesicht, so viele Veränderungen auch in ihrem Geiste vorgiengen, immer etwas Heiteres und Anmuthiges. Wenn sie etwas, das vor ihr gesagt würde, mißbilligte, welches sehr selten geschähe, so würde ihr Gesicht mit einer gewissen Wolcke bedeckt, welche, ohne sie zu verunstalten, diejenigen, welche sie ansähen, erschreckte. Der gewöhnliche Ton ihrer Stimme sey sehr lieblich, und mit so vieler Festigkeit sie auch die Worte ausspreche, so mercke man doch deutlich, daß es die Sprache eines Frauenzimmers sey; zuweilen verändere sie diesen Ton, aber ungezwungen und ohne scheinbare Ursache, um einen stärckern anzunehmen, als ihrem Geschlechte eigen ist; doch nähere er sich nach und nach seinem ordentlichen Maaße. Daß sie nicht lang ist, sagt Chanût, würde man wenig bemercken, wenn sie Frauenzimmer-Schuhe trüge, aber um in ihrem Palaste, oder auf dem Lande, desto bequemer herumgehen, auch reiten zu können, trägt sie nur eine Art von Mannsschuhen.

Dieſes war die äußerliche Geſtalt der Königinn; wir wollen noch ſehen, wie der Geiſtliche das Gemählde des Geſandten ausgebildet habe. „Ich habe „zuweilen, ſagt er, wenn ich mit ihr ſprach, beobach„tet, daß ihr Hemde voll Tintenflecke war, welche ſie „ſich im Schreiben gemacht hatte: ich habe auch zer„riſſene Wäſche an ihr geſehen. Wenn man ſie er„innern will, mehr auf ſich ſelbſt zu ſehen: ſo ant„wortet ſie, dieſe Sorge müſſe Leuten überlaſſen wer„den, welche nichts zu thun haben. Man weiß, „daß ſie anderthalb Jahre hindurch kaum jede Nacht „drey Stunden geſchlafen hat. Wenn ſie aufgeſtan„den iſt, wendet ſie fünf Stunden auf das Leſen ver„ſchiedener Schriften. Oeffentlich zu ſpeiſen, iſt für „ſie eine Quaal. Wenn ſie aber allein iſt, bleibt ſie „kaum eine halbe Stunde bey der Tafel. Sie trinckt „nichts als Waſſer; man hat ſie nie ein Wort von „dem Fleiſche ſagen hören, ob es gut oder übel zuge„richtet ſey; ſie beſtellt auch die Küche niemals. Ich „habe oft von ihr gehört, daß ſie ohne Verdruß und „Unruhe lebe, und daß ſie nichts in der Welt kenne, „was groß, ſchädlich und hart genug wäre, um die „Stille ihres Gemuths ſtören zu können. Sie rühmt „ſich, den Todt nicht mehr zu fürchten, als den „Schlaf. Mitten im Winter, wenn das Meer „ganz mit Eis bedeckt iſt, fährt ſie auf einem Schlit„ten über das Feld ſpazieren, und dieſes ſogar vier „bis ſechs Stunden des Nachts. Den Morgen be„ſtimmt ſie den Staatsangelegenheiten, und wohnt „ordentlich ihrem Rathe bey. Ich habe geſehen, „daß ſie an einem Tage, da ſie ſich zur Ader gelaſſen „hatte, eine Rathsverſammlung hielt, in welcher ſie „faſt fünf Stunden blieb. Ob ſie gleich acht und „zwanzig Tage hindurch mit einem Fieber beſchwert „war, ſo entzog ſie ſich doch den Staatsgeſchäften

„nicht

„nicht. Sie sagt, Gott habe ihr die Regierung „ihres Königreichs anvertrauet: diese wolle sie nach „ihrem besten Vermögen verwalten; und wenn es ihr „darinne nicht immer gelingen sollte, so würde sie „doch den Trost haben, daß sie sich nichts vorwer„fen dürfe.„

Christina erscheinet nun völlig als Königinn. „Die öffentlichen Angelegenheiten, schreibt Manner„schied weiter, gehen alle durch ihre Hände; ganz „allein trifft sie mit denselben eine Einrichtung und „endiget sie. Die Abgesandten und fremden Minister „pflegen ihre Unterhandlungen nur mit ihr allein, ohne „an einen Staatssecretär verwiesen zu werden. Wenn „die Gesandten bey öffentlichen Gehören Reden an sie „halten, antwortet sie ihnen allein. Es ist eine beynahe „unglaubliche Erscheinung, von welcher aber meine „Augen täglich Zeugen sind, alle jene große Feldher„ren, jene Schweden zu sehen, deren Nahmen und „Waffen ganz Deutschland zitternd gemacht haben, „wie sie gleichsam stumm und zitternd in der Gegen„wart ihrer Königinn stehen. Sie verlor ihren Va„ter, ehe sie sieben Jahre alt war. Wer hätte es „glauben sollen, daß eine siebenjährige Prinzeßinn „in einem so freyen Staate als Schweden ist, so viel „Ansehen und Gewalt erlangen würde, daß sie allein „regieren könnte, ohne von irgend jemandes Rath„schlägen abzuhängen, ohne selbst von jemanden re„giert zu werden? Sie will von allem, was die Re„gierung des Reichs betrifft, eine Kenntniß haben. „Sie hat alle Traktaten gelesen, welche diese inner„lichen Angelegenheiten angehen, ob gleich deren sehr „viele und darunter sehr weitläuftige sind. Ich weiß, „daß sie einen von diesen Traktaten auf acht und „zwanzig Bogen erhielt: sie las ihn, und erklärte „ihn einem Gesandten auf lateinisch, in einer sehr

„kurzen Zeit. Sie liebt alle Nationen, indem sie „die Tugend überall hochschäzt, wo sie dieselbe antrifft. „Darauf allein ist ihre Aufmerckſamkeit gerichtet. Sie „sagt, die Welt bestehe nur aus zwo Nationen: die „eine machten die rechtschaffenen Leute aus; die an„dere die schlimmen; sie liebe die erstere, und verab„scheue die andere, ohne auf die verschiedenen Nah„men zu sehen, durch welche man die Völcker unter„scheidet.„

Noch einmal läßt er sie als eine Privatperson se„hen. „Sie kann den Gedancken, sich zu verheyra„then, nicht vertragen: weil sie frey gebohren ist, „sagt sie, will sie auch frey sterben. Im ordentli„chen Umgange ist sie so vertraulich, daß man sie „nicht einmal vor ein vornehmes Frauenzimmer, ge„schweige denn vor eine Königinn halten sollte. Sie „redet die Personen, mit welchen sie sich unterhalten „will, zuerst an, nimmt sie bey den Händen, zieht „sie durch Stichelreden auf, lacht und scherzt mit „einer ungemeinen Offenherzigkeit. Doch zu gleicher „Zeit flößt sie so viele Ehrerbietung ein, daß man in „ihrer Gegenwart eben so furchtsam ist, als es Kin„der seyn würden. Wenn sie mit ernsthaften Ange„legenheiten umgeht, so weiß sie eine majestätische „Miene anzunehmen, welche den kühnsten Men„schen einnehmen würde. Ich habe sie in einem Au„genblicke von einer vertrauten Unterredung zu dem „ernsthaften Anstande übergehen sehen, welcher der „königlichen Majestät gemäß ist, das ist von einem „Aeußersten zum andern; so daß ich kaum meinen „eigenen Augen trauete. Selbst Herr Pimentel, „der doch täglich um sie ist, gesteht, daß sie, wenn „er von wichtigen Geschäften mit ihr spricht, ganz „von sich selbst verschieden und ihm kaum kennbar „sey. Sie hat Ehren-Damen an ihrem Hofe; aber

„mehr

„mehr zur Pracht als zu ihrem Dienste: sie scheinet „wenig Achtung gegen sie zu haben, und geht nur „mit Mannspersonen um. Sie zeigt die Stärcke „ihrer Beurtheilung in den Ausfertigungen, welche sie „anordnet, und in Ansehung welcher sie so eifersüch„tig auf ihre Gewalt ist, daß sie sich keines Beystan„des bedienet. Sie beschäftiget ich weiß nicht wie „viele Geheimschreiber, welche kaum alle Briefe „schreiben können, die sie ihnen in die Feder sagt, „die sie auch ganz allein durchsieht und verbessert. „Sie ist so freygebig, daß, wenn man sagen darf, „sie halte in irgend einem Stück das Maaß nicht, „solches von den Geschencken wahr ist, welche sie ver„schwendet. Die Geseze der Gerechtigkeit beobach„tet sie heilig. Daher sagt sie auch, sie habe nur „sehr selten Verbrechern, die den Todt verdient hätten, „das Leben geschenckt, ob sie gleich niemals jemanden „zur Todes-Strafe verurtheilt habe, über den sie „nicht Thränen vergossen hätte. Sie hält ihr Ver„sprechen unverbrüchlich. Nichts ist schöner, als „ihre Urtheile über alle Arten von Materien. Ihre „Gütigkeit ist so groß, als alle ihre übrigen Tugenden, „wie es alle Fremden erfahren, indem keiner an ihren „Hof kommt, den sie nicht sehr gnädig aufnähme. „Es mangelt dieser bewundernswürdigen Köni„ginn, (sezt endlich dieser Geistliche der Römischen „Kirche hinzu,) nichts als die wahre Religion; al„lein ohngeachtet meiner häuffigen Unterredungen, „habe ich sie doch hierauf nicht bringen können. Sie „ist durch die Grundgeseze des Reichs gebunden, „dessen Königinn sie nicht mehr seyn könnte, wenn „sie ihre Religion veränderte.„

So betrachtete die Welt die Königinn Christina auch mitten unter ihren Fehlern, die von mir nicht vergessen worden sind, als sie im Jahr 1654. die Regierung

gierung ihrem bestimmten Nachfolger übergab. Mit dieser seltenen und großmüthigen, obgleich nicht unerwarteten Handlung, geht ihr neues Leben an, das nicht weniger merckwürdig ist als dieses königliche von zehn Jahren, und das eben deswegen nach seinem Ursprunge und ganzen Umfange, in der künftigen Fortsezung dieser Lebensbeschreibung allein gestellt zu werden verdienet. Wirft man aber noch vorher einen Blick auf den Thron, welchen sie zu verlassen im Begriff ist, so wird man sie sehr ungerne von demselben herabsteigen sehen. Sie hatte ihrem Reiche den rühmlichsten und sichersten Frieden verschafft, seine Gränzen erweitert, es blühend und furchtbar gemacht, ihm gute Geseze gegeben, die Wissenschaften und Künste darinne mehr als man sagen kann, aufgemuntert, ihre Unterthanen geschüzt und geliebt, ihr Land mit den Verdiensten und Schätzen der Ausländer bereichert, seinen mächtigsten Feind und seinen gefährlichen Nachbar gedemüthigt; sie war eine Stüze der Protestantischen Religion, die Liebe ihres Volcks und die Bewunderung von ganz Europa geworden. Was hätte der weiseste und gütigste König in so wenigen Jahren seiner Jugend mehr für sein Reich und für sich selbst thun können.

ENDE
des zweyten Theils.

Verbesserungen

zum ersten Theile.

S. 9. Z. 6. statt dem Gebiete beyder Völcker, lese man, dem Gebiete der Römischen Bundsgenossen und der Carthaginenser.

S. 18. Z. 4. sind die Worte, und glühendes Bley, wegzustreichen.

S. 34. Z. 23. statt ritte, lies rückte.

S. 46. von der 23sten Zeile an, ist in den Reden des Maharbal statt Sie allemal zu setzen Du.

S. 76. Z. 12. statt Er lese man Hannibal.

S. 131. Z. 16. ist vor zu einzurücken: sich.

S. 161. Z. 8. ist statt währe zu lesen währet.

S. 213. u. S. 214. ist statt Hunnen zu lesen Ungarn.

S. 224. Z. 20. ist vor edeln einzurücken: einer.

— — Z. 22. statt Franckreich lies Lothringen.

S. 231. Z. 10. ist statt Römischer zu lesen: Deutscher.

S. 375. Z. 16. statt Juwelen lies Edelgesteine.

S. 379. Z. 15. ist nach sahe einzurücken: dabey.

S. 381. Z. 10. statt mercklicher lies mercklichster.

S. 382. Z. 5. ist statt zuthätiger zu lesen gutthätiger.

— — Z. 34. statt war lies waren.

— — Z. 35. u. S. 383. sind die Worte: bey Ludwigen war es ein ungemessener Ehrgeiz, dergestalt zu verbessern: bey Ludwigen war ein ungemessener Ehrgeiz jeder fürstlichen Tugend hinderlich.

Zum

Zum zweyten Theile.

S. 2. Z. 32. statt bewundernswürdigen lies beneidenswürdigen.

S. 71. ist durch ein Versehen aus einem Stücke des Textes eine Anmerckung gemacht worden, die unter demselben steht.

Ebendas. Z. 15. ist statt begleitete zu lesen bekleidete.

Den größten Theil dieses Bandes habe ich, da ich dieses schreibe, noch nicht abgedruckt gesehen.

Digitized by Google

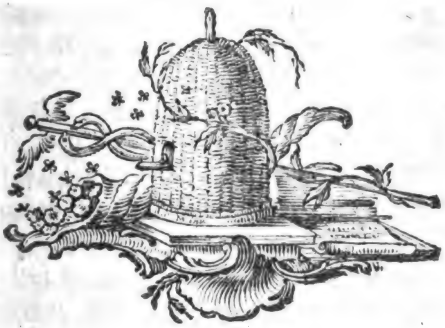
HENRICUS WILHELMUS
COMES DE BENTINCK

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Dritter Theil.



Berlin,
verlegts August Mylius
1769.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Vorrede.

Meine Leser können es schon zum voraus sehen, daß ich hier von mir selbst reden werde. Hier, in der Freystätte einer Vorrede, kann der Schriftsteller mit einem guten Anstande sagen, wie viel er bereits gethan habe, und noch künftig zu thun im Stande sey: er behält hier gegen seine Tadler allemal und in allen Stücken Recht; und überhaupt macht er an diesem Orte seine Leser auf eine geschickte Art mit sich selbst bekannt: alles nur in der unschuldigen Absicht, damit sie ihm und seinen Schriften desto mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich glaube unterdessen eine besondere Verbindlichkeit zu dieser Vorrede eingegangen zu haben; so ungerne ich auch sonst mich selbst, zumal von einem Wercke, in welchem große Männer aufgestellt werden, zeige.

Ungerne — das ist wohl nicht aufrichtig gesprochen, sagt man, da Sie sich sogar mitten in das Leben berühmter Männer eingeführt haben, und ihnen zur Seite getreten sind. Ich gestehe es, dieser Vorwurf war mir unerwartet, und vielleicht wird es meine Antwort noch mehr seyn, daß ich diesen Schritt aus Bescheidenheit gethan habe. Doch es ist nüzlicher, daß diese Frage in eine allgemeine verwandelt werde. Ist es einem Biographen niemals erlaubt, in seinen Lebensbeschreibungen von sich selbst zu sprechen? Oder darf er es nur nicht auf eine unschickliche Art thun? nicht zugleich es mercken lassen, daß er für seine eigene Person eingenommen sey? Ist ihm dieser Einfall überhaupt eben so wenig zu verzeihen, als man es dem Schauspieler vergiebt, wenn er, an Statt die Rolle eines Königs zu spielen, sich selbst sehen läßt, und dadurch den Zuschauer entweder zum Lachen oder zur Verachtung gegen sich nöthiget?

Wenn man hier auf nichts weiter sehen will, als auf den Uebelstand, den die Zusammensezung eines großen Mannes mit einem Schriftsteller, der auf keine Weise mit ihm verglichen werden kann, verursacht; und wenn man es als ausgemacht annimmt, daß sich dieser zu einer solchen Gesellschaft in keiner andern Absicht dränge, als um bey Gelegenheit seiner Lebensbeschreibung auch etwas Ruhm zu erhaschen, oder wohl gar Umstände seines Lebens mit einzuflech-

ten;

ten; so ist das Urtheil leicht ausgesprochen: er begeht einen großen Fehler, einen desto größern, je weniger man es an Schriftstellern vertragen kann, daß ihnen ihre Person wichtiger sey, als die Materie, von welcher sie uns unterhalten wollen. Derjenige, welcher lehrt, widerlegt, die Geschichte seiner Zeit erzählt, an derselben einigen Antheil gehabt hat, der sich endlich wider gewisse Beschuldigungen ausführlich zu vertheidigen sucht; ein solcher Schriftsteller hat nicht nur die Erlaubniß, uns nach Gutbefinden seine Denckungsart und sein Leben vorzustellen: er muß es sogar thun, wenn er uns in den Stand sezen will, seine Fähigkeiten und Absichten richtig zu beurtheilen. Schildert er hingegen einen Helden, einen großen Geist ab, und zeichnet sich selbst in Pygmäen-Gestalt neben denselben hin: so scheinet es, er suche die Welt durch diesen seltsamen Contrast auf seine eigene Kosten zu belustigen.

Aber heißt denn dieses allemal sich mit demjenigen, dessen Leben man beschreibt, in Vergleichung sezen, und zugleich mit ihm glänzen wollen, wenn man zuweilen hinter ihm hervorblickt, um in dieser Stellung etwas zu sagen, was entweder zu seiner Geschichte gehört, oder durch dieselbe ungezwungen veranlaßt wird? Es heißt oft weiter nichts als dieses: So dencke ich über diese Handlung, Rede oder Schrift; nach solchen Grundsäzen, glaube ich, müssen sie gerich-

tet werden. In der That sagt dieses ein jeder critischer Biograph; wenn er seine Urtheile nicht durchaus zu allgemeinen vorschreiben will, so haben sie nur die minder stolze Bedeutung, daß dieses, nach seiner Einsicht, der wahre Werth der Sache sey. Drückt er nun dieses auch völlig durch das theure Ich aus, das schon unter seinen Urtheilen verborgen liegt: so geht weiter keine andere Veränderung vor, als daß der Leser erinnert wird, er höre nur Einen Mann urtheilen, und dürfe sich durch die Zuversicht, mit welcher er solches thut, nicht hinreißen lassen. Ein solcher Egoismus ist sehr weit von demjenigen unterschieden, von welchem Büßy „Rabütin ein so eckelhaftes Beyspiel gab. Er kann sogar aus Bescheidenheit entspringen. Der Biograph sagt: „Ich würde dieses oder jenes „nicht thun; so würde ich gehandelt haben.„ Er konnte dafür schreiben: „Diese Aufführung ist „selbst an einem großen Manne, in einem Zeit„alter von ganz fremden Sitten, fehlerhaft„— oder etwas dergleichen. Allein er fürchtete sich, so allgemein, im Nahmen der feinern und klügern Welt zu sprechen; vielleicht würden manche Mitglieder derselben mit ihm nicht einstimmig dencken, zumal wenn er Gesinnungen an den Tag legt, die nicht in jedem Grade und unter jeden Umständen gebilligt werden, oder ausgeübt werden können; wenn es ein Mann von außerordentlichen Gaben ist, dessen Handlung ihm nicht gefällt. Er bekennet also nur, was

seine Meinung darüber sey, und indem er sich aller besondern Einschränckungen bewußt ist, in welchen er denckt und schreibt, will er nicht das Ansehen haben, als wenn er seine Leser in eben dieselben hinein zu zwingen versuchte. Spricht er noch dazu selten in seinem eigenen Nahmen; merckt man, daß er wohl immer gewisse Ursachen haben dürfte, wenn er nur persönlich und vereinzelt urtheilet: so kann er weder in den Verdacht der Eigenliebe kommen, noch in seinen Lebensbeschreibungen selbst, gegen diejenigen gehalten, die er aufführet, einen poßierlichen Abfall verursachen.

Es giebt noch einen andern Fall, in den er gerathen kann. Ein Fürst hat ein Gebäude gestiftet, das noch übrig ist. Sein Biograph hat dasselbe gesehen, und sogar darinne gewohnet; oder er hat sich einst bey einem Denckmale verweilet, das eben diesem Fürsten zu Ehren errichtet worden ist, und dieser Gedancke rühret ihn noch. Warum sollte er dieses nicht auch sagen? Es gehöret ja zu der Geschichte des Andenckens von diesem Fürsten; es giebt demselben das frische Ansehen der Neuigkeit. Daran denckt der Schriftsteller gar nicht, daß dergleichen Nachrichten aus seinem Leben ihrer selbst wegen verdienen sollten in das Leben des Fürsten eingewebt zu werden; aber sie hängen einigermaaßen mit diesem zusammen: und das ist ihm genug.

Ich zweifle kaum, daß sich nicht noch mehrere natürliche Gelegenheiten finden möchten, bey

[illegible] [illegible] [illegible] [

Affecte zum Proverbium, wie der Affe mit dem Hintern zu Gaste. Der Affe hat seinen Schwanz nicht umsonst. Affen und Bären sind Gesellen. Affen und Bären sind Vettern. Affen und Bären sind Verwandte. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen. Affen und Bären sind Verwandte, sie kennen einander am Tanze, sie kennen einander am Schwanze, sie kennen einander am Hintern, sie kennen einander am Gesichte, sie kennen einander am Bauche, sie kennen einander am Kopfe, sie kennen einander an den Füssen, sie kennen einander an den Händen, sie kennen einander an den Ohren, sie kennen einander an den Augen, sie kennen einander an den Nasen, sie kennen einander an den Zähnen, sie kennen einander an den Ellenbogen, sie kennen einander an den Knien, sie kennen einander an den Waden, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Lenden, sie kennen einander an den Hüften, sie kennen einander an den Schenkeln, sie kennen einander an den Armen, sie kennen einander an den Schultern, sie kennen einander an den Brüsten, sie kennen einander an den Rippen

auch ein solches Gesetz nicht ausgeschlossen sei, zu
zeigen und zu prüfen. 43 Der Satz, daß
das Gesetz der Erhaltung der Kraft auch
auf die Kräfte der Organismen Anwendung
finde, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 44 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 45 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 46 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 47 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 48 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 49 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft. 50 Der Satz, daß die Kräfte der Organismen dem Gesetze der Erhaltung der Kraft unterworfen sind, ist ein Grundsatz der Naturwissenschaft.

jemals nöthig, dieſe ſtrengere Methode noch einigermaaßen aufrecht zu erhalten, damit ſie der überhandnehmenden Gewohnheit, mit Vorbeygehung der eigentlichen hiſtoriſchen Quellen, die Geſchichte aus großen und kleinen Syſtemen der Neuern zu ziehen, und ihre Verſchönerungen, Einfälle und Urtheile vor die Begebenheiten ſelbſt auszugeben, damit ſie dieſem ſchädlichen Mißbrauche Einhalt thun, ihn nachdrücklich beſchämen könne. Sie iſt auch bey gewiſſen Gelegenheiten faſt unentbehrlich: in ausführlichen Wercken von der möglichſten Vollſtändigkeit, welche einen critiſchen Sammelplatz für die Geſchichte ausmachen können; bey der Ausgabe hiſtoriſcher Arbeiten ſolcher Schriftſteller, die man öfters weit von ihren Quellen in der Irre angetroffen hat; außerdem bey Materien aus der Geſchichte, die noch wenig aufgeklärt worden ſind, und vornemlich bey denjenigen, über deren Vorſtellung die Kenner ſelbſt noch ſtreiten.

Es iſt vom Anfange dieſes Wercks her mein Vorſaz geweſen, in den leztern der angeführten Fälle, eine gleiche Genauigkeit in Anſehung der gebrauchten Schriftſteller zu beobachten: und vielleicht ſieht man künftig mehrere Beyſpiele davon, als die bisherigen Lebensbeſchreibungen veranlaßt haben. Ueberall meine Zeugen herbey zu führen, forderte die Abſicht dieſes Wercks nicht; ſie wären ſogar demſelben beſchwerlich geworden. Sobald ich mich ihrer bedienen wollte, mußten ſie entweder auf allen Seiten, oder gar nicht erſcheinen; ſie mußten gegen einander gehalten, ihre Widerſprüche, aber auch die Urſachen angemerckt werden, woraus dieſelben entſtanden ſeyn mögen, und warum einer unter ihnen mehr Glauben verdiene als der andere. Dieſe und andere ähnliche Erörterungen gehörten

so wenig in den Entwurf meiner Biographie, daß ich mich vielmehr an der allgemeinen Anzeige und Beurtheilung der Quellen dieser Geschichte begnügen mußte. Und wenn nur die historische Richtigkeit dieses Buchs keine zu mercklichen Flecken hat: so reuet es mich nicht, ihm diese Einrichtung gegeben zu haben. Ueber meine Urtheile von großen Männern mag man immerhin mit mir uneinig seyn: hierinne ist nicht leicht eine völlige Uebereinstimmung zu hoffen. Aber wenn man mich beschuldigt, daß ich die Zeugen der Geschichte nicht genugsam gehöret, die darüber bereits angestellten Untersuchungen nicht genüzt, der Wahrheit nicht getreu geblieben bin, oder sie nicht zum vortheilhaftesten abgebildet habe: alsdenn erst bin ich durchaus genöthiget, alles zu beantworten, und ich darf mich der Arbeit nicht entziehen, alle Schriftsteller, die man mir entgegen sezt, oder entgegen sezen könnte, gelassen zu befragen und zu prüfen.

Es ist aus eben dieser ehrerbietigen Achtung gegen die Wahrheit und gegen alle Mittel sie zu finden oder zu zeigen geschehen, daß ich seit einiger Zeit auf diejenigen Schilderungen, mit welchen man gemeiniglich Lebensbeschreibungen berühmter Männer beschließt, einen Verdacht geworfen habe, ob sie auch diese Stelle verdienen, oder nicht vielmehr gewaltsamer Weise von derselben Besiz genommen haben? Ich weiß wohl, daß die meisten Schriftsteller, welche sie anbringen, hier hauptsächlich ihre Kunst zeigen und glänzen wollen; daß manche Leser sie hier gleichsam erwarten, um zu sehen, wie geschickt sie sind, ein recht treffendes Gemählde im Kleinen zu verfertigen. Allein es scheinet damit fast eben so zu gehen, als mit dem Geschmacke derer, die, weil sie keine Kenner der Mahlerey

lerey sind, an den Bildnissen nur die Aehnlichkeit und die lebhaften Farben bewundern, wenn ihnen gleich der Künstler die schlechteste Stellung gegeben hat.

Eine besondere Lebensbeschreibung eines Helden oder eines andern Ruhmvollen Mannes wird eben in der Absicht aufgesezt, um das Unterscheidende und Eigenthümliche desselben so kenntlich zu machen, als es nur die Nachrichten erlauben, die man von ihm finden kann. Je weiter er im Dencken, Handeln, Reden oder Schreiben fortrückt, desto deutlicher bildet sich sein Charakter aus: man läßt ihn sterben, und nunmehro liegt er ganz vor uns, so starck gezeichnet, daß wir ihn unter allen andern berühmten Männern nicht verlieren werden. Wäre es aber durchaus nothwendig, noch am Ende seiner Lebensbeschreibung eine vollständige Abbildung von ihm zu entwerfen, was würde man von jener urtheilen müssen? Vielleicht eben dasjenige, was einem Gemählde gebühret, über welches man schreiben muß, was es vorstelle. Daher wissen auch die Biographen des Alterthums nichts von den abgesondert stehenden Charakteren, welche die neuern Französischen Schriftsteller, nach einem feyerlichen *Ainsi mourut*, oder etwas dergleichen, zur Ehre ihres Witzes zu zeigen pflegen. Jene, unsere alten Führer, lehren uns darum die großen Männer nicht weniger vollständig und richtig in ihrem Geiste und Herzen kennen, indem sie ihnen entweder durch ihr ganzes Leben

bey allen merckwürdigen Auftritten nachgehen, oder auch wohl die Züge ihres sittlichen Bildes einzeln fassen, um sie durch Beyspiele zu erleuchten. Man sehe unter andern das herrliche Leben des **Agricola** vom **Tacitus** an. **Agricola** ist todt; aber der Geschichtschreiber hat auch nicht bis dahin gewartet, um uns mit ihm genau bekannt zu machen. Vielleicht, sagt er, ist die Nachwelt noch begierig, die äußerliche Gestalt des großen Mannes zu sehen: er braucht nur wenige Worte, dieses Verlangen zu befriedigen. Noch preiset er ihn glücklich, durch seinen Tod traurigern Zeiten entgangen zu seyn. Dieses giebt zu einer rührenden Vergleichung Gelegenheit: der persönliche Antheil, den **Tacitus** an seinem Verluste nahm, kommt hinzu, und ein kurzes Lob, voll großen Ausdrucks, verspricht dem **Agricola** die Bewunderung aller Zeiten.

Wir, die wir da zu charakterisiren anfangen, wo die Alten aufzuhören gewohnt waren, sezen uns dadurch nicht allein dem Vorwurfe aus, etwas Ueberflüßiges zu unternehmen; wir vermeiden dabey auch selten die Gefahr, auf falsche Abwege zu gerathen. Alles, was man in dem Leben eines Verdienstvollen Mannes zu suchen hat, ist gesagt: und gleichwohl soll sein Bild noch besonders abgezeichnet werden. Daraus entsteht die Bemühung, seinen Helden auf die feinste Art zu loben, dem Leser noch viel Unerwartetes zu melden, ihn in Erstaunen zu sezen, ein Original, dem in der Geschichte nichts gleicht, zu verfertigen.

Es gelingt uns: nach und nach steigt ein sogenannter Charakter empor; aber er gehört dem Schriftsteller zu, nicht demjenigen, dessen Leben er beschrieben hat. An statt bloß den historischen Beweisen oder Spuren zu folgen, hat sein Witz und seine Beredsamkeit noch vieles dazu erfunden; dieses neue Bild fällt gleichsam vom Himmel, und die Leser der Lebensbeschreibung kennen es nicht.

Unterdessen darf doch nicht geleugnet werden, daß es Fälle gebe, da auch noch am Ende einer Lebensbeschreibung solche besondere Schilderungen nüzlich angebracht werden können; da man sie sogar vermissen würde. Man hat in dem Leben selbst für manche Züge keine schickliche Stelle gefunden. Andere sind nicht deutlich oder richtig genug, wenn sie nicht mit mehrern an Einem Orte gesammlet werden. Die Länge und die Verwickelungen einer Lebensbeschreibung können es ebenfals anrathen, daß das allgemeine Bild aus derselben herausgezogen, und besonders aufgestellt werde. Aber wenn es nun einmal mitgetheilt wird, ohne daß es der Leser eben erwartet hat: so wollen wir es wenigstens mit aller Schärfe und mißtrauisch gegen das Leben selbst halten, um nicht den wahren Begriff, den wir uns bereits aus der Geschichte gemacht hatten, durch Kunst wieder zu verlieren.

Doch zu lange schon bleibe ich in der Vorrede stehen, an Stait daß ich meine Leser zur Ge-

schichte selbst führen sollte. Ich thue dieses sogleich, indem ich verschiedene Anmerckungen, die ich noch als Erläuterungen über die ersteren Theile, und über meine Arbeit überhaupt, beyzufügen im Begriff war, der Vorrede des folgenden Theils, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, überlasse. Nur dieses einzige bitte ich noch meine Leser zu glauben, daß ich die Schwierigkeiten immer mehr empfinde, welche mit Lebensbeschreibungen aus der neuern und insonderheit aus der Deutschen Geschichte verbunden sind: und daß die Bequemlichkeit, vortreffliche Lebensbeschreibungen in dem Alterthum zu finden, die mit weniger Veränderung gebraucht werden können, meine Wahl keineswegs auf die alte Geschichte geleitet hat. Sie ist bisher fast bloß durch eine gewisse Neigung gegen diejenige, welche ich beschrieben habe, regiert worden, und wird künftig noch mehr den Geschmack und das Verlangen meiner Leser zu Rathe ziehen, die ich deutlicher zu erfahren wünsche. Wittenberg, am 1sten May des Jahrs 1770.

Fort-

Verfügung, mit Rücksicht
bei Gebrauch der Schießgewehre
Christian.

Wir von Gottes Gnaden, Herzog zu Holstein, Schleswig, Stormarn und der Dithmarschen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst, thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir, nachdem Wir Uns bewogen gefunden haben, Unsern Unterthanen, welche Schießgewehre führen, Unsere Gnade und Gunst dadurch zu bezeigen, daß Wir ihnen, unter gewissen Bedingungen, das Schießen mit Kugeln auf Unsern Feldmarken, Gehölzen und Jagden, wie auch auf den Feldmarken, Gehölzen und Jagden Unserer Unterthanen, mit Ausnahme der Feldmarken, Gehölze und Jagden derjenigen Unterthanen, welche Uns in Unserer Landesherrlichen Gerechtigkeit, Jagden zu halten, gestört haben, gestatten wollen, Wir Uns dennoch, um Unsere Unterthanen vor Schaden und Gefahr zu bewahren, veranlaßt gesehen haben, Unsere Verordnung vom 1. Februar 1805, die Jagd betreffend, in Ansehung des Schießens mit Kugeln, dahin zu ändern, daß Wir, wie hiermit geschieht, verordnen und befehlen, wie folgt:

ren reichlich ausgerüstet, die Herrschaft eines ruhigen und blühenden Reichs, um welches er sich schon die größten Verdienste erworben hat, einem Nachfolger übergeben hätte, zu welchem ihn weder die heftigste Liebe, noch eine väterliche Sorgfalt, ihm den Besiz der Crone zu versichern, zogen — soll man etwan sagen, daß ein so außerordentlicher Gedancke nur bey einem Frauenzimmer habe entstehen können? Die Auflösung würde unzulänglich, vielleicht auch zu gewaltsam seyn: und **Christinens** Geschichte enthält weit ungezwungenere.

Sie hatte diesen Entschluß acht Jahre hindurch überlegt, und seitdem sie denselben im Jahr 1651. bekannt gemacht hatte, war sie niemals wieder davon abgewichen. Wenigstens ist er also nicht die Frucht einer leichtsinnigen Unbeständigkeit gewesen, die ihrem Geschlechte so oft vorgeworfen wird. Höret man sie selbst die Ursachen desselben angeben, so waren es noch immer, wie in dem gedachten Jahre, die Bemühungen für die Ruhe und das Wohl ihres Reichs, welches, wie sie sagte, leicht gestört werden könnte, wenn erst nach ihrem Tode ihr bestimmter Nachfolger den Thron besteigen sollte. Diese Furcht scheint eben nicht sehr wahrscheinlich gewesen zu seyn, da der **Prinz von Schweden** so feyerlich zum Erben des Reichs war erklärt worden. Und wenn dieser Bewegungsgrund für die Königinn allein entscheidend war, so hätte die Liebe zu ihren Unterthanen auch starck genug seyn müssen, um durch ihre Vermählung mit dem Prinzen allen solchen Besorgnissen vorzubeugen. In ihren spätern Jahren gab sie noch außerdem vor, daß die Neigung zur Römischcatholischen Religion sie vorzüglich dazu angetrieben habe, der Regierung zu entsagen. Allein dieses hat noch weniger Wahrscheinlich-

keit

keit für sich, wie man in der Folge deutlich sehen wird; wenn gleich ihr Uebertritt zu jener Religion mit zu dem Entwurfe gehörte, den sie sich ausgedacht hatte. Die Menschen glauben sich keineswegs der Falschheit schuldig zu machen, wenn sie gewisse ihrer Nebenbetrachtungen, die ihrem Verstande oder Herzen zur Ehre gereichen können, öffentlich an die Stelle ihrer Haupt-Absicht sezen.

Ruhmbegierde und Ehrgeiz gehörten so sehr unter die herrschenden Leidenschaften der Königinn Christina, daß ein Mann von vielem Verstande sie auch vor die vornehmsten Quellen des Vorsazes, von welchem hier die Rede ist, gehalten hat. Beyde, sagt er, wurden durch die Staats-Verfassung von Schweden und durch die Erschöpfung der Schätze dieses Reichs eingeschränckt; da sie hingegen außerhalb demselben sich freyer ausbreiten konnten: und würcklich hat man aus einigen großen Aussichten und Unternehmungen der Königinn gesehen, warum sie sich ihrer Hoheit begeben hat, nemlich um durch die Stärcke ihres Geistes eine noch ansehnlichere zu erlangen. Sie hoffte sich mit dem Römischen Könige Ferdinand IV. zu vermählen, ihm den Besiz der Herzogthümer Bremen und Verden zu verschaffen, und dereinst sowohl ihn als das deutsche Reich zu regieren. Allein der Todt dieses Herrn im Jahr 1654. zernichtete ihr ganzes Vorhaben.— Man kann hierauf antworten, es sey noch nicht anders als durch Muthmaaßungen bewiesen worden, daß sie dieses Vorhaben würcklich gefaßt hat, und noch dazu durch schwache Muthmaaßungen, die aus dem Ansehen des Spanischen Gesandten bey der Königinn, und aus dem Aufenthalte eines kayserlichen Kriegsbedienten an ihrem Hofe entstanden, von jeder andern Seite aber unwahrscheinlich

werden. Ein Thron, wie damals der Schwedische war, konnte gewiß einen mehr als gemeinen Ehrgeiz befriedigen; zumal da Christina keine Kriege und Eroberungen zum Unterhalte für den ihrigen verlangte. Unterdessen ist es immer glaublich, daß die Hoffnung, von der Welt wegen eines so unerwarteten Entschlusses bewundert zu werden, sie in demselben ungemein gestärckt habe.

Allein die Neigung zu einem ganz ungebundenem Leben, in welchem sie sich den Wissenschaften und schönen Künsten, jeder Art von Geschäften oder Ergözlichkeiten bloß nach ihrer Wahl ergeben könnte, und der daraus entsprungene Ueberdruß an den Sorgen und Arbeiten der Regierung, davon die meisten für einen so lebhaften Geist zu trocken waren, alle aber ihr die Freyheit benahmen, von ihrer Zeit nach eigenem Gefallen einen Gebrauch zu machen; beydes hat allem Ansehen nach zuerst der Königinn den Vorsaz eingegeben, sich in eine Freyheit zu sezen, die sie auf dem Throne selbst vermißte, und die er in der That nicht in sich faßt. Sie gestand selbst, daß sie müde sey, immer von einerley Angelegenheiten zu hören, und sie sezte hinzu, sie müsse, um ihren Eckel zu vertreiben, den Umgang mit Gelehrten wieder hervor suchen. Als eines Tages zween ihrer Geheimschreiber in ihr Gemach traten, um ihr gewisse Schriften zur Unterzeichnung zu überreichen, sagte sie in Gegenwart des Prinzen Carl Gustav, sie glaubte den Teufel selbst zu sehen, wenn sie diese Leute erblickte; sie werde daher die Regierung in kurzem an denjenigen abtreten, der Stärcke und Fähigkeit genug besize sie zu verwalten, da ohnedieß Schweden einen König brauche, der sein Kriegsheer selbst anführen könne. Man merckte sogar eine gewisse Schwermuth an ihr, welche schlimme Folgen befürchten ließ.

Dazu

Dazu kam vermuthlich auch die Betrachtung, daß der große Aufwand, den sie bisher gemacht hatte, nicht länger mit ihren Einkünften bestehen könne: und sie scheinet es vor härter gehalten zu haben, denselben einzuschräncken, als den Stand selbst zu verlassen, in welchem sie sich so glänzend und freygebig gezeigt hatte. Vielleicht machte auch die Unzufriedenheit eines großen Theils ihrer Unterthanen einen stärckern Eindruck bey ihr, als es öffentlich bekannt geworden ist. Ob sie würcklich geglaubt habe, wie einige behaupten, ihr Ruhm sey zu einer solchen Größe aufgewachsen, daß er weiter keiner Zunahme fähig sey, und daß sie einen Theil desselben verlieren könne, wenn sie noch länger regierte, dieses ist zwar schwer zu beantworten; im Grunde aber würde es eine irrige Vorstellung gewesen seyn. Hieher kann man noch die Muthmaaßung rechnen, daß Christina ihre Unterthanen nur kriegerisch, aber zu den schönen Wissenschaften und edlern Künsten ungeschickt gefunden habe, und eben deswegen nicht mehr über sie habe herrschen wollen: ein Urtheil, welches demjenigen ziemlich nahe kommt, nach welchem ehemals der Rhein die Scheidewand des Wizes und guten Geschmacks seyn sollte.

Man mag von allen diesen Bewegungsgründen annehmen welchen man will, so kann keiner vor hinlänglich gehalten werden, um die Niederlegung der Crone zu rechtfertigen. Daß eine junge Königinn, voll Feuer, Scharfsinn und feinem Gefühl, die seit ihrem siebzehnten Jahre die Staatsgeschäfte mit allem Eifer verwaltet hat, derselben nach einer Regierung von zehn Jahren überdrüßig geworden ist, war sehr natürlich. Alle Fürsten, welche sich der Angelegenheiten ihres Landes ernstlich annehmen, werden bald von denselben ermüdet, und haben eine häuffige Erholung nöthig:

sie fallen denen am ersten zur Last, welche keine von Christinens Gaben besizen. Aber sollte darum auch der Gedancke bey ihnen aufsteigen, sich völlig von dem Throne zu entfernen, um diese Bürde abzuschütteln? Nein, die Verbindlichkeit und Pflicht, welche sie auf sich genommen haben, die Liebe, die sie ihren Unterthanen schuldig sind, und die Betrachtung der hohen Verdienste, welche sie sich um dieselben erwerben können; dieses zusammen genommen muß jenen Eckel weit überwiegen. Christina hatte noch weniger als andere Regenten Ursache, sich von ihrem Ueberdruße besiegen zu lassen. Ihr Geist konnte alles geschwind übersehen, und desto leichter richtige Entschließungen fassen, ohne daß sie den größten Theil ihrer Zeit darauf hätte verwenden dürfen. Wenn sie also bloß aus Widerwillen gegen die Geschäfte sich der Regierung entschlagen hätte, so würde sie alles vergessen haben, was sie ihrem Reiche schuldig war.

Eben so wenig konnte sie von dieser Obliegenheit ihre Liebe zu gelehrten und wizigen Beschäftigungen loßbinden. Zu diesen blieben ihr noch Stunden genug übrig: und wie viele Fürsten haben nicht auf dem Throne selbst, keineswegs zum Nachtheil ihrer Regierung, einen vertrauten Umgang mit den Wissenschaften unterhalten? Sie hätte freylich, wenn sie noch ferner regieren wollte, ihre Pracht und die unzählichen Geschencke, welche sie zu vertheilen gewohnt war, aufheben müssen; aber da sie durch eine Freygebigkeit, welche der Verschwendung nicht unähnlich saze, sich in diese Nothwendigkeit gesezt hatte, so war sie verbunden, den Schatz der Crone, den sie so sehr verringert hatte, durch eine kluge Haushaltung wieder zu füllen, nicht ohne Hülfe im Stiche zu lassen. Merckte sie unter ihren Unterthanen einiges Mißvergnü-

gnügen, so konnte sie allerdings keiu leichteres Mittel dagegen wählen, als sie zu fliehen; allein das rühmlichste war vielmehr, ihren Klagen abzuhelfen. Und wenn sie glaubte, daß Geschmack, Witz und Gelehrsamkeit noch nicht genug unter ihnen ausgebreitet wären; wer anders als ihre Königinn konnte sie nach diesen Absichten bilden? Noch sieht man also nicht, wie Christina vertheidigt werden könne, daß sie die Regierung niedergelegt hat, welche sie mit so vieler Ehre zu führen im Stande war. Freyheit und gelehrte Beschäftigungen dem Throne selbst vorzuziehen, hat zwar das Ansehen der Großmuth; aber es ist ein größeres und wahreres Verdienst, wenn man herrschende Neigungen seinen vornehmsten Pflichten aufopfert. Tadeln konnte man vielmehr die Königinn, daß sie die ruhige Verfassung von Schweden störte, eine schon damals wahrscheinliche Veranlassung zu Kriegen für dieses Reich gab, und sich des Vermögens beraubte, in einem großen Lande Gutes zu thun.

Eines ist nur übrig, was sie entschuldiget und ihren Entschluß sogar lobenswürdig macht. Sie empfand einen so unüberwindlichen Trieb zu einem von allen Verbindungen freyen Leben, daß sie vermuthlich nicht allein mit Verdruß, sondern auch ohne Nutzen des Staats die Verwaltung desselben würde beybehalten haben. Da sie also der Erwartung der Welt hierinne ferner keine Genüge leisten konnte, so war es rühmlicher, daß sie aufhörte zu regieren, als wenn sie sorglos gegen die Angelegenheiten ihres Reichs, unter Beschäftigungen, die nicht königlich sind, auf dem Throne geblieben wäre, die Macht und andere Vorzüge desselben, aber nicht die würcksame Wohlthätigkeit, die unmittelbar aus demselben hervorgehen soll, ausgeübt hätte. Daß sie nach dieser Vergleichung ge-

handelt habe, scheint desto gewisser zu seyn, da ihr ohnedieß ihr erhabener Sinn nicht verstattet haben würde, den Nahmen der Königinn zu führen, ohne ihre Aufmercksamkeit auf alle Seiten des Reichs zu wenden. Was also viele Fürsten hätten thun sollen; denen es entweder an Fähigkeit oder an Lust fehlte, die Regierung selbst zu führen, das that Christina in ihrem acht und zwanzigsten Jahre. In dieser Stellung betrachtet ist sie würdig bewundert zu werden. Und da sie zugleich die Nachfolge im Reiche einem Fürsten von großer Hoffnung versichert hatte, so schien Schweden etwas weniger durch diese Abtretung zu verlieren. Gleichwohl muß man es bedauren, daß sie nicht Gewalt genug über ihre Neigungen hat erlangen können, um die in ihrer Regierung erworbene Ehre ihr ganzes Leben hindurch zu behaupten und zu vergrößern. Zehn oder zwanzig Jahre später, in einem weniger lebhaften Alter, würde sie diesen Entschluß vermuthlich nicht gefaßt haben: schwerlich würde auch unter den weisesten und besten Rathgebern ihrer Zeit einer gewesen seyn, der sie nicht davon abgemahnet hätte. Man kann endlich wohl muthmaaßen, daß auch das Geschlecht der Königinn etwas zu diesem sonderbaren Schritte beygetragen habe; allein wieviel, und auf welche Art, dieses läßt sich nicht so leicht bestimmen. Ihr eigenes Geständniß von der Untüchtigkeit des Frauenzimmers zur Regierung beweiset hier nichts: denn sie giebt doch zu, daß sich zuweilen Beyspiele von dem Gegentheil an demselben gefunden haben; und sie war gewiß eine von diesen seltenen Personen.

Chanût, der jezt Französischer Gesandter im Haag war, hatte kaum erfahren, daß Christina ihrem alten Vorsaze, den er ehemals schon bestritten hatte, wie-

wieder Platz zu geben anfienge, als er ihr seine Bestürzung darüber bezeigte, und zugleich auf eine geschickte Art die nöthige Vorsichtigkeit empfol. Sie antwortete ihm in einem Schreiben, wovon ein Theil hier seine Stelle verdienet. Nachdem sie sich darauf berufen hat, daß ihr Entschluß schon viele Jahre alt sey, und daß er selbst vor fünf Jahren nichts darinne gefunden habe, was ihr unanständig wäre, fährt sie fort: „In einem so langen Zeitraum haben alle Zu„fälle mich niemals zur Aenderung desselben bringen „können; ich habe alle meine Handlungen nach dieser „Absicht eingerichtet, und bis zu diesem Ausgange „fortgeführet, ohne jezt im geringsten unschlüßig zu „seyn, da ich im Begriff bin meine Rolle zu endigen, „und mich hinter den Schauplatz zu begeben. Wegen des Plaudite (des öffentlichen Beyfalls) be„unruhige ich mich nicht. Ich weiß, daß die Person, „welche ich vorgestellt habe, nicht nach den gewöhnlichen Gesezen des Schauplatzes hat ausgebildet seyn „können. Nicht leicht gefällt auch das Starcke, Männliche und Herzhafte. Ich überlasse es einem jeden, „davon nach seinen Gaben zu urtheilen: ich kann ihnen diese Freyheit nicht nehmen, und ich wollte es „nicht einmal thun, wenn es in meiner Gewalt stünde. Ich weiß, daß wenige hierüber ein günstiges „Urtheil fällen werden; aber ich bin versichert, daß „Sie unter dieser kleinen Anzahl sind. Die übrigen „Menschen kennen meine Gründe und meine Gemüthsart nicht, weil ich mich niemals gegen jemanden als „gegen Sie und noch einen andern Freund darüber „erklärt habe, dessen Seele erhaben und edel genug „ist, um eben so wie Sie davon zu urtheilen. Sufficit unus, sufficit nullus. (Ich habe an Einem ge„nug, der es billigt, auch an gar keinem.) Alle übrige verachte ich, und ich würde demjenigen unter dem

„großen Hauffen eine Ehre erweisen, den ich vor lä-
„cherlich genug halten würde, um mich mit ihm zu
„belustigen. Diejenigen, welche diese Handlung nach
„den Grundregeln untersuchen werden, die gemeinig-
„lich unter den Menschen festgesezt sind, werden sie
„ohne Zweifel tadeln. Allein ich werde mir niemals
„die Mühe nehmen, mich zu vertheidigen: und ich
„werde bey der großen Muße, welche ich mir zu ver-
„schaffen suche, nie so müßig seyn, daß ich mich ihrer
„erinnern könnte. Ich werde dieselbe dazu anwenden,
„daß ich mein vergangenes Leben prüfe, und meine
„Irrthümer verbessere, ohne mich über dieselben zu
„verwundern, und ohne sie zu bereuen. Mit wievie-
„lem Vergnügen werde ich daran dencken, daß ich den
„Menschen mit freudigem Herzen gutes gethan, und
„diejenigen ohne Mitleiden gestraft habe, welche es
„verdienten. Ich werde einen Trost darinne finden,
„daß ich niemanden zum Verbrecher gemacht habe, der
„es nicht war, und daß ich sogar derer geschonet ha-
„be, die es würcklich waren. Ich habe die Erhal-
„tung des Staats jeder anderer Betrachtung vorgezo-
„gen; den Vortheilen desselben habe ich alles mit
„Freuden aufgeopfert, und ich kann mir in Ansehung
„der Verwaltung desselben nichts vorwerfen. Ohne
„Stolz habe ich das Reich besessen, und mit einer ge-
„wissen Leichtigkeit verlasse ich es. Nach diesem allem
„befürchten Sie nichts für mich. Ich bin in Sicher-
„heit, und mein Gut steht nicht in der Gewalt des
„Glücks: ich bin glücklich, es mag sich zutragen, was
„immer will;

Sum tamen, o Superi, felix, nulli que potestas
Hoc auferre Deo.

(Gleichwohl, o ihr Götter! bin ich glücklich, und es steht in keines Gottes Gewalt, mir dieses Glück zu rauben.)

„Ja

„Ja ich bin glücklicher, und ich werde es immer „seyn: ich fürchte mich vor der Vorsehung nicht, von „welcher Sie mir schreiben. Omnia sunt propitia. „(Es ist mir alles günstig.) Sie mag sich entweder „die Mühe geben, meine Angelegenheiten anzuord„nen, so unterwerfe mich ihr mit derjenigen Ehrer„bietung und Verleugnung, welche ich ihrem Willen „schuldig bin; oder sie mag die Führung meiner selbst „mir überlassen, so werde ich alle Kräfte der Seele „und des Verstandes, die sie mir geschenckt hat, dazu „anwenden, mich glücklich zu machen. Und ich wer„de es so lange bleiben, als ich überzeugt seyn werde, „daß ich weder von den Menschen noch von Gott et„was zu befürchten habe. Ich will mein übriges Le„ben dazu gebrauchen, mich mit diesen Gedancken „recht bekannt zu machen, meine Seele zu stärcken, und „aus dem Hafen die Martern derjenigen zu betrachten, „welche im gemeinen Leben durch die Stürme, die man „darinne auszustehen hat, erschüttert werden, weil sie „sich diesen Gedancken nicht ernstlich ergeben haben. „Bin ich nicht in der Verfassung, in welcher ich mich „befinde, beneidenswürdig? Ohne Zweifel würde ich „auch zu viele Neider haben, wenn meine Glückse„ligkeit bekannt wäre. Sie lieben mich unterdessen „gerug, um mir dieselbe nicht zu beneiden: und ich „verdiene solches, weil ich aufrichtig bekenne, daß ich „einen Theil dieser Gesinnungen von Ihnen angenom„men habe; ich habe sie in den Unterredungen mit „Ihnen gelernet, und ich hoffe sie dereinst mit Ihnen „in meiner Muße noch höher zu bringen. Ich bin „gewiß, daß Sie Ihr Versprechen halten, und bey die„ser Veränderung nicht aufhören werden mein Freund „zu seyn, weil ich nichts von dem, was Ihrer Achtung „würdig ist, verlasse.„

Dieser

Dieser Brief kam gar bald vor mehrere Augen, und wurde sehr bewundert; allein er scheint ausdrücklich dazu geschrieben worden zu seyn, um als ein Abriß von der großmüthigen Denckungsart der Königinn, öffentlich bekannt gemacht und bewundert zu werden. Betrachtet man ihn schärfer, so fällt der erste Schein, der uns einnimmt, leicht hinweg. Die zu große und gezwungene Verachtung der Menschen, welche daraus hervorleuchtet, ist nicht die Eigenschaft eines weisen Mannes. Nur Chanût und noch ein anderer (vermuthlich Pimentel) sollen im Stande seyn, Christinens Entschluß zu beurtheilen; allein sie giebt deutlich zu erkennen, daß sie denjenigen vor keinen großen und edeln Geist halte, der nicht vortheilhaft davon urtheile. Zu ihrer eigenen Ehre hätte sie nicht schreiben sollen, daß sie alle übrige verachte: es waren gewiß in und außer Schweden Männer von ungemeinen Einsichten, die sie mit Nutzen hätte anhören können. Der Großkanzler Oxenstierna und andere Große von Schweden sahen daher diese Stelle mit Rechte als eine Beleidigung an. Die Gesinnungen der Königinn sind an sich in diesem Briefe schön ausgedrückt, aber vielleicht zu sehr zur Schau ausgestellt worden: eine gewisse Eigenliebe, die sie nicht verbergen kann; die Versicherung, ihren Vorsaz bloß aus Liebe gegen ihr Reich gefaßt zu haben, und die Schmeicheleyen, welche sie dem Gesandten sagt, alles dieses erweckt ein Mißtrauen gegen die Wahrheit der Abbildung, die sie von sich macht. Chanût unterdessen wurde dadurch so vollkommen gewonnen, als sie es vermuthlich erwartet hatte: er antwortete ihr nur mit Lobsprüchen, welche die höchste Bewunderung ihres Entschlusses anzeigten. Man muß in der That dem Ehrgeize einige Befriedigung lassen, wenn er von rühmlichen Eigenschaften begleitet wird.

Noch

Noch vor diesen Briefen, welche im Anfange des Jahrs 1654. geschrieben wurden, ließ die Königinn ihre vornehmsten Kostbarkeiten, unter welchen ihre Sammlung von Büchern, alten Münzen, Bildsäulen und Gemählden schon allein unschäzbar war, zu Gothenburg einschiffen: der größte Verlust in dieser Art, den Schweden jemals erlitten hat. Sie hatte auch gegen diese Zeit die Anzahl der Reichsräthe immer vermehret, und endlich bis auf vierzig erhöhet: in der Absicht, wie man glaubte, damit diejenigen, welche ihr diese Würde zu dancken hatten, sich desto weniger ihren Absichten widersezen möchten. Aber überhaupt besaß damals der Reichsrath, (soll man sagen, zu Schwedens Glück oder Unglück?) nur den Anfang von derjenigen Gewalt in der Regierung, die er in unserm Jahrhunderte erlangt hat. Christina berief die Mitglieder desselben im Februar des gedachten Jahres nach Upsal zusammen. Hier meldete sie ihnen, daß sie, nach einer wiederholten Ueberlegung, entschlossen sey, die Crone an den Prinzen von Schweden abzutreten. Sie bekümmere sich, sagte sie, um die Urtheile nicht, welche man davon bereits fällte, und sie habe sie auch nicht deswegen versammlet, um ihre Meinung darüber zu hören; sie verlangte nur als eine Erkenntlichkeit für ihre bisherige Regierung, daß sie die Ausführung ihres Vorhabens befördern, und dem Prinzen alle Sicherheit des Besizes verschaffen möchten.

Die Reichsräthe baten sie, voll Bestürzung über diesen Antrag, sie möchte wenigstens dabey ohne Uebereilung handeln. Allein Christina bezeigte ihnen, ihr Entschluß sey unveränderlich, und es bleibe nichts mehr übrig, als die Reichs-Stände zusammen kommen zu lassen, um ihnen denselben vorzutragen.

Die-

Dieſes mußte endlich auch der Reichs-Rath bewilligen, nachdem er vorher zweymal der Königinn durch Abgeordnete Vorſtellungen hatte thun laſſen. Er hatte ihr inſonderheit eine Schrift übergeben laſſen, welche der Großkanzler verfertigt und nebſt allen Reichsräthen unterzeichnet hatte: darinne waren nicht nur alle Gründe geſammlet, welche ſie bewegen ſollten noch ferner zu regieren; ſondern man gab ihr auch zu verſtehen, (was Männer von ihrer Erfahrung gar wohl vermuthen konnten,) daß dieſer Schritt ſie dereinſt ſelbſt gereuen dürfte. Oxenſtierna widerſezte ſich demſelben am nachdrücklichſten. Er ſagte ſogar, die Reichs-Stände hätten auf ihrer Verſammlung unter Carls IX. Regierung im Jahr 1604. (bey welcher er ebenfals zugegen geweſen ſey,) die Crone nicht darum dem Hauſe dieſes Fürſten und ſeinen Nachkommen verſichert, damit ſie von ihren Königen verlaſſen werden könnten, wenn es denſelben gefiele; ſondern um gewiß zu ſeyn, daß die Könige ihr Land ſo lange regieren würden, als ſie Gott am Leben ließe: und da er ſich ehemals gegen Guſtav Adolphen eidlich verbunden hätte, ſeiner Tochter Chriſtina das Königreich mit allen ſeinen Kräften zu erhalten, ſo halte er es vor ein Verbrechen, irgend etwas dazu beyzutragen, daß ſie von demſelben ausgeſchloſſen werde. Er behauptete gegen die Königinn ſelbſt, ihr Entſchluß werde ſie gereuen, ehe noch drey Monathe verfloſſen wären; aber alsdenn werde es zu ſpät ſeyn, und er könne ſich wenigſtens damit tröſten, daß er frey gegen ſie geſprochen, und daß ihm die Nachwelt hierüber keinen Vorwurf zu machen habe. — Der Rath dieſes einzigen Mannes, der mit einer wahren Liebe gegen die Königinn und gegen ſein Vaterland, eben ſo viele Rechtſchaffenheit und Klugheit vereinigte, hätte über Chriſtinen alles vermögen ſollen; allein wenn

ſie

sie gleich sein Eifer gerührt hat, so war sie doch schon zu weit gegangen, als daß sie, nach den gewöhnlichen Begriffen von der Ehre, ihre Meinung hätte ändern können.

Carl Gustav, zu dessen Vortheil sie die Regierung niederlegen wollte, bemühte sich selbst, sie davon abwendig zu machen. Man erzählt, daß sie ihm folgende Bedingungen habe vorlegen lassen, unter welchen sie ihren Vorsaz auszuführen gedachte. Sie wollte sich den größten Theil des Reichs mit den dazu gehörigen Einkünften vorbehalten; gänzlich unabhängig und frey seyn; die Freyheit haben, in fremden Ländern, oder in Schweden selbst herum zu reisen; und endlich sollte ihr Nachfolger die vornehmsten Stellen im Staate ihren Günstlingen lassen, denen sie solche ertheilet hatte, auch keine ihrer Schenckungen aufheben. Allein der Prinz soll hierauf geantwortet haben, er wolle nicht bloß ein Nahmen-König ohne Reich und ohne hinlängliche Einkünfte zu allem Aufwande des Friedens und Krieges seyn; er könne in seinem Reiche keinen gleich unabhängigen Fürsten neben sich dulden; er wolle auch ihre geheime Unterhandlungen an auswärtigen Höfen vermeiden, und wenn er einmal König sey, alle Stellen nach seinem Gutbefinden vergeben. Man sezt hinzu, Christina habe, nachdem sie diese Antwort vernommen, laut gesagt: „Ich habe ihm diesen Antrag nur deswegen thun lassen, um seine Denckungsart kennen zu lernen. Jezt „glaube ich, daß er zu regieren verdiene, weil er die „unzertrennlichen Rechte der königlichen Würde so „wohl kennet.„ Man konnte dergleichen Vorschläge von Christinen allerdings erwarten; nur das Zeugniß eines Franzosen von geringer Glaubwürdigkeit, der sie meldet, beweiset zu wenig: und außerdem

wußte

wußte die Königinn wohl, daß der Prinz nicht einmal im Stande war, dieses alles zu bewilligen; die Stände, für welche solches gehörte, würden es noch weit weniger gethan haben.

Sie sahe aus einem andern mißlungenem Versuche, wie aufmercksam die Großen des Reichs wären, dasselbe in keine weitere Abhängigkeit von ihr versezen zu lassen. Der Prinz von Schweden hatte noch keine Gemahlinn, und es war immer, auch wenn er sich vermählte, zu besorgen, daß er vielleicht ohne Erben sterben dürfte. Das Königreich würde alsdenn in eben diejenige Verwirrung gerathen seyn, welche man durch seine Wahl hatte vermeiden wollen. Daher trug Christina, welche vermuthlich am meisten darauf sahe, daß auch auf Carl Gustaven ein König folgen möchte, der ihr Verbindlichkeit hätte, einigen Reichsräthen vor, daß man vorläufig auf den gedachten Fall einen Nachfolger im Reiche ernennen sollte.

Die Reichsräthe danckten ihr für diese Sorgfalt um die Ruhe des Reichs; sie baten aber um Vergebung, daß sie nicht darein willigen könnten. Sie stellten ihr vor, daß sie zwar zu ihrem Entschluße die Regierung niederzulegen, ihre Einwilligung gäben, weil sie denselben nicht verhindern könnten, ohne ihn jedoch zu billigen; daß sie es aber nicht vor anständig hielten, den Prinzen von Schweden zu nöthigen, einen Reichsgenoßen anzunehmen, weil davon große Unordnungen im Staate zu befürchten wären. Und da sie nicht länger ihre Königinn seyn wollte, so möchte sie gütigst bedencken, daß das Wohl des Reichs, für welches sie allemal so viele Neigung gezeigt hätte, es erfordere, daß sie für sich und ihre Nachkommen,

wenn

wenn sie sich vielleicht noch vermählen sollte, allen Rechten auf die Crone auf immer entsagte. Dieses Verlangen war ebenfals auf den Fall gerichtet, wenn Carl Gustav dereinst keine Erben hinterlassen sollte.

Christina suchte, wenn sich dieses zutrüge, dem Grafen Tott, welcher von dem Könige Erich dem XIV. herstammte, die Nachfolge im Reiche zu verschaffen. Sie wollte daher ihn, und zugleich die beyden vornehmsten Männer in Schweden, den Grafen Peter Brahe, ersten Reichsrath, und den Großkanzler Oxenstierna, in den herzoglichen Stand erheben: vermuthlich, damit sie sich ihrer Absicht desto weniger widersezen möchten. Allein beyde danckten ihr für die ihnen zugedachte Ehre, und gaben ihr zu erkennen, sie hielten alle dergleichen Titel vor so beschwerlich für den Staat, daß sie vielmehr aufgehoben als vermehret werden müßten, und daß man den Adel in denjenigen Zustand sezen sollte, in welchem er sich befand, da Schweden noch ein Wahlreich war. Tugend und Verdienste, sezten sie hinzu, machten allein einen Unterscheid zwischen den Menschen, nicht unbekannte Ehren-Nahmen: sie glaubten Ehre genug durch die Dienste zu erlangen, welche sie dem Vaterlande zu leisten trachteten, und hofften, ihre Kinder würden ihnen hierinne nachfolgen, ohne eine andere Ermunterung, als den Ruhm, ihre Pflichten zu erfüllen. — Diese großmüthige Antwort konnte zugleich eine Lehre für die Königinn selbst abgeben, welche zwar die Regierung abtrat, aber desto eifriger den königlichen Titel und alle andere damit verbundene Vorrechte behaupten wollte.

Die Reichsstände kamen endlich im May des Jahrs 1654 zu Upsal zusammen, und die Königinn

machte ihnen selbst ihren Vorsaz ohngefähr auf eben die Art bekannt, deren sie sich bisher mehrmals bedient hatte: sie versicherte insonderheit, daß sie für ihre Arbeiten zum Besten des Reichs nichts mehr von ihnen verlange, als ihre Einwilligung zu diesem Vorhaben; sie erwarte dieselbe desto gewisser, weil sie keine Betrachtung, Vorstellung oder Macht davon abziehen könne. Rosenhane las darauf einen Aufsaz vor, in welchem der Inhalt ihrer Anrede weiter ausgeführt war, und wovon die Stände Abschriften bekamen: denn der Großkanzler hatte sich geweigert denselben abzulesen, um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er mit dieser Handlung zufrieden wäre. Die Reichsstände baten zwar Christinen nochmals ihren Entschluß zu ändern; allein da sie ihnen zur Antwort gab, sie würde solches nicht thun, wenn man ihr gleich noch eine Crone anbieten könnte, hörten sie auf, ähnliche Versuche gegen sie zu thun.

Sie verwarfen hingegen ihren Vorschlag, daß man ihr die Inseln Oeland, Gothland und Oesel, ingleichen Wollin und Usedom, die Stadt und das Schloß Wolgast, und einige andere Ländereyen in Pommern, welches zusammen zu ihrem Unterhalte bestimmt war, und gegen 240000 Reichsthaler jährlicher Einkünfte betrug, zum freyen und unabhängigen Besize überlassen möchte. Man besorgte, Schweden möchte dieses Gebiete, wenn die Königinn damit nach ihrem Gefallen umgehen könnte, endlich gar verlieren: es wurde ihr also nur als ein Leibgedinge, welches jüngere Prinzen erhalten, angewiesen, und der König versprach diejenigen Schadloß zu halten, welche auf den Anbau dieser Ländereyen große Kosten verwandt hatten. Einige unter den Reichsständen verlangten, daß die Königinn versprechen sollte,

im Reiche zu bleiben, und mit den Feinden des Reichs keinen Briefwechsel zu unterhalten; widrigen Falls sollten ihr ihrre Einkünfte entzogen werden. Allein sie hielt es ihrer Ehre vor nachtheilig, diese Bedingungen anzunehmen, und der Prinz von Schweden stand ihr selbst hierinne bey. Er fand es vortheilhafter, wenn sie in einem auswärtigen Lande lebte, weil er, so lange sie in Schweden blieb, befürchten mußte, sie möchte wieder Lust zu regieren bekommen, und durch die ihr ergebenen Personen ihn nöthigen, alles nach ihrem Willen einzurichten.

Wenige Tage vorher ehe sie die Regierung niederlegte, zeigte sie noch die Gewalt, welche sie in den Händen hatte, gegen den Residenten des Königs von Portugall. Sie ließ demselben melden, er halte sich vergebens an ihrem Hofe auf, nachdem sie beschlossen habe, den Herzog von Braganza nicht mehr vor König von Portugall zu erkennen, indem diese Würde niemanden als Philipp dem vierten, Könige von Spanien, und seinen Nachkommen gehöre; sie werde daher den Herzog von Braganza stets als einen unrechtmäßigen Besizer des Königreichs Portugall betrachten; sie habe ihm diese Nachricht geben lassen, damit er sich desto bequemer anschicken könnte, einen Ort zu verlassen, wo man ihn nicht mehr als Residenten erkennen werde; ihr Nachfolger werde eben diese Gesinnung beybehalten, und da er übrigens auf öffentliche Treue gekommen sey, so werde er auch bis zu seiner Abreise geschüzt werden.

Man erstaunte in Schweden über dieses Verfahren der Königinn. Es war desto ungerechter, da sie die Gesandten von Portugall in dieser Würde er-

kannt und bey ihrer Krönung zugelassen hatte: es war auch zwischen Schweden und Johann dem vierten, Könige von Portugall, ein Bündniß geschlossen worden, welches sie nicht durch einen plözlichen Einfall wieder aufheben konnte, daher ließen auch Carl Gustav und die Reichsräthe dem Portugiesischen Gesandten heimlich melden, er könnte ohnerachtet jener Erklärung zu Stockholm bleiben, indem sie unter der neuen Regierung keine Kraft haben würde. Jedermann urtheilte damals, Christina habe diesen Schritt in der Absicht gethan, um sich bey dem Könige von Spanien, in dessen Ländern sie vors erste ihren Aufenthalt nehmen wollte, beliebt zu machen, und sie habe damit bis an das Ende ihrer Regierung gewartet, um Schweden dadurch in keine Händel zu verwickeln. Sie erkannte selbst kurz darauf ihre Uebereilung; ließ aber dem Prinzen von Schweden sagen, die Sache sey einmal geschehen, und er könne, wenn er erst König wäre, hierinne thun, was ihm gefiele. Ein so leichtsinniger Ungestüm war am wenigsten einer Königinn würdig, die das Ansehen haben wollte, die Krone nach einer weisen Ueberlegung abzutreten.

An dem Tage, da sie dieses feyerlich that, am 16. Junius des Jahrs 1654 ließ sie erstlich die Urkunde ihrer Abdanckung im Reichs-Rathe vorlesen. Sie entsagte durch dieselbe für sich und ihre Nachkommen auf immer allen Rechten an die Krone, und überließ dieselben dem Prinzen Carl Gustav mit allen ihren Ansprüchen; doch sollte er sie, so lange sie lebte, im Besize ihres Leibgedinges erhalten. Zu diesem wurden außer den oben genannten Ländereyen, noch die Stadt und das Schloß Norköping in Schweden, ingleichen Pöle und Neucloster im Mecklenburgischen

gerech-

gerechnet. Es wurde ihr ferner durch diese Urkunde freygestellt, wenn sie es vor dienlich erachtete, drey Aemter von den in Pommern gelegenen Ländereyen, und eines auf der Insel Oesel, doch nur an Schwedische Unterthanen, zu verkaufen, zu versezen oder zu verschencken, aber nichts von allen übrigen. In Ansehung ihrer Person sollte sie die vollkommenste Freyheit haben, nach ihrem Gefallen zu leben, ohne jemanden unterworfen, oder zu einiger Rechenschaft wegen des Vergangenen und Künftigen verbunden zu seyn. Es wurde ihr endlich eine völlige Gewalt und Gerichtsbarkeit über ihr Gefolge und alle ihre Bedienten zugestanden. Christina unterzeichnete diese Urkunde, und der Prinz eine andere, durch welche er ihr alles versprach, was sie von ihm erwartete.

Hierauf gieng sie im königlichen Gepränge in die Versammlung der Reichsstände. Nachdem die beyden Urkunden daselbst waren abgelesen worden, ließ sie sich von dem königlichen Anzuge entkleiden, und hielt eine Anrede an die Stände. In dieser stellte sie mit vieler Beredsamkeit alles vor, was sich unter ihrer Regierung in Schweden zugetragen hatte, wieviel das Reich ihrem Vater, und was es ihrer Sorgfalt schuldig sey. Indem sie ihnen darauf den Prinzen zeigte, sagte sie, sie gebe ihnen einen Fürsten von so vortrefflichen Eigenschaften, daß sie nicht zweifle, er werde den Ruhm von Schweden vergrößern; sie bitte sie, ihm eben die Treue und den Gehorsam zu erweisen, die sie ihr geleistet hätten, für welche sie ihnen dancke, und sie davon loßspreche. Diese Rede rührte die Versammlung ungemein, und die meisten in derselben konnten sich der Thränen nicht enthalten. Rosenhane antwortete ihr sodann im Nah-

men der Stände, worauf ihr der Landmarschall und die Sprecher der drey andern Stände die Hand küßten. Man bemerckte dabey insonderheit die ungekünstelten und treuherzigen Merckmale der Liebe des Sprechers vom Bauernstande. Er nahm ohne andere Umstände die Hand der Königinn, schüttelte sie, küßte sie knieend drey bis viermal, wischte sich die Thränen mit dem Schnupftuche ab, stand wieder auf, und kehrte ihr ohne einige Höflichkeitsbezeigung den Rücken zu. Sie wandte sich hierauf gegen Carl Gustaven, und erklärte sich gegen ihn eben so beredt und standhaft. Ihm empfol sie die Beyspiele der großen Schwedischen Könige, seiner Vorgänger, und versicherte, daß sie ihn bloß durch seine Gaben, nicht aber durch seine Verwandschaft mit ihr, (welche man, wenn es auf die Vortheile des Staats ankomme, niemals in Betrachtung ziehen müsse,) zu ihrem Nachfolger gewählet habe. Sie sezte hinzu, daß sie ihm einen Reichsrath von besonderer Klugheit hinterlasse, und keine andere Erkenntlichkeit von ihm verlange, als für ihre Mutter Sorge zu tragen — (Christina, welche sich selbst nicht sonderlich um dieselbe bekümmerte, hatte schon vor einigen Wochen von ihr Abschied genommen, und sie dadurch überaus betrübt) — ihre Einkünfte eher zu vermehren als zu verringern, und ihren Freunden und Dienern gewogen zu bleiben. Der Prinz bat sie noch einmal vergebens, den Thron wieder zu betreten, stattete ihr seine Danckſagung ab, und führte sie, nachdem er ebenfals die Stände angeredet hatte, in ihr Zimmer zurück. Er wurde an eben diesem Tage, doch weit weniger prächtig als sie ehemals, gekrönet: denn der Zustand des öffentlichen Schatzes erlaubte es nicht anders, und Christina hatte außerdem die kostbarsten Geräthschaften der Krone bereits fortgeschickt. Zum Andencken der

beyden

beyden großen Begebenheiten dieses Tages befohl sie bereits einige Zeit vorher, daß alle Gefangene und Verbrecher in ganz Schweden loßgelassen werden sollten. Der König aber ließ eine Münze schlagen, durch deren Inschrift, A Deo et Christina, er bekannte, ihr die Krone schuldig zu seyn. Die Reichsstände waren mit derselben nicht zufrieden, indem sie sagten, ihre Wahl habe ihn eigentlich auf den Thron erhoben.

Kaum hatte sich die Königinn von der Regierung frey gemacht, als sie schon darauf bedacht war, Schweden zu verlassen. Der Graf Brahe bat sie, weniger zu eilen; allein sie antwortete ihm: Wie können Sie verlangen, daß ich hier bleiben soll, wo ich vorher uneingeschränckt regiert habe, und wo ich jezt alle Gewalt in den Händen eines andern sehen müßte? Sie stellte sich unterdessen, als wenn sie nur auf einige Zeit nach Spa reisen wollte, um die dortigen Wasser zu trincken. Ein solches Vorgeben war wegen des großen Haufens nöthig: denn der Bauernstand sagte ausdrücklich, man müsse sie nöthigen, ihre Einkünfte im Reiche zu verzehren, und die Geistlichkeit streuete unter dem Volcke aus, daß sie bald in einem fremden Lande zur römischen Kirche treten werde. Daher fürchtete sie in der That, man möchte sie zurückhalten, oder ihr die angewiesenen Einkünfte wieder nehmen. Sie blieb also nur fünf Tage zu Stockholm. Vor ihrer Abreise schrieb sie an den Prinzen von Conde, dem sie die Versicherung gab, daß sie ihn beständig hochschäzen werde, und seine Hochachtung vor eine nicht geringere Ehre halte als die Crone selbst, welche sie getragen habe: die Ruhe, sezte sie hinzu, welche sie so sehr gewünscht habe, koste ihr viel; allein sie werde eine Handlung, die ihr so schön vorkomme, niemals durch eine niederträchtige Reue verunstalten,

und sollte er gleich dieselbe mißbilligen, so werde sie sich bloß damit entschuldigen, daß sie ihr hohes Glück nicht würde verlassen haben, wenn sie es vor nothwendig zu ihrer Glückseligkeit gehalten hätte, und daß sie nach der Herrschaft der Welt gestrebt haben würde, wenn sie eben so gewiß als der große Prinz von Conde hätte seyn können, in einer so erhabenen Unternehmung glücklich zu seyn, oder zu sterben. — Alles dieses sollte ohne Zweifel dem Prinzen zu verstehen geben, daß sie beyde in ihrer Art bewundernswürdig und groß wären.

Es waren zwölf Kriegsschiffe ausgerüstet worden, um Christinen nach Deutschland überzuführen. Aber plözlich meldete sie dem Könige, sie werde durch Dänemarck reisen. Man ärgerte sich zwar über den vergeblichen Aufwand; doch tröstete man sich damit, daß sie vielleicht, wie ein öffentliches Gerüchte besorgen ließ, diese Flotte dem Könige von Spanien dürfte verkauft haben. Mitten auf ihrer Reise durch Schweden schrieb sie noch an den Gaßendi, den scharfsinnigsten Philosophen dieser Zeit, der die Aristotelische Philosophie zugleich bestritt und verbesserte: diesem sezte sie ein Jahrgeld aus, und versprach ihm eine goldene Kette mit einer Schaumünze, um ihn desto mehr zu den Beweisen seiner Ergebenheit gegen sie, die er sich vorgenommen hatte, aufzumuntern. Kurz darauf zog sie Mannskleider an, um mit desto mehr Freyheit reisen zu können, und gab dem größten Theile ihres Gefolges den Abschied. Man sagt, die Königinn von Dänemarck habe sich ebenfals verkleidet, um sie in einem Wirthshause zu sehen; ihre Neubegierde aber sey nicht zu ihrem Vergnügen ausgeschlagen, weil Christina ziemlich nachtheilig von dem Könige von Dänemarck gesprochen habe. Als sie endlich an einen

kleinen Bach gekommen war, welcher damals Schweden von Dänemarck schied, sprang sie mit einer außerordentlichen Freude über denselben, indem sie zugleich sagte: Nun bin ich einmal in Freyheit und außer Schweden, wohin ich nie zurückzukehren gedencke. Carl Gustav hatte sie bis an die Gränze durch einen seiner Hofbedienten begleiten lassen: daselbst trug ihr derselbe noch einmal die Hand des Königs an; allein sie gab zur Antwort, wenn sie sich hätte vermählen wollen, würde es für sie anständiger gewesen seyn, solches zu thun, da sie noch regierte, und außerdem sey auch der König ihrer Rathschläge nicht benöthigt.

Die Welt urtheilte von dieser großen Veränderung, welche Christina in ihrem Stande getroffen hatte, auf eine sehr verschiedene Art. Ueberhaupt erstaunte man mehr darüber, als daß man hierinne eine ausnehmende Weisheit bewundert hätte. Zwar viele Gelehrten fanden nichts so vortreffliches, das mit dieser Handlung verglichen werden könnte; aber sie betrachteten zugleich Christinen als die allgemeine Freundinn und Beschützerinn der Wissenschaften. Mit ihnen vereinigten sich gar bald die meisten Mitglieder der Römischen Kirche, nachdem sie selbst zu derselben getreten war. Unpartheyische und Einsichtsvolle Männer erkannten zwar ebenfals, daß diese That aus einer gewissen Erhabenheit des Geistes entsprungen sey; allein da sie die nähern Ursachen derselben untersuchten, fiengen sie an, ihre Lobsprüche auf dieselbe zu mäßigen. Selbst große Verehrer der Königinn billigten sie nicht gänzlich. „Es schmerzt mich „ungemein, schrieb Bochart, daß sie sich freywil„lig so vieler Mittel Gutes zu thun beraubt, welche „niemals wieder in ihre Gewalt kommen, wenn sie „solche einmal verloren hat. Es wird sie tausend-

„mal gereuen, wenn es nicht mehr Zeit seyn, wenn „das Uebel nicht mehr wird gehoben werden können: „sollte es auch nur wegen des Mißvergnügens seyn, „das sie über die nachtheiligen Urtheile empfinden wird, „welche die meisten davon fällen werden. Denn man „hat eine natürliche Neigung, die größten Personen „anzugreifen, besonders wenn man dazu einen schein„baren Vorwand zu haben glaubt.„ Nicolaus Heinsius rühmte zwar in einem Schreiben an sie selbst, ihren Entschluß auf die sinnreichste Art; aber bey seiner Betrübniß, die er nicht verbergen konnte, war er ehrlich genug hinzuzusetzen, die Fehler einer Regierung könnten nicht geheim gehalten werden, wenn man sie gleich aus Ehrerbietung gegen die königliche Würde, verschweige und nicht kennen wolle; allein jezt, da sie sich das Vorrecht, nicht getadelt zu werden, selbst entzogen habe, werde jedermann ihre Handlungen auf das strengste richten. Er erinnerte sie zugleich, daß die meisten, von welchen sie bisher gelobt worden, auf ihren Stand, nicht auf sie selbst gesehen hätten. Solche nüzliche Nachrichten werden den Fürsten selten ertheilet.

Aber andere hielten sich nicht bey den Bewegungsgründen auf, welche Christina selbst angegeben hatte: sie glaubten zu sehen, daß Eitelkeit und Ruhmbegierde, die Lust fremde Länder ohne allen Zwang zu durchreisen, und eine Art von Eckel an dem ihrigen, vielleicht auch das nicht angenehme Verhältniß, in welchem sie gegen ihren bereits bestimmten Nachfolger stand, mehr als alles andere bey ihr vermocht hätten. Bey ihrer Ankunft zu Paris im Jahr 1656 urtheilte man daselbst in einer Gesellschaft auf folgende Art von ihr: „Hätte die Königinn von Schweden nur die Gewohnheiten

ihres

ihres Landes gekannt, so wäre sie noch in demselben; aber weil sie die Sprache und die Lebensart der Franzosen gelernet, weil sie sich in den Stand gesezt hat, acht Tage lang in Franckreich Beyfall zu erhalten, so hat sie ihr Königreich verloren.„ Diese Gedancken enthalten in der Kürze viel Wahres; allein noch lehrreicher sind diejenigen, mit welchen der große Verfasser der Nachrichten zur Geschichte des Hauses Brandenburg sein Urtheil ausdrückt. „Weisen Männern, sagt er, kam „die Aufführung dieser Königinn nur seltsam vor. „Sie verdiente weder Lob noch Tadel dafür, daß „sie den Thron verlassen hatte. Eine solche Hand„lung gewinnt nur durch die Wichtigkeit der Be„wegungsgründe, welche sie hervor bringen, durch „die Umstände, welche sie begleiten, und durch die „Großmuth, von welcher sie in der Folge unter„stüzt wird, eine gewisse Größe.„

Ob Christina bey ihrer Abreise aus Schweden bereits einen festen Entwurf über ihre künftige Lebensart und über den Ort ihres Aufenthalts gemacht habe, ist schwer zu sagen. Zwar nach dem Wahlspruch zu urtheilen, den sie um diese Zeit aus dem Virgil nahm: Fata viam invenient, (das Schicksal wird seinen Weg zu treffen wissen) und den sie auch auf einer ihrer Schaumünzen, neben einem Irrgarten, anbrachte, sollte man glauben, sie sey in einer Art von Unschlüßigkeit und Ungewißheit gewesen. Aber solche öffentliche Erklärungen beweisen am wenigsten, und Christina scheinet überhaupt schon mit sich einig gewesen zu seyn, was vor ein außerordentliches Schauspiel sie vor der Welt aufführen wolle. Sie kam im Julius des Jahrs 1654 zu Hamburg an, besuchte daselbst

ſelbſt den öffentlichen Gottesdienſt, und beſchenckte den Prediger, den ſie gehört hatte; man fand aber an dem Orte, wo ſie geſeſſen hatte, Virgils Gedichte liegen. Aus andern Beyſpielen ihrer Aufführung um dieſe Zeit blickte ebenfals eine große Freyheit in Anſehung der Religion und der Sittenlehre hervor. Aber ein Brief, den ſie an den König von Schweden ſchrieb, erregte ihm beſonders viele Unruhe. Er ſchloß aus demſelben, daß ſie niemals wieder in das Reich zurückkommen werde; die Nachrichten, die er erhalten hatte, daß ſie zur Römiſchen Kirche treten und nach Italien gehen wollte, wurden nun wahrſcheinlicher. Schon ſagte die Schwediſche Geiſtlichkeit, man müſſe in dieſem Falle ihre Einkünfte einziehen, und der Reichs-Rath bat den König um Erlaubniß, ihr darüber mündliche Vorſtellungen thun zu laſſen, damit das Reich wenigſtens den Troſt haben möchte, ſeine Pflicht beobachtet zu haben, und keinen Vorwurf leiden dürfte, wenn es der Königinn die bewilligten Gelder verſagte. Es iſt wahr, man hatte ihr eine völlige Freyheit des Verhaltens zugeſtanden; aber es war doch ſtillſchweigend dabey vorausgeſezt worden, daß ſie die Religion nicht verändern werde, und nach den Schwediſchen Grundſäzen konnte man einen ſolchen Schritt nicht anders als vor eine Beſchimpfung des Reichs halten. Der König wollte jedoch nicht zugeben, daß dieſe Vorſtellungen in ſeinem Nahmen geſchähen, weil er verſprochen hatte, ſich um ihr Betragen nicht zu bekümmern, wenn ſie nichts gegen das Beſte des Reichs vornähme: er brachte es auch dahin, daß ſie gemildert wurden.

Chriſtina reiſte unterdeſſen über Münſter und durch die vereinigten Niederlande nach Antwerpen.

Zu

Zu Münster gieng sie mit den Jesuiten sehr vertraulich um; in der lezteren Stadt aber legte sie die Kleidung ihres Geschlechtes wieder an. Der Erzherzog Leopold besuchte sie daselbst mit großem Gepränge; allein den Prinzen von Conde, der eben so begierig war, sie zu sehen als sie ihn, wollte sie nicht mit gleichen Cärimonien aufnehmen: sie sprach ihn endlich zwar, aber ziemlich frostig. Obgleich ihre ausnehmende Gewogenheit gegen das Spanische Haus viel zu dieser Begegnung beytrug; so möchte man doch für ihre Ehre wünschen, daß sie von dieser Zeit an auf die äußerlichen Zeichen ihres Rangs weniger eifrig gedrungen hätte. Damals kam auch der Graf Tott zu Antwerpen an, um ihr im Nahmen des Schwedischen Reichs die erstgedachten Vorstellungen und Bitten vorzutragen: er ersuchte sie zugleich, wenn ihre Reisen geendigt seyn würden, in ihr Vaterland zurück zu kehren, und er sollte ihr Empfelungsschreiben des Königs an verschiedene Fürsten übergeben. Christina bedanckte sich für alle diese Merkmale der Liebe; allein, sagte sie, da in Schweden alles ruhig sey, so wisse sie nicht, worinne sie diesem Reiche durch ihre Gegenwart nüzlich werden könne, und sie hoffe, daß ihr daselbst niemand die Freyheit mißgönnen werde, welche sie sich durch den Verlust der Krone erworben habe. Von den Schreiben wollte sie keinen Gebrauch machen; denn sie hoffte, daß ihre rühmlichen Eigenschaften sie überall genugsam empfelen würden.

Sie wünschte hierauf, aus alter Freundschaft, vielleicht auch aus Begierde nach dem Beyfalle eines Mannes, den sie sehr hochschäzte, den Französischen Gesandten im Haag, Chanüt, zu sprechen.

Er

Er wurde von ihr sehr wohl aufgenommen; aber nach seiner Rückkehr breitete sich das Gerüchte aus, er sey nur deswegen zur Königinn gereiset, um sie zu bitten, daß sie in dem noch fortdaurenden Kriege zwischen Franckreich und Spanien, ihre Vermittelung zum Frieden anwenden möchte. Diese Reden stellten den Französischen Hof in einer gewissen Erniedrigung und Bedürfniß des Friedens vor: sie zogen außerdem dem Gesandten den Verdacht zu, als wenn er ohne Befehl seines Königs ein solches Ansuchen gethan hätte. Daher bat er die Königinn, dieses Gerüchte, welches er vor einen Kunstgriff der Spanier hielt, durch eine öffentliche Erklärung über den Inhalt ihres Gesprächs mit ihm, zu widerlegen. Sie gestand in ihrer Antwort sehr trocken, daß dieses Vorgeben keinen Grund habe; allein sie erklärte sich zugleich mit einer hizigen Partheylichkeit für Spanien: „Ich kann Ihnen versi„chern, schrieb sie, daß die Spanier die Vortheile „derer, welche den Frieden verhindern, wohl ken„nen, und daß sie, an Statt sich zu rühmen, daß „sie um denselben ersucht werden, vielmehr urthei„len, man begehre den Frieden in Franckreich we„niger als jemals. Dem sey wie ihm wolle, so „glaube ich, daß weder die Prahlereyen ihnen Furcht „einjagen, noch ein verschmiztes Wesen sie betrügen „könne. Sie verlangen den Frieden, aber ohne „Ungeduld, und vielleicht warten sie, um denselben zu ertheilen, so lange, bis man in Franckreich „bescheidener ist. — Ich dencke, wenn es dem Kö„nige, Ihrem Herrn, jemals begegnen sollte, daß er „seine Vortheile aus eigener Einsicht beurtheilen „könne, so wird er erkennen, daß der Friede das „größte Gut sey, welches er seinen Unterthanen „schencken könne.„ — Man sieht mit Verwunde-

rung

rung, wie verächtlich Christina von Franckreich redet, wie sehr sie sich ein Ansehen zu geben sucht, das doch von keiner Macht mehr unterstüzt wird. Aber Chanüt vertheidigte seinen Hof sehr geschickt gegen ihre Vorwürfe: er sagte ihr auch mit aller Ehrerbietung, daß, wenn ihr Frankreich anders vorkäme, als es würcklich beschaffen wäre, und als es ihr ehemals selbst vorgekommen sey, solches davon herrühre, weil sie jezt Franckreich von Brüssel aus und durch eine sehr dicke Wolcke sehe. Und was die Unbescheidenheit betraf, deren sie die Franzosen beschuldigte, so gestand er, daß sie die Bescheidenheit nur vor eine Tugend des Cabinets hielten; im Kriege aber wären sie desto ungestümer und kühner, welches freylich denenjenigen mißfallen müsse, die von Natur phlegmatischer wären, und ihre bedachtsame Ernsthaftigkeit sogar in den Gefechten beybehielten.

Dieser Briefwechsel war noch nicht geendigt, als die Königinn am 23sten December des Jahrs 1654 einen prächtigen Einzug zu Brüssel hielt. Den Tag darauf bekannte sie sich in einem Zimmer des Ekzherzoglichen Palastes, vor dem Erzherzoge, dem Grafen Fuensaldagna, dem Gesandten Pimentel, dem Grafen Montecuculi, und dem Staatssecretair Navarra, insgeheim zur römischcatholischen Religion. Der P. Guemes, ein Dominicaner, der ehemals bey Pimentel in Schweden einen Gesandtschaftssecretair abgegeben hatte, nahm dieses Bekenntniß von ihr an: und alle diese Personen unterzeichneten nach ihr die Schrift, welche zum Denckmal des von ihr abgelegten Glaubensbekenntnisses aufgesezt wurde.

Vielleicht ist Christinens Religionsveränderung die schwerste Untersuchung, auf die man in ihrem Leben gerathen kann. Nicht als wenn die Bewegungsgründe derselben so dunckel, ihre Stärcke oder Schwäche, und die Folgen dieses Schritts so streitig wären, sondern, weil man, das Urtheil darüber mag ausfallen wie es will, den Verdacht der Partheylichkeit nicht wohl vermeiden kann. Der Römischcatholische verdient ihn, wenn er hier an eine vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion denckt: und noch mehr, wenn er glaubt, Christina sey durch eine außerordentliche Erleuchtung Gottes zur Annehmung derselben gebracht worden. Sagt hingegen der Protestant, es sey bloß Leichtsinnigkeit und Geringschäzung der Religion überhaupt gewesen, welche mit andern herrschenden Absichten diesen Entschluß befördert hätten, so scheint er ihr als einer Ueberläuferinn von seiner Kirche verächtlich und feindseelig zu begegnen. Nur Ein Weg ist offen, um diesen und ähnlichen Vorwürfen zu entgehen: man darf bey dieser Handlung nichts als gewiß annehmen, was sich nicht auf bekannte Gesinnungen der Königinn gründet, und mit ihrem übrigen Leben übereinstimmt; Zeugen und rühmliche Nachrichten, die bloß von der Einen Seite aufgestellet werden, kann man anhören, ohne sie eben in allem vor glaubwürdig zu halten; und nur alsdenn sind wahrscheinliche Muthmaßungen erlaubt, wenn man das Widersprechende der Umstände auf keine andere Art heben kann.

Zween Briefe der Königinn, welche sie bis in den März des Jahres 1652 geschrieben hat, und deren Inhalt in dieser Geschichte bereits angeführt worden ist, beweisen, daß sie bis auf diese Zeit der

Evan-

Evangelischen Religion eifrig zugethan gewesen sey; und dieses, wie sie versichert, nachdem sie die Wahrheit viele Jahre lang untersucht hatte. Man findet auch bis dahin nicht die geringste Spur von Zweifeln und Bedencklichkeiten, die gegen ihren Glauben bey ihr entstanden wären: sie müßte in der schändlichsten Verstellung sehr geübt gewesen seyn, wenn sie bey einer ganz widrigen Neigung jene Briefe hätte aufsezen können. Gleichwohl haben sich um eben diese Zeit, und noch etwas früher, die Bemühungen der Römischcatholischen angefangen, der Königinn ihre Religion beliebt zu machen. Und sie waren darinne vollkommen glücklich, als sie sich unveränderlich entschloß, die Regierung niederzulegen. Nichts ist daher wahrscheinlicher, als daß die Veränderung ihrer Religion eine Folge von diesem Entschlusse gewesen sey. Sie war plözlich, ließ sich aus der übrigen Denckungsart und Aufführung der Königinn nicht wohl herleiten, brachte keine von den gewöhnlichen Würckungen einer solchen Veränderung, wenn sie ernsthaft und tief gegründet ist, hervor, und ist immer von allen, die ohne Religionseifer geurtheilt haben, als eine der allerflüchtigsten unter den sogenannten Bekehrungen angesehen worden. Christina wollte durchaus zu herrschen aufhören, um frey von allen Einschränckungen ihres Standes, in Ländern, wo der Witz und die schönen Künste vor andern blühten, besonders in Italien, ihr Leben in der angenehmsten Erfüllung ihrer auf diese Seite gerichteten Neigungen zuzubringen. Wollte sie ihren beständigen Aufenthalt in diesen Ländern nehmen: so zeigten sich die größten Schwierigkeiten bey der Ausübung der Evangelischen Religion. Der erste Schritt dieselben zu heben, war die Gleichgültigkeit gegen die Religion

überhaupt, die ihr Bourdelot einzuflößen wußte. Von dieser unglücklichen Gesinnung war der Uebergang zu einer andern Gemeine der Christen, unter Bequemlichkeiten und vergnügenden Aussichten, die er erweckte, überaus leicht. Pimentel, ein anderer Vertrauter der Königinn, und der seiner Religion mehr ergeben gewesen seyn mag, nahm sie, allem Ansehen nach, noch mehr für dieselbe ein. Aber Chanüt, der weiseste unter ihren Freunden, hat, so viel man sehen kann, gar nichts dazu beygetragen. Er widerrieth ihr so nachdrücklich, dem Throne nicht zu entsagen; weit weniger konnte er wünschen, daß sie ihre Religion verlassen möchte, die mit der Regierung von Schweden unzertrennlich verbunden war. Vermuthlich würde er, so wie jeder andere Römischcatholische, der über seine Religion philosophiren gelernet hätte, seinen Beyfall zu diesem Vorsaze der Königinn nicht gegeben haben.

Es giebt freylich noch andere Veranlassungen und Ueberredungsmittel, welche sie dazu gebracht haben könnten. Die Schweden selbst warfen einen starcken Verdacht auf ihren Lehrer, Johann Matthiä, daß er sie durch seine Grundsäze zur Veränderung der Religion verleitet haben möchte Dieser Bischof trug schon im Jahr 1647. einige Meinungen von der Vereinigung der Protestanten vor, welche der Schwedischen Geistlichkeit mißfielen, weil sie eine zu merckliche Neigung gegen die Reformirte Kirche verriethen. Aber er gieng immer weiter, und in verschiedenen Schriften, die er nach der Entfernung der Königinn aus dem Reiche herausgab, suchte er überhaupt zwischen allen christlichen Gemeinen Frieden zu stiften. Da diese Aufsäze den Werth der Evangelischen Religion zu erniedrigen

schienen,

schienen, wurden sie verboten; ihr Verfasser sahe sich im Jahr 1664 genöthiget, sein Bißthum niederzulegen; allein Christina, die immer gleiche Hochachtung und Danckbarkeit gegen ihn behielt, erwies ihm und seiner Familie viele Wohlthaten. Wenn man hier sogleich nach dem ersten Anscheine urtheilen wollte, so müßte Matthiä zuerst die Königinn auf den Weg zu der Römischen Kirche geführt haben. Doch nicht zu gedencken, daß man davon in ihrer Geschichte kein Merckmal antrifft, so bezeugte er selbst kurz vor seinem Tode feyerlich, er habe diese Beschuldigung nie verdienet. Man weiß auch, daß dergleichen friedfertige Theologen nicht leicht den Uebertritt zu derjenigen Kirche gerathen haben, mit welcher sie die ihrige zu vereinigen suchten: einer der größten Männer unter ihnen, Georg Calixtus, der zu eben dieser Zeit die Aussöhnung der Protestanten mit den Römischcatholischen so eifrig empfol, bestritt doch mit einer ihm anständigen Schärfe die Lehren der leztern, welche er vor tadelhaft hielt. Alles, was die Königinn von ihrem Lehrer in Ansehung anderer Gemeinen angenommen haben mag, scheint eine sanftere, verträglichere Denckungsart gewesen zu seyn. Man kann noch mehr sagen: Matthiä hatte kaum das Gerüchte vernommen, daß sie sich öffentlich zur Römischen Kirche gewandt hätte, als er ihr einen sehr rührenden Brief schrieb, der seinem Herzen Ehre macht. „Alle Rechtschaffene, sagt er darinne, entsezen sich vor dem bloßen Argwohn, daß Ew. Majestät etwas solches könnten begangen haben; andere beklagen es auf das wehmüthigste, und die meisten beschweren sich heftig über diejenigen, welche eine so große Königinn durch ihre arglistigen Eingebungen verführt haben, sich des ungeheuern Ver-

brechens der beleidigten göttlichen Majestät schuldig zu machen. Ich hingegen kann diesem Gerüchte noch gar nicht glauben: ich erinnere mich noch gar zu wohl an die weisen Unterredungen, mit welchen mich Ew. Majestät oft über die Beschaffenheit und den Zustand der verschiedenen Religionen beehrt haben. Noch dencke ich an Dero scharfsinniges Urtheil über die Mittel, die Wunden der christlichen Kirche zu heilen. Eben so wenig habe ich Dero würcklich königlichen Vorsaz vergessen, einige abergläubische Gebräuche abzuschaffen, welche die Religion mehr verunstalten als zieren. So lange mir dieses noch im Sinne schwebt, so habe ich alle Mühe von der Welt, mich überreden zu lassen, daß ein so glänzender Stern den geringsten Flecken der Unbeständigkeit hätte annehmen können. — — Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich, so oft sich das Gerüchte ausgebreitet hat, Ew. Majestät wären im Begriffe eine Reise nach Italien vorzunehmen, auf den Gedancken gefallen bin, die große Christina möchte wohl mit einem Entwurfe umgehen, ihren Nahmen unsterblich zu machen, und nachdem sie ein irdisches Reich verlassen hat, alle ihre Sorgen auf die Erweiterung des Reichs JEsu Christi wenden; — — daß Sie, um diese Absicht zu erreichen, den Pabst besuchen wolle, (dessen Nahme selbst in den nordischen Ländern sowohl durch seine große Gelehrsamkeit, als durch die Mäßigung seines Geistes berühmt geworden ist,) um sich mit ihm und andern catholischen Fürsten über die Mittel zu besprechen, wie die Freude, an welcher bey seiner Wahl das Römische und die benachbarten Reiche, wegen der Wiederherstellung des bürgerlichen Friedens Antheil genommen haben, nicht durch die Fortsezung eines unglücklichen Religionskrieges unterbro-

zerbrochen, oder unvollkommen werden möchte. Wenn sich Ew. Majestät diesen Endzweck vorgesezt haben, nemlich die verschiedenen Gesinnungen über die Religion übereinstimmend zu machen, und die Einigkeit des Glaubens und der christlichen Kirche auf die Nachwelt zu bringen, indem Sie auf das sorgfältigste die gehörigen Mittel anwenden würden, um die Wunden der christlichen Kirche durch das Ansehen der Fürsten zu heilen, — — so verehren wir Sie insgesammt, und geben dieser Absicht unsern einmüthigen Beyfall.„ — Eine der Königinn würdige Beschäftigung würde dieses allerdings gewesen seyn; allein Matthiä dachte zu wenig daran, wie unmöglich eine solche Wiedervereinigung durch die Bedingungen werde, welche die Römischen Bischöfe dazu vorschlagen. Er schrieb noch zehn Jahre später abermals an die Königinn, indem er ihr einige seiner Schriften überschickte; aber wiederum mit dem sehnlichen Verlangen, daß sie auf die wahre Religion, welche sie ehemals bekannt hätte, eine ernstliche Ueberlegung wenden möchte.

Christinens Lehrer hat also ihren Uebergang zur Römischen Kirche nicht befördert. Aber sollte sie etwan ihr Geschlecht dazu verführet haben? So urtheilen einige Protestantische Schriftsteller: keine Religion, sagen sie, ist dem Geschmack des Frauenzimmers gemäßer, als die römischcatholische: sie befriedigt die Liebe zum Putze und Gepränge, den Wohlgefallen an Cärimonien und an Tändeleyen so sehr, daß sie ausdrücklich für dasselbe eingerichtet zu seyn scheinet. Wenn man von dieser Vorstellung das Beleidigende wegnimmt, das sie vielleicht in mancher Augen für das weibliche Geschlecht und für die Römische Kirche hat, so bleibt immer noch

ein wahrer Grund übrig, auf den man hier bauen könnte. Man hat längst die Anmerckung gemacht, daß die sinnlichen Andachtsübungen und das äußerliche glänzende Geräusche, zu welchem die Religion der Römischen Kirche herabgesuncken ist, nicht allein den großen Hauffen, sondern auch vornemlich die lebhafte Einbildungskraft und die Geschäftigkeit des Frauenzimmers bey jeder Art von schimmernder Schönheit außerordentlich reizen müsse. Aber es giebt doch Frauenzimmer, welche die edle Einfalt des Christenthums zu schätzen, und sich über die Ausschmückungen desselben, die nur für die Augen und Ohren gemacht sind, zu erheben wissen: wer zweifelt daran, daß Christina einer solchen Denckungsart vor tausend andern fähig gewesen sey? Eben diese Königinn unterdessen hatte eine ausnehmende Neigung zur Pracht; sie sezte den schönen Künsten, die an dem Gottesdienst der Römischen Kirche eine so reiche Nahrung finden, fast alles andere nach; und leichtsinnig genug dachte sie um diese Zeit von der Religion. Es könnte also doch jene Schwachheit ihres Geschlechts einige Würckung bey ihr gethan haben.

Sie selbst und die meisten Mitglieder der Gemeine, in welche sie trat, gaben vor, daß bloß die Vorzüge, welche dieselbe im Glauben und in der Regierung vor andern christlichen Gesellschaften hätte, ihre Empfelung bey der Königinn gewesen wären. Dieses ist, man kennt sie schon, die ordentliche Sprache derer, welche sich eine andere Kirchengemeinschaft wählen. Auch darinne folgte Christina ihrem Beyspiele, daß sie, oder doch ihre Verehrer, die Bewegungsgründe bekannt machten, welche sie zu ihrer Religionsänderung angetrieben hätten.

hätten. Solche öffentliche Erklärungen hat man selten vor etwas anders angesehen, als vor eine gezwungene und gekünstelte Rechtfertigung, durch welche man einer sonst unvermeidlichen Schande auszuweichen gedenckt. Christinens ihre hat in der Hauptsache ihre ganze Geschichte wider sich. Es wird darinne vorgegeben, sie habe bey zunehmenden Jahren in der Evangelischen Religion nicht alle erwünschte Beruhigung gefunden, und daher sich mit Personen aus der Römischen Kirche über ihre Religion unterredet; daraus wären Zweifel bey ihr erwachsen, welche sie den gelehrtesten Lutherischen Predigern vorgelegt, auch alle ihre Schriften gelesen hätte; ohne daß ihr die Antworten von jenen, oder diese ein Genüge gethan hätten. — Dieses wird mit vieler Dreistigkeit erzählt; und doch trifft man in allen schwedischen Nachrichten und Urkunden von ihrem vorhergehenden Leben nicht die geringste Spur solcher Bedencklichkeiten oder einer Beantwortung derselben an. — Man sezt hinzu, sie habe darauf alle Religionen, die jemals in der Welt entstanden wären, untersucht, und die Meinungen der gelehrtesten Männer darüber angehört; dieses habe fünf Jahre fortgewähret, bis sie am Ende derselben zwar nicht zu einer Festigkeit im Urtheil, aber doch zu dem Entschlusse gekommen wäre, noch ferner in der Religion zu leben, in welcher sie war erzogen worden, weil sie geglaubt hätte, in derselben seelig werden zu können, wenn sie nach der Vorschrift ihrer gesunden Vernunft lebte; allein zwey Jahre später habe sie, von neuem über die Religion beunruhigt, den Jesuiten ihren Entschluß vertrauet, zu ihrer Kirche überzugehen, wenn sie ihr die Wahrheit augenscheinlich zeigen würden. — Will man dieser Nachricht glauben, die sonst durch nichts be-

ſtätiget wird, ſo iſt es völlig unbegreiflich, wie Chriſtina eben zu der Zeit, da ſie den entſcheidenden Schritt vorzunehmen bereit war, ein ſo gleichgültiges unehrerbietiges Bezeigen gegen die Religion überhaupt habe annehmen können, als jedermann an ihr erblickte.

Die Welt konnte ſich an ſo unvollſtändigen Nachrichten, wenn ſie auch wahrſcheinlicher geweſen wären, nicht begnügen. Chriſtina, eine der gelehrteſten und ſcharfſichtigſten Perſonen ihrer Zeit, verließ eine Religion, zu welcher ſie ſich neun und zwanzig Jahre lang eifrig bekannt hatte, um ſich einer andern zu ergeben, zu welcher ſie niemals einige Neigung mercken ließ. Es müſſen große, dringende, unüberwindliche Urſachen geweſen ſeyn, welche ihre Geſinnungen ſo plözlich umkehrten. Man will dieſe Urſachen genau und umſtändlich wiſſen: und man erfährt nichts. Forſcht man weiter, ſo wird man immer zweifelhafter. Es iſt gewiß, daß bey einem ſolchen Uebergange ſehr viel verlangt wird, wenn er einen weiſen und rechtſchaffenen Mann nicht beſchimpfen ſoll: eine durchdringende Kenntniß und lange Prüfung beyder Religionen; die gänzliche Unmöglichkeit, ſeine Zweifel gehoben, oder nur geſchwächt zu ſehen; eine ernſte Würde des Geiſtes im Entſchließen, bey welcher ſich kein Verdacht von Uebereilung oder Nebenabſichten anbringen läßt; eine ſo merckliche Sorgfalt für ſein Gewiſſen, daß ſich ſeine Zeitgenoſſen nicht wundern dürfen, wenn ihr jede andere Betrachtung nachſtehen mußte; endlich in der ganzen Art zu dencken und zu leben entweder die rühmlichſte Veränderung, oder ſo geſchwinde Schritte zur Vollkommenheit, daß es unleugbar wird, der neue Glaube habe ſeinen

nen Bekenner ganz eingenommen und veredelt. Wenn man die Beweise von diesem allem, oder nur von dem größten Theil desselben in der Geschichte der Königinn Christina aufweisen könnte: so wäre es die Ueberzeugung allein, welche sie in die Römische Kirche gebracht hätte; aber ich wenigstens habe sie niemals finden können. Ich will nicht einmal von demjenigen Gebrauch machen, was Christina viele Jahre nach ihrer Religionsänderung zu dem Grafen Flemming und dem Baron Coyet gesagt haben soll, daß sie ihrer väterlichen Religion nicht deswegen entsagt habe, als wenn sie dieselbe vor falsch gehalten hätte; sondern daß sie durch dringende Ursachen bewogen worden sey, sich äußerlich zur Römischen Kirche zu bekennen: dieses kann angeführt werden; aber die Zeugen sind vielleicht nicht hinlänglich. Darinne hingegen trete ich einigen Schriftstellern völlig bey, es sey unglaublich, daß man Christinen habe überreden können, so viele Lehren und Erzählungen der Römischen Kirche vor wahr zu halten, die entweder auf gar keinen Beweisen, oder auf den baufälligsten beruhen, und die zugleich die wahre Natur des Christenthums und die Grundsäze des gesunden Verstandes angreifen: sie, die nichts weniger als leicht zu glauben gewohnt war, die überdieses aus einer Gemeine kam, in welcher man nicht genöthigt ist, andern als den tüchtigsten Beweisen zu glauben, und in eine solche trat, wo man der bloßen Versicherung eines Geistlichen glauben muß. Da sie aber erst im Schooße der leztern saß, machten allem Ansehen nach, Gewohnheit, Ehrgeiz, nach und nach auch ihr zunehmendes Alter, daß sie öfters einen Eifer und eine Andacht für die Römischcatholische Religion äußerte,

von denen man keine reine Quellen ſieht, aus denen ſie entſprungen wären.

Nach allen dieſen Unterſuchungen iſt es erlaubt zu ſagen, daß Chriſtinens Uebergang zur Römiſchen Kirche, weder ihr noch dieſer Kirche zur Ehre gereiche: und die folgende Geſchichte wird dieſes Urtheil völlig bekräftigen.

An ſich war es zwar für die Gemeine des Römiſchen Biſchofs ſehr rühmlich, daß die Tochter des großen Guſtav, mehr aufgeklärt als die Fürſten ihrer Zeit, und von ganz Europa bewundert, ſich zu ſeinem Gehorſam neigte; allein ſie wurde auf dieſem Wege von einer zu leichten Luft fortgetrieben. Das heißt ihr wenigſtens eine ſehr geringe Ehre erweiſen, wenn man glaubt, daß ſie durch die monarchiſche Regierungsform jener Kirche, durch ihr geiſtliches Cärimoniell, oder durch die alten ehrwürdigen Nahmen, welche ſie neuen Anſtalten und Meinungen beygelegt hat, für dieſelbe eingenommen worden ſey. Man hat wohl ein Mittel gefunden, ihre Großmuth zu loben, indem man ſie mit Heinrichen dem Großen, Könige von Franckreich, verglich. Dieſer Fürſt, hat man geſagt, nahm die Römiſchcatholiſche Religion an, damit er zum ruhigen Beſize ſeines Reichs gelangen möchte; Chriſtina hingegen verlor lieber das ihrige, das ihr niemand entreißen konnte, als daß ſie ſich von dem Bekenntniſſe dieſer Religion hätte zurückhalten laſſen ſollen. Wenn dieſes würcklich Großmuth ſeyn ſollte, ſo müßte ſie die Regierung in keiner andern Abſicht niedergelegt haben, als um ihren Glauben deſto freyer verändern zu können: und dieſes iſt doch eine der unwahrſcheinlichſten Urſachen. Sie ſuchte ſich ſogar dafür, daß ſie ihrer Krone entſagte, durch beybehaltene Einkünfte, durch den Titel und

das

das Ansehen einer Königinn, endlich selbst durch Entwürfe zu einer neuen Größe, schadloß zu halten: und sie unterschied sich hierinne gänzlich von andern Fürsten, die in der That großmüthig den Thron nur deswegen verlassen haben, um der Stille und der Annehmlichkeiten des Privatlebens zu genießen.

Die besondern Umstände von dem Ursprunge der Neigung Christinens gegen die Römische Kirche, und von der Art, wie sie nach und nach in dieselbe gezogen worden ist, kommen nur von der einen Seite, nemlich von Mitgliedern dieser Kirche her, und sind also mit Rechte der Partheylichkeit und einer schmeichelhaften Ausschmückung verdächtig. Sie stimmen aber nicht einmal mit einander überein: vermuthlich, weil mehrere an dieser großen Unternehmung gearbeitet haben, und einem jeden derselben seine Freunde den vornehmsten Antheil daran beyzulegen suchten. Ueberhaupt sind die Jesuiten gleich Anfangs dabey geschäftig gewesen: sie, die vor allen geistlichen Gesellschaften ihrer Kirche eine vorzügliche Geschicklichkeit bewiesen haben, die Protestanten entweder mit scheinbaren Gründen, oder mit einschleichenden Kunstgriffen, auf ihre Seite zu bringen. Daran ist zwar der Welt nichts gelegen zu wissen, welcher Jesuit die vermeinte Bekehrung der Königinn angefangen, oder am meisten befördert habe; aber um die Geheimnißvollen und listigen Umwege kennen zu lernen, auf welche man sie geleitet hat, und bey denen man, nach der Gewohnheit dieser Führer, das Licht einer öffentlichen schärfern Untersuchung der Wahrheit scheuet; zu diesem Gebrauche können die etwas widersprechenden Erzählungen hier neben einander stehen.

Die

Die wahrscheinlichste unter denselben macht den P. Anton Macedo zum ersten Lehrer der Königinn in seiner Religion, den sie mit Beyfall gehört habe. Er war schon im Jahr 1650, so wird diese Geschichte erzählt, als Beichtvater des Portugiesischen Gesandten zu Stockholm, und wurde von demselben, als sein Geheimschreiber kranck geworden war, an dessen Stelle gebraucht. Die Königinn entdeckte seinen Stand, unterredete sich oft mit ihm heimlich über die Religion, und vertraute ihm endlich, gerührt durch seinen Unterricht, ihren Entschluß, zugleich das Reich und ihren Glauben zu verlassen, wenn ihre noch übrige Zweifel gehoben würden. Sie bat ihn daher, es bey dem General seiner Gesellschaft dahin zu bringen, daß er zween andere seines Ordens an sie schicken möchte. Macedo eilte ohne Vorwissen des Gesandten aus Schweden weg. Da er im October des Jahrs 1651 zu Rom angekommen war, wurden die beyden Jesuiten, Paul Casati und Franz Malines, nach Stockholm gesandt, wo sie im März des Jahrs 1652 verkleidet anlangten. Ihre stets geheimen Gespräche mit der Königinn hatten bald einen für sie gewünschten Ausgang: sie faßte im April des gedachten Jahres den festen Vorsaz zu ihrer zweyfachen großen Veränderung. Casati gieng gleich darauf in ihrem Nahmen nach Rom zurück, um von dem Pabste Innocenz dem zehnten Verhaltungsbefehle zu bekommen, wie diese Angelegenheit zu Stande gebracht werden könnte: sie selbst meldete ihre Absichten dem Pabste, dem Cardinal Chigi, und dem General der Jesuiten; auch dem Bourdelot trug sie auf, da er nach Franckreich zurückgieng, Erkundigung einzuziehen, ob sie, wenn ihre Entschließung ausgeführt wäre, ihren Aufenthalt in diesem Reiche nehmen könne.

Allein

Allein die andere Erzählung, die selbst von einigen Jesuiten angenommen worden ist, läßt den Jesuiten Gottfried Francken, Caplan des Spanischen Gesandten am Dänischen Hofe, des Grafen von Rebolledo, den ersten Grund zu Christinens Religionsveränderung legen. Man versichert, daß derselbe, da man in dem Hause des Gesandten davon sprach, wie leicht eine Fürstinn von so vielem Verstande durch einen geschickten Gottesgelehrten zur Erkenntniß der wahren Religion gebracht werden könne, sogleich im Jahr 1649 nach Stockholm gereiset, und von ihr sehr günstig aufgenommen worden sey. Ihre Neigung zur Römischen Kirche, sezt man hinzu, wurde in eben diesem Jahre dem Könige von Spanien berichtet; der Gesandte und sein Geistlicher baueten glücklich auf diesen Anfang fort; es erschienen zween italiänische Jesuiten bey der Königinn, die aber, weil sie bald entdeckt wurden, sich wegbegeben mußten; andere kamen an ihre Stelle, auch Pimentel mit ihnen, bis der Dominicaner Guemes, vom Spanischen Hofe abgeschickt, die lezte Hand an dieses Werck legte. — Diese Nachricht verschweigt die Bemühungen, welche Macedo hierbey unstreitig angewandt hat, auf eine sehr gezwungene Art. Sie scheinet überhaupt zur Ehre des Spanischen Hofes und seiner Gesandten aufgesezt worden zu seyn: und wenn man sich erinnert, daß damals kein gutes Vernehmen zwischen Spanien und Portugall geherrscht habe, so geräth man desto leichter auf die Vermuthung, daß man von Seiten des erstern durch diese Erzählung dem leztern vielleicht die Ehre habe entziehen wollen, eine so wichtige Veränderung angefangen zu haben. So unnöthig es ist, beyde Berichte genauer zu prüfen; so kann man sich doch nicht enthalten, eine sehr erhebliche Anmerckung über dieselben

ſelben zu machen. Wenn die Zeitbeſtimmung darinne richtig iſt: ſo müſſen die oben angeführten Briefe der Königinn vom Jahr 1652, in welchen ſie ihre ſtandſtafte Liebe zur Evangeliſchen Religion bekennet, als ein Muſter von Verſtellung angeſehen werden: und alsdenn kann man ihrer ganzen Denckungsart über die Religion wenig Aufrichtigkeit zutrauen. Sind aber in jenen Nachrichten die Jahre falſch angegeben, ſo fällt auch alles andere, was ſie enthalten, über den Hauffen. Dieſe Ausſichten eröfnen abermals ein weites Feld zu Betrachtungen über dieſe ſo freygebig gerühmte Bekehrung.

Es hatte völlig das Anſehen, daß **Chriſtina** nach einem ſo bedencklichen Schritte nur eine noch weit freyere Aufführung angenommen habe: ſo viel fehlte daran, daß die neuen Grundſäze ihres Glaubens und Lebens, ihrer Erwartung nach dem Tode, auch bloß einen äußerlichen ernſthaften Anſtand bey ihr hervorgebracht hätten. Tänze, Schauſpiele, Jagden, und andere Luſtbarkeiten, die unaufhörlich mit einander abwechſelten, füllten damals ihre ganze Zeit aus. Ihr Herz entdeckte ſich beſonders in einem Briefe, den ſie im Anfange des Jahrs 1655 an ihre Vertraute, die Gräfinn **Sparre** in Schweden, ſchrieb. „Meine Beſchäftigungen, ſagt ſie darinne, „ſind gut eſſen und gut ſchlafen, ein wenig ſtudieren, „ſchwatzen, lachen, die franzöſiſchen, italiäniſchen „und ſpaniſchen Comoedien ſehen, und die Zeit ange„nehm zubringen. Kurz, ich höre weiter keine Pre„digten, und verachte alle Redner: ſo wie **Salomo** „ſagt, iſt alles übrige Thorheit; denn ein jeder muß „unter Eſſen, Trincken und Singen, vergnügt leben.„— Sie gab ſich nicht einmal Mühe, vor den Augen ihrer neuen Glaubensgenoſſen einen Schein von beſonde-

rer

rer Andacht blicken zu lassen, die doch in einem solchen Falle mehr als jemals der Welt pflegt vorgezeigt zu werden. Man sagt unter andern, daß ihr die Jesuiten zu Löwen bey ihrer Durchreise die Schmeicheley gemacht hätten, sie würde dereinst, wenn sie zur Römischcatholischen Kirche getreten wäre, der heiligen Brigitta von Schweden an die Seite gesezt werden; und daß sie darauf geantwortet habe: „Es wäre „mir lieber, wenn man mich unter die Klugen sezte.„

Weit anstößigere Reden über die Religion selbst sind ihr noch zugeschrieben, und von vielen vor wahr gehalten worden. Nichts von dieser Art schien ihrer um diese Zeit bekannten Gesinnung zu widersprechen; man muß aber auch hinzufügen, daß zu keiner andern Zeit so viele nachtheilige Urtheile und üble Gerüchte von ihr ausgestreuet worden sind. Ihre Macht stand denselben nicht mehr im Wege: sie mißfiel den Protestanten, welche sie verlassen hatte; den eifrigen Römischcatholischen, weil sie es nicht war; den Franzosen, weil sie sich zu sehr auf die Seite der Spanier wandte; ernsthaften aber und gelehrten Personen überhaupt, durch ihr leichtsinniges Betragen: und diejenigen, welche ihre großen Gaben und Einsichten verehreten, fanden doch öfters Ursache über sie zu erstaunen. Man hat wohl auch gemuthmaßt, sie habe die Römischcatholische Religion deswegen angenommen, damit sie in den Ländern des Pabstes oder anderer Fürsten von dieser Kirche eine gute Aufnahme für ihr übriges Leben finden möchte, weil sie vorausgesehen, daß man ihr die in Schweden ausgemachten Einkünfte nicht immer zu bezahlen geneigt, oder im Stande seyn werde. Wenn diese leztere Besorgniß der Königinn würcklich so wahrscheinlich vorkam, — und sie konnte auch darinne einigen Grund haben,

weil

weil die Schweden es ungerne sahen, daß sie ihre Einkünfte außerhalb dem Reiche verzehrte; dieses aber vor einem nahen Kriege nicht gesichert war: — so hat sie wenigstens damals, einer solchen Absicht zu Gefallen, keinen verstellten Religionseifer blicken lassen.

Dagegen vermehrten sich die schimpflichen Nachrichten täglich, die man von einer gewissen Ausgelassenheit in ihren Sitten und Reden, seitdem sie in den Niederlanden angekommen war, verbreitete. Die Jesuiten selbst, die sie erst vor kurzem als ihre Schülerinn mit Lobsprüchen überhäuft hatten, änderten jezt die Sprache. Staatsmänner und Gelehrte, die nur Zuschauer abgaben, ohne Parthey zu nehmen, waren weder in allem leichtgläubig, noch zu fertig sie zu vertheidigen. Christina, der vieles davon nicht unbekannt blieb, hielt es endlich vor nöthig, ihre Ehre zu retten. In einem Schreiben an den König von Schweden bat sie ihn, sich ihrer gegen diejenigen anzunehmen, welche ihre Entfernung von dem Reiche und ihre jezige Lebensart von einer schlimmen Seite vorstellten: sie versicherte zugleich, daß sie niemals etwas wider die Ehre und die Vortheile von Schweden vornehmen werde. Mit noch stärckern Ausdrücken schrieb sie eben dieses an den ersten Reichsrath, den Grafen Brahe, sie wünscht, Schweden möchte immer so blühend seyn, daß sie für dasselbe unnüz verbliebe; wenn man aber, sezt sie hinzu, einmal glauben sollte, daß sie dem Reiche Dienste leisten könne, so wollte sie sogleich dahin eilen, und ihm selbst ihr Leben aufopfern. — Vielleicht findet man diese Versicherungen zur unrechten Zeit angebracht, nachdem sich Christina selbst außer Stand gesezt hatte, ihrem Vaterlande zu dienen; aber dieses könnte man

ihr

ihr wohl glauben, daß ihre Aufführung damals nicht so sehr tadelhaft gewesen sey, als es die öffentliche Stimme vorgab. Sonderbar war sie in der That, schon wegen des Anstandes, den sie behaupten wollte, oder zum wenigsten hätte behaupten sollen. Sie vergaß ihn jedoch nicht, da sie den Todt ihrer Mutter erfuhr, der im März des Jahrs 1655. erfolgte: eine Entfernung von drey Wochen auf das Land sollte die Achtung anzeigen, welche sie dem Andencken derselben schuldig war. Im August des vorhergehenden Jahres war auch der Großkanzler Oxenstierna gestorben. Er fragte noch in seinen lezten Augenblicken um Nachrichten von Christinen, und sagte auf diejenigen, welche man ihm ertheilte: „Ich habe es „ihr vorher gesagt, daß sie ihr Unternehmen gereuen „werde; doch, sezte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „sie ist gleichwohl die Tochter des großen Gustav.„

Alexander der siebente, der damals Pabst war, konnte sich daran begnügen, seine Freude darüber zu bezeigen, daß sich ihm eine so große Königinn unterworfen hatte; aber nach der Art kleiner Seelen, die bey ihrer Unfähigkeit, selbst einen erhabnen Ruhm zu verdienen, sich eines fremden bemächtigen, eignete er sich die ganze Ehre von dieser Bekehrung zu. Da ihm Christina ihren Vorsaz nach Rom zu kommen gemeldet hatte, gab er den Cardinälen in einem Consistorio davon Nachricht, und wollte zugleich vor das einzige Werckzeug angesehen seyn, dessen sich Gott zur Erleuchtung der Königinn bedient hätte; da doch jedermann wußte, daß er außer einigen Verhaltungsbefehlen, die er als Staatssecretär unter seinem Vorgänger, den Jesuiten bey diesem Geschäfte gab, keinen Antheil daran gehabt hatte. Er schickte darauf den Lucas Holstenius, seinen Protonotarius,

Domherrn an der Peterskirche, und Aufseher der Vaticanischen Bibliotheck, nach Inspruck, wo die Königinn ihr neues Glaubensbekenntniß vor demselben öffentlich ablegen sollte. Holstenius, ein gebohrner Hamburger, war zu dieser Feyerlichkeit nicht übel ausgesucht. Er war selbst von der evangelischen Kirche zur römischen übergegangen; besaß denjenigen Eifer, den Bekehrte dieser Art am liebsten zu beweisen pflegen, indem er mehrere zu einem gleichen Abfalle zu bereden suchte, und er gehörte auch unter die gelehrtesten Männer seiner Zeit.

Mit einem Gefolge also von zweyhundert Personen reiste Christina im September des Jahrs 1655 von Brüssel ab, und erschien am 3 November dieses Jahres in der Cathedralkirche zu Inspruck. Hier nahm Holstenius ihr Bekenntniß an, an dessen Ende sie zugleich versprach, darauf bedacht zu seyn, daß ihr neu angenommener Glaube auch von ihren Unterthanen und allen, für welche sie einige Sorge zu tragen hätte, bekannt und gelehrt werde. Der Erzherzog, in dessen Gebiete dieses vorgieng, ließ hierauf noch an eben demselben Tage und viele folgende hindurch, Schauspiele, Gastmahle und andere Ergözlichkeiten folgen. Aber daß die Königinn bey dieser Gelegenheit würcklich zu ihm und andern Standespersonen, wie Chevreau versichert, gesagt haben sollte: „Meine Herren, es ist billig, daß „Sie eine Comoedie vor mir aufführen lassen, nach„dem ich Ihnen ein Possenspiel vorgestellt habe;„ dieses getraue ich mir so lange nicht vor wahr zu halten, als es eine Beleidigung des gemeinsten Wohlstandes bleiben, und nur auf diesem einzigen Zeugen beruhen wird. Wenigstens schrieb sie gleich darauf mit allen Merkmalen einer abergläubischen Ergebenheit an den Pabst.

Sie

Sie ward in seinen Staaten mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. In dem vermeinten heiligen Hause zu Loretto bewies sie ihre Ehrerbietung gegen die ehemalige Bewohnerinn desselben durch eine Krone und einen Scepter von überaus großem Werthe, welche mit folgender Aufschrift daselbst beygelegt wurden:

Hanc Tibi sacravit spretam Regina coronam,
In coelo tribuas ut meliore frui;
„Diese verachtete Krone hat dir Christina ge„weiht, damit du ihr dereinst im Himmel „eine bessere verleihen mögest.„

Man sagt jedoch, sie sey mit dem Holstenius, der diese Verse verfertigt haben soll, übel zufrieden gewesen: denn sie merckte dabey an, sie habe die Schwedische Krone, welche sie so viele Jahre rühmlich getragen, ohnmöglich verachten können; sondern sie nur freywillig einem andern überlassen. Der Unterscheid war ihrer würdig; aber nichts hingegen — und dieses war das wichtigste in der Aufschrift — nichts konnte ihr die Gewißheit geben, daß die Jungfrau Maria im Stande sey, ihr die Krone des Himmels zu verschaffen. Endlich kam Christina am 19 December zu Rom an, und hielt einige Tage darauf, als Amazoninn gekleidet und zu Pferde einen prächtigen Einzug in diese Hauptstadt. Sie bekam von dem Pabste, den sie mit den gewöhnlichen demüthigen Cärimonien verehrte, die Firmelung, und den Beynahmen Aleßandra. Darauf belustigte sie sich besonders an der genauern Besichtigung dieser Stadt, der sehenswürdigsten unter allen, wenn sich der Geist eines Reisenden nicht sowohl mit Menschen als mit den höchsten Schönheiten der Künste, und mit den ehrwürdigen Resten der Größe und Majestät des Al-

terthums beschäftigen will. Zu gleicher Zeit genoß sie einer beständigen Abwechselung von Vergnügen, das ihr Schauspiele, Musik, Spaziergänge, Proceßionen, und anderes einnehmendes Geräusche verursachten. Sie stiftete auch eine gelehrte Gesellschaft, oder nach der italiänischen und-französischen Art zu reden, eine Academie, welche aus vielen vornehmen und gelehrten Männern bestand, und wöchentlich eine Versammlung im Palaste der Königinn hielt, in welcher von der Sittenlehre gehandelt, Gedichte vorgelesen, und weitläuftige Stücke der Tonkunst aufgeführt wurden. Eben diese leztern mit geistlichen Vorstellungen des Theaters verbunden, dienten ihr zu einer Ergözung in der ernsthaftern Fastenzeit: viele Cardinäle und die größten Häuser von Rom erweiterten noch diesen Lustkreis der Königinn mit den kostbarsten Bemühungen ihr zu gefallen. Ihre Zufriedenheit blickte auch von allen Seiten hervor, unter andern auf einer Münze, auf welcher sie Rom, nach der alten Römischen Art, in Gestalt eines Frauenzimmers, und mit der beygefügten Stelle des Dichters abbilden ließ: Possis nihil urbe Roma Visere maius; Man kann nichts größeres als Rom sehen.„

Der außerordentliche Aufwand, den der Pabst bey Christinens Ankunft machte, hatte etwas mehr zur Absicht, als seine Freude über dieselbe und seine Reichthümer an den Tag zu legen. Er hoffte, daß ihr Beyspiel wo nicht die Schweden, doch andere Fürsten und ansehnliche Familien reizen werde, sich in den Schooß der Römischen Kirche zu begeben: wie gütig man in denselben aufgenommen werde, sollte die Pracht und das ungemein gefällige Betragen von ihm und seinem ganzen Hofe zeigen. Diese Erwartung kam damals vielen Mitgliedern seiner Kirche

sehr

sehr wahrscheinlich vor. Daß sie gar nicht eingetroffen ist, und sich endlich an einigen Personen in den Diensten der Königinn hat begnügen müssen, daran war wohl unter andern Ursachen größtentheils die wahre Beschaffenheit ihrer Religionsveränderung selbst Schuld, die man immer weniger nachahmungswürdig finden konnte.

Die Römer hingegen bewunderten Christinens Witz und seltne Denckungsart desto mehr. Indem sie in Begleitung einiger Cardinäle alles, was die Mahlerey und Bildhauerkunst zu Rom vortreffliches aufzuweisen hatten, untersuchte, und darunter eine Bildsäule des Bernini, welche die Wahrheit vorstellte, mit Entzücken lobte, rief ein umstehender Cardinal aus: „O Madame! Gott sey gedanckt dafür, daß „Ew. Majestät die Wahrheit lieben, welche sonst Per„sonen von Dero Stande nicht leiden können.„ Gleich antwortete die Königinn: „Ich glaube es wohl, denn „nicht alle Wahrheiten sind von Marmor.„ Ihr Bezeigen beym öffentlichen Gottesdienste soll, wie man sagt, nicht so anständig gewesen seyn. Sie sprach während desselben beständig mit den Cardinälen, und lachte auf eine ausgelassene Art. Der Pabst gab ihr daher einen Rosenkranz, um sich desselben bey ihrem Gebete zu bedienen; allein sie sagte beym Herausgehen: „Ich will eben nicht nach den Kügelchen des Rosenkranzes eine Catholikinn seyn.„ Die vornehmen Häuser zu Rom waren am wenigsten mit der Königinn zufrieden, weil sie ihnen ohngeachtet so vieler Kosten, die sie ihr zu Ehren aufgewandt hatten, sehr gleichgültig begegnete: vielleicht, weil ein hoher Stand und prächtige Aufzüge allein ihr keine Hochachtung abnöthigten; oder, weil sie überhaupt eine Feindinn des Cärimoniells war, dessen Verachtung leicht vor beleidigend angesehen werden kann.

Man breitete damals noch andere Nachrichten von ihr aus, die von geringerer Glaubwürdigkeit sind, unter andern diese, sie habe den Pabst um Erlaubniß gebeten, alle verbotene Bücher lesen zu dürfen, und er habe ihr solche, bis auf die Bibel, und das Gedicht des Marino, l'Adone, bewilligt; der Cardinal Colonna sey in die Königinn verliebt worden, und habe deswegen von dem Pabste Befehl bekommen, Rom zu verlassen; außerdem noch seltsamere Erzählungen. Es gab auch um diese Zeit eine neue Veranlaßung zu nachtheiligen Gerüchten von Christinen. Sie nahm dem Pabste zu gefallen einige Italiäner in ihre Dienste, und verabschiedete dafür verschiedene Spanier, welche hierauf übel von ihr zu reden anfiengen. Es wurden sogar, da sie sich immer geneigter gegen die Franzosen bezeigte, zween anzügliche Schriften in spanischer Sprache über ihr Leben gedruckt, deren Verfasser, ein paar Castilianer, das Gefängniß zum Lohne dafür bekamen. Aber diese Bewegungen hatten einen noch entferntern Ursprung, und noch wichtigere Folgen, wenn man der Erklärung, die sie selbst darüber bekannt machen ließ, völlig trauen darf.

Sie war im Gefolge einiger vornehmen Spanier nach Rom gekommen, die sie schon unterwegens von der Gesellschaft einiger Cardinäle, die ihr gefielen, aber nicht von der spanischen Parthey abzuziehen suchten. Als sie hierauf mit dem französischen Gesandten zu Rom öfters umgieng, beklagten sie sich mit den Worten gegen sie, es scheine, daß sie zum Schaden der Freundschaft, welche sie ihrem Könige versprochen habe, eine noch genauere mit Franckreich schliessen wolle. Christina antwortete darauf, sie werde Freundschaft halten, mit wem es ihr gefiele; die Bekanntschaft

kanntschaft, die sie mit Franckreich unterhielte, dürfe sie nicht befremden, weil sie stets mit dieser Krone verbunden gewesen sey; im übrigen wäre sie kein Unterthan des Königs von Spanien, um sich nach ihren Absichten blindlings zu bequemen. Eben diese Spanier wandten sich an den Pabst, um durch ihn den häuffigen Besuchen ein Ende zu machen, welche die ihnen verdächtige Cardinäle bey der Königinn ablegten: und da sie nichts ausrichteten, vereinigten sie sich mit andern von ihrer Parthey zu Rom zu einem Verständnisse wider die Königinn, von der sie allerley Verleumdungen ausstreueten. Sie duldete dieses einige Monathe; alsdenn aber begegnete sie dem Don Antonio della Cueva, der, ob er gleich zu ihrer Hofstatt gehörte, besonders vielen Antheil daran hatte, sehr frostig, gab ihm zu verstehen, daß er abreisen möchte, und drohte ihm beym Abschiede, ihn, er möchte seyn wo er wollte, zu züchtigen, wenn er sich unterstünde, übel von ihr zu reden. Zugleich ließ sie den Cardinal von Medices, Protector von Spanien am päbstlichen Hofe, bitten, dem Könige von Spanien zu melden, daß, wenn della Cueva nicht die Ehre hätte, einer seiner Feldherren zu seyn, sie ihm Stockschläge würde haben geben lassen. Den spanischen Gesandten ließ sie ebenfals warnen, die ihr schuldige Ehrerbietung nicht zu vergessen, weil sie tapfere und rechtschaffene Edelleute genug hätte, um sich an ihm zu rächen. Pimentel selbst, für den sie so viele Gewogenheit gehabt hatte, verlor dieselbe gänzlich.

Vermuthlich war die Erzählung der spanischen Parthey von der eben angeführten ziemlich verschieden, aber überhaupt sieht man doch, daß Christina gewohnt gewesen sey, mit einer gewissen Hitze und Flüch-

tigkeit von einer Parthey zur andern überzugehen. Man kann gar wohl diese und andere ihrer Entschliessungen einer veränderlichen Gemüthsart zuschreiben; hier aber that vielleicht der Verdruß am meisten, zu sehen, daß die Spanier sie in einer Art von Abhängigkeit erhalten wollten. Wenn das Vorgeben eines gewissen Schriftstellers richtig ist, daß der spanische Hof Christinen hauptsächlich darum beredet habe, ihren Sitz zu Rom aufzuschlagen, damit er sich ihrer bedienen könnte, um den Pabst beständig in seinen günstigen Gesinnungen für Spanien und Oesterreich zu bestätigen: so würde der geringste Verdacht, den sie darüber gefaßt hätte, hinlänglich gewesen seyn, sie gegen die Spanier kaltsinnig zu machen. Ein anderer Schriftsteller versichert gar, die Spanier hätten damals den Anschlag entworfen, sich der Königinn und des Pabstes zu bemächtigen, den Portugiesischen Gesandten umzubringen, und die Stadt anzuzünden; ihre Verschwörung aber sey entdeckt worden. Doch diese beyden Nachrichten gründen sich auf Zeugnisse von geringem Werthe.

Es sey nun, daß die Königinn eine desto eifrigere Neigung gegen Franckreich angenommen hat, nachdem sie sich von den Spaniern loßgemacht hatte; oder daß ihr wegen des Betragens derselben Rom ein unangenehmer Aufenthalt geworden war; genug, sie beschloß plözlich im Sommer des Jahrs 1656, unter dem Vorwande einer ansteckenden Seuche, welche sich daselbst hervorthat, die Stadt zu verlassen. Sie wollte nach Franckreich, und darauf nach Deutschland reisen, um sich Schweden zu nähern, wo sie Vorstellungen wegen ihrer Einkünfte zu machen gedachte, die ihr wegen des zwischen diesem Reiche und Pohlen entstandenen Krieges, schon nicht mehr ordentlich ausgezahlet

gezahlet wurden. Zu dieser Reise mußte sie auf ihr Geschmeide zehntausend Dukaten aufnehmen. Sie segelte auf einigen päbstlichen Galeeren fort, und trat zu Marseille ans Land. Auf Befehl des Königs von Franckreich, dem sie ihren Vorsaz gemeldet hatte, wurde sie überall mit gleichen Ehrenbezeigungen als er selbst empfangen. Man überreichte ihr die Schlüssel der Städte, durch welche sie ihr Weg führte, und hielt eine Menge feyerlicher Anreden an sie. Diejenigen, welche sie von dem Dichter Boissat im Nahmen der Stadt Vienne anhörte, mißfiel ihr durch ihren ernsthaften Inhalt, der sich über die göttlichen Gerichte und über die Verachtung der Welt, keineswegs aber über ihr Lob ausbreitete. „Das ist nicht „der Boissat, den ich kenne, sagte sie, nachdem er sich „entfernt hatte: es ist ein Prediger, der seinen Nah„men entlehnt hat.„ Sie wollte ihn auch, so lange sie zu Vienne blieb, nicht weiter sehen.

Endlich kam sie im September zu Fontainebleau an. Die Prinzeßinn von Montpensier, eine Bruderstochter Ludwigs des dreyzehnten, bat den König um Erlaubniß sie zu bewillkommen, und erhielt sie, ob sie gleich damals vom Hofe verwiesen war. Hier folgt ihre Beschreibung selbst, wie sie die Königinn zu Eßone gefunden habe. „Ich hatte so „viel von ihrer seltsamen Art sich zu kleiden erzählen „gehört, daß ich sehr befürchtete, ich würde lachen „müssen, sobald ich sie sähe. — — Sie sezte mich „würcklich in Erstaunen; aber nicht auf eine Art, daß „ich hätte lachen müssen. Sie trug einen grauen „Rock mit goldenen und silbernen Spitzen; ein „feuerfarbnes Oberkleid von Camelot mit eben solchen „Spitzen; ein Halstuch von genuesischen Spitzen, mit „einem feuerfarbnen Bande zugeknüpft; eine blonde

„Perruque, die hinten rund wurde, wie sie die Frauen-
„zimmer tragen, und einen Hut mit schwarzen Federn,
„den sie in der Hand hielt. Sie ist weiß, hat blaue
„Augen, die zuweilen liebreich, zu anderer Zeit stren-
„ge aussehen; einen ziemlich angenehmen, obgleich
„großen Mund, schöne Zähne, und eine große Ha-
„bichtnase. Sie ist sehr klein, und ihre Kleidung
„verbirgt ihren schlechten Wuchs. Alles zusammen-
„genommen kam sie mir wie ein artiger junger Mensch
„vor. Als ich ihr den Grafen von Bethune vorstellte,
„sprach sie mit ihm von seinen Handschriften. Sie
„ließ es gerne mercken, daß sie alle Leute kannte, und
„von ihnen Nachrichten wußte. Nach dem Ballet
„giengen wir in die Comoedie. Hier sezte sie mich in
„Verwunderung. Sie lobte die Stellen, welche ihr
„gefielen, durch Schwüre, streckte sich auf ihrem
„Stuhle aus, warf ihre Füße von einer Seite zur an-
„dern, und machte unanständige Geberden. Sie
„sprach von vielerley Sachen, und sagte alles auf eine
„angenehme Art. Sie fiel in ein tiefes Nachdencken,
„stieß starcke Seufzer aus; darauf kam sie auf einmal
„wieder zu sich, wie ein Mensch, der im Schlafe auf-
„fährt. Sie ist in allem außerordentlich. Wir besa-
„hen hierauf ein Feuerwerck auf dem Wasser: sie hatte
„mich bey der Hand gefaßt, und es kamen einige
„Schwärmer ziemlich nahe auf uns. Ich fürchtete
„mich, und sie hielt sich über mich auf. Wie? sagte
„sie, ein Frauenzimmer, das bey Gefechten gewesen
„ist, und so schöne Thaten verrichtet hat, fürchtet
„sich? Ich antwortete ihr, ich wäre nur bey solchen
„Gelegenheiten tapfer, und dieses sey genug für
„mich. — — Sie sagte, die größte Begierde, wel-
„che sie in der Welt empfunden hätte, wäre diese,
„einem Treffen beyzuwohnen; sie werde nicht eher zu-
„frieden seyn, bis dieses geschehen wäre, und sie be-

neidete

neidete den Prinzen von Conde sehr wegen alles dessen, was er gethan hätte.„

Zu Fontainebleau kamen viele Damen des Hofs, um die Königinn nach dem gewöhnlichen Cärimoniell zu küssen. Dieses mißfiel ihr, und sie rief bey dieser Gelegenheit aus: „Was vor einen rasenden Trieb haben „diese Damen mich zu küssen. Kommt es etwan daher, „weil ich einer Mannsperson ähnlich sehe?„ Wenige Tage darauf hielt sie ebenfals in Mannskleidern und zu Pferde einen öffentlichen Einzug zu Paris, der an Pracht ihren Römischen weit übertraf. Sie wurde nach einem den Fürsten oft sehr unangenehmen Vorrechte, von allen Ständen und ansehnlichen Gesellschaften dieser Hauptstadt feyerlich bewillkommt. In diesen Anreden ward, wie es gewöhnlich ist, viele unzeitige Beredsamkeit verschwendet; aber ein Doctor der Theologie, welcher im Nahmen seiner Facultät sprach, verstand besser, was sich zu dieser Gelegenheit schickte. „Ich will, sagte er, Ew. Majestät durch keine lange Rede verdrießlich machen: ich begnüge mich bloß damit zu sagen: Suecia Te Christinam fecit; Roma Christianam; faciat Te Gallia Christianissimam. (Schweden machte Dich zu Christinen; Rom hat eine Christinn aus Dir gemacht; möchte Dich doch Franckreich zur Allerchristlichsten Königinn machen!„ Die Umstände, unter welchen dieser Wunsch vorgebracht wurde, konnten ihm Beyfall verschaffen, wenn er gleich von jeder andern Seite sehr unwahrscheinlich war. Auch das Gedicht des Rectors der hohen Schule le Camus gefiel, und besonders folgende Stelle desselben:

Te satis antiquae tenuerunt moenia Romae,
Rudera que ultores orbis testantia Gothos.

„lange

„Lange genug haben Dich die Mauern des alten Roms in ihrem Bezircke aufgehalten, und jene Trümmern, welche von den Rächern der Welt, den Gothen, zeugen.„

Man erinnerte sich dabey des Titels einer Königinn der Gothen, den Christina führte, so wie der Zerstörung des Römischen Reichs in den Abendländern durch dieses und andere deutsche und nordische Völcker, deren Nachkommen dem neuern geistlichen Rom schon lange den Untergang gebracht haben würden, wenn Alpen und Aberglaube es nicht kräftig geschüzt hätten.

Christina besuchte hierauf den öffentlichen Gottesdienst zu Paris; allein für eine so neue Catholikinn, die noch ganz Eifer hätte seyn sollen, fand man ihre Andacht zu frostig. Sie plauderte die ganze Messe hindurch mit Bischöfen, und kniete niemals nieder; zwar that sie dieses nachmals, als sie beichtete; allein dem Bischof kam es sehr seltsam vor, daß sie ihm dabey beständig starr ins Gesichte sah. Alle Versmacher in dieser Stadt, alle Gelehrte und Männer von vorzüglichem Ansehen, suchten ihr damals ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Menage führte fast alle bey ihr ein, nannte und empfol sie ihr, indem er immer hinzusezte: ein Mann von Verdiensten. „Ich weiß nicht, „schreibt er, ob sie glaubte, daß ich ihr nicht die „Wahrheit sagte; oder ob sie es merckte, es sey nicht „anders möglich, als daß ich öfters lügen müßte, indem „ich ihr so viel Gutes von allen diesen Herren vor„sagte: genug, ich hörte sie mit einer verdrießlichen „Miene sagen: Dieser Herr Menage kennt doch „viele Männer von Verdiensten.„ Sie fand sich auch in einer gelehrten Versammlung bey dem Herzoge

zoge von Guise ein, wo Gilbert, ihr Resident in Franckreich, ein Lustspiel vorlas, das ihr ungemein gefiel. Sie fragte den Chapelain, der damals noch vor einen Dichter gehalten wurde, jezt aber nur auf eine lächerliche Art als der Verfasser eines gereimten Wercks von dem Mädchen von Orleans (Pucelle d' Orleans) bekannt ist, um seine Meinung darüber; er gestand, daß ihm die Verse darinne etwas zu frey vorkämen. Menage, dem sie eben diese Frage vorlegte, lobte das Lustspiel völlig nach ihrem Geschmacke, und sie fuhr darauf fort: „Es ist mir lieb, daß es Ihren Beyfall hat; „man kann sich hierinne auf Sie verlassen; aber Ihr „Chapelain, das ist ein armseeliger Mann: er wollte gern alles zu Jungfern (Pucelle) machen.„

Da der Hof sich zu Compiegne aufhielt, begab sich Christina bald dahin. Es ist wiederum am angenehmsten, die Beschreibung zu lesen, welche die Prinzeßinn von Montpensier, und die Frau von Motteville, ein Frauenzimmer im Gefolge des Hofs, von ihrer Ankunft hinterlassen haben: hier ist wenigstens ein Auszug aus denselben. „Sie „kannte den ganzen Hof vollkommen, und wußte „alle große und kleine Dinge. Sie sagte zuweilen, „sie wisse es wohl, daß man von ihr viel Gutes „und viel Böses ausgestreuet habe; allein man werde „finden, daß sie weder das eine, noch das andere an „sich habe. Sie fand, daß Franckreich schön, reich „und wohl bevölckert sey: allein sie wollte doch das „Ansehen haben, als wenn ihr Italien besser gefiele: „Unterdessen sahe man nachher, daß ihr die Ergözlichkeiten von Paris nicht übel anstanden, und ich „glaube, sie würde unser Land gerne jedem andern „vorgezogen haben, wenn sie darinne hätte bleiben „können.

„können. Sie kam bey diesem ersten Anblicke allen „rechtschaffenen Männern liebenswürdig vor; man „gewöhnte sich bald an ihre sonderbare Kleidung; „ihr Gesicht war schön genug, und jedermann be„wunderte die Lebhaftigkeit ihres Geistes, und die „ungemeine Kenntniß, die sie von Franckreich hatte. „Die Franzosen erfuhren von ihr manches, wovon „sie selbst kaum wußten, daß sie es besaßen. Unter „andern stritt sie mit einigen Personen darüber, „daß es einen Achat von großem Werthe in der „heiligen Kapelle gebe, den sie sehen wollte. Man „suchte ihn lange, und fand ihn endlich in dem kö„niglichen Schatze zu St. Denys. (Es ist in denselben die Vergötterung des Augusts geschnitten; man hielt aber dieses lange vor eine biblische Geschichte, und küßte jährlich einigemal den Stein mit großer Andacht.) „Sie war dabey höflich, be„sonders gegen die Mannspersonen; aber ungestüm „und auffahrend, ohne daß man doch einigen Grund „gesehen hätte, um die schlimmen Erzählungen zu „glauben, welche von ihr waren gemacht worden. „Zu Paris gewann sie alle Herzen, welche sie viel„leicht bald darauf wieder verloren haben würde, „wenn sie sich länger daselbst aufgehalten hätte.„

Der Cardinal Mazarin, der ohngeachtet der Volljährigkeit des Königs, noch alles königliche Ansehen besaß, empfieng Christinen auf dem Wege nach Compiegne, zu Chantilly. Er stellte ihr den König und seinen Bruder, als zween Herren vom vornehmsten Adel vor; allein sie erkannte dieselben gleich, weil sie ihre Bildnisse in dem königlichen Palaste zu Paris gesehen hatte. Der König, der damals noch furchtsam war, und niemals an Geist und Wissenschaft mit ihr verglichen werden konnte,

unter-

unterhielt sie doch mit vieler Geschicklichkeit. Er begleitete sie den Tag darauf zu der Zusammenkunft mit der Königinn, seiner Mutter, auf einem nahen Lustschlosse; bey dieser Gelegenheit war ihr Anzug weit nachläßiger als vorher, und so seltsam, daß man über ihre Gestalt erschrack; aber bald empfand man eine gewisse Neigung gegen sie, weil Kleidung, Anstand, Geberden, ihre ganze Aufführung, alles zusammen, ein außerordentliches Ganzes ausmachten, das ihr allein angemessen war. Man führte sie zu Compiegne in die italiänische Comoedie; sie fand dieselbe schlecht, und sagte es frey heraus. Als man ihr versicherte, diese Schauspieler pflegten sonst besser zu spielen, so antwortete sie kaltsinnig, sie zweifele nicht daran, weil man sie noch beybehielte. Der Hof mußte ihr sogar Kammerdiener geben: denn sie war fast ganz allein, ausgenommen ein kleines unansehnliches Gefolge, und es fehlte ihr sowohl an kostbarem Geräthe als an Gelde.

Am ersten Tage ihres Aufenthalts bey Hofe sprach sie wenig. Der Graf von Nogent, der sich daselbst durch seine Spöttereyen und Einfälle beliebt zu machen suchte, erzählte vor ihr allerhand alte Mährchen; sie sagte aber ganz ernsthaft zu ihm, er sey glücklich, ein so gutes Gedächtniß zu haben. Weit aufgeräumter und liebenswürdiger, als sie selbst seyn wollte, erschien sie am folgenden Tage. Sie nahm die Einladung des Königs an, ihn auf die wilde Schweinsjagd zu begleiten; wiewohl sie hinzusezte, daß ihr dieselbe nicht gefiel, weil sie gefährlich wäre, und weil sie nicht leiden könne, daß man sich in einer andern Absicht der Gefahr ausseze, als um Ruhm zu erwerben. Desto mehr wurde sie durch ein französisches Trauerspiel gerührt,

das

das man vor ihr aufführte. Sie bewunderte die schönsten Stellen desselben durch laute Ausrufungen der Freude oder des Schmerzens, und warf sich, als wenn sie allein wäre, auf die Lehne ihres Stuhls hin: so verfiel sie in ein tiefes Nachdencken, aus welchem sie die Königinn selbst nicht ziehen konnte, die öfters mit ihr zu sprechen versuchte. Einige Hofleute sprachen noch an demselben Tage mit ihr von der Treue, die man den Königen schuldig ist, und einer unter ihnen sagte, daß man dieselbe bey allen rechtschaffenen Männern finde. Christina versezte darauf, dieses sey in allen andern Ländern wahr; allein sie habe bemerckt, daß der Mangel an dieser Treue in Franckreich vor keinen Fehler gehalten werde, und daß er unter Personen von Verdiensten und Stande daselbst gemein sey. Verschiedene kühne Spötter bey Hofe hatten sich vorgenommen sie lächerlich zu machen, und dadurch diejenigen zum Stillschweigen zu nöthigen, welche sie zu freygebig mit Lobsprüchen überhäuft hatten; allein ihre vortrefflichen Eigenschaften, die desto mehr unter ihren Fehlern hervorschimmerten, je kürzere Zeit sie am Hofe blieb, und je mehr sie den Reiz der Neuigkeit für sich hatte; überdieses die mehr als gemeine Hochachtung, welche ihr der Hof erwies, und vielleicht auch das hohe Betragen, mit welchem sie auf diese Leute herabsah; alles dieses benahm ihnen die Gelegenheit und den Muth zu einer Beschäftigung, die, so unedel sie auch ist, in der großen Welt nur gar zu oft gesucht und bewundert wird.

Sie sah hierauf ein Trauerspiel im Jesuiter-Collegio vorstellen; hielt sich aber ungescheut über dasselbe auf. Eben damals erhielt der Hof die angenehme

genehme Nachricht von der Eroberung der Stadt Valence, und Christina bezeigte darüber gleichfals ihr Vergnügen. Als aber Nogent, der immer redete, zu erzählen anfieng, daß auch vor hundert Jahren Valence von den Franzosen wäre erobert, Valenciennes aber, wie vor kurzem, vergeblich belagert worden: wünschte sie sogleich, daß eben dieselben Personen nach hundert Jahren dieses wiederum thun möchten, und daß Sie, Herr von Nogent — hier wandte sie sich zu ihm — alsdenn noch Ihren dunckelgelben Reiserock anhaben, und eben dieselben Erzählungen, wie jezt, vorbringen mögen: denn, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich möchte sie lieber in hundert Jahren als jezt hören. — Sie gruff ihn deswegen hauptsächlich so bitter an, weil man ihr gesagt hatte, daß Nogent sie selbst mit seinen Spöttereyen nicht verschont habe. — Der Beichtvater des Königs, der Jesuit Arnaut, hatte noch weniger Ursache mit ihrer Begegnung zufrieden zu seyn. Er wollte seinen Orden bey ihr entschuldigen: denn sie hatte sich über denselben beschwert, unter andern darüber, daß der General desselben zu Rom ihr nicht aufgewartet hatte. Sie antwortete ihm höhnisch, und mit dem ihr natürlichen Ungestüm, es sollte ihr leid seyn, sie zu Feinden zu haben, indem sie ihre Stärcke wohl kenne, und daher lieber mit einem Fürsten Händel haben wollte, als mit ihnen: aus dieser Ursache wollte sie seine Entschuldigung annehmen; sie versicherte ihn aber, daß sie weder zur Beichte noch zur Tragoedie sie jemals wählen werde; — ein poßierlicher Vorwurf, den sie den Jesuiten, sowohl wegen der Nachsicht in der Sittenlehre, die man ihnen Schuld gab, als wegen des schlechten Trauerspiels machte, das sie bey ihnen gesehen hatte.

Außer allen diesen Nachrichten von Christinen, welche die beyden obengedachten Frauenzimmer aufgesezt haben, findet man in ihren Schriften und bey andern, welche damals einen Zugang am Hofe hatten, noch mehrere, die gleich den angeführten und den Anekdoten der Höfe überhaupt, vielleicht manche Zusäze und Veränderungen in Absicht auf die Wahrheit der Begebenheiten erlitten haben, aber doch immer verdienen, gesammelt zu werden. Christina, sagen sie, war in ihrem Aeußerlichen würcklich lächerlich, und fast alle ihre Handlungen hatten etwas Ausschweifendes an sich: so wie man sie daher mit Rechte tadelte, so hatte man gleichwohl eben so viele Ursachen, sie ungemein zu loben. Sie sah in keinem Stücke einem Frauenzimmer ähnlich; sie besaß nicht einmal die ihrem Geschlechte nöthige Bescheidenheit, ließ sich nicht in den schicklichsten Stunden von Mannspersonen bedienen, und wollte überhaupt in ihrem Betragen eine Mannsperson vorstellen. Ihre Neigung gegen unser Geschlecht kam, wie sie selbst sagte, nicht davon her, weil es das männliche Geschlecht ist; sondern aus einer Verachtung gegen ihr eigenes, dessen größtem Theile sie zu sehr an Verstande und Wissenschaft überlegen war. Sie gab auch während ihrer Anwesenheit in Franckreich nur sehr wenigen Frauenspersonen einige Merckmale der Achtung, unter andern der berühmten Ninonde l'Enclos, deren Umgang wegen ihres Wizes und Scharfsinnes so sehr gesucht wurde; aber durch ihre freye und wollüstige Lebensart gefährlich war. Christina, so fahren diese Nachrichten fort, lachte ganz ausgelassen, wenn ihr etwas sehr gefiel, besonders manche Possen in der italiänischen Comoedie. Sie sang oft in Gesellschaft; wurde aber auch bis zum

Ein-

Einschlummern tiefsinnig. Ihre Aufführung war sehr ungleich, und sowohl über Materien der Religion als des Wohlstandes, überschritten ihre Reden oft die anständige Freyheit. In Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs legte sie ihre Füße auf eben so hohe Stühle, als derjenige war, auf welchem sie selbst saß. Sie hielt auch nicht auf die Ehrfurcht, welche man königlichen Personen schuldig ist, und gieng sehr vertraut mit den beyden häßlichen Frauenspersonen um, die um sie waren. Sie war freymüthig über alles, sparsamer im Loben als im Tadeln; aber doch weit entfernt, jemanden leicht etwas unangenehmes zu sagen; eine Feindin der Schmeichler, überaus nüchtern und mäßig; vermied es ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, ließ aber desto mehr Witz und Geschmack sehen, und liebte einen bündigen, zusammengepreßten und scharf zugespizten Ausdruck.

Je weniger Christina die Denckungsart und die Sitten eines einzigen Landes nachahmte, und je mehr sie ein Urbild war, das man für jede Gegend von Europa neu nennen konnte, desto lebhaftere Bewunderung hinterließ sie in Franckreich, wo man schon damals beynahe nichts vor schön und liebenswürdig hielt, was nicht auf französischem Boden gewachsen war. Sie reiste noch im September des Jahrs 1656 in einem ziemlich geringen Aufzuge nach Italien zurück. Die Pest verheerte damals noch Rom: sie hielt sich daher meistentheils zu Pesaro im Kirchenstaate auf. Hier schrieb sie an ihre Vertraute, die Gräfinn Sparre in Schweden und wünschte ihrer Gesellschaft genießen zu können: sie gestand ihr zugleich, daß sie, nachdem sie in dem schönsten und gesittesten Lande der Welt die reizen-

desten Frauenzimmer gesehen, doch keines gefunden habe, das man mit der Gräfinn vergleichen könne. Ohne Zweifel fühlte die Königinn den Mangel an einer nahen Person, gegen welche sie ihr Herz ausschütten könnte; allein ihre Freundinn faßte keinen so geschwinden und leichtsinnigen Entschluß, ungewissen Aussichten die Glückseeligkeit, welche sie in ihrem Vaterlande genoß, vorzuziehen.

Unterdessen hatten die Annehmlichkeiten von Franckreich so vielen Eindruck bey Christinen gemacht, daß sie schon im September des Jahrs 1657 abermals Lust bezeigte, eine Reise dahin vorzunehmen. Zum Vorwande derselben gab sie ihre Begierde an, den König auf einem bevorstehenden Ballet tanzen zu sehen. Mazarin hatte sie im Verdachte, daß sie in der Absicht käme, den Frieden zwischen Franckreich und Spanien zu befördern: und er verlangte ihre ungebetene Vermittelung nicht. Man sagt, daß sie schon im vorigen Jahre solche Bemühungen geäußert, und daß diese sowohl, als die Aufmunterung, welche sie dem Könige gab, sich mit einer Nichte des Cardinals, mit welcher er ein Liebesverständniß hatte, zu vermählen; daß beydes den Hof bewogen habe, ihre Abreise auf eine gute Art zu beschleunigen. Genug, sie erfuhr bald, daß man sie auch zum zweytenmale in Franckreich gerne sehen würde.

Bald nach ihrer Ankunft zu Fontainebleau, im October dieses Jahres, ließ sie ihrem Oberstallmeister, dem Marquis Monaldeschi, das Leben nehmen. Sie hatte den Argwohn der Untreue, den sie seit einiger Zeit gegen ihn faßte, durch seinen aufgefangenen Briefwechsel zu einer völligen Gewißheit

wißheit gebracht. Sie fand sogar, daß er, um desto unverdächtiger zu bleiben, einen andern ihrer Hofbedienten, der in Italien war, der Verrätherey zu beschuldigen suchte: dieses war allem Ansehen nach der Graf Sentinelli, mit welchem Monaldeschi in keinem guten Vernehmen stand. Indem sie sich stellte, diese Beschuldigung zu glauben, nöthigte sie ihm selbst das Bekenntniß ab, daß der Verräther den Todt verdiene. Allein nach einigen Tagen überzeugte sie ihn aus seinen Briefen, daß er es selbst sey; hörte lange seine Rechtfertigung an, und verwarf sie gänzlich; befohl darauf einem Geistlichen, den sie von Paris hatte kommen lassen, ihn zum Tode vorzubereiten, und dem Hauptmanne ihrer Leibwache, das Urtheil an ihm zu vollstrecken. Vergebens bat Monaldeschi auf das wehmüthigste um sein Leben: der Geistliche fiel ihr in gleicher Absicht zu Füßen; sie antwortete aber, daß sie es nicht bewilligen könne; der Verräther sey strafbarer als diejenigen, welche gerädert werden, indem sie ihm ihre wichtigsten Angelegenheiten und ihre geheimsten Gedancken anvertrauet habe; ohne daß sie ihm ihre Wohlthaten vorwerfen wolle, welche größer wären, als man sie einem Bruder erzeigen könne. Da der Geistliche noch einmal auf die rührendeste Art eine Fürbitte einlegte, und sie gleichwohl unbeweglich fand, stellte er ihr endlich vor, sie befinde sich in dem Palaste eines Königs; sie könne daher dasjenige nicht zu viel überlegen, was sie thun wollte, und ob es auch der König billigen werde. Darauf gab Christina zur Antwort, sie habe das Recht, die Gerechtigkeit ausüben zu lassen, und nahm Gott zum Zeugen, daß sie keinen besondern Haß gegen den Monaldeschi hege; sondern nur seine Verrätherey, die ihres gleichen nicht

habe, bestrafen müsse; außerdem gebe ihr der König diese Wohnung nicht als einer gefangenen oder flüchtigen Person; sie sey Herr von ihrem Willen, könne ihre Bedienten überall und zu aller Zeit zur Strafe ziehen, und brauche niemanden als Gott von ihrer Aufführung Rechenschaft zu geben: dazu sezte sie noch, diese ihre Handlung sey nicht ohne Beyspiele. Der Geistliche versezte, Königinnen hätten wohl dergleichen in ihrem Reiche, aber nicht anderwärts, gethan; doch, fuhr er fort, wenn gleich diese Handlung noch so gerecht wäre, so könnte sie doch von andern vor gewaltsam und übereilt angesehen werden: die Königinn möchte daher lieber großmüthig und mitleidig mit dem Verbrecher handeln, oder ihn zum wenigsten in die Hände der Obrigkeit übergeben, damit er nach den Gesezen gerichtet werden könne. Was? sagte die Königinn hierauf, ich, die ich eine unumschränckte Gewalt über meine Unterthanen besitzen muß, sollte mich genöthiget sehen, wider einen Verräther unter meinen Bedienten, von dessen Untreue ich sein eigenhändiges Bekenntniß habe, erst die Richter um Gerechtigkeit zu ersuchen? Noch erinnerte der Geistliche, die Königinn sey in dieser Angelegenheit Parthey; allein sie wollte nichts weiter hören, und es kam ihm vor, daß sie vielleicht noch eher würde zu erweichen gewesen seyn, wenn sie die Sache nicht bereits so weit getrieben hätte. Die Todesstrafe mußte also endlich am Monaldeschi vollzogen werden; er hatte sich aber, aus einer gewissen Ahndung, mit einem Panzerhemde bewaffnet, und bekam daher viele Wunden und Stiche vor dem tödtlichen. Der Luftgang des Schlosses, wo dieses am 10. November des Jahrs 1657 vorgieng, wurde an vielen Orten mit seinem Blute befleckt. Unterdessen sprach die

Köni-

Königinn nicht weit davon in ihrem Zimmer auf eine gleichgültige Art von andern Dingen, und gab nachmals eine Summe Geldes zu Seelmessen für den Todten her.

Man hat die genauen Umstände der Verrätherey des Monaldeschi niemals zuverläßig erfahren können. Es scheinet auch, da sein Verbrechen überhaupt gewiß ist, daß es überflüßig sey, dieselben sorgfältig zu untersuchen. Ohne Zweifel hat ihn der Neid gegen den Grafen Sentinelli, Oberhofmeister der Königinn, dem sie vor allen andern ihrer Hofbedienten gewogen war, verleitet, zum Verräther an ihr zu werden. Einige haben versichert, daß er ihre geheimsten Staatsunterhandlungen entdeckt, ja wohl gar einen Kundschafter des Cardinals Mazarin abgegeben habe. Allein diese Beschuldigung kann eben so wenig erwiesen werden, als eine andere, die seine Treulosigkeit in schimpflichen Erzählungen bestehen läßt, welche er von der Aufführung, und sogar von einem Liebeshandel der Königinn ausgestreuet haben soll.

Desto mehr kann über die Art der Bestrafung, die er gelitten hat, gesagt werden: und wenige Handlungen in Christinens Leben haben auch zu widersprechendern Urtheilen Gelegenheit gegeben. Daß man sie in Franckreich fast durchgängig getadelt hat, war leicht zu erwarten, weil die Ehre und die Rechte des Königs dadurch beleidigt zu seyn schienen. In andern Ländern waren die Meinungen der Staatsmänner und Gelehrten immer darüber getheilt. Der Nahme des großen Leibnitz, der die Königinn hierinne rechtfertigte, giebt zwar auf dieser Seite einen wichtigen Ausschlag; aber zu geschweigen, daß er

seine Vertheidigung noch etwas einschränckt, so hat es das Ansehen, daß ein noch größerer Mann, Grotius, nach seinen bekannten Grundsäzen diese That nicht würde gebilligt haben, wenn er sie erlebt hätte. Man kommt darinne ziemlich von beyden Theilen überein, daß ein regierender Fürst, auch in einem fremden Gebiete, die höchste Gewalt über seine Hofbedienten und sein Gefolge, selbst die Macht über ihr Leben zu sprechen, nicht verliere; doch sezt man hinzu, daß die Ausübung dieser Gewalt die äußerste Behutsamkeit, und wenn sie das Leben selbst betreffen sollte, einen Zusammenfluß der wichtigsten und dringendesten Ursachen, nebst der Vermeidung alles öffentlichen Aufsehens, erfordere. Es giebt auch Beyspiele von dieser leztern Art, obgleich sehr seltene. Carl der zweyte ließ im Jahr 1655. da er in England nicht einmal als König erkannt wurde, einen Verräther unter seinen Bedienten in einem Schlosse des Herzogs von Neuburg, vielleicht aber mit dessen Bewilligung, hinrichten. Man weiß sogar, daß ein Spanischer Gesandter zu Venedig einen seiner Bedienten an einem Fenster seines Palastes habe aufhängen lassen, und die Republik bezeigte wenigstens keinen öffentlichen Unwillen darüber. Hingegen erinnert man mit Rechte, daß ein Fürst, der die Regierung niedergelegt, und sich also dem Privatstande genähert hat, wenn er gleich fürstliche Titel und Ehrenbezeigungen beybehält, doch auf eine solche Gewalt keinen Anspruch machen könne; sie müßte ihm denn besonders eingeräumt worden seyn.

Diese Gründe vorausgesezt, scheinet die Anwendung auf Christinens Betragen nicht schwer zu seyn; und sie bleibt es dennoch in gewisser Maaße. Die Königinn hatte zwar der Krone entsagt; aber sich

doch

doch zugleich die Rechte der obersten Gewalt über diejenigen, die in ihren Diensten waren, vorbehalten. In den zu ihren Einkünften angewiesenen Ländereyen mußten ihr die Unterthanen eben sowohl als dem Könige und dem Reiche Schweden, einen Eyd der Treue leisten. Sie sezte daselbst Befehlshaber und Unterbediente nach Gefallen ein, und nahm ihnen auch ihre Stellen. An auswärtigen Höfen hielt sie ihre Gesandten, so wie auch von diesen Gesandte an sie geschickt, und ihr in jeder Betrachtung königlich begegnet wurde. Alle diese Vorzüge beweisen gleichwohl noch nicht, daß die Fürsten dieser Zeit Christinen die Macht einer regierenden Königinn zugestanden hätten. Vieles wurde nur ihren großen Eigenschaften erwiesen; und man darf sehr daran zweifeln, ob sie selbst in den erstgedachten Ländereyen eine so uneingeschränckte Gewalt über Leben und Todt hätte ausüben können, ohne Widerspruch und Mißvergnügen im Schwedischen Reiche zu erregen. Auch wenn man glauben sollte, daß ihr dieses Recht gebührt habe, möchte man doch wünschen, daß sie sich desselben nicht bedient hätte. Es giebt gewisse strenge Rechte, deren man sich entschlägt, um liebenswürdiger zu seyn. Selbst ein Fürst auf dem Throne wird, wenn er darauf sieht, seine ungemeßne Gewalt nicht dazu gebrauchen, ein Verbrechen, das an ihm begangen worden ist, ohne alle gesezmäßige Untersuchung sogleich zu rächen. Freylich mußte es Christina vor unanständig halten, einen ungezweifelten Verräther erst den Händen der Obrigkeit eines fremden Landes zu übergeben, und nicht allein von derselben ein Urtheil zu erwarten, das nicht anders ausfallen konnte, als sie es sebst gefällt hatte; sondern sich auch in Gefahr zu begeben, daß dadurch ihre geheimsten Angelegenheiten ans Licht gezogen wurden. Aber

warum hatte sie sich selbst in diese mißliche Stellung versezt, in welcher Nachgeben oder Verzeihung oder wenigstens Aenderungen bey der Strafe, beynahe nothwendig waren, um nicht vor zu rachbegierig und grausam angesehen zu werden? Gewiß, wenn sie weiter nichts durch diese That verlezt hat, so war es doch der Wohlstand, die Achtung und Erkenntlichkeit, welche sie dem Könige von Franckreich für die freundschaftliche Aufnahme in seinem Schlosse nicht versagen konnte.

Der französische Hof hielt sich würcklich vor beleidigt, und ließ die Königinn einige Monathe zu Fontainebleau, ohne sie zu besuchen, und nach Paris einzuladen. Sie kam endlich am Ende des Februar im Jahr 1658. in diese Hauptstadt, wohnte einer Lustbarkeit des Hofs bey, bekam aber ihre Wohnung in den Zimmern des Cardinals Mazarin, damit sie es mercken möchte, daß man ihrer bald wieder entledigt zu seyn wünschte. Sie schien es jedoch nicht mercken zu wollen, überließ sich den Ergözlichkeiten mit der heftigsten Begierde, und war auch in ihrer übrigen Aufführung eben so ausschweifend als ehemals. Ihre Bewunderer hatten sich, allem Ansehen nach, durch die Ermordung des Monaldeschi, auch wohl deswegen verringert, weil die ersten Reizungen der Neuigkeit bey ihr verloren waren. Dagegen fand sie unter ihrem eigenen Geschlechte die eifrigsten und wizigsten Lobrednerinnen daselbst; unter andern die Gräfinn von Süze, welche ihren Gemahl und zugleich seine Religion, die Reformirte, verlassen hatte, um ihn, wie Christina sagte, weder in dieser noch in jener Welt zu sehen. Eines Tages begab sie sich auch in die Versammlung der Académie Françoise. Diese hatte sich nicht besonders darauf

gefaßt

gefaßt gemacht: es wurden also nur mittelmäßige Aufsäze vorgelesen; und da die Gesellschaft eben damals an ihrem Wörterbuche arbeitete, legte sie der Königinn eine Probe daraus vor. Von ohngefähr traf dieselbe das Wort Jeu, (Spiel) und unter demselben die Redensart: Spiele der Fürsten, die nur denen gefallen, welche sie vornehmen. Christina lachte selbst darüber, daß sie eine ihr so nüzliche Lehre aus einem Wörterbuche anhören mußte, und bezeigte übrigens viele Zufriedenheit mit einer Gesellschaft, die durch den Entwurf, die feinsten und beredtesten Schriftsteller von Franckreich zu ihren Mitgliedern aufzunehmen, und dadurch eine glückliche Nacheiferung zu erwecken, den schönen Wissenschaften in diesem Reiche mehr Vortheile gebracht hat, als durch ihre gemeinschaftliche Beschäftigungen.

Während dieses Aufenthalts in Franckreich entstand bey Christinen plözlich die Neigung, nach England zu reisen; sie schickte daher ihren Sekretär Madalschi an den Cromwel, dem Ansehen nach nur, um ihn ihrer Hochachtung zu versichern; in der That aber, um ihn auf eine ungezwungene Art dahin zu bringen, daß er sie zu einem Besuche einladen möchte. Cromwel, der mit so großer Geschicklichkeit ein Reich regierte, das er seinem rechtmäßigen Herrn entrissen hatte, nahm ihren Abgeordneten sehr höflich auf; stellte sich aber, als wenn er die Absichten desselben nicht verstünde, und schickte ihn mit vielen ausgekünstelten und weitschweifigen Reden zurück. Man glaubte auch die Ursachen gefunden zu haben, warum er Christinen in England nicht zu sehen verlangte. Er konnte die großen Kosten, welche ihm ihr Empfang verursacht hätte, nüzlicher zu den Bedürfnissen des Reichs anwenden. Da er ein heftiger Feind

der

der römischcatholischen Religion war, so mußte ihm der Anblick einer Königinn, welche sich mit so vielem Aufsehen zu derselben bekannt hatte, und vielleicht einige Gunstbezeigungen für die Römischcatholischen von ihm verlangt haben würde, unangenehm seyn. Ausserdem wollte er auch seine Geschäfte und Anschläge nicht ihren scharfsichtigen Augen bloß stellen: denn er wußte, wie gerne und wie bald sie die Geheimnisse der Höfe entdeckte. Man sezt noch hinzu, daß diese Reise vom Mazarin vorgeschlagen worden sey, der sich der Unterhandlung der Königinn habe bedienen wollen, um eine Vermählung zwischen dem Cromwel und einer seiner Nichten zu stiften. Aber alle diese Nachrichten schreiben sich bloß vom Gregorio Leti her, der kein bewährter Zeuge in der Geschichte ist: und wenn also auch der Vorsaz zu dieser Reise gewiß seyn sollte, so ist man noch nicht verbunden das übrige zu glauben; wenn es gleich meistentheils wahrscheinlich ist.

Im May des Jahrs 1658. kam Christina nach Rom zurück. Sie hatte von dem Cardinal Mazarin eine ansehnliche Geldsumme, als einen Rückstand der französischen Hülfsgelder an Schweden, bekommen, und bezog jezt seinen Palast. Die Spanische Parthey gerieth dadurch auf den Argwohn, sie möchte nur deswegen sich wieder nach Rom begeben haben, um daselbst die Vortheile von Franckreich auf alle Art zu befördern. Ihre Feinde streueten sogar das Gerücht aus, sie sey mit den Franzosen und Engländern auf eine Unternehmung zur See wider das Königreich Neapel oder den Kirchenstaat, bedacht. Unbekümmert um diese Reden, richtete die Königinn einen glänzenden Hofstaat auf. Allein ihr Aufwand konnte von den Einkünften, deren sie genoß, desto weniger

niger bestritten werden, da diese wegen des weitläuftigen Krieges, in welchen Schweden damals verwickelt war, immer unordentlicher eingiengen. In dieser Verlegenheit schickte sie den Grafen Sentinelli nach Wien, und ließ dem Kayser den Antrag thun, er möchte ihr, weil der König von Schweden ihr die bewilligten Gelder nicht auszahlen ließ, 24000 Soldaten unter der Anführung des Feldherrn Montecuculi überlassen; mit diesen hoffte sie Pommern zu erobern, wo sie noch eine starcke Parthey hätte; die Einkünfte aus diesem Lande wollte sie sich ihr Leben hindurch vorbehalten; nach ihrem Tode aber sollte es an das deutsche Reich fallen. Der kayserliche Hof nahm dieses Anerbieten an, und ließ die Unterhandlung zu Rom fortsezen; allein Christina unterbrach sie gar bald, weil sie ihre Meinung änderte. Zu ihrer Ehre hätte sie niemals auf eine solche Unternehmung wider ihr Vaterland fallen sollen.

Sie fand in dieser Bedrängniß einen nahen Beystand, den sie gleichwohl am wenigsten verlangt hatte, indem ihr der Pabst ein Jahrgeld von 12000 Scudi ausmachte. Diese Freygebigkeit war desto außerordentlicher, da man vielmehr am päbstlichen Hofe erwartete, daß ihre Bekehrung für denselben einträglich werden würde, und Proselyten, welche von diesem Hofe unterhalten werden müssen, ihm nicht die angenehmsten sind. Alexander der siebente empfol ihr zugleich den Cardinal Azzolini zum Aufseher über ihren Hofstaat, oder zum Oberhofmeister. Man beschreibt uns diesen Cardinal als einen jungen, wohlgebildeten und lebhaften Mann, der einen feinen Geschmack und viele Kenntniß der schönen Wissenschaften besaß, seine Gedancken auch sehr edel auszudrücken wußte; aber dabey arglistig, eigennüzig und

neben

neben einer groſsen Fähigkeit zu den wichtigſten Angelegenheiten, doch ſeinem Vergnügen zu ſehr ergeben war. Er führte bald eine ſo gute Haushaltung in dem Palaſte der Königinn ein, daß es ihr nie an Gelde fehlte. An Statt ſich ihrem Willen zu widerſezen, wußte er ſich vielmehr nach ſeiner beugſamen Gemüthsart in jede ihrer Abſichten gefällig zu ſchicken, und er gewann dadurch ihre völlige Hochachtung und Freundſchaft.

Da Chriſtina auf dieſe Art einer beſchwerlichen Sorge überhoben war, wandte ſie ſich abermals zu der Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten; ſie beluſtigte ſich auch an chymiſchen Verſuchen, die aber ihren Einkünften groſsen Abbruch thaten. Mittlerweile nahm das gute Vernehmen, an welchem ſie bisher mit dem Pabſte geſtanden hatte, ein Ende. Sie wollte den Grafen Sentinelli, eben den, durch welchen ſie den Monaldeſchi hatte umbringen laſſen, mit der Herzoginn von Ceri, einem ungemein reichen Frauenzimmer, vermählen. Der Pabſt widerrieth es ihr; als ſie aber darauf beſtand, lieſs er die Herzoginn in ein Kloſter bringen, und nöthigte den Sentinelli, Rom zu verlaſſen, dem jedoch die Königinn ein Regiment in Dienſten der Venetianer verſchaffte. Daß der Pabſt gegen ſie kaltſinniger geworden war, kam hauptſächlich von ihrer Partheylichkeit für Franckreich her. Man gab vor, daß ſie geſonnen ſey, für dieſe Krone Kriegsvölcker zu werben, die wider Neapel gebraucht werden ſollten: daher lieſs der Pabſt nicht nur alle eigenmächtige Werbungen bey Lebensſtrafe verbieten, ſondern auch in der Nähe von Chriſtinens Palaſte Wachten ausſtellen. Um allem Argwohne zu entgehen, entfernte ſie ſich immer mehr von der franzöſiſchen Parthey,

und

und zog aus dem Palaste des Cardinals Mazarin in ein Kloster. Allein auch daselbst ließ der Pabst alle ihre Schritte von den Mönchen sehr genau beobachten. Sie hingegen suchte sein Vertrauen wieder zu erhalten, und erschien öfters bey feyerlichen Umgängen, damit sie seinen Seegen bekäme. Ueberhaupt waren Christina und Alexander von einem sehr verschiedenen Geiste: sie im Großen geschäftig, und über alle kleine, niedrige Umstände des Lebens erhaben, so frey und offenherzig, daß ihr diese Eigenschaften öfters schadeten; der Pabst aber ein Mann, der an Kleinigkeiten kleben blieb, und sich durch dieselben ein wichtiges Ansehen zu geben suchte, verstellt und gekünstelt in seiner ganzen Aufführung, und eben daher auch sehr mißtrauisch gegen andere. Man erzählt, daß die Königinn seiner offenbar gespottet, und besonders unter sein Wapen, in welchem er sechs Berge führte, den Vers geschrieben habe: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus; „Nach langem Gekreiße der Berge werden sie endlich nur eine lächerliche Maus hervorbringen.„ Er soll auch mit ihrer äußerlichen Andacht, und mit ihrer Ehrerbietung gegen ihn und seine Minister schlecht zufrieden gewesen seyn.

Zuweilen ließ sie einen desto brennendern Eifer für die römischcatholische Religion blicken: besonders, wenn ihr Ehrgeiz dabey angegriffen wurde. Sie schickte im Jahr 1658. ihren Sekretär Davißon, einen Schweden, der, wie sie, seine Religion verändert hatte, in sein Vaterland, um für sie desto geschwinder das Geld, welches man ihr schuldig war, aufzubringen. Der König bezeigte sich dabey so willfährig, als es nur immer der damalige Krieg erlaubte; allein da Davißon bey ihm um Gehör bat, wollte

er

er es nicht eher bewilligen, bis derselbe sich eidlich erklärt hätte, daß er nicht Römischcatholisch sey: vermuthlich um allen Verdacht abzulehnen, als wenn er den Uebertritt der Königinn zur Römischen Kirche gleichgültig ansähe, oder mit ihr in einer geheimen Verbindung stünde. Ueber dieses Ansinnen schrieb Christina ihrem Sekretär einen Brief, der aus ihrer Geschichte nicht ganz wegbleiben darf: „Ich halte „Sie, (so fängt sie denselben an,) vor so untüchtig „ein Märtyrer zu werden, daß ich Ihnen nicht rathen „will, sich der Gefahr auszusezen, eine Niederträchtigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Die „Ehre und das Leben sind zwey Dinge, die nach meiner Meinung verdienen, daß man für sie sorge. „Sollten Sie aber Ihre Religion leugnen oder verbergen, so würden Sie keines von beyden retten, im Fall „Sie sich alsdenn vor mir zeigen sollten. Sie müssen „Catholisch leben und sterben: thun Sie dieses nicht, „so machen Sie sich meiner unwürdig. Werden Sie „durch die Drohungen des Königs von Schweden „nicht bestürzt. Enthalten Sie sich ihn zu sehen, „und kommen Sie wieder zu mir. Nach seiner Drohung gegen Sie, werde ich Ihnen geneigter als jemals seyn, und ich werde Ihnen seine harte Begegnung als ein Verdienst anrechnen. Seyn Sie darüber „ruhig. Kommen Sie zurück; aber ohne etwas Niederträchtiges oder Furchtsames begangen zu haben, „und bringen Sie mir sichere Zeugnisse mit, daß Sie „als ein wahrer Catholik gelebt, und alle Pflichten, „zu welchen uns unsere Römischcatholische Religion „verbindet, erfüllt haben. Kommen Sie auf diese „Art zurück, so werde ich Sie freudig und gütig „aufnehmen: wenn mir nur ein Bissen Brodt zu essen „übrig seyn sollte, so werde ich ihn mit Ihnen theilen; „und eher will ich sterben, als Ihnen nicht beyzustehen.

Sollten

„Sollten Sie aber Furcht oder Hoffnung so sehr er„schüttern, daß Sie jene Pflicht, die Ihnen theurer „als das Leben seyn muß, überträten, so kommen „Sie ja nicht wieder zu mir; seyn Sie aber versi„chert, daß ich Sie wegen dieser Niederträchtigkeit „strafen werde, und daß mich die ganze Macht des „Königs von Schweden nicht hindern soll, Ihnen „selbst in seinen Armen, wenn Sie sich dahin sollten „geflüchtet haben, das Leben zu nehmen. Urtheilen „Sie nun selbst, ob Sie im Stande sind, zu mir „zurück zu kehren, oder nicht, und glauben Sie, „daß ich Ihnen Wort halten werde.„ — Davißon gehorchte ihr völlig; wer hätte auch leicht einem solchen Briefe, und einer Königinn, die ihre Strafen mit so vieler Rachbegierde verfolgte, ungehorsam seyn können? Es ist leicht zu sehen, daß sie nur das Verhalten des Königs von Schweden in diesen Anfall von Hitze für die römischcatholische Religion versezt habe, und daß ihre unmäßigen Drohungen aus dem Zorne einer Fürstinn entstanden sind, die sich wegen ihrer Ohnmacht vor verachtet hielt.

Während daß sie auf diese Art ihre Hoheit wenigstens in Gesinnungen und Worten behauptete, nahm die Frau eines Schwedischen Hauptmanns ihren Nahmen und ihr Ansehen in Schweden an, strich in dem Lande herum, und wurde von vielen Personen vor Christinen angesehen; bis man sie im Jahr 1658 aus dem Reiche vertrieb. Dieses verlor im Jahr 1660 seinen König, Carl Gustav, den größten und siegreichsten Helden seiner Zeit, mit dessen Kriegen aber und seinem ganzen Betragen gegen sie, die Königinn übel zufrieden war. Sie entschloß sich nunmehro selbst nach Schweden zu reisen, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen;

ihr Aufenthalt zu Rom war damals auch unangenehm, weil der Pabst und die Spanier ihr vielen Verdruß machten, und der Statthalter von Rom ihre Bedienten unter dem Vorwande bestrafen ließ, daß sie die Quartiersfreyheit gemißbraucht hätten, auf deren Erhaltung die Königinn sehr aufmercksam war. Carl Gustav hinterließ einen Prinzen Carl, dem er unter andern seinen Bruder, den Prinzen Adolph Johann, zum Vormunde bestellte. An diesen schrieb Christina, nicht bloß, um ihm ihren Vorsaz zu melden; sondern hauptsächlich um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Indem sie ihn ersucht, auf die Erziehung des jungen Königs allen Fleiß zu wenden, sezt sie hinzu: „Jede andere als „ich würde Sie ermahnen, ihn an dasjenige zu er„innern, was ich für ihn gethan habe; allein ich „versichere Ihnen, daß ich ihm alles, was er mir schul„dig ist, mit der Bedingung erlasse, daß ihm der„einst dasjenige wohl bekannt sey, was er Schwe„den schuldig ist. Bemühen Sie sich, daß er seine „Pflicht kennen lerne, und sie dergestalt lieb gewin„ne, daß er seinen Ruhm und seinen Ehrgeiz in „dem Wohl seines Staats und in der Glückseligkeit „seines Volcks suche. Machen Sie ihn meines und mei„ner Vorfahren Thrones würdig, und sehen Sie „darauf, daß er unsere Stelle auf eine anständige „Art einnehme, indem Sie ihm, wenn es möglich „ist, durch eine schöne und edle Erziehung die gros„sen und heldenmüthigen Tugenden des Königs, „meines Vaters, einflößen.„ Sie fährt fort, ihm dieses auf das eifrigste zu empfelen; allein sie ist eben so beredt in den Lehren, die sie dem Prinzen selbst giebt. „Vergönnen Sie es mir, schreibt sie, daß ich Sie er„mahne, sich der Verbindlichkeit zu erinnern, wel„che Sie Schweden dafür schuldig sind, daß es in

„die

„die Ehre gewilligt hat, eine Crone in Ihr Haus „zu bringen. Was sind Sie ihm nicht nach einer so „großen Wohlthat schuldig. Sie sollten den gering„sten Schweden mit Hochachtung und Danckbarkeit „betrachten: und wenn Sie alles Ihr Blut zu ihrem „Nutzen vergößen, so würden Sie doch kaum dem„jenigen ein Genüge thun, was Sie ihnen schuldig „sind. Die Kriege des verstorbenen Königs haben „Ihnen gezeigt, daß es nicht so leicht sey, Kö„nigreiche zu erobern, als man sich einbildet. Sie „müssen daher die Gnade desto höher schätzen, welche „Ihnen Schweden erwiesen hat, sich Ihrem Hause „zu ergeben. — — — Seyn Sie dafür danckbar „gegen dasselbe, und ich werde Ihnen für alles ver„bunden seyn, was Sie zum Dienste des Reichs „thun werden, weil Sie durch die Eigenschaften „eines guten und wahren Schweden mir viel lieber „werden, als durch die Bande der Freundschaft, „welche uns vereinigen.„ — — — Alles dieses ist wohl wahr und schön gesagt; aber es steht deswegen nicht hier; man soll vielmehr urtheilen, ob Christina nicht durch so nachdrückliche Ermahnungen den Prinzen vornehmlich an dasjenige, was er und sein Haus ihr schuldig wären, habe erinnern, und desto gewisser auf ihre Seite ziehen wollen. Sie schreibt es auch in diesem Briefe den Vorstellungen der verwittweten Königinn zu, daß man sich nach dem Tode des Königs in Ansehung der ihr schuldigen Zahlung gefälliger bezeigt habe: desto mehr, vermuthlich aber auch anderer Absichten wegen, wünschte sie in dem Reiche selbst ihre Geschäfte abzuhandeln.

Christina kam also im August des Jahrs 1660 nach Hamburg. Hier erfuhr sie, daß man in Schweden ihre Ankunft nicht gerne sehen würde, und be-

mühte sich daher im voraus daselbst bekannt machen zu lassen, daß sie im Begriff sey, ihrem Vaterlande bey der wichtigen Gelegenheit, die sich dazu zeigte, Dienste zu leisten. Viele glaubten damals, daß sie mit den Gedancken umgehe, wieder auf den Schwedischen Thron zu steigen, wenn etwan der König, welcher erst vier Jahre alt war, sterben sollte. Ihre Regierung war noch im besten Andencken; da hingegen ihr Nachfolger durch Kriege und Auflagen dem Reiche beschwerlich geworden war: und die Religion schien auf ihrer Seite nur noch das einzige Hinderniß zu seyn. Zu Rom selbst glaubte man nicht, daß sie zurückkommen werde, weil sie daselbst manche üble Begegnung gelitten hatte. Noch andere sagten, daß sie Schweden in Verwirrung sezen, und die Jesuiten hinein zu bringen suchen werde; daß man daher für die Sicherheit des Königs und des Reichs nicht kräftiger sorgen könne, als wenn man ihr den Eintritt in dasselbe versagte. Würcklich bekam auch der Marschall Linde, der sie im Nahmen des Königs empfieng, als sie in Schweden ans Land getreten war, von der Regierung den Auftrag, es auf eine gute Art zu vermitteln, daß sie ihre Reise nicht weiter fortsezte. Da sie aber nichts davon hören wollte, und Linde ihr frey heraus sagte, man könnte sie wohl vielleicht hindern, weiter zu gehen, sahe sie dieses vor eine harte Beleidigung an, und beschleunigteihre Reise nur desto mehr. Sie sagte zugleich, die Schwedische Regierung verriethe eine große Schwäche, indem sie sich vor ihr fürchtete; sie wäre in der Gewalt des Königs, wenn sie ja etwas wider den ehemals geschlossenen Vergleich vornähme; Franckreich wollte außerdem Gewähr dafür leisten, daß sie nichts wider das Beste des Reichs unternehmen werde; sie sey so patriotisch gesinnt als

irgend

irgend jemand, und wünschte daher, daß man sie nicht nöthigen möchte an Dinge zu dencken, welche ihr bisher nicht in den Sinn gekommen wären.

Man empfieng sie zu Stockholm mit allen königlichen Ehrenbezeigungen, und gab ihr auf dem Schlosse ihre ehemaligen Zimmer ein, wo sie sogleich eine Kapelle aufrichten und täglich Messe lesen ließ. Dieser Schritt machte es, daß man bald kaltsinniger gegen sie wurde. Sie schickte hierauf dem Reichsrathe einen Aufsaz zu, in welchem sie verlangte, daß der mit ihr im Jahr 1654. eingegangene Vertrag von der jezigen Regierung bestätigt werde, und daß man ihr die bewilligten Einkünfte versichern möchte, ohne daß ihre Religionsveränderung ihr dabey einigen Eintrag thun könne. Der Reichs-Rath und der Adel auf dem eben versammleten Reichstage billigten dieses Begehren; allein die Geistlichkeit zog es erst in genauere Ueberlegung. Sie erinnerte dabey, daß nach dem Testamente Gustav Adolphs und verschiedenen Reichsgesezen, ein jeder, der zum Pabstthum überträte, sein Erbtheil, seine Rechte und Vortheile in ganz Schweden verliere. Sie willigte unterdessen darein, daß die Königinn die ihr zugestandenen Einkünfte, doch nicht vermöge des gedachten Vergleichs, sondern lediglich wegen ihres Ruhms, und wegen der Verdienste ihrer Vorfahren um die Schwedische Krone, noch ferner genießen sollte. Die Geistlichen machten noch weiter die Anmerckung, daß der Pabst ein Feind der Evangelischen Religion, und also der unversöhnlichste Feind der Schwedischen Krone sey; und gleichwohl habe sich ihm die Königinn unterworfen, und eidlich versprochen, die Vortheile der Römischcatholischen Religion zu befördern. Man kenne wohl, fuhren

sie fort, die Lehre dieser Kirche, daß Ketzern kein Versprechen gehalten werden dürfte. Christina habe für die Religion ihres Vaters, der sie mit seinem Blute versiegelt habe, so wenig Achtung bezeigt, daß sie auch den Nahmen Augusta, der mit versezten Sylben der Nahme ihres Vaters wäre, nicht mehr führte, sondern sich nach ihrem neuen Vater, dem Pabste, Christina Aleßandra nennete. Der Himmel habe die Schwedische Nation über die Feinde der Evangelischen Religion so lange siegen lassen, als sie in derselben standhaft geblieben wäre, desto weniger könne sie jezt zugeben, daß die Päbstliche Abgötterey im königlichen Schlosse selbst, den Zimmern des jungen Königs gegen über, getrieben werde. — Vielleicht findet man, daß die Geistlichkeit sich durch ihren Eifer für die Religion zu einiger Heftigkeit habe verleiten lassen; sie hatte aber wenigstens die Grundverfassung des Reichs für sich, nach der sich die Königinn so wohl als alle andere zu richten schuldig war, und es ist ein sehr frostiger Scherz, den ein witziger Schriftsteller hier anbringt, die Geistlichkeit sey überzeugt gewesen, wer nicht an Luthern glaube, verdiene auch nicht zu leben.

Die übrigen Stände und die Reichsräthe traten in der Hauptsache der Meinung der Geistlichkeit bey, wo sie nicht gar, wie man glaubte, dieselbe angereizt hatten, diese öffentliche Erklärung zu thun. Man bestätigte ihr den Genuß ihrer Einkünfte auf die vorgeschlagene Art; aber man ließ zugleich ihre Kapelle niedertreißen, und schickte ihre Geistlichen und die Italiäner in ihrem Gefolge aus dem Reiche. Diese Anstalten, welche im Grunde darauf zielten, die Königinn selbst aus Schweden zu entfernen, waren vor desto nothwendiger gehalten worden, weil man

an ihren Absichten auf den Schwedischen Thron nicht länger zweifeln konnte, und die Menge von Anhängern, die sie sich ehemals durch ihre Freygebigkeit erworben hatte, besorgen ließ, sie möchte mit Hülfe derselben Unruhen im Reiche stiften. Sie hatte würcklich den Ständen einen Aufsaz übergeben lassen, in welchem sie behauptete, daß die Krone von Schweden, im Fall der König ohne männliche Erben stürbe, ihr schlechterdings zugehöre. Allein die Stände schickten ihr diesen Aufsaz sogleich wieder zurück, und verlangten bald darauf von ihr, eine neue Entsagungs-Urkunde auszustellen, in welcher sie sich erklären sollte, daß sie, da sie jezt und auf alle künftige Zeiten von der Schwedischen Krone, und von allem Rechte an dieselbe, ohne alle Ausnahme getrennt und abgesondert sey, noch über dieses bekenne, was auch vor eine Veränderung in dem Reiche und der Regierung von Schweden vorgehen möchte, so hätte sie unter keinem Vorwande irgend eine Anforderung daran; sie sollte darauf ehrlich und gänzlich für ihr ganzes Leben Verzicht thun, ohne eine andere Auslegung als diejenige, welche zur Sicherheit des gegenwärtigen Königs, zur Befestigung der Rechte des Reichs, und zum Wohl aller Einwohner dienen könnte; sie sollte auch versprechen, dagegen auf keine Art, weder durch Gewalt, noch durch Rath, auch nicht durch Schriften und ähnliche Mittel zu handeln; endlich sollte sie sich erklären, daß keine geistliche oder weltliche Macht sie von dieser Verbindlichkeit loßsprechen könne. Christina unterzeichnete diese erneuerte Entsagung ohne Widerrede, und begab sich darauf bald nach Norköping, um daselbst den Winter zuzubringen.

Der Verdruß, ihre Absichten mißlingen zu sehen, und die vermuthlich schon lange empfundene

Reue, die Regierung eines Reichs aufgegeben zu haben, in welchem sie nunmehro die unangenehmsten Befehle annehmen mußte, begleiteten sie dahin. Sie wurden noch durch die Nachricht vergrößert, welche sie daselbst empfieng, daß der Bischof von Abo in einem Briefe, den er nach Deutschland schrieb, versichert habe, er habe sie über ihre Religionsveränderung Seufzer ausstoßen und Thränen vergießen sehen. Hierüber beklagte sich Christina desto lebhafter bey dem Könige, weil sie befürchtete, ein solches Vorgeben möchte ihr an dem Römischen Hofe einen schlimmen Verdacht zuziehen, dem sie vielmehr eben damals ihre standhafte Ergebenheit in Briefen bekräftigte. Sie bat also den König, daß der Bischof dafür gestraft werden möchte, der sich auch des ärgsten Undancks schuldig gemacht hätte, indem sie ihm aus Gnade das Leben erhalten habe, das er unter ihrer Regierung zu verlieren verdient hätte. Würde sie aber keine hinlängliche Genugthuung erhalten, so möchte es den König nicht befremden, wenn sie sich selbst an dem Bischof wegen einer so unerträglichen Beschimpfung rächte. Die Regierung antwortete auf dieses Schreiben Christinens, sie könnte alle Gerechtigkeit erwarten, welche die Gesetze in einem solchen Falle vorschrieben. Allein der Bischof rechtfertigte sich dergestalt, daß er ungestraft blieb: denn er hatte eigentlich auf Verlangen der Geistlichkeit eine Nachricht von allem aufgesezt, was in Ansehung der Königinn auf dem Reichstage vorgegangen war; es waren Begebenheiten, welche mehr Zeugen als ihn hatten, und Christina schien eben deswegen so viele Erbitterung zu zeigen, weil es dem Berichte nicht an Wahrheit fehlte.

Ihr Unwillen stieg aufs höchste, da man ihr auch zu Norköping nicht gestatten wollte, die Messe

lesen

lesen zu lassen. Sie hielt dieses vor eine desto grösere Beleidigung, je weniger man den fremden Gesandten eine solche Uebung ihrer Religion streitig machte, obgleich die Regierung sagen konnte, daß beyde Fälle etwas verschieden wären, und im erstern die Erlaubniß vielleicht gefährliche Folgen haben dürfte. „Ich überlasse ihnen (so schrieb sie von de„nen, welche sie vor ihre Feinde hielt, an den Statt„halter ihrer Ländereyen,) meine Güter und mein Le„ben, und begehre keine andere Gnade, als daß ich „Schweden möge verlassen können, ohne meine Ehre „und das Völckerrecht verlezt zu sehen, welches bey „Personen von meinem Stande so geheiligt seyn „muß. — — Was thue ich anders, als daß „ich täglich dasjenige bestätige, was ich den „Ständen versprochen habe, niemals einigen An„spruch oder eine Hoffnung auf das Künftige zu „behalten, weil es doch genug ist, um nichts in „Schweden zu hoffen, wenn man sich zur Catholi„schen Religion bekennt? Verhindern Sie es um „Gottes willen, daß sich die Schweden nicht durch „eine so unanständige Handlung, einer Fürstinn, die „es nicht verdient hat, unehrerbietig zu begegnen, „verabscheuungswürdig machen.„ — Man bezeigte sich darauf etwas gefälliger gegen sie; doch sie verließ auch im May des Jahrs 1661 ihr Vaterland, über welches sie ihr Mißvergnügen deutlich genug sehen ließ.

Hierauf blieb sie fast ein Jahr lang zu Hamburg. Ein reicher Jude Texeira war daselbst ihr Resident: mit diesem traf sie einen schriftlichen Vergleich, um durch ihn die nöthigen Gelder geschwinder zu bekommen, als wenn sie ihre ordentlichen Einkünfte abwartete. Damit sie den Schweden zeigen möchte,

daß sie immer eine gute Partie Geld für ihre Heirathen bekommen, und sie ist deswegen sehr beliebt bei den Bauern. Im Winter, wenn sie in Wien ist, wohnt sie in der Burg, im Sommer aber in Schönbrunn, wo sie sich ganz einfach kleidet, und wo sie sich mit Spazierengehen, Reiten und Fahren die Zeit vertreibt. Sie ist sehr gut und mild, und hat auch eine Freude an Kindern. Sie hat auch ein Kinderspital gestiftet, wo sie oft selbst hingeht, und sich nach allem erkundigt. Sie ist auch sehr fromm, und hat auch eine Freude an Kirchen und Klöstern. Sie hat auch ein Kloster gestiftet, wo sie oft selbst hingeht, und sich nach allem erkundigt. Sie ist auch sehr fromm, und hat auch eine Freude an Kirchen und Klöstern.

Maria Anna, Tochter des Kaisers Ferdinand I. und der Anna, Tochter des Königs Ladislaus von Ungarn, geboren 1528, vermählte sich 1546 mit Albrecht, Herzog von Bayern, und starb 1608.

Schweden geschüzt hatte, der aber in diesem Reiche in eben den Verdacht der Treulosigkeit wie in seinem Vaterlande gefallen war, und jezt in dem leztern eine sehr harte Gefangenschaft ausstand. Christina hielt ihn noch vor unschuldig, und tröstete ihn nicht nur mit dem lebhaftesten Antheile an seinem Unglücke; sie versprach ihm auch ihre Hülfe: und da er bald darauf als ein herumirrender Flüchtling gestorben war, stand sie seinen Söhnen mit allem ihrem vorräthigen Gelde bey. Während ihres Aufenthalts zu Hamburg, entriß sie auch dieser Stadt und der Evangelischen Kirche einen sehr gelehrten Mann, Peter Lambecius oder Langebeck, der an der Schule daselbst lehrte. Er lebte in einem unglücklichen Ehestande, und wurde von seinen Feinden vieler Irrlehren, sogar der Gottesverleugnung, beschuldigt. Da er also das Beyspiel seines Oheims Lucas Holstenius vor sich hatte, der vor mehrern Jahren zur Römischen Kirche getreten war: so konnte es der Königinn nicht schwer werden, ihn zu einem gleichen Uebergange zu bewegen, der auch mit der Stelle des obersten Aufsehers der kayserlichen Bibliotheck zu Wien belohnt wurde.

Christina bemühte sich auch durch andere, solche Bekehrungen zu stiften, besonders an den Schweden. Sie bediente sich lange Zeit dazu des Andreas Galdenblad, der selbst ein Schwede, und einer ihrer Geheimschreiber war. Ihn und einige andere junge Leute hatte der Französische Gesandte heimlich aus Schweden nach Rom geschickt, wo sie im Collegio der Jesuiten erzogen wurden. Nachmals kam kein Schwede nach Rom, den Galdenblad nicht sogleich gesucht hätte zum Abfall von seiner Religion zu verleiten: er trieb

dieses

Leben gestellten Nachstellungen. Auf diese Weise wurde der Prinz von Oranien, der sich in Deutschland aufhielt, von Ludwig XIV. gezwungen, sich nach Holland zu begeben, wo er sich mit der Prinzessin Maria, der ältesten Tochter des Königs Karl I. vermählte. Diese Heirath, welche die Verbindung zwischen Holland und England befestigte, war für Ludwig XIV. ein Grund mehr, sich dem Prinzen von Oranien zu widersetzen. Er that es, indem er seine Gesandten anwies, sich in alle Ränke zu mischen, welche die Feinde des Prinzen gegen ihn schmiedeten. Er that es, indem er Karl II. bestimmte, seinen Neffen zu verlassen, und sich mit Cromwell zu verbinden. Er that es, indem er Karl II. bestimmte, seinen Neffen zu verlassen, und sich mit Cromwell zu verbinden. Er that es, indem er Karl II. bestimmte, seinen Neffen zu verlassen, und sich mit Cromwell zu verbinden.

außer ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und Ergözlichkeiten gar bald eine andere große Angelegenheit, bey welcher sie ihre Vermittelung anbieten konnte. Der Französische Gesandte zu Rom, der Düc de Crequi, wurde im August dieses Jahres, von der Corsischen Leibwache des Pabstes, auf Anstiften des päbstlichen Anverwandten, des Cardinals Chigi, beschimpft und gemißhandelt: er verließ darauf Rom, und sein König verlangte dafür die stärckste Genugthuung. Gleich den Tag nach dieser Begebenheit schrieb Christina an den König von Franckreich, und erbot sich dabey zu allen gefälligen Dienstleistungen, die sich nur mit ihrer Ehrerbietung gegen den Pabst vertragen könnten. Sie schickte sogar ihren Sekretär d'Alibert an den König, um ihn desto gewisser zu besänftigen: unter andern schrieb sie an ihn, er brauchte zu seiner Genugthuung kein so schlechtes und unreines Blut als der Corsen ihres, und ihre Bestrafung könne keine des Königs würdige Ersezung der ihm zugefügten Beleidigung abgeben. Da sie dieses allem Ansehen nach auf Verlangen des Pabstes that, so hielt Ludwig der XIV. ihre Vermittelung vor partheyisch, und gab ihr sehr trockene Antworten. Gleichwohl fuhr sie auch im Jahr 1663. fort, ihm einige Nachsicht zu empfelen, bekam aber neue Vorwürfe von ihm, unter andern, daß sie ihm ein Verhalten anrieth, das sie selbst bey einer solchen Gelegenheit nicht beobachten würde. Sie suchte sich dagegen vergebens zu rechtfertigen, und antwortete auch dem Könige auf seine heftige Beschwerden über den Nepotismus am päbstlichen Hofe. „Ich kann Ew. Majestät wohl versi„chern, daß die Neffen dieses Pabstes des Glücks nicht „unwürdig sind, welches sie besizen, und daß ich sie „entschuldige, wenn sie diese blinde und unbeständige

Göttinn

„Göttinn nicht aus ihren Händen entwischen lassen, „ohne ihr einiges Lösegeld für die Freyheit abzunöthi„gen, welche sie sich nehmen wird, sich dereinst an„derswohin zu wenden. Ich wünschte wie Sie, daß „Gott dem Pabste Stärcke genug verliehen hätte, „um ihrer entrathen zu können. Unterdessen da er „sie einmal um sich haben will, so glaube ich, daß wir „diese menschliche Schwachheit an ihm dulden müssen, „so wie wir sie an vielen andern geduldet haben, „und daß es uns nicht erlaubt sey, wider dieses Uebel „Mittel zu gebrauchen, welche schlimmer als das „Uebel selbst sind. Ich glaube auch, daß es zu Ihrem „Ruhme und Vortheile gehöre, den Feinden des „Catholischen Glaubens die Freude nicht zu machen, „daß sie Sie unter diesem Vorwande auf eine der „Kirche schädliche Art sollten rächen sehen.„ Alles dieses zeigte nur noch mehr Ergebenheit gegen den Pabst an, und war ein sehr unzulänglicher Versuch, seine Neffen zu vertheidigen: es that daher auch gar keine Würckung. Der Pabst wurde endlich genöthigt, mit dem Könige, der ihm bereits Avignon genommen, und Kriegsvölcker wider ihn in Italien hatte einrücken lassen, einen sehr schimpflichen Vergleich im Jahr 1664. einzugehen. Christina selbst wurde in eine nicht geringe Unruhe gesezt, als sich das Gerüchte zu Rom ausbreitete, Ludwig habe sich über ihre Partheylichkeit für den Pabst an dem Schwedischen Hofe beklagt, und als eine Genugthuung von demselben verlangt, daß er ihre Einkünfte in Beschlag nehmen möchte. Hierüber schrieb sie an ihren Statthalter in Schweden, sie hoffte nicht, daß der König oder die Regierung des Reichs dem Könige von Franckreich irgend eine Gewalt über sie zugestehen würden, da sie von niemanden als von Gott abhänge; sie trug ihm auf, die Schwedische

Regie-

Regierung von ihren übeln Gesinnungen gegen sie abzuwenden, und meldete ihm, daß sie, im Fall die Händel zwischen Franckreich und Rom in Feindseeligkeiten ausbrechen sollten, nach Schweden zurückkehren würde. Es zeigte sich jedoch bald, daß jenes Gerüchte und ihre Furcht gleich ungegründet gewesen waren.

Dem ohngeachtet bezeigte sie um diese Zeit eine immer stärckere Neigung, abermals nach Schweden zu reisen. Man glaubte mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß der Pabst hauptsächlich diesen Vorsaz beförderte, um durch ihren Beystand die Römischcatholische Religion in Schweden einzuführen. Obgleich ihr erster Versuch zum Besten derselben fruchtlos gewesen war; so schien doch eine große Hoffnung übrig zu seyn, weil ihr ein so ansehnlicher Theil der Schweden ergeben blieb. Die günstigen Gesinnungen derselben mußten so bald als möglich genüzt werden: zumal da der junge schwächliche König unvermuthet sterben konnte, und es für Christinen überaus wichtig war, sich bey diesem Falle in Schweden zu befinden. Sie hatte noch andere Bewegungsgründe, sich in dieses Reich zu begeben. Es ist glaublich, daß ihr Geschmack am Ausländischen damals ziemlich gesättigt war, und daß sie zu Rom insonderheit seit dem schlechten Ausgange ihrer lezten Unterhandlung vieles von ihrem Ansehen verloren habe. Ueberhaupt konnte sie die Reue über ihre Verlassung des Throns nicht länger verbergen, wenn ihr gleich ihr Ehrgeiz anrieth, dieselbe weder zu gestehen, noch allzu empfindlich ausbrechen zu lassen. Verschiedene Fürsten, welche die Regierung niedergelegt hatten, sind noch weit früher mit ihrem Entschlusse und neuem Stande mißvergnügt geworden. Christina befürchtete

dieses

dieſes vermuthlich nicht, weil ſie an die Stelle ihrer vorigen Größe, in ſich ſelbſt Unterhalt genug zu einem Ehrenvollen und angenehmen Leben zu finden hoffte. Allein eben durch den Mittelſtand zwiſchen einer Privatperſon und regierenden Fürſtinn, in den ſie ſich begab, der ſogar nach ihrer Abſicht ſehr viel von Majeſtät und Macht beybehalten ſollte, bereitete ſie ſich ſelbſt eine unvermeidliche Reue vor. Für dieſen hohen Geiſt wurde ihr Zuſtand immer demüthigender, und jedes Zeichen von Geringſchäzung mußte ſie tiefer ſchmerzen, als ein Frauenzimmer, das niemals regiert hat, oder wenigſtens keinen Schatten einer ehemaligen Regierung nach ſich ziehen will. Chriſtina ſagte ſelbſt: „Eine Königinn ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man bald aufhört Gebete und Opfer darzubringen.„ Gleichwohl ſuchte ſie ſich in dieſer gezwungenen Verfaſſung zu behaupten, und erkannte zu ſpät, daß ſie allem hätte entſagen ſollen.

Sie ſchickte alſo im Jahr 1665 den Hauptmann ihrer Leibwache Adami nach Schweden: zwar unter dem Vorwande, die genaueſte Nachricht von dem Zuſtande ihrer Angelegenheiten einzuziehen, und der Verzögerung abzuhelfen, die in der Auszahlung ihrer Einkünfte wieder entſtanden war; zugleich aber mit dem Auftrage, ihr von der Regierung die freye Ausübung ihrer Religion im Königreiche auszuwürcken. Dazu war jedoch der Reichsrath nicht geneigt, weil er ihr die erſtgedachten Abſichten zur Ausbreitung der päbſtlichen Herrſchaft völlig zutrauete. Man ſchien es endlich in Schweden zufrieden zu ſeyn, daß ſie ihren Gottesdienſt beobachtete; nur daß ſolches heimlich geſchähe; daß ihr Geiſtlicher kein Italiäner wäre, und öffentlich unbekannt bliebe. Die

Italiäner

Italiäner waren dort sehr verhaßt; man fürchtete sich vor geheimen Ränken derselben, und man glaubte auch nicht, daß Christina ernstlich gesonnen sey, in ihrem Vaterlande zu bleiben, weil sie sich ihrer bediente.

Indem dieses vorgieng, belustigte sie sich unter andern damit, daß sie die Gelehrten zu einer vergeblichen und lächerlichen Untersuchung reizte. Sie ließ eine Münze schlagen, auf deren Vorderseite ihr Kopf mit dem Helme der Minerva bedeckt, und mit Lorbeer bekränzt, nebst ihrem Nahmen erschien; auf der Rückseite aber sahe man einen Phoenix, der in die Sonne blickte, über einem angezündeten Scheiterhaufen, und darüber das Wort Makelos mit griechischen Buchstaben. Die Gelehrten quälten sich mit der Erklärung dieses vermeinten griechischen Wortes, bis ihnen die Königinn entdeckte, daß es Schwedisch sey, und sowohl unvergleichlich, als unverheyrathet bedeute. In beyderley Verstande schickte es sich für die Königinn und für den Phoenix. Mann könnte ihr vorwerfen, daß sie die Gelehrten gemißbraucht habe, die bloß zu wichtigen und ernsthaften Untersuchungen bestimmt sind. Aber eben diese Fürstinn, die zuweilen mit ihnen spielte, verstattete damals dem Ezechiel Spanheim, der sich eben zu Rom befand, den Gebrauch ihrer Bibliotheck und Münzsammlung, und munterte ihn auf, sein unsterbliches Werck vom Nutzen und von der Vortrefflichkeit der alten Münzen zu schreiben. Bey solchen und andern Verdiensten war es auf die rühmlichste Art erlaubt, auch zu scherzen, und über die Beschäftigung mancher Gelehrten mit leeren Spizfindigkeiten, oder über ihre Einbildung einer ausgebreiteten Sprachwissenschaft, zu spotten.

Seit einigen Jahren war sie in eine Streitigkeit mit der Reichsstadt Hamburg gerathen, welche ihren Residenten Texeira derjenigen Rechte nicht genießen lassen wollte, die den Abgeordneten anderer Fürsten gebühren. Sie ließ diese Beschwerde dem Könige von Schweden empfelen, auf dessen Befehl auch nachdrückliche Vorstellungen darüber an die Stadt geschahen. Aber eben diese wollte bald darauf nicht zugeben, daß Texeira ohne ihre Einwilligung Hamburg verließe. Christina bezeigte deswegen dem Senate dieser Stadt in einem Schreiben ihre Verwunderung und ihren Unwillen. Sie drang nicht nur auf ihre Rechte, sondern erinnerte ihn auch, daß er durch solche Einschränckungen der Handlung dieser Stadt schaden würde; und darauf sezte sie hinzu: „Ich bin nicht im Stande, Ihnen bey dieser Gele„genheit zu drohen, und ich bin auch nicht dazu auf„gelegt. Ich sehe es als einen Ruhm an, daß ich „mich seit langer Zeit alles desjenigen entledigt habe, „was Ihnen fürchterlich seyn könnte; aber wenn ich „auch mächtiger wäre als ich jemals gewesen bin, so „würde ich mehr geneigt seyn, Ihnen die Würckun„gen meines Unwillens, als bloße Worte empfinden zu „lassen. Auch in meinem jezigen Zustande dürfen Sie „meine Freundschaft nicht verachten: denn es könnte „sich bey den sonderbaren Staatsveränderungen eines „so buntscheckigten Jahrhunderts, als das unsrige ist, „wohl zutragen, daß Sie Ursache bekämen, es sich reuen „zu lassen, daß Sie mich beleidigt haben.„ Mit so vielem Anstande wußte sich Christina zuweilen nach ihrem zweydeutigen Stande zu bequemen: und hier erreichte sie ihre ganze Absicht.

Sie kam selbst im Jahr 1666. in dieser Reichsstadt an, um Schweden näher zu seyn: und dazu

bekam

bekam sie noch einen neuen Bewegungsgrund. Die Schwedische Regierung wollte es nicht zugeben, daß sie ihre Ländereyen einzeln verpachten sollte, und that ihr vielmehr den Antrag, sie alle gegen ein gewisses Jahrgeld wieder an den König und die Krone zu überlassen. Christinen gefiel dieses nicht: sie berief sich auf einen ähnlichen Vorschlag, der ihr bald nach abgetretener Regierung geschehen war; bey welchem aber der König selbst ihr alles Bedenckliche eröfnete, das für sie zu besorgen wäre; unter andern, daß das Geld leicht ausgegeben werden könne; daß aber ihre Ländereyen alsdenn auf immer verloren seyn würden. Dagegen verlangte sie jezt, daß man ihr an Statt der angewiesenen Besizungen in Pommern, welche ihr seit dem Tode des Königs so vielen Verdruß verursacht hätten, andere in Schweden selbst einräumen möchte. Dieses, sagte sie, sey die vornehmste Absicht ihrer Reise; nicht, wie ihre Feinde ausstreueten, als wenn sie an den öffentlichen Angelegenheiten einen Antheil nehmen wollte: welches Vorgeben doch so vielen Eingang gefunden habe, daß man ihr entweder den Zugang in das Reich verwehren, oder die schimpflichsten Bedingungen auflegen wolle. Sie gestand, daß das Volck in Schweden seit einigen Jahren darüber gemurrt habe, daß das Geld, welches in ihren Ländereyen gehoben wird, in auswärtigen Ländern verzehrt werde; allein sie sezte hinzu, man würde, wenn sie die Hindernisse bekannt machen sollte, welche sie wider ihren Willen außerhalb des Reichs zurückhielten, wohl einsehen, daß ihre Abwesenheit nicht aus einer Neigung zu Ergözlichkeiten entstünde.

Doch alle ihre Versicherungen waren bey den Vormündern des Königs und bey dem Reichsrathe vergebens angewandt. Sie beschlossen im May des

Jahrs 1667. gemeinschaftlich mit der verwittweten Königinn, daß Christina nur unter folgenden Bedingungen in das Reich aufgenommen werden sollte. Weder ihr noch ihren Bedienten sollte die Ausübung einer fremden Religion verstattet werden; man sollte genaue Acht haben, daß sie nichts wider ihre ausgestellte Urkunden vornähme, und nicht leiden, daß sie sich am Hofe oder in den Provinzen in die Regierung des Reichs mische; für die Person des Königs sollte man eine ganz besondere Sorge tragen, und daher sollte er sogleich nach Christinens Ankunft, wenn die Glückwünsche von beyden Theilen abgelegt wären, mit seinem Gefolge nach Upsal abgehen, um daselbst zu studieren; wollte sie länger als etliche Wochen in Schweden bleiben, so sollte sie alle Ausländer, die mit ihr gekommen wären, aus dem Lande schicken; wenn die Reichsstände während ihrer Anwesenheit zusammen berufen würden, so sollte es der Königinn nicht erlaubt seyn, sich an dem Orte ihrer Versammlung einzufinden, noch weniger mündlich oder schriftlich sich mit den Ständen in eine Unterhandlung einzulassen; sollte sie aber diesem allem entgegen zu handeln versuchen, so sollte die Regierung ohne Zeitverlust auf ernstliche Gegenmittel bedacht seyn, darunter auch dieses gewesen wäre, sich ihrer Person zu versichern. Um zugleich die Schweden abzuschröcken, daß sie sich in keine Verbindung mit der Königinn einlassen möchten, wurde nicht nur ein Befehl wider die Religionsveränderung gegeben; sondern auch aufs schärfste verboten, daß die Schweden dem Gottesdienste bey den fremden Gesandten nicht beywohnen sollten.

Zu diesen für Christinen so empfindlichen Entschließungen glaubte die Schwedische Regierung durch alles, was sie von derselben wußte, berechtiget zu seyn. Es sey zwar hart, so erklärte sie

sich

sich in ihren Berathschlagungen, von der Königinn eine schlimme Meinung zu hegen, da sie sich ehemals gegen das Reich so gütig bezeigt hätte; allein man wisse wohl, daß sie seit einiger Zeit Italiänische Kunstgriffe angenommen, und sich außerdem durch die Römischcatholische Religion verbindlich gemacht habe, sie auszubreiten und ihren Grundregeln zu folgen, so wie es das Oberhaupt und die Anhänger derselben ihr anriethen. Man könne daher nicht zugeben, daß sie Geistliche von ihrer Religion nach Schweden brächte, oder dieselbe darinne ausübte. Sie könnte sich auch nicht auf das Beyspiel der Gesandten berufen: denn wollte sie als eine Schwedinn angesehen werden, so sey sie verpflichtet die Geseze des Reichs zu beobachten; wäre sie aber eine Fremde, so habe sie kein Recht sich in diesem Lande aufzuhalten, und daher habe sie auch nicht nöthig, sich die freye Religionsübung auszubedingen. Gesezt auch, daß sie sich dieser begeben wollte, so würde sie doch die schlimmen Grundsäzedes Römischen Hofs nicht ablegen, und diese würden bey ihr desto schädlicher seyn, da sie so viele Einsicht und Lebhaftigkeit besize, den Zustand des Reichs sehr genau kenne, auch mit so großem Ansehen ausgerüstet sey. Sollte die Königinn gleich einige Neigung blicken lassen, zur Protestantischen Kirche zurück zu kehren; so könne man doch ihrer Aufrichtigkeit nicht trauen, weil die Römischcatholischen Erlaubniß bekämen, ihre Religion zu verbergen; Christina selbst hätte dieses einige Jahre vorher gethan, ehe sie die Regierung niedergeleget, indem sie, ob sie gleich bereits zur Römischen Kirche getreten war, doch immer noch dem Evangelischen Gottesdienste beygewohnet habe. Man müßte noch mißtrauischer gegen sie werden, wenn man sich erinnerte, in was vor einer Absicht sie im Jahr 1660. in das Reich gekommen sey; indem sie in einem Schrei-

ben an den Cardinal Mazarin, ihre Ansprüche auf die Vormundschaft des Königs, und, wenn er stürbe, auf die Krone selbst, genugsam zu erkennen gegeben habe; wovon auch ihre Protestation ein Beweis sey, die man sie damals genöthigt habe zurück zu nehmen. Aus einem Briefe von Rom, der von eben diesem Cardinal mitgetheilt worden, habe man zugleich gesehen, daß alles dieses aus den Rathschlägen des Pabstes und seiner Staatsbedienten entsprungen sey, welche nach Carl Gustavs Tode es für ihre Religion vor sehr vortheilhaft gehalten hätten, wenn Christina, mit der nöthigen Anweisung versehen, in ihr Vaterland reisete. Es sey sogar bekannt, daß Jesuiten und andere Leute dieser Art sich in Schweden eingeschlichen hätten, und daß man die Königinn überredet habe, viele Einwohner des Reichs wären im Herzen Römischcatholisch; anderer Künste nicht zu gedencken, deren sich diese Leute bedienten, um ihre Absichten auszuführen. Auch dieses verdiene in Betrachtung gezogen zu werden, daß die Königinn auf die schwächliche Gesundheit des Königs sehr aufmercksam geworden, und sogar durch Hülfe der Sterndeuterkunst zu erfahren gesucht haben soll, wie lange er leben werde; daß sie Geduld genug gehabt hat, sich so lange in Hamburg einzuschließen; so daß es scheine, sie habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, die sie nützen könnte. Dahin gehöre auch dieses, daß sie einem ihrer Geheimschreiber befohlen habe, im ganzen Reiche, mit Vergrößerung ihrer Liebe gegen die Einwohner desselben, die abschlägliche Antwort bekannt zu machen, die man ihr wegen ihrer Religionsübung und anderer Forderungen ertheilen würde; damit jedermann sehen möchte, daß bloß die Regierung an ihrer Abwesenheit Schuld sey, welche sich dabey des Vorwandes der Religion bediente: so

wie sie überhaupt schon manche Schlüsse der Stände den eigennüzigen Absichten der Regierung zugeschrieben habe. Endlich habe sie auch durch die Einziehung der Hamburgischen Schiffe und Güter in ihren Ländereyen einen sehr bedencklichen Schritt vorgenommen, und sich dadurch eine Unabhängigkeit angemaaßt, die mit der höchsten Gewalt und Freyheit des Reichs nicht bestehen könne. Diesem allem zu Folge beschlossen die Regierung und der Reichsrath von Schweden, daß man der Königinn den Eingang in das Gebiete des Reichs, ausgenommen, Pommern, Bremen und Verden, verwehren müsse; man sollte sich bemühen ihre Einwilligung zu erlangen, daß sie ihre Ländereyen gegen ein gewisses Jahrgeld zurück gäbe; doch mit Vorbehalte ihres Rechtes auf diese, wenn das Geld nicht bezahlt würde; und man sollte es ihrer Wahl überlassen, in einem von den gedachten Ländern ihren freyen Aufenthalt mit der Privatübung ihrer Religion, zu nehmen. Doch sollte man bey der Vollziehung dieser Artikel, alle mögliche Nachsicht und äußerliche Ehrerbietung gegen die Königinn gebrauchen.

Ob sie alle diese argwöhnische Beschuldigungen verdienet habe, ist etwas zweifelhaft; aber sehr wahrscheinlich waren sie doch fast alle, und die Vorsicht zur Erhaltung der Religion und der Staatsverfassung konnte unter solchen Besorgnissen nicht streng genug seyn. Es ist jedoch erlaubt zu glauben, daß der Widerwille, den man gegen die Königinn gefaßt hatte, auch das billige Mißtrauen über seine Grenzen hinausgeführt, wenigstens zu harte Maaßregeln eingegeben habe. Daher sagten auch ihre Freunde in Schweden, dieser anscheinende Eifer, den man für die Religion äußerte, verdecke nur die Rachbegierde

gewisser Personen, die unter Christinens Regierung, oder auch nachher, Ursache zum Mißvergnügen von ihr bekommen hatten. Sie blieb mittlerweile bis in den May des Jahrs 1667. zu Hamburg, wo sie sich mit Gelehrten unterhielt, eine Lotterie von Geschencken ziehen ließ, die sich auf viertausend Thaler beliefen, und andere Belustigungen anstellte. Als sie in einer Münzsammlung daselbst die Schaumünze fand, welche auf ihre Abtretung des Reichs war geschlagen worden, und worauf man eine Krone mit der Beyschrift sah: Et sine te, Auch ohne dich: so warf sie dieselbe mit einer Art von Unwillen auf den Tisch: die Anwesenden schlossen daraus, daß es sie gereue, zu dieser Münze Gelegenheit gegeben zu haben. Zu Rom hatte sie auch einige Münzen schlagen lassen, welche ihre Gleichgültigkeit gegen die königliche Würde ausdrücken sollten, unter andern eine, auf welcher die Weltkugel mit den Worten abgebildet war: Ne mi bisogna, ne mi basta; Ich habe sie nicht nöthig, und sie ist auch nicht genug für mich. Allein es zeigte sich auch damals, wie sonst öfters in der Geschichte, daß großmüthige Gesinnungen, die auf Münzen und andern Denckmalen zur Schau ausgelegt wurden, auch nur meistentheils auf denselben ihren Sitz hatten.

Kaum war Christina in Schweden angelangt, als ihr die Regierung durch den Grafen de la Gardie, der sie mit einem großen Gefolge empfieng, melden ließ, man würde den Geistlichen, den sie mitgebracht hatte, und welcher täglich bey ihr die Messe las, nicht dulden; man bäte sie daher, ihn zurück zu schicken; sonst würde man nach den Reichsgesezen wider ihn verfahren. Sie wollte hierauf sogleich zu-

rückkeh-

rückkehren; ließ sich aber von dem Grafen bereden, noch einmal die Entschließung der Regierung abzuwarten, indem sie nach Norköping reisete. Dieß kam, und enthielt nicht nur eine Bestätigung der ersten; sondern erklärte sogar der Königinn, man würde sie auch zu verhindern wissen, daß sie die Messe nicht bey den Römischcatholischen Gesandten zu Stockholm hören sollte; doch suchte man sie durch vielerley Höflichkeiten und Versprechungen zu bewegen, daß sie das Verlangen der Regierung erfüllen möchte. Allein sie gab gleich Befehl zu ihrer Abreise, wollte keine Ehrenbezeigung im Nahmen des Königs mehr annehmen, und versicherte sogar, daß alle Kronen in der Welt sie niemals dahin bringen sollten, sich ihrer Religionsübung zu berauben. Sie kam also bald wieder in Hamburg an, wo sie so lange zu bleiben gedachte, bis die Reichsstände sich versammleten, von welchen sie gelindere Schlüsse als von der Regierung hoffte.

Bey dieser kurzen Reise durch Schweden, sprach Christina mit den Herren, welche ihr im Nahmen des Hofs entgegen gekommen waren, von vielen Dingen auf eine freye, sonderbare, sich selbst unähnliche Art. Sie sagte, der französische Gesandte zu Stockholm habe sie gewarnet nicht dahin zu kommen, weil man sie in Verhaft nehmen oder gar vergiften würde: allein der wahre Bewegungsgrund dieser Warnung sey die Furcht des Gesandten gewesen, sie möchte wenn der König stürbe, ihr Recht auf die Krone behaupten, und dieses würde dem Könige von Frankreich unangenehm seyn, weil er sich seit den lezt Händeln zu Rom, an denen sie Antheil genommen habe, wenig Günstiges von ihr verspreche. — Ungleichwohl bezeigte sie damals in häuffigen Brief-

die hizigste Freundschaft für den französischen Hof, der sich auch ihrer Angelegenheiten in Schweden annahm, und gegen welchen sie nicht nur behauptete, daß die Vortheile beyder Kronen genau mit einander vereinigt wären und bleiben müßten; sondern auch verächtlich von der Schwedischen Regierung schrieb. Man sieht würcklich aus diesen Briefen, daß sie ein geheimes Verständniß mit Franckreich unterhalten habe: und daraus muß man schließen, daß jene Reden nur ein Kunstgriff waren, um dasselbe zu verstecken. — Sie sagte weiter zu den erstgenannten Herren, sie wüßte nicht, warum sie nicht in Schweden bleiben dürfte; sie wäre nicht aus dem Reiche verbannt, und diejenigen, welche ihr neulich den Genuß ihrer Einkünfte bestätigten, hätten es wohl gewußt, daß sie Catholisch wäre; gleichwohl habe man ihr darüber nichts gesagt, bis sie erst mitten im Reiche diesen Verdruß hätte ausstehen müssen. Allein sie sezte hinzu, sie könne und wolle auch nicht in demselben bleiben: denn was sollte ich darinne vorstellen? Etwan eine Nachtreterinn der Königinn Hedwig? Oder sollte ich mich der Tyranney eines eigensinnigen Königs unterwerfen? Und da einer von den Abgeordneten sagte, man könne hoffen, daß es ein gerechter und billiger König sey und seyn werde, so antwortete sie: Für andere wohl, aber nicht für mich. Sie fuhr fort, es wäre wegen der Eifersucht sogar schädlich, wenn sie in Schweden bliebe; denn da sie eine große Parthey hätte, so könnte sie bey aller Unschuld doch verdächtig werden, und so viele Gewalt sie auch über sich hätte, so dürfte sie doch wohl einmal in Versuchung gerathen: wie sie denn auch auf Carl Gustaven einen Verdacht geworfen haben würde, wenn sie ihm nicht bereits die Krone bestimmt hätte. Von dem Verlangen, daß sie ihren Geistlichen zurück schi-

cken sollte, urtheilte sie, daß sie durch die Erfüllung desselben dem Könige einen sehr schlechten Dienst leisten würde. Denn eben alsdenn, sagte sie, dürfte die Regierung sich genöthigt sehen, mir die freye Religionsübung wider ihren Willen zu verstatten. Aus welchem Grunde sollte wohl der König ihr oder ihrem Gefolge befehlen, oder ihr als seinem Unterthanen begegnen können? denn nach dem natürlichen Rechte sey sie gar keinen Befehlen unterworfen. Ich mercke wohl, fügte sie hinzu, daß man mich nur zu erbittern sucht, damit ich irgend eine Thorheit begehe; aber ich dancke Gott, daß ich mich zu keinem Ungestüm verleiten lasse, und mir selbst nicht schade: ich möchte das Ansehen und die Zuneigung, die ich im Reiche besize, nicht für zehn andere Königreiche verlieren; ich will Schweden zeigen, daß ich es nicht aus Eigennuzen liebe; ich hoffe auch, daß ich in einigen Jahren mich selbst werde unterhalten und alles, was ich empfangen habe, zurückgeben, einen Theil davon aber einigen meiner Freunde, so lange ich lebe, werde ertheilen können.

Sie erklärte hierauf ihre Absichten deutlicher, oder suchte wenigstens diejenigen, mit welchen sie sprach, auszuforschen. „Sollte ich wohl, fragte sie, zuge„ben, daß ein anderer über Schweden regiere, als „der, welchem ich die Krone gegeben habe? Nein, „niemals, antwortete sie selbst darauf; ich wollte lie„ber tausend Leben verlieren, wenn ich sie hätte, ob „ich gleich wünsche, daß der König lange leben möge; „allein wenn er wie alle andere Menschen sterben „sollte, so hätte ich wohl auch etwas dabey zu sagen; „wenn es gleich nicht für mich selbst wäre, doch für „den, welcher an seine Stelle kommen sollte: denn „schwerlich würden Sie es wohl ertragen, daß einer

„Ihres

„Ihres gleichen, den Sie vorher Ihren Bruder ge„nannt hätten, über Sie herrschte.„ Man gab ihr zur Antwort, es sey sträflich nur daran zu dencken; wenn sich aber der Fall zutragen sollte, so würden die Schweden keinen König lieber sehen, als der durch eine freye Wahl, ohne alle Ränke, auf den Thron käme. „Alsdenn, fuhr Christina fort, würde ich „die Geistlichkeit und die Bauern sowohl als den Adel „auf meiner Seite haben, und ich weiß gewiß, daß „sich mir um der Religion willen niemand widersezen „würde.„ Einer von den gegenwärtigen Herren verseßte darauf, man verehre sie noch ungemein in Schweden; aber die Zuneigung gegen sie sey gänzlich erloschen, weil sie sich zur Römischen Kirche gewandt, und also das mit der einen Hand umgestoßen habe, was sie mit der andern gebauet hätte; indem sie dasjenige verachtet habe, wofür ihr Vater sein Leben aufgeopfert hätte, worinne ihm noch viele rechtschaffene Männer eher nachfolgen als gestatten wollten, daß eine fremde Religion in das Reich eingeführt würde. „Wollte Gott! rief die Königinn aus, Sie „könnten mir die Versicherung geben, daß man nur „diese Einwendung zu machen habe; so würde ich „sehr zufrieden seyn, und alles würde gut gehen.„ Man konnte dieses kaum anders verstehen, als daß sie zu ihrer alten Religion zurück kehren würde, wenn man sie nur wegen derselben vom Throne ausschließen sollte. Doch sie wollte diesem Verstande vorbeugen: denn sie versicherte gleich darauf, wenn sie auch den Thron sich wünschen sollte, woran sie jedoch nicht gedächte, so würde es nicht geschehen, um jemanden zur Römischcatholischen Religion zu nöthigen; sie könne vielmehr mit dem Marschall von Türenne sagen: Ich bin ein Calviniſt, aber mein Degen iſt Catholisch. Sie fragte einen der Schwedischen

Herren,

Herren, ob er gehört habe, daß sie jemanden zur Religionsveränderung habe zwingen wollen, und da dieser antwortete, er wisse vielmehr, daß sie einem Schweden in ihren Diensten solches abgerathen habe, weil es ihm und ihr sehr schädlich seyn würde, ja daß sie demselben gedroht habe, ihn aufhängen zu lassen, wenn er es thäte; so sezte sie dazu: „Ich will Ihnen noch „mehr sagen; man hatte einmal Abrede genommen, „daß der König von Franckreich eine Anzahl Jesuiten „nach Schweden schicken sollte, die sich bemühen möchten, die Catholische Religion daselbst einzuführen. „Ein Cardinal sollte dazu behülflich seyn, welcher „sogleich gesagt hatte, daß dieses am besten durch die „Königinn Christina auszurichten seyn würde. Allein „da sie mir diesen Entwurf vortrugen, widerrieth ich „ihnen denselben gänzlich, und sagte: Sie würden „nichts anders erlangen, als daß Sie viele Personen „an den Galgen bringen; es ist nicht so leicht, als „Sie es sich einbilden, sich in Schweden einzubauen „chen.„

Nachdem sie sich hierauf um die Gesundheit des Königs erkundigt hatte, prophezeyete sie ihm auf dieses oder das folgende Jahr eine große Gefahr, weil ihr ein schlimmes Zeichen im Gesichte trüge. Sie redete auch viel von den Anstalten, welche zu dem innern Wohlstande des Reichs getroffen werden müßten: durch bloße Verordnungen, sagte sie, wird dieses nicht ausgeführt. Nächstdem gab sie die Warnung, man sollte sich durch den Großconnetable Wrangel nicht zum Kriege verleiten lassen; denn er trachte nach der Reichsfolge, und suche sich wenigstens der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen: sie nannte auch andere Schwedische große Herren, die wohl ihr Augenmerck auf den Thron richten möchten.

Man

Man antwortete ihr wiederum dergestalt, daß sie sehen konnte, sie streue vergebens den Saamen zu Mißtrauen aus. Sie sagte ferner von dem Ansinnen der Regierung an sie: „Ich hätte dasjenige, was „mir begegnet ist, noch wohl ertragen können, wenn „es von irgend einem Verdienstvollen Könige gekommen wäre. — Könnte ich die Vortheile des Reichs „von den Vortheilen meiner Feinde trennen, so würde „ich es wohl versuchen mich zu rächen.„ Sie ließ dem Könige von Schweden melden, daß sie ihr Stolz zwar hindern werde, sich zu beklagen; sie werde es aber doch überall sagen, daß man ihr die Freyheit, welche der geringste Resident hat, einen Geistlichen zu halten, nicht habe zugestehen wollen, und darüber wolle sie alle Welt urtheilen lassen. „Es ist jedoch, sezte sie „hinzu, der König von Franckreich, der mir durch „seinen Gesandten diesen Streich hat spielen lassen; „allein er darf nicht glauben, daß ich so viele Achtung „gegen ihn bezeigen werde, als gegen den König von „Schweden. Er ist ein König, dem man gar wohl „mit Spielsachen die Zeit vertreiben kann. Ich werde ihn lehren andere nicht zu verachten, wenn er „gleich mächtig ist.„ — Diese Worte machen mit den Briefen verglichen, welche sie im vorigen Jahre an eben diesen König und an seinen Staatsbedienten Lionne abgelassen hatte, einen seltsamen Gegensatz aus: entweder, weil sie seitdem würcklich Ursache zum Mißvergnügen gegen Franckreich bekommen hatte; oder weil sie ihre genaue Verbindung mit diesem Hofe den Schweden nur desto mehr verbergen wollte. Der Französische Gesandte zu Stockholm erfuhr diese und andere ihrer Beschwerden gegen seinen Hof; allein sie versicherte ihn, daß es bloß Erdichtungen ihrer Feinde wären. Ein Beweis, wo ich nicht irre, daß sie bey aller freymüthigen Aufrichtigkeit, sich doch

biswei-

bisweilen in den Kunstgriffen der Verstellung nicht ganz unerfahren gezeigt habe.

Man hörte Christinen auf dieser Reise durch Schweden noch andere Urtheile und Nachrichten vorbringen. Sie that den Vorschlag, man möchte, um die Eiferfucht unter den Ständen aufzuheben, alle alte Grafen zu Herzogen, die ältesten Baronen zu Grafen, und die vom alten Adel zu Baronen ernennen; von den übrigen Adelichen aber einen Theil unterdrücken, von Gütern nichts anders als auf Lebenslang verschencken, und das Recht der Erstgeburt bey dem Adel einführen. Von ihrer Religionsveränderung erzählte sie, ein Schwedischer Hofprediger, (der ein sehr beredter Mann war, und während ihrer Regierung gegen ihre ausgelassen freye Aufführung sehr heftig predigte,) habe sie um die Ursache derselben gefragt, worauf sie ihm geantwortet hätte, seine Predigten wären daran Schuld. Dazu sezte sie noch dieses — ein schlechtes Zeugniß von der Redlichkeit ihrer ehemaligen Versicherungen — sie sey niemals von Herzen Lutherisch gewesen; es habe aber auch niemand den Muth gehabt, ihr darüber Vorstellungen zu thun, als der Herzog Adolph, und diesem hätte sie geantwortet, es würde ihm übel ergehen, wenn er es noch einmal thäte. Sie begegnete übrigens auf dieser Reise den Kriegsbedienten, welche um sie waren, überaus freundlich und gefällig, um sie auf ihre Seite zu ziehen; mit den Geistlichen klagte sie über die gegenwärtige Armuth des Landes, und gefiel sich darinne zu hören, daß die Bauern ihre Regierung zurückwünschten, weil sie seit derselben noch einmal so viel zahlen mußten, und, wie sie sagten, Glückseeligkeit und Seegen das Land verlassen hätten. Die Kriege des vorigen Königs hatten haupt-

sächlich

sächlich den Grund zu diesen Klagen gelegt. Aber daß sie vor Christinens Ohren erschollen, und daß sie überhaupt einen so lebhaften Antheil an der Verfassung von Schweden nahm, mit so vielem Ansehen von ihren Rechten, und von der Regierung so verächtlich sprach; dieses mußte das alte Mißtrauen gegen sie ungemein verstärcken.

Noch hiziger bis zu Drohungen betrug sie sich bey Gelegenheiten, wo sie niemanden schonen zu dürfen glaubte. Sie hörte, Rivani, ein Tonkünstler in ihrem Solde, sey in die Dienste des Herzogs von Savoyen getreten: diesen forderte sie zwar mit Höflichkeit zurück; meldete aber zugleich ihrem Sekretär, der diesen Auftrag bekam: „Man soll wissen, daß „ich niemals darein willigen werde, daß er meine „Dienste gegen andere verlasse; daß er weiter nur für „mich in der Welt ist, und daß er, wenn er nicht für „mich singt, nicht lange für irgend jemand andern singen soll. Dem sey wie ihm wolle, hat er meine „Dienste verlassen; so will ich, daß er in dieselben zurück „kehre; ist er aber noch in denselben, so suchen Sie „meine Gesinnungen dergestalt zu erklären, daß den „Leuten die Lust vergehe, ihn an sich zu ziehen. Ich „will ihn beybehalten, es koste was es wolle: und „wenn man mich sogar überreden wollte, daß er seine „Stimme verloren habe, so würde dieses nichts helfen; „denn so wie er ist, muß er in meinen Diensten leben „und sterben, oder es soll ihm übel ergehen.„

Zu eben dieser Zeit, da sie sich noch zu Hamburg im Jahr 1668 befand, verlangte sie vom Isaac Voßius, daß er die Geschichte ihrer Regierung beschreiben möchte. Sie beklagte sich gegen ihn, daß die Geschichtschreiber der Schwedischen Nation und

ihren Königen, durch die gröbsten Fehler, so viel Unrecht zugefügt hätten, „und vornemlich auch mir, „sezte sie hinzu, die ich ohne Zweifel die geringste unter denen bin, welche diese Ehre gehabt haben; ob „mir gleich Gott während meiner Regierung unendliche Gnadenbezeigungen erwiesen hat, und ob ich „gleich ohne Eitelkeit sagen kann, daß Schweden niemals Ruhmvoller, siegreicher, glücklicher, niemals „blühender gewesen sey, als unter meiner Anführung. „Allein ich habe bemerckt, daß die Unwissenheit oder „der Neid ihren Gefallen daran gefunden haben, die „größesten und schönsten Handlungen meiner Regierung zu verbergen oder zu verdunckeln. Ich ersuche „Sie daher, der Wahrheit, welche alle Schriftsteller zu verehren schuldig sind, die entzogene Gerechtigkeit wieder zu erstatten. Auch für Schweden wird es „rühmlich seyn, die Wahrheit unter einer Regierung, „welche die Ehre des Reichs aufs höchste gebracht hat, „an den Tag zu legen. — Ich verlange von Ihnen weder niederträchtige Gefälligkeiten, noch Schmeicheleyen. Ich begehre von Ihnen nur die reine Wahrheit: und diese wird desto weniger verdächtig seyn, „da die ganze Welt es weiß, daß mich das gegenwärtige Unglück von Schweden, außer Stand gesezt hat, Rauch zu erkauffen; und Sie wissen es „selbst wohl, daß ich die Schmeicheley und die Lügen „eben so heftig hasse, als ich die Wahrheit, die Tugend, und den wahren Ruhm liebe.„ Sie ließ ihm zugleich einen kurzen Aufsaz zu dieser Arbeit ausfertigen; doch daß er die Freyheit behielte, wegzulassen oder hinzuzusezen, was ihm gefiele. — Diese Geschichte, welche Christina geschrieben wissen wollte, ist niemals zu Stande gekommen: und vermuthlich hat die Welt nicht sehr viel daran verloren. So freymüthig auch die Königinn selbst war; so scheinet

Ich Christina Alexandra von Gottes Gnaden, der Schweden, Gothen und Wenden Königin, Großfürstin in Finnland, Herzogin zu Esthland und Carelien, Herzogin zu Bremen, Pommern, Fürstin zu Rügen, Herrin zu Ingermanland, Freye Königin, Herzogin und Fürstin, &c. &c. &c. Thue kund und zu wissen allen und jeden, denen es nöthig ist, oder in Zukunft nöthig werden möchte, daß, nachdem Wir, nach Gottes Willen, Unsere Königliche Regierung niedergelegt, und Unsere Königliche Würde Unserm geliebten Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Gustav, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Grafen zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, &c. &c. &c. Unserm geliebten Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Gustav, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Grafen zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, &c. &c. &c.

Ich Christina Alexandra von Gottes Gnaden, der Schweden, Gothen und Wenden Königin, Großfürstin in Finnland, Herzogin zu Esthland und Carelien, Herzogin zu Bremen, Pommern, Fürstin zu Rügen, Herrin zu Ingermanland, Freye Königin, Herzogin und Fürstin, &c. &c. &c. Thue kund und zu wissen allen und jeden, denen es nöthig ist, oder in Zukunft nöthig werden möchte, daß, nachdem Wir, nach Gottes Willen, Unsere Königliche Regierung niedergelegt, und Unsere Königliche Würde Unserm geliebten Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Gustav, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Grafen zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, &c. &c. &c. Unserm geliebten Vetter, dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Gustav, Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in Bayern, Jülich, Cleve und Berg, Grafen zu Veldenz, Sponheim, der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravenstein, &c. &c. &c.

Sinnbilder seiner Tugenden, und außer andern Vorstellungen auch die Kirche abgemahlt sah, welche die Ketzerey mit Füßen trat: zugleich ließ sie an verschiedenen Orten Wein für den Pöbel springen. Dieser, den jener Anblick schon erbitterte, der Wein noch mehr erhizte, und viele Englische, Holländische und Dänische Schiffsleute verstärckten, fieng endlich an die Fenster des Pallastes mit Steinen einzuschmeißen, und denselben zu stürmen. Die Bedienten der Königinn gaben Feuer auf das Volck, verwundeten eine große Anzahl, und tödteten einige davon. Sie selbst rettete sich durch eine Hinterthüre zu dem Schwedischen Residenten zu Hamburg, und durch die Anstalten der Obrigkeit wurde der Aufstand bald gedämpft. Christina ließ unter die Verwundeten zweytausend Reichsthaler austheilen. Sie ließ auch einen Bericht von diesem Vorfalle aufsezen, in welchem auf eine sehr unwahrscheinliche Art den Predigern zu Hamburg Schuld gegeben wurde, daß sie den Pöbel zu diesen Gewaltthätigkeiten angefeuert hätten, ja zum Theil selbst dabey gegenwärtig gewesen wären; und es wurde sowohl ihre Erhaltung, als das Unglück der Aufrührer als ein Wunderwerck vorgestellet. Ueberhaupt ließ sie diese Begebenheit, welche ihrer Ueberlegung nicht zur Ehre gereichte, ganz zu ihrem Ruhme erzählen.

Sie hatte schon seit einiger Zeit ihren Briefwechsel mit dem Bourdelot erneuert: dieser mußte ihr alle Neuigkeiten aus Franckreich schreiben, neue Bücher schicken, und selbst dasjenige melden, was man von ihr urtheilte. In einem ihrer Briefe an ihn vom Jahr 1667. lobte sie den Pabst als den größten Fürsten, der damals lebte: und unter den gekrönten Fürsten, nicht zugleich unter den übrigen, war er es

nebst Christinen an Einsichten und Klugheit in der That. In einem andern Briefe ist sie wohl damit zufrieden, daß ihr Bourdelot nicht alle Schriften übersandt habe, die auf Ludwigs des Vierzehnten damaligen Feldzug in Flandern herausgekommen waren. „Ich liebe, schreibt sie, die schönen Thaten „eben so sehr als ein anderer; aber die Lobschriften lie„be ich nicht, und den Satyren bin ich so geneigt, „daß ich selbst diejenigen gerne lese, die wider mich „gemacht worden sind, deren Anzahl auch Gott Lob! „ganz beträchtlich groß ist; nur um mich auf meine „eigene Kosten zu belustigen, nachdem ich mich so „lange auf fremde Kosten belustigt habe. Ich sage: „auf meine Kosten; denn alles, was ich bisher gesehen „habe, ist so thöricht und ungereimt, daß ich es un„möglich hätte lesen können, wenn sie nicht von mir „übel geredet hätten.„ Er hatte ihr von der Einsprizung des Bluts der Thiere Nachricht gegeben, durch welches man damals das faule und matte Geblüte der Menschen zu ersezen vorschlug. Darauf antwortete sie ihm: „Die Erfindung ist schön; aber ich möchte „mich ihrer nicht bedienen, aus Furcht ein Schaaf zu „werden: denn im Fall der Verwandlung wollte ich „lieber eine Löwinn werden, um zu verhindern, daß „man mich nicht auffresse. — Doch um Ihnen im „Fall der Noth zu zeigen, daß ich mich besser auf die „Einspritzung des Bluts verstehe, als die andern „Thiere, bin ich entschlossen mich des Bluts irgend „eines Deutschen zu bedienen: denn dieser ist dasje„nige Thier, das unter allen Thieren, die ich kenne, „dem Menschen am wenigsten ähnlich sieht. Ich „zweifle jedoch, ob man Blut oder Wein aus ihm „herausbringen möchte, und ich fürchte, man möchte „dadurch noch thierischer werden. Sie sehen, man „findet überall Gelegenheit sich zu belustigen; ——„

allein

allein die Leser dürften hinzusezen, eine Belustigung mit solchem Witze war nur des Briefes an einen Bourdelot würdig: nur gegen einen Franzosen von dieser Art geziemte es der Königinn, über ein Volck zu spotten, das niemals Ursache gehabt hat, sich unter ein anderes sezen zu lassen, aber desto mehr sich über viele andere erhoben hat. Doch dieser Brief wurde nicht einmal abgeschickt, weil sie die Freundschaft mit Franckreich, dessen Eroberungen darinne eben nicht gepriesen waren, zu erhalten suchte.

Die Versammlung der Schwedischen Reichsstände, auf welche Christina wartete, gieng im Jahr 1668 vor sich. Sie hatte sich über die Regierung des Reichs sehr zu beklagen. Insonderheit schinet der Großkanzler Graf de la Gardie sich wegen der Begegnung haben rächen zu wollen, die sie ihn gegen das Ende ihrer Regierung empfinden ließ. Man hatte in ihren Ländereyen Commißionen angeordnet, welche die Art, wie dieselben regiert würden, untersuchen sollten. Diejenigen, welche ihre Einkünfte übel verwaltet hatten, wurden von der Regierung unterstüzt. Man ließ sie sogar durch einen derselben beschuldigen, sie hätte ihm ihren Vorsaz anvertrauet, dem Könige von Schweden die Krone zu entreißen. Allein die Stände waren ihr desto günstiger, und darunter auch die Geistlichkeit: vielleicht weil sie die Hoffnung nicht verloren hatte, Christina könnte wohl einst zu ihrer ersten Religion zurücktreten. Der Gesandte, den sie nach Schweden schickte, hatte gleichwohl eine lange und schwere Unterhandlung zu führen, bey welcher sie ihre Scharfsichtigkeit und Kenntniß der Menschen von neuem zeigte; aber auch einen neuen Entwurf von Größe machte. Sie verlangte Statt ihrer Ländereyen in Schweden und

Pommern den unumschränckten Besitz von dem Herzogthum Bremen, dessen Statthalter, der stets ein Schwedischer Reichsrath seyn sollte, sie eben so wohl als alle andere obrigkeitliche und Kriegsbedienten daselbst sezen und bezahlen wollte; doch daß sie neben ihr auch dem Könige von Schweden den Eid der Treue leisteten. Sie begehrte wegen dieses Herzogthums Sitz und Stimme auf dem Deutschen Reichstage, und auf den Creißtagen; ingleichen das Recht, mit ihrem Nahmen und Wapen nach den Reichsgesezen daselbst Münze zu schlagen; der Kayser und die Generalstaaten sollten ihr für den Besitz Gewähr leisten; und zu ihrer Sicherheit wider alle Zufälle wollte sie sich das Recht der Geißelschaft auf ihre bisherige Schwedische Ländereyen vorbehalten. Sie drang nächstdem auch auf die Vergünstigung einer freyen Religionsübung in Schweden, und brachte ihre ganze Parthey in Bewegung, um beydes zu gewinnen. Der Reichsrath, dessen Macht während der Versammlung der Stände aufhörte, bemühte sich, sie von ihrem Vertrauen auf dieselben abzuziehen; allein sie kannte die Stände und die Verfassung des Reichs zu gut, als daß sie sich in Gefahr gesezt hätte, nach geendigtem Reichstage wieder allein von den Reichsräthen abzuhangen. Zwar wurde der vorgeschlagene Tausch mit dem Herzogthum Bremen von den Reichsständen durch solche Zusäze verändert, daß sie denselben nicht annehmen konnte; aber sonst bewilligten sie ihr zu ihrer Zufriedenheit, daß alle Bedingungen, die in ihren Entsagungs-Urkunden stünden, aufs genaueste beobachtet werden sollten; sie und ihre Bedienten sollten an dem Orte, wo sie ihren Sitz aufschlagen würde, ihre Religion frey ausüben können; sie möchte in einem Lande leben, in welchem sie wollte, so sollte sie ihrer Einkünfte ruhig genießen; der König

sollte

sollte ihr höchstens in einem Jahre 50000 Thaler, die ihr die Krone schuldig war, bezahlen, und nebst den Ständen alle diese Artikel durch einen feyerlichen Schluß des Reichstages bestätigen.

Diese Erklärung sezte sie endlich in den Stand, gegen das Ende des Jahrs 1668 nach Rom zurück zu reisen. Aber einige Monathe vorher, da noch ihre Unterhandlung in Schweden fortgieng, hatte sie bereits eine andere sehr Geheimnißvolle in Pohlen angefangen. Johann Casimir, der dieses Reich regierte, faßte damals den Entschluß, die Krone niederzulegen, mit welcher so viel Verdruß und Unruhen verbunden gewesen waren. Unter den Fürsten, welche, sobald dieses bekannt wurde, nach dem Pohlnischen Throne strebten, befand sich auch Christina, bey der die Neigung zu herrschen immer stärcker zu werden schien. Sie wählte einen ihrer Kaplane, den Prior Hacki vom Cistercienser-Orden, einen gebohrnen Pohlen, um ihre Absicht in diesem Königreiche zu befördern; er bekam aber zugleich Befehl, sich gänzlich nach den Vorschriften des päbstlichen Nuncius daselbst zu richten. Diesem sollte er vorstellen, daß sie durch die Achtung, welche sie stets gegen den König von Pohlen, als den Aeltesten von ihrem Hause, gehabt hätte, bisher verhindert worden sey, sich um die Nachfolge im Reiche zu bewerben; dieses bey seinem Leben zu thun, würde sie immer vor ein Verbrechen gehalten haben, weil sie ihn als ihren zweyten Vater ehrte; aber nachdem sie seinen Vorsaz erfahren, verbinde sie ihre Geburt sich der Republik unter so vielen, die nach der Krone trachteten, darzustellen, indem sie dieselben alle an Geburt und vielleicht auch an Verdiensten übertreffe. Sie wollte sich deswegen an den Nuncius wenden, weil sie ihre Hoff-

nungen und ihr Glück in keine andere Hände als in seiner Heiligkeit ihre, übergeben könnte, und da sie hoffte, daß ihr der Pabst hierbey günstig seyn werde, so schätze sie diese Ehre höher als den Besitz der Krone selbst. Sie bat also den Nuncius, die Republik daran zu erinnern, daß die Königinn die einzige noch übrige Person von dem Königlichen Schwedisch-Pohlnischen Hause sey; daß sie die Krone von Schweden niemals würde niedergelegt haben, wenn Schweden ein Catholisches Königreich gewesen wäre, oder wenn es damals das Ansehen gehabt hätte, daß man es Catholisch werde machen können; daß man ihr ein Unrecht erweisen würde, wenn man ihr einen Ausländer vorzöge, der weniger als sie würdig wäre, den Thron ihrer Vorfahren zu besteigen; daß es auch für die Republik vortheilhaft sey, die Königinn zu wählen, weil ihr Alter und ihre Abneigung sie stets von einer Vermählung entfernen würden; so daß, weil sie keine Anverwandte noch Kinder hätte, die Republik von ihr nichts für ihre Freyheit zu besorgen hätte, und nach dem Tode der Königinn alle Freyheit haben würde, ein anderes Haus zu wählen. Zugleich verlangte sie, daß diese Unterhandlung vor dem Kayserlichen, Schwedischen und Französischen Gesandten geheim gehalten werde, weil diesen allen daran gelegen sey, dieselbe zu verhindern; ja wenn auch einer oder der andere von ihnen ihr hierinne beystehen wollten, so würden sie ihr durch ihren Beystand nur schaden: und überhaupt besitze sie so viel Stolz und Trotz, daß sie ihr Glück niemanden anders, als Gott, seinem Statthalter, und der Republik zu dancken haben wolle. Sollte der Nuncius, sezt sie hinzu, andere Befehle von Rom bekommen; weil der Pabst versprochen hätte, einen

andern

andern Mitbewerber um die Krone zu unterstüzen, so würde sie ihren Entwurf gerne aufgeben.

Dieser Entwurf war an sich mit der Christinen eigenen Geschicklichkeit angelegt; vielleicht aber für kein Reich weniger als für Pohlen. Sie schrieb bald darauf an ihren Abgeordneten, sie wollte diesen Sieg nicht durch Geld erlangen. „Es ist wahr, sagt „sie, daß ich keines habe; wenn ich es aber auch hätte, „so soll man wissen, daß ich es bey dieser Gelegenheit „nicht aufwenden würde: denn kann ich nicht Königinn von Pohlen werden, so will ich mich auch nicht „unter diesem Vorwande hintergehen lassen. Ich „könnte der Republik mehr versprechen als sonst irgend „jemand; aber meine Ehre und mein Nutzen hindern „mich daran: außerdem macht mich meine Gemüthsart geneigter, wenig zu versprechen, und viel zu thun. „Ich darf mich rühmen, daß ich so sehr als jemand „auf der Welt erkenntlich bin, und ich gebe mein „Wort, daß niemand, der mir Dienste leisten wird, „sich seine Sorge und Mühe werde gereuen lassen. „Was die Republik anlangt, so werde ich ihr Ursache verschaffen, Gott tausendmal dafür zu dancken, „daß sie mich gewählet hat.„ — Darauf geht sie die übrigen Fürsten durch, die nach dem Besitze dieser Krone strebten, und zeigt bey einem jeden, was ihn dazu untüchtig oder den Pohlen verdächtig mache; oder daß er wenigstens mit ihr nicht verglichen werden könne. So erinnert sie bey dem Herzoge von Neuburg, daß er alt, stolz, sehr eigennüzig, und mit Kindern überladen sey; daher er sich auf Kosten der Republik zu bereichern suchen würde; Franckreich empfele ihn nur, um ihn ins Unglück zu stürzen, und Schweden sey nicht im Stande ihm Hülfe zu leisten, noch sich während einer Minderjährigkeit, welche die

Ordens, und ihre Gebeine wurden in der Folge in
Prag in einer Kapelle beigesetzt. Ihr Leben wurde
von Johann Hagek, Kanonikus zu Prag, beschrieben.
Man sah sie in der Kunst Wenzeslaus die Krone
aufsetzen, und Wenzeslaus ihr dafür den Kopf ab-
schlagen. Ihr Fest wird am 4. Oktober gefeiert.

Ludmilla, Wenzeslaus Großmutter, war
eine Tochter des Fürsten Slavibor, und Gemahlin
des Fürsten Borziwoi. Sie war eine Christin,
und ihr Gemahl ein Heide. Sie bekehrte ihn zum
Christenthum, und ließ sich mit ihm in Prag taufen.
Sie war, wie ihr Herr und sie sehr eifrig für die
Ausbreitung des Christenthums arbeiteten, eine
Zierde des Hofes, und eine Mutter der Armen.
Sie baute viele und neue Kirchen, und ver-
mehrte die Einkünfte der alten. Ihr Gemahl
starb im Jahre 894. Ihr Sohn Wratislaus
hatte mit seiner Gemahlin Drahomira zwei Söhne
und zwei Töchter. Nach seinem Tode wurde
Ludmilla Vormünderin ihrer Enkel, und Drahomira
eine Feindin der Christen. Sie ließ sich
durch ihre Leidenschaften hinreißen, daß sie
den Tod der heiligen Ludmilla befahl. Sie
wurde in ihrem Schlosse Tetin erdrosselt, und
ihr Leichnam in der Kirche zu Prag beigesetzt.
Ihr Fest wird am 16. September gefeiert.

„felhaft, ob er ein eben so großer König seyn werde, „als er ein großer Feldherr ist, und man muß diese „Eigenschaften, welche sehr verschieden sind, nicht mit„einander vermengen. Ganz Europa hat Ursache, „sich seiner Wahl zu widersezen; vorzüglich der heilige „Stuhl, der Kayser und Schweden; auch alle andere „Staaten, ausgenommen Franckreich, das dabey allein „seinen Vortheil findet. Es ist bekannt genug, wie „sehr Franckreichs Uebermuth, wenn es mächtig ist, „die Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl vergessen „kann, und ich glaube, daß dem Pabste mehr als „irgend einem andern daran gelegen sey, sich der Er„höhung des Prinzen zu widersezen.„ — Man sieht, mit welcher Kunst Christina alles zu beurtheilen und zu nüzen gewußt habe; aber es ergieng ihr auch dabey zuweilen wie denen, welche gegen einen Mitbewerber auch schlimme Muthmaaßungen an Statt würcklicher Beschuldigungen anwenden, nur um ihn aus dem Wege zu schaffen

Außer den bereits gedachten Empfelungen, welche sie für sich gebraucht wissen wollte, gab sie ihrem Abgeordneten noch diese an die Hand, daß sie schon eine glückliche und rühmliche Regierung geführt habe; daß der Pabst, welcher sie kenne, ihr die Ehre erweise, sie ohngeachtet ihres Geschlechts der Republik zu empfelen, und daß sie den Pohlen auf keine Art zur Last fallen werde, weil sie das ungerechnet, was sie ihr geben würden, genug hätte, um nach ihrem Stande zu leben. Ihr Antrag schien zum Theil wohl aufgenommen zu werden; man machte ihr nur zwo Einwendungen, davon die eine ihr Geschlecht, die andere ihr eheloses Leben betraf. Auf die erstere antwortete sie aus der Pohlnischen Geschichte, daß auch Prinzeßinnen auf diesen Thron gesezt worden wären; doch

mußte

mußte sie selbst gestehen, daß sich diese allemal vermählt hätten. Sie fügte noch hinzu, sie sey auf dem Throne gebohren worden, und habe als König ein Reich und eine der tapfersten Nationen der Welt, weit unumschränckter als einer ihrer Vorgänger beherrscht. Dieses sey in ihrer ersten Jugend geschehen; jezt da ihr Geist und Leib in vollkommener Stärcke wären, sey sie den Pflichten der Regierung desto mehr gewachsen. Selbst ein Kriegsheer werde sie mit Freuden anführen, und die bloße Hoffnung dieses Vergnügen zu erlangen, mache, daß sie sich die Pohlnische Krone wünsche: ja wenn man ihr diese mit der Bedingung geben wollte, nicht zu Felde zu gehen, würde sie dieselbe nicht annehmen. Aber der Vorschlag sich zu vermählen, sagte sie, seze sie in die äußerste Verlegenheit. Sie sey eine Todtfeindinn dieses schröcklichen Jochs, den sie sich für die Herrschaft der ganzen Welt nicht unterwerfen werde. Da sie Gott frey habe gebohren werden lassen, so könne sie sich nicht entschließen, sich einen Herrn zu geben. Wenn sie auch ihre Abneigung gegen die Ehe überwinden könnte, so sey dieselbe für ihr Alter lächerlich, und sie würde sich vergebens unglücklich machen, weil man keine Kinder von ihr erwarten könnte. Doch Pohlen sey ein Wahlreich: daher dürften die Pohlen wohl zu bewegen seyn, daß sie weniger auf das Künftige sähen als auf das Gegenwärtige. „Sie brauchen, schreibt sie, „einen König, der sie einige Jahre gut regieren könne. „Ich kann noch ohngefähr zwanzig Jahre leben: da„durch gewinnen sie Zeit, um nach meinem Tode ein „anderes Geschlecht zu wählen, aus welchem sie ihre „Könige immerfort hernehmen könnten. Es ist „sogar ihr Vortheil, wenn ich stets bleibe wie ich bin: „denn wenn ich keine Kinder habe, so werde ich bloß „auf den Ruhm bedacht seyn, mich ihrer Wahl durch

„große

„große und heldenmüthige Thaten würdig zu machen.
„Sollten alle diese Vorstellungen das Hinderniß von
„Seiten der Ehe nicht heben, so kann sich der Nun-
„cius der List bedienen, daß er ihnen Hoffnung mache,
„wenn erst die Wahl auf mich werde gefallen seyn,
„würden mich das Zureden Seiner Heiligkeit und
„ihre Bitten zur Ehe bewegen. In dieser Absicht
„muß er ihnen beyzubringen suchen, daß ich jünger
„sey, als ich würcklich bin, damit ihnen jenes Ver-
„sprechen desto glaublicher vorkomme; ob ich gleich
„zweifele, daß sie es vor wahr halten werden, weil
„die Zeit meiner Geburt zu bekannt ist. Allein ich
„dencke, daß mir dieses überhaupt nicht hinderlich
„seyn, und daß man sich nicht darum bekümmern
„werde, ob ich mich vermähle, oder nicht.„ Sie macht sich selbst noch den dritten Einwurf, ihre Unwissenheit in der Pohlnischen Sprache. Darauf antwortet sie, ihre Mitbewerber verstünden sie so wenig als sie, und sie werde das thun, was diese nicht thun könnten, nemlich sie in kurzer Zeit zu erlernen suchen.

Diese Unterhandlung der Königinn wurde besonders durch ein sehr nachdrückliches Breve unterstüzt, welches der Pabst im September des Jahrs 1668. an die versammleten Pohlnischen Reichsstände erließ, und worinne er nichts vergaß, was sie empfelen konnte. Sein Nuncius hielt es vor dienlich, weder in des Pabstes noch in Christinens Nahmen eher einen Antrag zu thun, bis die beyden stärcksten Parthenen, von Neuburg und von Conde, alle Hoffnung würden verloren haben: bis dahin wollte er es nur durch andere ausstreuen lassen, daß sie nach dem Throne strebte, um zu sehen, wie dieses Gerüchte aufgenommen werde, und um sie nicht einer förmlichen Verweigerung auszusezen. Allein

der Königinn mißfiel dieser Vorschlag, weil sie nach demselben befürchtete, sich zu späte zu zeigen. Sie verlangte vielmehr, daß die Empfelung des Pabstes so bald als möglich bekannt gemacht würde; damit sie aus der Würckung derselben urtheilen könnte, wie sie sich weiter zu verhalten hätte. In der Folge warf sie sogar einiges Mißtrauen auf den Nuncius, als ob er, vielleicht geheimen Befehlen von Rom zu Folge, ihr Bestes bey dieser Angelegenheit nicht aufs ernstlichste besorgte. Sehr bald aber merckte sie, daß ihr Geschlecht dabey ihr am nachtheiligsten sey; gleichwohl erklärte sie sich, lieber zu sterben, als sich zur Ehe zwingen zu lassen. Der Mangel an Freygebigkeit schien ihr ebenfals hinderlich zu seyn; davon schrieb sie an den Nuncius: „Wenn ich auch „im Stande wäre, Geld auszutheilen, so wäre dieses doch die einzige Sache, die ich ohne Beleidigung meiner Ehre nicht thun kann. Ich kenne die „Pohlen; ich weiß, daß sie von allen Partheyen Geld „nehmen, darüber lachen, und alsdenn thun, was „zu ihrem Nuzen ausfällt. Gelingt die Sache nicht, „so werde ich nur die auf einige Briefe verwandte „Mühe verloren haben; an Statt daß alle übrige „ganze Jahre darauf angewandt haben.„ Zulezt sammlete man in Pohlen alle Einwendungen, die wider sie gemacht werden konnten, und darunter auch die unerheblichsten. Man sagte, die Geseze von Pohlen erlaubten einem Frauenzimmer nicht, die Krone allein zu besizen; man warf ihr den Todt des Monaldeschi; sogar die Stockschläge, welche sie einem ihrer Bedienten hatte ertheilen lassen; die Ketzerey, mit welcher ihre Familie angesteckt wäre, und die unglückliche Regierung derselben in Pohlen vor; man berief sich auch auf den verhaßten Antheil der vorigen Königinn an der Regierung. Christina be-

ant-

antwortete zwar dieses alles sehr wohl; allein sie merckte zugleich, daß immer weniger Hoffnung für sie übrig bliebe. Würcklich wurde auch in der Mitte des Jahrs 1669 ein Pohlnischer Herr, Michael Coributt von Wiesnowick'y, zum Könige von Pohlen gewählt. Diese Nachricht nahm Christina ziemlich gleichgültig auf: sie verlangte nur von ihrem Prior, daß er ihr den Geburtsort des neuen Königes, und die Polhöhe desselben melden möchte; vermuthlich, um daraus durch Hülfe der Sterndeuterkunst seine künftigen Schicksale vorher zu sagen.

Man hat diesen Entwurf der Königinn so richtig beurtheilt, daß beynahe nichts hinzu zu sezen übrig bleibt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, daß sie geglaubt hat, er könne ausgeführt werden. Außer allen Hindernissen, die ihr bekannt wurden oder die sie sich selbst machte, war die Erinnerung der Pohlen an die herrschsüchtige Gemahlinn ihres lezten Königes so unangenehm, daß sie dadurch allein von Christinen abgeschröckt werden konnten, die schon öfters ihr Ansehen heftig genug behauptet hatte. Allein sie versuchte gerne schwere Unternehmungen, um der Ehre willen große Schwierigkeiten überwunden zu haben, und die meisten Menschen halten auch dasjenige bald vor möglich, was sie eifrig wünschen. Dazu kam die Begierde, sich wegen des Mißvergnügens, das sie in Schweden erfahren hatte, auf die rühmlichste Art Schadloß zu halten. Der Pabst konnte ihr dabey seine Fürsprache desto weniger versagen, da sie für die Römischcatholische Religion in Schweden, und wegen der Ehrenbezeigungen, die sie ihm selbst erwies, zu Hamburg viel gelitten hatte; vielleicht aber versprach er sich selbst wenig von diesen Bemühungen, und that nicht einmal alles, wodurch er

sie

sie hätte erleichtern können. Wenn unterdessen Christina durch dieses Bestreben ihre unbeständige Gesinnungen und die Reue über den verlaßnen Thron ihrer Vorfahren nur zu deutlich an den Tag gelegt hat, den sie mit einem andern vertauschen wollte, auf welchem sie allem Ansehen nach lange nicht so ruhig und vergnügt, als auf dem Schwedischen, würde geherrscht haben; so konnte sie sich in der Folge vor glücklich schätzen, auf den Pohlnischen Thron nicht erhoben worden zu seyn. Denn die kurze Regierung des neuen Königs war eine der unglücklichsten und unruhigsten: es ist auch nicht glaublich, daß Christina die tief durchgedrungenen Uebel dieses Staats würde haben heilen können.

Da sie noch mit dieser Unterhandlung beschäftigt , zog sich im Jahr 1668 eine neue Streitigkeit er Regierung von Schweden zu, die nach dem des Reichstags wieder allein die höchste Gewalt bte. Sie war von derselben beleidigt worden, suchte sich dadurch zu rächen, daß sie die Bedie-gen in ihren Ländereyen den Anverwandten und eunden der Reichsräthe nahm, die ihr Verdruß rursacht hatten, und diejenigen damit belohnte, elche zu den günstigen Schlüssen der Reichsstände behülflich gewesen waren. Die Regierung hatte jedoch weit mehr Mittel in den Händen, sie zu kränken: sie weigerte sich, die Forderung der Königinn an die Krone zu bezahlen, weil in dem öffentlichen Schatze kein Geld wäre; sie wollte auch nicht gestatten, daß die von ihr ernannten Personen ihre Einkünfte verwalten sollten. Ihr oberster Statthalter, ein Reichsrath, der Großschazmeister des Reichs geworden war, wollte nicht einmal seine Stelle niederlegen, die Christina einem andern ertheilt hatte.

Alles

Alles dieses verachtete sie anfänglich, und sezte sogar Drohungen dazu; sie war aber bald genöthigt, glimpfliche Vorstellungen dagegen thun zu lassen. Nichts war ihr anstößiger, als daß die Regierung ihre Einkünfte durch die königliche Kammer wollte bezahlen lassen; an Statt, daß sie auch hierinne einen Schein der königlichen Würde beybehalten wollte, alles durch ihre eigene Unterbedienten und Einnehmer zu besorgen. Man bewilligte ihr dieses endlich im Jahr 1671, nachdem sie dem Großkanzler in einer andern Sache nachgegeben hatte. Unter diesen Händeln machte sie, um sich mehr Ansehen zu geben, die Nachricht bekannt, daß der König von Schweden, eben da sie im Begriff war, von Hamburg nach Rom zurück zu reisen, eine Person an sie geschickt habe, die sie in seinem Nahmen abhalten sollte, während seiner Minderjährigkeit nicht wieder nach Schweden zu kommen, besonders durch die Vorstellung, sie habe sich so viele Liebe und Hochachtung in Schweden erworben, daß sie ihm fürchterlich geworden sey, weil sie noch immer das Herz seiner Unterthanen besize. Hierauf habe sie geantwortet, es sey gar nicht ihre Absicht gewesen, nach Schweden zu reisen, gleichwohl habe sie auch nicht verdient, daraus verbannt zu werden; unterdessen danckte sie dem Könige, daß er ihr ein so zuverläßiges und rühmliches Zeugniß von der Zuneigung der Schweden gegen sie habe ertheilen wollen.

Christina war auch für die Ehre ihrer Freunde besorgt, und darunter gehörten damals der Pabst und eine Anzahl der Großen seines Hofs vorzüglich. Sie beklagte sich daher im Jahr 1669 darüber, daß in Holland so viele grobe Unwahrheiten von dem Päbstlichen Hofe gedruckt würden, und ließ den

Groß-Pensionarius von Witt, dem sie schon dafür Verbindlichkeit schuldig war, daß er sich ihrer Angelegenheiten in Schweden angenommen hatte, ersuchen, dieser Lästersucht zu steuern. Sie sezte hinzu, daß man ihrer zwar ebenfals in diesen Büchern nicht geschont habe; allein man habe dabey alle Wahrscheinlichkeit verlezt, und sie nehme sich auch nur ihrer Freunde an. Zugleich machte sie von dem Pabste und seinem Hofe die prächtigsten Lobsprüche. In der That gefiel sie sich auch zu Rom niemals mehr, als unter der Regierung Clemens des neynten; allein dieser starb bereits im Jahr 1670. Die kleinen Händel, welche sie um diese Zeit mit einigen großen Familien zu Rom hatte, denen sie es vergebens wehren wollte, ihre Loge bey den öffentlichen Schauspielen ihr gerade über zu halten, wurden bald beygelegt.

Ihr Umgang mit Gelehrten, und die Aufmunterung, welche sie ihren Arbeiten erwies, während daß sie sich selbst mit der Gelehrsamkeit eifrig beschäftigte, wurden immer stärcker. Die Arcadische Schäfergesellschaft, die noch jezt zu Rom die schönen Wissenschaften, und sonderlich die italiänische Dichtkunst in Aufnahme zu bringen sucht, entstand aus vierzehn Personen, die sich in Christinens Palaste zu versammeln pflegten, und nahm sie, ob sie gleich erst nach dem Tode derselben gestiftet wurde, zu ihrer Beschützerinn an. Kein gelehrter Mann oder wiziger Kopf zu Rom und in Italien überhaupt entgieng der Aufmercksamkeit der Königinn. Sie unterhielt den Erzbischof Angelo della Noce völlig, und schickte ihm einst ein außerordentliches Geschenck mit dem Verbote, niemanden etwas davon zu sagen. Franz Camelli war Aufseher über

ihre

ihre Münzsammlung, von welcher er auch ein Verzeichniß herausgab. Johann Franz Albani, der nachmals unter dem Nahmen Clemens der eilfte Pabst wurde, genoß ihres besondern Schutzes. Der berühmte Heinrich Noris beförderte insonderheit die gelehrten und nüzlichen Unterredungen, die sie anstellen ließ. Den Dichter Alexander Gundi behielt sie an ihrem Hofe, und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Einen andern Dichter Vincenz Filicaja, gegen den sie ebenfals, aber ohne daß es bey ihrem Leben bekannt werden durfte, sehr freygebig war, sezte sie mit einer zu hizigen Bewunderung über alle Odendichter alter und neuer Zeiten. Caßini und Giordani, zween große Kenner der Mathematik, standen in ihren Diensten: der erstere nahm besonders astronomische Beobachtungen in ihrem Palaste, oft in ihrer Gegenwart, vor, und sie war dieser Art von Kenntniß so sehr ergeben, daß sie im Jahr 1680 bey Erscheinung des großen Cometen, die Gelehrten in Italien nach dem damals herrschenden Vorurtheil durch eine versprochene Belohnung von tausend Pistolen aufforderte, die Vorbedeutung dieses Cometen genau anzugeben. Auf ihr Verlangen wurde der Jesuit Vieyra, der berühmteste Portugiesische Prediger, nach Rom geschickt; er weigerte sich aber, die Stelle ihres Beichtvaters anzunehmen. Sonst bezeigten sich die Gelehrten auf diejenige Art danckbar gegen sie, wie sie es ohngefähr seyn können. Außer den erstgedachten und andern Dichtern, die ihr Lob besangen, schrieb Michael Capellari ein vortreffliches lateinisches Gedicht zu ihrer Ehre. Der Jesuit Pallavicini, der ebenfals ein Mitglied ihrer Academie oder gelehrten Gesellschaft war, schrieb ein Buch zum Ruhme ihres Uebertritts zur Römi-

schen Kirche; das aber nicht gedruckt werden durfte, weil man vier und funfzig Ketzereyen darinne wollte angetroffen haben. Der Cardinal Tomasi und der Benediktiner Mabillon schrieben ihr Bücher zu, die sie herausgaben; doch war sie mit ihnen unzufrieden, daß sie ihr den Nahmen, Durchlauchtigste Königinn von Schweden, beygelegt hatten. Denn, sagte sie, mein bloßer Nahme wäre allein hinlänglich gewesen. Man könnte noch viel mehr Gelehrte in und außer Italien nennen, welche die Gewogenheit der Königinn empfunden haben; aber noch so viele berühmte Nahmen würden doch nicht mehr beweisen, als die bisher angeführten. Es ist auch gewiß, daß sich die Gelehrten aller Gegenden an sie gewandt, sich ihr empfolen haben: entweder um ihre Wohlthätigkeit rege zu machen, oder um sich wenigstens durch Zeichen ihres Beyfalls ein Ansehen zu geben.

Da sie unterdessen erfahren hatte, daß im Jahr 1672 ein Schwedischer Reichstag gehalten werden, und Carl der eilfte auf demselben die Regierung völlig antreten sollte; schickte sie den Marquis del Monte, ihren ersten Kammerherrn, als außerordentlichen Gesandten dahin, um ihre Rechte bey dieser Gelegenheit in mehrere Sicherheit zu sezen. In seinen Verhaltungsbefehlen stand dieses oben an, daß er die Bestätigung und Erfüllung des Reichstagsschlusses vom Jahr 1668 in Ansehung der ihr und ihrem Gefolge zugestandenen freyen Religions-Uebung in Schweden, begehren sollte; wobey sie sich die damals vorgeschlagenen Bedingungen gefallen ließ, daß sie zwar so viele Geistliche, als sie zum Gottesdienste nöthig hätte, mitbringen, und daß demselben auch andere fremde Römischcatholische bey-

beywohnen könnten; daß sie aber weder einen Jesuiten, noch einen andern Mönch mitbringen, ihre Geistlichen dem Könige genau anzeigen, und keinen Evangelischen zu ihrem Gottesdienste zulassen sollte. Außer der Wiederholung anderer alter Forderungen, trug sie ihrem Gesandten auf, den Vorschlag zu thun, daß sie ihre sämmtliche Kammergüter für eine Million und fünfmal hundert tausend Thaler verkaufen wollte; oder man möchte ihr für diese Summe, bis sie bezahlt wäre, das Herzogthum Bremen überlassen. Er sollte vorstellen, daß die Krone davon großen Vortheil ziehen würde, weil Bremen ein verwüstetes Land sey; dahingegen ihre Ländereyen dem Könige, dem sie jezt beschwerlich fielen, mehr als ihr eintragen würden. Sie erbot sich auch Anweisungen auf Holland oder einen andern Staat, der Hülfsgelder an Schweden bezahlte, anzunehmen, und verlangte die Erseżung alles ihr bisher, zum Theil auch von ihren ehemaligen Unterbedienten zugefügten Schadens.

Nächst diesen Aufträgen gab Christina ihrem Gesandten auch geheime; besonders in Absicht auf sein Verhalten gegen die Stände, welche sie größtentheils für ihre Freunde hielt, und gegen den Reichsrath, der ihr zwar nicht geneigt war, dem sie aber doch mit der äußersten Ehrerbietung und Geduld bey allem seinem Kaltsinn oder Trotze begegnet wissen wollte, um nur einen günstigen Ausgang zu gewinnen. Sie erinnerte den Marquis, dieses seine eifrigste Bemühung seyn zu lassen, daß er ihr die Zuneigung ihrer Freunde in Schweden erhalte, und sie belehrte ihn, wie er nicht nur dieses ausrichten, sondern auch ihren Feinden bessere Gesinnungen beybringen sollte. Was das Religions-

geschäffte anlangt, so sollte er bey denen, die sich dagegen sezen, die Furcht erregen, daß sich die Königinn wohl endlich einmal entschließen dürfte, eine Reise nach Schweden ohne Geistliche vorzunehmen. „Dieses würde sie, sezt Christina hinzu, in die „größte Verlegenheit, und fast in Verzweiflung stür„zen: denn jezt verwehren sie mir den Eingang in „Schweden bloß unter dem Vorwande der Reli„gion; dieser aber würde alsdenn wegfallen, und „ich habe mich in der Welt und zu Rom in ein sol„ches Ansehen gesezt, daß man diese Handlung vor „keine Niederträchtigkeit, sondern vor eine nöthige „Klugheit auslegen würde.„ Der Gesandte sollte überdieses in ihrem Nahmen alles versprechen, was ihr Anhänger erwerben könnte: Jahrgelder, Güter und dergleichen mehr; wenn es Zeit dazu seyn werde, würde sie davon halten, so viel sie könnte.

Zu allen diesen Vorschriften kamen noch andere, welche zeigen, daß der Aufmercksamkeit der Königinn nichts entgangen sey, was zu ihren Vortheilen diente. Sie wünschte unter andern die freye Schiffahrt für die Insel Oeland zu erhalten, um durch die Vermehrung des Zolls ihre Einkünfte daselbst zu verbessern. Sie verlangte, daß man ihr die noch vom deutschen Kriege übrigen Hülfsgelder von Franckreich, die sich auf sieben bis achtmal hundert tausend Thaler beliefen, verschaffen möchte. Der Gesandte sollte auch dafür sorgen, daß sie ihre Einkünfte genießen könnte, wenn sie sich gleich in ein Kloster begäbe: „wozu ich, schreibt sie, starcke „Neigung habe; welches ich auch schon gethan ha„ben würde, wenn ich nicht besorgt hätte, mein „Jahrgeld alsdenn zu verlieren.„ Da der Gesandte bereits zu Hamburg angelangt war, schickte sie ihm

ihm noch einen Befehl nach, darauf zu dringen, daß ihr die Schwedische Regierung, wie sie schon einmal begehrt hatte, zu der ansehnlichen Summe Geldes verhelfen möchte, welche der Bayerische Hof noch vom dreyßigjährigen Kriege her an Schweden schuldig war: denn dergleichen Anforderungen hatte sie sich, da sie der Regierung entsagte, vorbehalten.

Allein mit diesen Unterhandlungen des Marquis del Monte war eine sehr sonderbare verbunden, die er in Christinens und des Pabstes Nahmen zugleich am Schwedischen Hofe führen sollte. Pohlen war damals in einen unglücklichen Krieg mit den Türcken verwickelt, der Pabst, der alle Europäische Fürsten aufmunterte, diesem Königreiche Hülfe zu leisten, schrieb auch in gleicher Absicht ein Breve an den König von Schweden. Christina begleitete dasselbe mit einem Schreiben, in welchem sie den König durch die schmeichelhaftesten Vorstellungen zu bewegen suchte, für die Ehre, welche ihm, wie sie sagte, der Pabst erwies, demselben mit aller Achtung und Höflichkeit zu begegnen. In einem besondern Aufsaze, der zugleich mitgetheilt werden sollte, zeigte sie, daß Schweden von den Türckischen Eroberungen in Pohlen, wegen Liefland und Pommern viel zu befürchten habe; und daß es, wenn erst die Türcken sich dieses Reich unterworfen hätten, vergebens seyn würde, sich ihnen von Seiten Schwedens zu widersezen. Sie ließ auch zu diesem Beystande Hülfsgelder von dem Pabste, und Kriegsvölcker von andern Fürsten hoffen. Ihrem Gesandten befohl sie, das päbstliche Breve nicht anders zu übergeben, als wenn er vorher von einer guten Aufnahme desselben versichert wäre. Zwar glaubte sie nicht, daß man

Bedenken tragen werde es anzunehmen, da der Pabst den König darinne nur überhaupt als einen christlichen Fürsten in diesem Falle betrachtete; allein sie wollte auch dem Pabste keine Beschimpfung zuziehen: „diesem großen Monarchen, wie sie an ihren „Gesandten schrieb, dessen Staaten so schön und an„sehnlich wären, daß eine Spanne von seinem „Lande mehr werth sey, als das ganze Schwe„dische Gebiete.„ Fast scheinet es, Christina habe sich, indem sie diese ungeheure Vergrößerung entwarf, dafür trösten wollen, daß sie das Königreich Schweden und ihre Siege über die Parthey des Pabstes, mit einem päbstlichen Jahrgelde vertauscht habe.

Ihre Bemühungen waren zwar nicht ganz vergebens; aber das Breve ward doch uneröffnet zurückgeschickt. Der König von Schweden antwortete ihr, daß er bereits in Pohlen, Rußland und am kayserlichen Hofe wegen einer solchen Hülfe für Pohlen Anträge gethan, aber noch keine Früchte davon gesehen habe; daß er vorher für die innere Ruhe seines Reichs sorgen müßte, ehe er einen ausländischen Krieg unternehmen könnte; und daß er wegen der versprochenen Hülfsgelder vorläufig die stärckste Sicherheit verlange. Er erinnerte, daß dabey ein Bündniß mit Pohlen nothwendig sey, und daß diese ganze Angelegenheit nirgends besser als am kayserlichen Hofe abgehandelt werden könne, dem an diesem Zustande Pohlens vorzüglich viel gelegen wäre; dahingegen der König nicht wohl selbst mit dem Pabste in Unterhandlung treten könnte. Mehr Würckung brachten alle diese Schreiben nicht hervor. Man hält es unterdessen vor wahrscheinlich, daß der Pabst und seine Freundinn, vielleicht auch der Kayser, durch

diese Vorschläge nur gesucht haben, Schweden von der Verbindung mit Franckreich, das eben in diesem Jahre 1672. die Vereinigten Niederlande gänzlich zu unterdrücken suchte, und in dem Verdachte stand, daß es mit den Türcken gemeinschaftlich handelte, abzuziehen. Wenigstens war doch diese Zeit, da ein christlicher Fürst einen so weitaussehenden Krieg erregte, nicht die bequemste, um Vertheidigungs-Bündnisse wider die Türcken zu schließen.

Glücklicher war Christina in ihren eignen Geschäften: sie erhielt im Jahr 1673. von den Schwedischen Reichsständen die Bestätigung des ehemals mit ihr geschlossenen Vergleichs, und ihrer freyen Religionsübung, ingleichen ein Urtheil wider einen Schweden, der sonst in ihren Diensten gewesen war, und über welchen sie große Beschwerden führte. Vermuthlich suchten sie die Stände durch diese Gefälligkeiten dahin zu bringen, daß sie gänzlich nach Schweden zurückkehren, und ihre starken Einkünfte daselbst verzehren möchte. Allein dazu bezeigte sie desto weniger Neigung, je mehr sie in diesem Reiche alle Königliche Hoheit hätte ablegen müssen, deren sie sich nur gegen den einzigen Pabst begeben wollte. Sie hatte damals auch schon neue Ansprüche zu behaupten gefunden. Der lezte König von Pohlen, Johann Casimir, war am Ende des Jahrs 1672. in Franckreich gestorben, Christina begehrte, als seine nächste Anverwandtinn, den Besitz seiner Verlassenschaft, auch seiner Güter in Pohlen und Neapel. Er hatte zwar in seinem lezten Willen darüber andere Anordnungen gemacht; allein sie verwarf dieselben als ungültig. Der Pabst ließ ihre Forderung ebenfals unterstützen: vielleicht, weil er hoffte, sie werde, wenn sie die

Güter im Neapolitaniſchen bekäme, dieſelben dereinſt dem Römiſchen Stuhle ſchencken. So ſehr ſie auch in dieſer Sache bis zum Jahr 1678. arbeitete, ſo war doch alles vergebens: ſie fühlte es abermals, daß ſie keine regierende Königinn mehr ſey.

Auch durch die Beleidigungen empfand ſie es, welche ihr noch immer in Schriften zugefügt wurden. Sie beklagte ſich im Jahr 1674. gegen den Bourdelot, daß in Franckreich unter dem Nahmen des Chanüt ein Buch gedruckt worden ſey, worinne man ſie mit Läſterungen angegriffen habe, und erſuchte ihn, wie bereits der Schwediſche Geſandte gethan hätte, darauf zu dringen, daß der Verfaſſer deſſelben öffentlich gezüchtigt werde. „Ich „bin zwar, ſchreibt ſie, ſo geneigt als man es ſeyn „muß, dergleichen Thorheiten, die nur ihren Urhe„bern ſchaden, zu verachten und zu vergeben. Al„lein ich glaube meinem Ruhme einige Rache ſchul„dig zu ſeyn, die ich ihm nicht verſagen will. Doch „verſichre ich Ihnen, daß ich mich ohne Verdruß „und Unruhe derſelben bediene. Das Jahrhundert, „in welchem wir leben, tröſtet mich: man verſcho„net in demſelben niemanden, und ordentlich greift „die Verleumdung die größten Verdienſte an. „Was mich anlangt, ſo habe ich mich an die Un„danckbarkeit des menſchlichen Geſchlechts gewöhnt, „und bin ſeit langer Zeit dem Neide und dem Be„truge ausgeſezt. Mein Troſt iſt dabey, daß mir „mein Gewiſſen nichts vorwirft. Schweden, Rom, „und alle andere Gegenden der Welt, wo ich mein „Leben zugebracht habe, werden wenigſtens nach „meinem Tode ein Zeugniß ablegen, wie falſch die„ſe Verleumdungen ſind. Meine Ehre und mein „Ruf ſind Gottlob zu gut gegründet, als daß ich

„mich

„mich vor denselben fürchten sollte. Ich berufe „mich selbst auf das Gewissen derer, welche sie er„funden haben, und bin gewiß, daß sie selbst das „nicht glauben, was sie sagen.„ Gewissermaaßen konnte die Königinn mit einer solchen Miene auf die Beschuldigungen wider sie herabsehen; aber bey dieser Gelegenheit war es natürlich, daß sie es noch verächtlicher, gleich der vollkommensten Unschuld, that.

Ueber dieses Schicksal, das sie mit den vortrefflichsten noch auf dem Throne sizenden Fürsten gemein hatte, war es nicht schwer sich zu beruhigen. Weit mehr kränckendes für Christinen brachte der Zustand mit sich, in welchen sie durch den Krieg versezt wurde, zu dem sich Schweden im Jahr 1674. durch Franckreich verleiten ließ. Da derselbe bald die Gegenden ergriff, wo ihre Ländereyen lagen, verlor sie einen großen Theil ihrer jährlichen Einkünfte: der Schwedische Hof nahm selbst die für sie bestimmten Gelder zu den Kriegskosten weg, und endlich bemächtigte sich der Churfürst von Brandenburg des ganzen Schwedischen Pommern. Christina schickte noch vor dem Ausbruche dieses Unglücks im Jahr 1674. den Grafen von Waßenau, (oder Vasano, wie sie ihn in ihren Briefen nennt), als ihren Gesandten nach Schweden, um die Zahlung ihrer Jahrgelder zu beschleunigen. Er war ein unehelicher Sohn des Königs von Pohlen, Ladislaus des siebenten, und von dieser Seite ihr Anverwandter. Nach dem Tode des Königs Johann Casimir, seines Oheims, begab er sich zu ihr nach Rom, und erhielt eine Stelle unter den Herren ihres Hofs. Der Cardinal Azzolini und der Marquis del Monte befürchteten, er möchte ihnen

das

das Vertrauen der Königinn entziehen, und wohl gar dereinst ihre ganze Erbschaft bekommen. Sie suchten ihr daher eine üble Meinung von ihm beyzubringen, und ihn zugleich von Rom zu entfernen: beydes gelang ihnen nur gar zu glücklich. Christina warf ihm, da er kaum in Hamburg angekommen war, eine langsame und schläfrige Aufführung vor, die sich für ihr Feuer und ihre Bedürfnisse nicht schickten. Bald darauf schrieb sie ihm, sie sehe wohl, daß er zu gar nichts taugte; in allen seinen Briefen sey nicht der geringste gesunde Verstand; sie, die sich bisher eingebildet habe, die Menschen zu kennen, habe sich, indem sie ihn gewählt, auf eine so grobe Art betrogen, daß sie sich dessen ihr ganzes Leben hindurch schämen werde; er sey kein Sohn des Königs Ladislaus, sondern müsse nothwendig vom König Casimir abstammen, indem er wenigstens eben so dumm als dieser sey: und sie sagte ihm noch vieles andere mit gleicher Härte. Der Graf von Waßenau scheinet freylich diejenige Lebhaftigkeit nicht besessen zu haben, welche Christina von ihren Gesandten verlangte; allein sie war auch wider ihn eingenommen, und die seltenste Geschicklichkeit würde damals, da Schweden mehr auf seinen Krieg als auf die Königinn bedacht war, nichts ausgerichtet haben. Sie litte daher im Jahr 1676. Mangel am nothdürftigen Unterhalte, und grämte sich auch darüber, daß sie nicht im Stande sey, ihr Königliches Wort denen zu halten, welche ihr mit Vorschuß an Gelde beygestanden hatten. Es war nicht genug, daß sie den traurigen Zustand von Schweden bedauerte, für dessen Ehre und Glückseligkeit sie doch, wie sie sagte, so viele Mühe angewandt habe; sie mußte sich zugleich erinnern, daß sie aller dieser Klagen

hätte überhoben seyn können, wenn sie ihre glückliche Regierung über Schweden fortgesezt hätte.

In diesen mißlichen Umständen verfiel Christina auf ein schon ehemals gewähltes Hülfsmittel: sie suchte sich der Herzogthümer Bremen und Pommern zu bemächtigen, um die Einkünfte aus denselben auf Lebenslang zu ziehen; nach ihrem Tode aber sollte Pommern an das deutsche Reich zurückfallen. Montecuculi war damals der beste Kayserliche Feldherr, und ihr alter Freund. Diesen bat sie sich mit 20000 Mann von dem Kayser aus, um ihre Absicht zu erreichen. Der Pabst unterstüzte ihr Ansuchen bey demselben, und in einem Schreiben an den Kayser vom Jahr 1676. führte sie die stärcksten Bewegungsgründe an, um ihn zu einem günstigen Entschlusse zu bringen; unter andern ihre eifrige Sorge für die Unterhaltung des Friedens mit seinem Hause, so lange sie regierte; auch den Beystand, den sie seinem Vater geleistet hatte, um ihn, seinen Sohn, zum Römischen Könige wählen zu lassen. Allein der Kayser, der seine Kriegsvölker zu dieser Zeit weit besser gegen Franckreich nüzen konnte, hatte auch anderer Ursachen wegen keine Neigung, ihr zu willfahren. Er antwortete ihr in allgemeinen höflichen Ausdrücken; die eigentliche abschlägliche Antwort aber schickte er an den Cardinal Pio. Christina hatte auch von dem Kayser Sicherheitsbriefe zu einer Reise nach Hamburg begehrt, wo sie ihren Aufenthalt nehmen wollte, damit sie ihren Ländereyen desto näher seyn möchte. Er billigte aber auch dieses nicht; weil sich beyde Kriegführende Partheyen bemühen würden, sie auf ihre Seite zu ziehen; dadurch würde sie beyden verdächtig werden, und sich noch mehr Schaden an ihren Einkünften zufügen. Ihre

Unter

Unterhandlung mit dem Kayser wurde mittlerweile in Franckreich bekannt, und sie hatte sich auch seit einiger Zeit laut genug über diese Krone beschwert, daß sie Schweden in einen so unnöthigen und unglücklichen Krieg verwickelt habe. Dadurch wurde ihre lange Freundschaft mit diesem Hofe unterbrochen. Um sich dafür zu rächen, ließen die Französischen Staatsbedienten einen Auszug aus den Nachrichten des Chanût, der Gesandter an ihrem Hofe gewesen war, drucken; worinne viele ihr eben nicht rühmliche Stellen vorkamen. Sie sahe wenigstens das oben gedachte Buch, über welches sie sich gegen den Bourdelot beklagt hatte, jezt von dieser Seite an, und versicherte ihn, daß sie nur Verachtung und Mitleiden gegen so vergebliche Versuche wider ihre Ehre hegte.

Doch das Mißvergnügen, welches sie darüber empfand, daß der Kayser ihren Antrag ausgeschlagen hatte, vereinigte sie gleich wieder mit Franckreich, von welchem sie auch ein vortheilhaftes Anerbieten bekam. Sie ließ daher im Jahr 1676. Ludwig dem Vierzehnten durch den Cardinal von Bouillon folgende Vorschläge thun. Franckreich sollte an der Einführung der Römischcatholischen Religion in Schweden arbeiten, welches bey den jezigen Umständen, da Schweden der Hülfe dieses Reichs so sehr bedürfte, überaus leicht seyn würde: in dieser Absicht sollte es sich bemühen, daß alle Schwedische Gesezze wider die Römischcatholischen auf einem Reichstage aufgehoben werden möchten. Es sollte Schweden vermögen, der Königinn seine Rechte auf die verlornen Länder abzutreten; wenigstens sollte ihr Franckreich die 200000 Thaler jährlicher Einkünfte, welche sie sich vorbehalten hatte, dergestalt

gestalt versichern, daß sie künftig von den französischen Hülfsgeldern an Schweden bezahlt würden; Franckreich sollte auch Schweden dahin bringen, daß es Christinen wegen seiner Forderungen, die über neun Millionen Thaler betrugen, befriedigte; und sollte überhaupt nicht nur ihre Unterhandlungen in Schweden unterstüzen, sondern auch für alles Gewähr leisten, was sie mit dieser Krone ausmachen würde. — Es war nicht zu verwundern, daß sie bey Schwedens damaliger Schwäche und Abhängigkeit von Franckreich, die Sachen so vorstellte, als wenn Franckreich in jenem Lande alles habe ausrichten können, was es nur wollte. Allein diese Vorschläge sollten einmal dem Könige von Franckreich schmeichelhaft und angenehm seyn; so wie der erste darunter besonders dem Cardinale, der sie übergab.

Zugleich befohl sie dem Marquis del Monte, abermals nach Schweden zu gehen, und ähnliche Vorschläge daselbst zu thun. Sie verlangte ein Jahrgeld von 300000 Thalern, welches noch zwey Jahre nach ihrem Tode fortdauren sollte; dagegen wollte sie ihre Ländereyen in Schweden zurückgeben. Der Gesandte sollte auch zu Nimegen, wo man eben im Begriff war, Friedenshandlungen anzustellen, den Antrag thun, daß die Königinn die unumschränckte Herrschaft über ihre Ländereyen in Pommern, und die Freyheit erhalte sie zu verkaufen. Schweden aber sollte ihr sein Recht auf die Domcapitel zu Bremen und Hamburg abtreten. Nichts war unwahrscheinlicher, als daß diese Vorschläge würden angenommen werden. Der Marquis kam auch nicht weiter als nach Hamburg. Unter andern Vorschriften, welche ihm die Königinn ertheilte, war auch diese, daß weder er noch sein Sohn sich

jemals

jemals in einen Zweykampf einlassen sollten, wenn sie gleich jemanden von ihr übel reden hörten: vermuthlich sahe sie es ein, daß dieses kein Mittel sey, weder ihre noch eines andern Ehre zu retten. Sie verbot ihnen auch keine Gesundheiten anzunehmen, die ihnen zugetruncken würden, nicht einmal der Königinn ihre: und zu einer andern Zeit erlaubte sie dem Marquis, sich eher vielen Liebeshändeln als der Trunckenheit zu überlassen.

Darauf beschloß sie ihn als ihren außerordentlichen Gesandten nach Nimegen zu schicken, und ertheilte ihm im Jahr 1677. ihre Verhaltungsbefehle darüber. Eine andere Königinn, die nicht viel mehr als diesen Nahmen und einige damit verbundene Ehrenbezeigungen übrig behalten hätte, würde es schwerlich gewagt haben, einen solchen Gesandten zu einer Friedensversammlung zu senden, wo es ungewiß war, ob man ihn davor erkennen würde. Allein Christina verließ sich auf ihr Ansehen, und auch darauf, daß sie mehrmals nach ihrer Entfernung vom Throne Gesandten abgeschickt und auch erhalten hatte. Doch, es mögen entweder einige Besorgnisse von jener Art sich bey ihr geregt, oder sie mag den großen Aufwand gescheuet haben, zu dem sie ein Gesandter vom ersten Range, der vermuthlich eine geraume Zeit zu Nimegen hätte bleiben müssen, genöthigt haben würde; genug, sie schickte an dessen Stelle ihren Sekretär Lederkranz dahin. Dieser junge Schwede war noch nicht lange in ihren Diensten; sie war aber mit seiner Fähigkeit wohl zufrieden, und sagte, da sie einst seiner gedachte, es sey ihr Schicksal, nicht nur das Glück derer, die ihr dienten, sondern auch ihren Verstand auszubilden. Zuerst ließ sie ihn im Jahr 1678. nach Franckreich reisen,

reisen, um zu erfahren, wie dieser Hof gegen sie gesinnt sey. Sie erfuhr es nur gar zu bald, und beklagte sich gegen den Bischof von Straßburg darüber, daß Franckreich ihr, an Statt den großen Ueberrest der Hülfsgelder vom dreyßigjährigen Kriege, wie es längst versprochen hätte, abzutragen, nur Versicherungen der Höflichkeit ertheilte, auch ihr sonst insgeheim schlimme Dienste leistete. Da sie zu wissen glaubte, daß die wider Schweden und Franckreich verbundenen Fürsten entschlossen wären, die eroberten Schwedischen Länder in Deutschland nicht wieder zurück zu geben: so wollte sie versuchen, zum Besize derselben zu gelangen, und hoffte, Schweden würde sie lieber in ihren Händen sehen, als in der Gewalt ihrer Feinde. Dem Französischen Hofe gefiel dieser Vorschlag nicht: Cederkranz gieng also nach Nimegen, um ihn den daselbst versammelten Gesandten zu empfelen.

Aus den Vorschriften, welche ihm Christina gab, sieht man abermals, mit welcher Stärcke und mit wie vielem Glücke sie stets die Unterhandlungen würde geführt haben, wenn sie den Thron nicht verlassen hätte. Sie sezte es als gewiß voraus, und es war auch damals sehr wahrscheinlich, daß Schweden seine verlornen Länder nicht wieder bekommen würde; wenn man sie aber ihr überließe, sagte sie, so könnten sie nach ihrem Tode an Schweden zurückfallen; dieses Mittel gereiche ferner Franckreich zur Ehre, weil es dadurch zugleich für sie und für Schweden sorgte, und sich mit guter Art seiner Verbindlichkeit entledigte; es sey endlich auch den Bundsgenossen rühmlich, weil es einen Mittelweg enthalte, auf welchem sie nicht nöthig hätten, von Franckreich Gesetze anzunehmen, und außerdem den Weſt-

phäliſchen Frieden geltend machen würden. Dazu komme noch dieſes, daß die gedachten Länder eigentlich ihre Eroberungen wären, auf welche ſie ihr Recht niemals verlieren könnte; ſelbſt wegen des großen Schadens, den ſie durch dieſen Krieg erlitten habe, und wegen ihrer unermeßlichen Forderungen an Schweden ſey ſie berechtiget, dieſelben zu verlangen: zumal da dieſes eine ausnehmende Erleichterung des Friedensſchluſſes abgeben werde. Aller dieſer Vorſtellungen ſollte ſich ihr Geſandter bedienen, den auch der Pabſt durch den ſeinigen zu Nimegen unterſtüzen laſſen wollte. Dieſer ſollte einen Aufſaz zu ihrem Beſten übergeben. Allein Chriſtina verwarf in demſelben die Ausdrücke: Beſchützung ihrer Vortheile, und Großmuth des Königs von Franckreich. „Ich verlange, ſagte „ſie, Gerechtigkeit und Beyſtand; Beſchüzung „aber von niemanden als von Gott allein, und aus „Liebe zu Gott von Séiner Heiligkeit.„ Eben ſo „wenig, ſezte ſie hinzu, werde ſie das vorzügliche Anſehen erkennen, das ſich der König von Franckreich über andere Höfe zu geben ſuche.

Dieſer Eifer Chriſtinens für die Unabhängigkeit zu einer Zeit, da ſie des Schutzes wohl bedurfte, war doch eines ſo großen und freyen Geiſtes würdig? Sie erklärte dieſe Geſinnungen in Briefen, die ſie nach Franckreich ſchrieb, mit ſolcher Freymüthigkeit, daß ihr Geheimſchreiber Santini, dem ſie daſelbſt ihre Aufträge ertheilte, zurückſchrieb: „Wären Ew. Majeſtät nicht dasjenige, was Sie „würcklich ſind, ſo würde ich mich zu ſo gefährli„chen Unternehmungen nicht gebrauchen laſſen.„ Darauf gab ſie zur Antwort: „Sie haben Recht; „aber wenn mich der König von Franckreich mit

„glei-

Kleine Silber-Kugeln, die auf Kohlenstoff laufen, und sich in Gestalt eines Silber-Korns wieder sammlen, wenn man sie mit einem Messer-Rücken auf Kohlenstoff zerdrückt hat. Sie sind in Salpeter-Säure auflöslich, und geben mit Salz-Säure ein weisses Pulver, das sich in Ammoniak auflöst. Das Silber-Oxyd ist braun, und wird durch Hitze schwarz. Es ist in Salpeter-Säure auflöslich, und wird durch Salz-Säure weiss gefällt. Das Silber-Chlorid ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Jodid ist gelb, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak unauflöslich. Das Silber-Bromid ist gelblich, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak schwer auflöslich. Das Silber-Cyanid ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Sulfid ist schwarz, und wird durch Licht nicht verändert. Es ist in Ammoniak unauflöslich. Das Silber-Sulfat ist weiss, und wird durch Licht nicht verändert. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salz-Säure weiss gefällt. Das Silber-Nitrat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salz-Säure weiss gefällt. Das Silber-Phosphat ist gelb, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Arsenat ist braun, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Antimonat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Chromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Dichromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Permanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Periodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperpermanganat ist violett, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchlorat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperbromat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperiodat ist weiss, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperperchromat ist rot, und wird durch Licht violett. Es ist in Ammoniak auflöslich, und wird durch Salpeter-Säure weiss gefällt. Das Silber-Perper

„sich die Gelegenheit dazu zeigt, mit meinem Blute „erhalten. Allein der Unterscheid zwischen mir und „ihm ist dieser, daß ich alles, was ich bin, Gott „allein; der König aber alles, was er ist, Gott und „mir zu dancken hat: und es ist dienlich, die Leute „hieran zu erinnern. Denn nichts wird leichter „vergessen als eine Wohlthat, und in Schweden „eilt man sehr, das Andencken davon auszulö„schen. — — Sie sind ein Schwede, und vielleicht fürchten Sie sich, die Wahrheit zu sagen: „in diesem Falle sagen Sie: der Vortheil von „Schweden, der Nutzen von Schweden, und „wissen Sie, daß ich hierinne äußerst aufmercksam „bin.„ Sie war es sogar auf die Italiänischen Zeitungen, in denen Schwedens Ruhm angegriffen wurde. Der Zeitungsschreiber zu Mantua hatte geschrieben, Franckreichs Schutz werde für Schweden hinlänglich seyn. Darüber beschwerte sie sich bey seinem Landesherrn, und verlangte, daß derselbe dafür gezüchtigt werden sollte; weil Schweden keinen andern Schutz als den göttlichen erkenne, und niemals in eine solche Noth gerathen werde, daß es von Franckreich müßte beschützt werden. Der Herzog von Mantua befriedigte die Königinn, und diese ihre Sorgfalt für Schwedens Ehre schien ihr desto anständiger zu seyn, da man zu eben dieser Zeit, im Jahr 1679. auf eine für Schweden noch schimpflichere Art, eben dieses, worüber sie ihren Unwillen bezeigte, in Franckreich drucken ließ.

Allein zu Nimegen konnte sie keinen von ihren Vorschlägen ausführen. Die Angelegenheiten von Schweden hatten durch die Siege des Königs über die Dänen, und durch Franckreichs Angriff auf den Churfürsten von Brandenburg, eine so vortheil-

hafte

hafte Wendung bekommen, daß Schweden seine verlornen Länder in Deutschland fast gänzlich wieder erhielt. Christina rief daher ihren Gesandten im Jahr 1679 aus dieser Stadt zurück: zumal da sie Franckreichs gebieterische Aufführung nicht länger vertragen konnte. Als der Friede ohne ihr Zuthun geschlossen worden war, that ihr der Schwedische Hof den Antrag, Franckreich sollte ihr jährlich auf Rechnung ihrer Forderungen eine gewisse Summe Geldes bezahlen; sie wollte aber niemals wieder mit dieser Krone einige Geschäfte abzuhandeln haben, und führte überhaupt bey dieser Gelegenheit das Sprüchwort an: Wenn man sein eigner Herr seyn kann, muß man sich keinen andern Herrn geben. Auf den Vorschlag, daß man ihr gegen ihre Ansprüche das Herzogthum Bremen abtreten wollte, gab sie zur Antwort, daß sie zwar damit zufrieden wäre; allein da ihre Forderungen über die Hälfte mehr betrügen als dieses Land werth sey, so möchte ihr der König noch das Herzogthum Zweybrücken dergestalt überlassen, daß sie es nach ihrem Gefallen verkaufen könnte. An Statt ihre Anforderungen zu untersuchen, fieng Schweden nunmehro, da es des Friedens genoß, wieder an, ihre Einkünfte richtiger zu bezahlen: dadurch verlor sie ihre Entwürfe aus den Gedancken, und ihre Hofstatt wurde von neuem glänzend.

Nach dem Tode Clemens des zehnten im Jahr 1676. hatte sich Christina viele Mühe gegeben, dem Cardinal Conti, dessen Bruder und Schwester in ihren Diensten waren, die Päbstliche Würde zu verschaffen. Aber eben wegen dieser Verbindung waren die Cardinäle weniger geneigt dazu, und es kam endlich der Cardinal Odescalchi unter

dem Nahmen Innocenz des eilften auf den Thron: ein sehr ungelehrter, aber desto strengerer Pabst in Absicht auf die Verbesserung der öffentlichen Sitten. Als Cardinal hatte er fünf Jahre nach einander den Ort sehr fleißig besucht, wo Christina den Schauspielen zusah; jezt aber wollte er diese zerstören: und überhaupt vertrug sich ihre Gemüthsart mit seiner Unbiegsamkeit und Rauhigkeit nicht. Unter seiner Regierung wurde wider seinen Willen der Spanische Priester Molinos zu Rom von Franckreich und von den Jesuiten verfolgt, und zulezt von der Inquisition im Jahr 1687. zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt: zwar, wie es das Ansehen hatte, wegen einiger schwärmerischer Meinungen; im Grunde aber, weil er den Jesuiten verhaßt geworden war. Christina gerieth, so wie der Pabst sebst, in den Verdacht, daß sie eine Anhängerinn dieses sonst frommen Mannes sey: denn sie nannte ihn einen heiligen Mann, hoffte, daß ihn Gott gegen seine Feinde beschützen werde, und schickte ihm in seinem Gefängnisse Speisen aus ihrer Küche. Allein es scheint nicht, daß ihre Gesinnungen gegen ihn viel mehr als Mitleiden gewesen sind.

Sie wurde unterdessen immer eifriger in der Empfelung ihrer Religion. Ein gelehrtes Frauenzimmer in Franckreich, Anna le Fevre, die nachmals unter dem Nahmen der Frau Dacier so berühmt geworden ist, hatte Merckmale ihrer Hochachtung erhalten, und bezeigte dafür eine lebhafte Danckbarkeit. Christina nahm dieselbe sehr wohl auf, und schrieb ihr im Jahr 1678. unter andern: „Sie, von der man mir versichert, daß Sie ein „schönes und angenehmes Mädchen sind, schämen

Sie

„Sie sich nicht so gelehrt zu seyn? In Wahrheit, „das ist zu viel; und durch welche geheime Zauber„kunst haben Sie die Musen mit den Gratien zu ver„einigen gewußt? Könnten Sie noch zu dieser Ver„bindung das Glück ziehen, so würde dieses ein Zu„wachs fast ohne Beyspiel seyn, bey welchem man „nichts mehr wünschen könnte, als die Erkenntniß „der Wahrheit, die auch einem Frauenzimmer, das „sich mit den heiligen Schriftstellern in ihren ange„bohrnen Sprachen zu unterhalten im Stande ist, „nicht lange verborgen bleiben kann. Ich hoffe „und wünsche es mit der Hülfe Gottes, daß sie „Ihnen dereinst, wenn Sie solche ohne Vorurtheile „zu Rathe ziehen, die Gewißheit geben werden, „daß ohngefähr funfzehnhundert Jahre vorher, ehe „die Luther und Calvine der Wahrheit entsagt „hatten, alle vernünftige und große Leute in unserer „Welt eben so sehr Catholisch gewesen sind, als wir „es jezt alle hier zu Rom sind, und als es der ge„sundeste und beste Theil von Ihrem Franckreich „ist.„ Christina wiederholte diese Ermahnungen von Zeit zu Zeit, und die Frau Dacier trat auch im Jahr 1685. nebst ihrem Manne zur Römischen Kirche. Wenn aber dieser abgenüzte Beweis von dem Alterthum des Römischcatholischen Glaubens bey ihr einen Eindruck hat machen können: so sieht man wohl, daß sie zwar gelehrt, aber zu kurzsichtig gewesen sey, als daß sie die nach und nach entstandenen unzähligen Veränderungen und Zusäze dieser Religion hätte entdecken können. Es ist der Mühe nicht werth, von andern vermeinten Bekehrungen, welche Christina oder ihr Geheimschreiber Galdenblad gestiftet hat, besonders zu reden; aber ein damit verwandtes Beyspiel kann zeigen, daß ihr Ehrgeiz in Absicht auf die Religion auch die Gestalt

der Demuth anzunehmen gewußt habe. Koskiöld, ein unehelicher Sohn von Gustav Adolphs Bruder, war, nachdem er die Catholische Religion angenommen hatte, von jedermann verlassen worden, starb beynahe vor Hunger und Blöße, und schlief unter den Kirchthüren von Rom. Galdenblad gab Christinen davon Nachricht, und wollte ihn, da sie befohl, ihr diesen ihren Anverwandten vorzustellen, vorher auf eine anständige Art kleiden; allein sie verlangte, daß er in seinem elenden Aufzuge, in ihrem öffentlichen Vorzimmer erscheinen sollte. Hier gieng sie ihm entgegen, hörte ihn seine Begebenheiten erzählen, und begegnete ihm überaus liebreich, indem sie zugleich sagte, er möchte es sich vielmehr vor eine Ehre als vor eine Schande schätzen, für eine so gute Sache so viel gelitten zu haben. Sie leistete ihm darauf allen Beystand, und brachte ihn in die Kriegsdienste der Venetianer.

Aber einen besonders unerwarteten Eifer für die Religion und Gottseeligkeit nach ihren Begriffen ließ sie gegen den Grafen von Wasenau (oder Wasanau) blicken, der nun wieder an ihrem Hofe lebte. Er scheinet damit umgegangen zu seyn, eine ansehnliche Stelle in der Welt zu erhalten; Christina rieth ihm dagegen in einem merckwürdigen Schreiben gegen das Jahr 1679, oder etwas später, in den geistlichen Stand zu treten. „Mir däucht, schrieb „sie, daß Sie am besten thun werden, wenn Sie sich „nach Monte Cassino oder auch wohl nach Valle Om„brosa begeben, welches zween schöne Oerter nicht „weit von hier sind, und, indem sie das Ordenskleid da„selbst nehmen, sich dem Dienste Gottes auf ihr „übriges Leben widmen. Sie sind glückseelig, daß „Sie es thun können, und ich beneide Ihren Zu„stand,

„stand, der Ihnen erlaubt einen so schönen Entschluß „zu fassen. Es giebt nichts so Großes, Ruhm„würdiges und Schönes, als sich Gott ohne allen „Vorbehalt ergeben: und wenn Sie diesen Beruf „freudig und muthig ergreifen, so werden Sie sich „dabey wohl befinden. In der Welt und bey Hofe „ist nichts für Sie zu hoffen: Sie sind elend, und „können Ihre Geburt durch nichts unterstüzen; ich „bin nicht im Stande Ihr Glück zu machen; ja „nach dem Urtheile der Welt bin ich noch elender als „Sie, weil ich größer, und nicht glücklich genug bin, „um einen ähnlichen Vorsaz zu fassen, den ich mir „vielleicht wünschen möchte selbst ausführen zu kön„nen. — — Wissen Sie, daß der Mensch zu et„was größerm gemacht ist, und daß die Welt nichts „hat, das ihn befriedigen könnte. Wenn Sie der „einzige Monarch der ganzen Erde werden könnten, „wenn Sie mit allem Glanze und Ruhm, mit aller „Größe, Glück und Vergnügen der Welt umgeben „wären: so würden Sie darum nicht zufriedner seyn, „als Sie jezt sind. Ich rede aus Erfahrung zu Ih„nen, Sie würden deswegen nicht glücklicher seyn; „vielmehr würden Sie mancherley Verdruß und „Eckel empfinden, der Ihnen noch unbekannt und schlim„mer als alles ist, was Sie bisher empfunden haben. „Nachdem Sie also alle verlangte Güter geschmecket „hätten, würden Sie so starck von dem Elend und „der Nichtigkeit dieses alles überzeugt seyn, daß „Sie sich selbst Ihrer schämen würden, dasjenige so „sehr geschäzt und verlangt zu haben, was doch so „wenig zu bedeuten hat, und nur dazu dient, den „Menschen das Leben und den Todt gleich unerträg„lich zu machen. Wären Sie von dieser Wahrheit „gehörig überzeugt, so würden Sie sich mit Freuden „dem Hafen nähern, den Ihnen die göttliche Vorse-

„hung öffnet, um sich vom Schiffbruche zu retten.
„Doch ehe Sie sich zu dieser großen Veränderung
„entschließen, prüfen Sie und ziehen Sie Ihr Herz
„und Ihre Kräfte wohl zu Rathe; allein trauen Sie
„darauf nicht, trauen Sie auf Gott, und wenn Sie
„von seinem Beruf überzeugt sind, so gehen Sie so-
„bald als möglich aus der Welt, wie aus einem
„Hause, welches brennt, aus welchem man sich sehr
„geschwinde retten muß, wenn man nicht darinne
„umkommen will. Bringen Sie Ihre Angelegen-
„heiten in Ordnung, und geben Sie herzhaft das
„wenige, was Sie haben, Gott: fürchten Sie nicht,
„etwas zu verlieren; er wird Ihnen alles mit Wu-
„cher zurückgeben. Dieses Opfer ist der beste Ge-
„brauch, den wir von allem, was es in der Welt
„giebt, machen können, und Gott ist so gütig, daß
„er uns dafür belohnt, wenn wir ihm das geben, was
„nur ihm zugehört. Was vor Ruhm und Vergnü-
„gen ist es, einem so guten Herrn zu dienen! und wie
„glücklich bin ich, daß ich für ihn alles verlassen,
„alles verloren habe! Diese Beruhigung ist mehr
„werth als die Herrschaft der Welt: machen Sie es
„eben so, und Sie werden eben so vergnügt und zu-
„frieden seyn als ich; denn das einzige Geheimniß,
„es vollkommen zu seyn, ist dieses, daß man alles
„verlasse. — — — Sie werden mich vielleicht
„fragen: warum thun Sie es nicht auch? Sie ha-
„ben Recht; aber ob ich gleich weder Lust habe, je-
„manden Rechenschaft von mir zu geben, noch von
„einem Stande bin, da ich es thun müßte; so will
„ich Ihnen doch gerne alle Bedencklichkeit hierüber
„heben, indem ich Ihnen erkläre, daß eben dieselbe
„Vorsicht, welche Sie zu dieser Glückseeligkeit ruft,
„mir verbietet, nach derselben zu trachten, wie ich es
„aus den Würkungen erkläre. Alles, was mir in

„meinem

„meinem Leben begegnet ist, giebt mir die Gewißheit, „er wolle nicht, daß ich daran dencken soll, und man „sey widerspenstig gegen seine Befehle, wenn man „sich einer Lebensart ergeben will, zu welcher man „allem Ansehen nach nicht berufen ist.„

Die Gesinnungen, welche dieser Brief zu erkennen giebt, machen einen so sonderbaren Abfall gegen die gleichgültige oder leichtsinnige Denckungsart über die Religion aus, die man ehemals an Christinen bemerckt hatte, daß man kaum zweifeln darf, sie werde diese leztere schon seit geraumer Zeit abgelegt haben. Eine feurige Andacht ist ohnedem meistentheils der Antheil von Frauenzimmern, denen die Welt bey ihrem einbrechenden hohen Alter ganz den Rücken zugekehret hat: eben so leicht konnte sie es von Christinen werden, die jezt in einem Alter von mehr als funfzig Jahren, einen merklichen Eckel an der Welt gewonnen hatte, in der sie nicht viel Großes weiter ausrichten konnte, und ihre Bestimmung fast erfüllt zu haben schien. Man muß es nur bedauern, daß so viele schöne Gedancken und Ausdrücke in ihrem Briefe auf nichts anders als auf die Mönchs-Frömmigkeit hinauslaufen: gleichsam als wenn dieses das höchste und gefälligste Opfer wäre, das die Menschen Gott von ihren Kräften bringen könnten, wann sie dieselben in einer völligen Unthätigkeit gegen die menschliche Gesellschaft erhielten, zu deren Bestem er sie offenbar bestimmt hat, und sie nur in den abgemeßnen Andachtsübungen eines Klosters, träg und fast Gedanckenlos sich verzehren ließen. Wasanau wurde auch durch Christinens Bewegungsgründe nicht überredet: er bekam endlich nach ihrem Tode eine mäßige Ehrenstelle an dem Päbstlichen Hofe, und genoß eines Jahrgeldes, das sie ihm hinterlassen hatte.

Doch

Doch Christina selbst nahm immer noch an allen wichtigen Begebenheiten der Welt einen lebhaften Antheil. Der König von Schweden ertheilte nach geschlossenem Frieden die Stelle eines Großkanzlers dem Grafen Benedikt Oxenstierna, einem Sohne des großen Oxenstierna. Dazu wünschte sie ihm im Jahr 1680 mit desto mehrerm Vergnügen Glück, da sie sich noch mit ungemeiner Danckbarkeit an die verdienten Männer seines Hauses erinnerte außerdem aber wußte, daß er der Französischen Parthey entgegen gesezt sey, die auch Carl der eilfte nach dem lezten unglücklichen Kriege verlassen hatte. Sie fand den neuen Großkanzler geneigt, eine Unterhandlung wieder vorzunehmen, die sie ehemals wegen des Tausches ihrer sämmtlichen Ländereyen gegen Bremen veranlaßt hatte. Er glaubte, daß diese Veränderung dem Reiche bey seinem jezigen Zustande wohl nüzlich werden könnte, weil das Herzogthum Bremen zu weit von Schweden entfernt war, als daß man es bey einem Angriffe, dergleichen man auch damals von Dänemarck befürchtete, geschwind genug hätte vertheidigen können. Aber auch diesesmal, in den Jahren 1682 und 1683 ward der Entwurf der Königinn rückgängig: denn Schweden wollte ihr nicht die unumschränckte Herrschaft, die sie über das gedachte Herzogthum verlangte, bewilligen, und von den benachbarten Fürsten konnte sie auch nicht erhalten, daß dieses Land, im Fall eines Kriegs zwischen Schweden und ihnen, damit verschont bleiben sollte. Sie beschwerte sich vielmehr in dem leztern dieser Jahre über den Schwedischen Hof, der einem ihrer vornehmsten Bedienten, dem Cederkranz, einen Auftrag zum Nachtheil ihrer Rechte sollte gegeben

geben haben. Dieser hatte ihn sogar angenommen, und sie entsezte deswegen ihn sogleich von seiner Stelle.

Zu Rom gab Christinen alles, was Aufsehen verursachte, bis zum Cärimoniell einige Beschäftigung. Der Gesandte des Königs von Pohlen, der Herzog von Radzivil, war mit den Cardinälen in einen heftigen Streit gerathen: er verlangte den ersten Besuch von ihnen, und drohte sonst abzureisen, ohne sie zu besuchen. Die Königinn suchte ihn im Jahr 1680 durch ein langes und beredtes Schreiben zu bewegen, daß er hierinnen nachgeben möchte; ob sich gleich einige Cardinäle schon entschlossen hatten, das Verlangen des Herzogs, als eines Abgesandten vom ersten Range, zu erfüllen. Sie gebrauchte dabey Lobsprüche seiner übrigen Aufführung; die gütige Nachsicht des Pabstes gegen ihn, die er bey manchen Vorgängern desselben nicht würde angetroffen haben; die Hoffnung einer Geldhülfe, welche der Pabst dem Pohlnischen Reiche gemacht hatte; das Nichtige der Titel und Ehrenbezeigungen überhaupt, die von großen Männern verachtet würden; die Ehrerbietung, welche er dem Pabste auch in Ansehung der Cardinäle schuldig sey, und vorzüglich den Ruhm, den sich der Gesandte selbst dadurch erwerben könnte. Man hätte erwarten sollen, daß Christina vielmehr für die Würde und Hoheit der Fürsten, als für das Ansehen des Päbstlichen Hofes besorgt gewesen wäre; allein sie war mit diesem zu genau verbunden, und sezte ihre Ehre zum Theil darinne, sich gegen niemanden als gegen den Pabst zu demüthigen, weil sie ihn nicht sowohl als einen Fürsten betrachtete, als von Seiten der Kirche und Religion, wo sie eine der größesten Unternehmungen ausgeführt zu haben glaubte.

Desto

Desto weniger hingegen ließ sie etwas von den feyerlichen Vorschriften der Höfe, von Ehrennahmen und Merckmalen des Rangs fallen, wenn sie mit Personen zu thun hatte, die unter ihren Stand erniedrigt waren. Sie befohl ihrem Statthalter Olivekrans, niemanden als den Reichsräthen von Schweden zu weichen, und sich von jedermann den Titel Excellenz geben zu lassen. Gegen die fremden Gesandten und auswärtigen Cardinäle, die zu Rom anlangten, beobachtete sie das abgemessenste Cärimoniell. Wollten sie Gehör bey ihr erlangen, so mußte es gleich darauf geschehen, wenn sie bey dem Pabste, in der Peterskirche, und bey dem Dechant der Cardinäle gewesen waren: und alle Gebräuche, Arten der Anrede, die Stühle selbst bey diesem Gehöre, wurden vorher aufs genaueste bestimmt. Sie lebte lieber, wenn es ihr zuweilen an Gelde fehlte, eine Zeitlang eingezogen, oder, wie man es bey Fürsten nennt, unbekannt, als daß sie bey den von ihr eingeführten Feyerlichkeiten die geringste Veränderung gestattet hätte. In dieser strengen Aufmercksamkeit auf kleine, wenig bedeutende Zeichen der Ehre, verkennt man Christinens großen Geist nicht ohne Mißvergnügen.

Allein auf hohe Entwürfe war sie wenigstens immer bedacht. Im Jahr 1682 breitete sich zu Rom das falsche Gerüchte aus, daß der König von Schweden gestorben sey, und vor seinem Tode ein Testament aufgesezt habe, in welchem weder auf Christinen, noch auf den Reichsrath die gehörige Rücksicht wäre genommen worden. Sie, die den Vorsaz noch nicht abgelegt hatte, nach dem Absterben des Königs ihm auf dem Throne zu folgen, wurde über dieses Testament, das gleichwohl nur erdichtet

dichtet war, sehr entrüstet. „Ich hoffe, schrieb „sie an ihren Statthalter unter andern, man „werde nicht vergessen, daß die Krone, welche man „besizt, ein Geschenck aus bloßer Gnade sey, das „nur dem Könige Carl Gustav und seinen recht„mäßigen Nachkommen von mir und von Schwe„den ertheilt worden ist. Das Reich willigte darein, „und kann, im Fall daß der jezige König sterben „sollte, ohne gegen Gott und mich strafbar zu wer„den, keine andere Könige noch Königinnen wäh„len, wenn nicht vorher meine Rechte in Sicher„heit gesezt sind. Erinnern Sie Schweden an „seine Schuldigkeit, und überzeugen Sie es, daß „ich, so lange ich lebe, sein Wohl und seine Glück„seeligkeit wünschen werde, und wenn man mir et„wan während eines Zwischenreiches oder einer „Minderjährigkeit folgen wollte, so würde man die „Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen mit Nutzen er„fahren.„ Zugleich erfuhr sie, daß man auch ihren Todt in Schweden ausgestreuet habe. Sie erkannte, daß ihn vielleicht manche wünschen möchten; sezte aber hinzu, daß sie wenigstens niemals vor Furcht oder Eigennuzen sterben werde, wie man in Schweden geurtheilt hätte.

Damals wurde der Kayser in einen der gefährlichsten Kriege mit den Türcken verwickelt; sie belagerten Wien selbst im Jahr 1683, und Franckreich, das fast zu gleicher Zeit den vor kurzem geschlossenen Frieden gebrochen hatte, schien mit ihnen ein merckliches Verständniß zu unterhalten. Christina empfand die Gefahr, mit welcher Deutschland und das christliche Europa überhaupt dadurch bedrohet wurde, überaus lebhaft; aber ihre Freude kam auch der Entzückung nahe, als wider ihr und

jeder-

jedermanns Erwarten in dem gedachten Jahre die Türcken von Wien weggeschlagen wurden. An ihrem Vergnügen hatte auch der Unwillen gegen den König von Franckreich, der schon lange Europa mit fast unaufhörlichen Kriegen beunruhigte, großen Antheil. Sie wünschte daher in einem Briefe an den Vicekönig von Neapel, daß Gott Europa eben so wohl von jeder andern Sklaverey, als wie jezt von der türckischen, befreyen möge: und in einem andern Briefe sagte sie, die wichtigste Würckung des Siegs über die Türcken sey nach ihrer Meinung diese, daß er die Welt von der Französischen Kranckheit (del mal Francese) geheilet habe. Da der König von Pohlen Johann Sobiesky zu dem Entsaze von Wien das meiste beygetragen hatte: so wünschte sie ihm in einem Schreiben voll Bewunderung und Danckbarkeit Glück dazu; sie gestand zugleich, daß sie ihn um den schönen Ehrennahmen des Befreyers der Christenheit, und um das Vergnügen, so vielen unglücklichen Christen oder Türcken das Leben oder die Freyheit geben zu können, sehr beneide.

Der Ritter Terlon, den seine Gesandtschaft in Schweden berühmt gemacht hat, versuchte es, Christinen zu überreden, daß alles, was man von geheimen Verbindungen zwischen seinem Könige und der Pforte ausbreitete, keinen Grund habe. In ihrer Antwort vom Jahr 1684 gab sie ihm zwar Beyfall; rühmte aber den König von Pohlen mit einem offenbaren Vorzuge über Ludwig den Vierzehnten. Dabey ließ es Terlon nicht bewenden; um seine Vertheidigung stärcker zu führen, erzählte er der Königinn alles, was Ludwig ehemals gegen die Türcken gethan hätte, und kündigte den großen

Ent-

Entwurf desselben zur Ausrottung der vermeinten Kezerey in seinem Reiche lobredneriſch an. Allein Christina antwortete ihm mit einer Scharfſichtigkeit, die er hatte erwarten können. Sie rieth ihm, die nach Candia geſchickte Hülfe nicht unter die heldenmüthigen Thaten ſeiner tapfern Nation zu zählen. „Ich weiß nicht, ſchrieb ſie, wie es damit zu„gegangen iſt; aber unglücklicher Weiſe iſt Candia „nicht eher verloren worden, als nachdem die Fran„zöſiſche Hülfe daſelbſt angelangt war. Man muß „auch die Unternehmungen auf Gigery, Chio, Al„gier, und andere Städte, vergeſſen, wo die Car„caſſen viel Lärmen gemacht, aber wenig ausgerich„tet haben. Die Türcken fragen nicht viel darnach, „und die Chriſten fangen auch an, ſich darüber auf„zuhalten. Und was die Einſchließung von Luxem„burg betrifft, ſo muß man die Großmuth und „Mäßigung des Königs, Ihres Herrn, bey dieſer „Gelegenheit nicht auf Koſten der Klugheit rühmen, „der dieſe Ehre gebühret.„ Noch vorher hatte ſie geſchrieben: „In Anſehung der Bekehrung der Ke„zer, von welcher Sie in einem ſo hohen Tone re„den, weiß ich nicht, was ich Ihnen ſagen ſoll; ich „habe ſo wenig Einſicht in dieſe Dinge, daß ich noch „zweifle, ob man in Franckreich daran arbeite, die „Ketzer zu Catholiken, oder die Catholiken zu Ke„zern zu machen.„

Die feine Spötterey, mit welcher ſie damals ihr Urtheil über den Franzöſiſchen Religionseifer ausdrückte, veränderte ſich bald in eine ſehr ernſthafte Erklärung über denſelben. Nach vielen harten und größtentheils ungerechten Verordnungen wider die Reformirten in Franckreich hob der König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes, auf welchem ihre freye

Religionsübung beruhte, ohne alles ihr Verschulden auf, befohl ihnen durchgehends, zur Römischen Kirche zu treten, überließ sie nicht nur der Wuth ihrer bittersten Feinde, der Geistlichkeit und der ihr ergebenen Großen, sondern schickte auch in die Gegenden, wo sie am zahlreichsten und standhaftesten waren, eine Anzahl Soldaten, die sie durch Bedruckungen aller Art zum Abfall nöthigen sollten; verbot ihnen gleichwohl ihr Vaterland zu verlassen; konnte es aber gleichwohl nicht verhindern, daß die Flucht von einigen hundert tausend derselben sein Reich entvölckerte und ärmer machte. Diese Verfolgung wurde von den meisten Römischcatholischen in Franckreich, ob sie gleich die Menschlichkeit, die Grundsäze des Christenthums, und die höchsten Pflichten eines Fürsten übertrat, doch vor eine große That angesehen. Terlon wünschte Christinens Meinung darüber zu hören: diese meldete sie ihm in einem Briefe vom Februar des Jahres 1686, welcher mehr als irgend ein anderer hier ganz zu stehen verdienet.

„Da Sie meine Gedancken über die vorgegebene Ausrottung der Ketzerey in Franckreich wissen „wollen, schreibt sie, so sage ich sie Ihnen mit Vergnügen über eine so wichtige Materie. Ich bin „gewohnt niemanden zu fürchten, und niemanden „zu schmeicheln: daher gestehe ich Ihnen aufrichtig, „daß ich eben nicht sehr von dem glücklichen Fort„gange dieser großen Absicht überzeugt bin, und daß „ich mich darüber nicht, als über eine unserer heili„gen Religion sehr vortheilhafte Sache, freuen kann. „Im Gegentheil sehe ich viel Nachtheiliges voraus, „das ein so neues Verfahren überall hervorbringen „wird. Im Ernste gesprochen, sind Sie der Aufrich-

„tigkeit

„tigkeit dieser Bekehrten gewiß? Ich wünsche, daß „sie Gott und ihrem Könige redlich gehorchen mö„gen; allein ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und ich „möchte nicht alle Entheiligungen zu verantworten „haben, welche diese Catholiken begehen werden, die „von Mißionarien gezwungen worden sind, welche „gar zu leichtsinnig mit unsern heiligen Geheimniß„sen umgehen. Die Kriegsleute sind seltsame Apo„stel. Ich halte sie für geschickter zum Todtschla„gen, Nothzüchtigen und Stehlen, als zum Ueber„zeugen: würcklich melden uns auch Nachrichten, „an denen man nicht zweifeln darf, daß sie ihre Mis„sion sehr nach ihrer Art ausrichten. Ich bedaure „diejenigen, welche man ihrem Gutdünken über„läßt: ich beklage so viele zu Grunde gerichtete Fa„milien, so viele rechtschaffene Leute, die Bettler ge„worden sind; und ich kann dasjenige, was jezt in „Franckreich vorgeht, nicht ohne Mitleiden ansehen. „Ich beklage diese Unglücklichen, daß sie im Irr„thum gebohren sind: und so wie ich für die Herr„schaft der ganzen Welt nicht an ihren Irrthümern „Antheil nehmen wollte, so möchte ich auch nicht „Ursache an ihrem Unglücke seyn. Ich betrachte „jezt Franckreich als eine Krancke, der man Arm „und Fuß ablöst, um sie von einem Uebel zu heilen, „das ein wenig Geduld und Sanftmuth gänzlich „geheilt haben würden. Allein ich befürchte sehr, „dieses Uebel möchte sich verschlimmern, und end„lich unheilbar werden; es möchte dieses unter der „Asche versteckte Feuer dereinst stärcker als jemals „ausbrechen, und die verlarvte Ketzerey möchte de„sto gefährlicher werden. Nichts ist löblicher als „der Vorsaz, die Ketzer und Unglaubigen zu bekeh„ren; allein die Art, wie man dieses anfängt, ist „sehr neu: und da sich unser Heyland dieses Mit-

„tels nicht bedienet hat, um die Welt zu bekehren, „so muß es wohl nicht das beste seyn. Ich bewun„dere, aber begreife nicht diesen Eifer und diese „Staatsklugheit, die mir zu hoch sind: und es freuet „mich sogar, daß ich sie nicht begreifen kann. Glau„ben Sie wohl, daß jezt die Zeit sey, die Hugo„notten zu bekehren, und sie in einem Jahrhunder„te zu guten Catholiken zu machen, in welchem „man in Franckreich die Ehrerbietung und Unter„würfigkeit so sichtbar verlezt, welche man der Rö„mischen Kirche schuldig ist, die der einzige und un„umstößliche Grund unserer Religion ist, weil sie „es ist, der unser Heyland das prächtige Verspre„chen gethan hat, daß die Pforten der Hölle sie „nicht überwältigen sollen. Gleichwohl ist die ür„gerliche Freyheit der Französischen Kirche niemals „näher zu einer Rebellion getrieben worden, als „jezt. Die lezten Sätze, welche die Französische „Geistlichkeit unterzeichnet und bekannt gemacht „hat, sind so beschaffen, daß sie der Ketzerey nur „einen zu scheinbaren Triumph verschafft haben: und „ich glaube, sie müsse sich über alle Maaße verwun„dert haben, als sie sich kurz darauf von denjenigen „verfolgt sah, welche über diesen Grundartikel un„serer Religion Lehren und Meinungen haben, die mit „den ihrigen so sehr übereinstimmen. Dieses sind „die starcken Ursachen, welche mich hindern, mich „über diese vermeinte Ausrottung der Ketzerey zu „freuen. Der Vortheil der Römischen Kirche ist „mir ohne Zweifel so werth als mein Leben; aber „eben dieser Vortheil macht, daß ich dasjenige, was „vorgeht, mit Schmerzen ansehe: ich gestehe Ih„nen auch, daß ich Franckreich genug liebe, um die „Verwüstung eines so schönen Königreichs zu bekla„gen. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich

„mich

„mich in meinen Muthmaaßungen betrügen, und daß „sich alles zum höchsten Ruhme Gottes, und des „Königs, Ihres Herrn, endigen möge: ich bin auch „versichert, daß Sie an der Aufrichtigkeit meiner „Wünsche nicht zweifeln werden.„

Es ist nicht unglaublich, daß das Mißvergnügen, welches Christina damals gegen Franckreich empfand, viel dazu beygetragen habe, daß sie über diese Sache so frey und nachdrücklich urtheilte. Allein die sanftern Gesinnungen selbst bey der Ausbreitung ihrer Religion waren ihr natürlich, und sie hatte sie mit mehrern Mitgliedern ihrer Kirche gemein: man sagt, daß sogar der damalige Pabst Innocenz der Eilfte die Gewaltthätigkeiten gegen die Französischen Reformirten gemißbilliget habe. Auch die tiefe Verehrung gegen den Pabst, welche sie in diesem Schreiben blicken ließ, pflegte sie gerne als eine Eigenschaft, auf welche sie sich viel einbildete, zur Schau auszustellen. Unterdessen findet man doch hier von beyden Seiten einen sonderbaren Widerspruch. Die Königinn tadelte die Verfolgung der Protestanten, und wollte doch einem Hofe und einer Religion eifrig ergeben seyn, nach deren Grundsäzen sie verfolgt werden müssen: und dieses zu Rom, wo man über die Ermordung vieler tausend Protestanten öffentliche Freudensbezeigungen angestellet hat. Sie machte der Französischen Geistlichkeit wegen des einzigen, worinne sie Lob verdiente, Vorwürfe, wegen der vier berühmten Sätze, die sie im Jahr 1682 der uneingeschränckten höchsten Gewalt und der Unfehlbarkeit des Pabstes entgegen gesezt hatte; und wünschte ihr doch eine gemäßigtere Denkungsart gegen fremde Glaubensgenossen. Eini-

germaaßen hatte sie doch bey diesen Vorwürfen Recht. Die Französische Geistlichkeit, welche sich durch jene Sätze so eifrig für ihre Rechte gegen den Pabst bezeigt hatte, entehrte sich durch die Beförderung dieser Verfolgung so sehr, als es immer eine Gesellschaft von Inquisitoren, die den Vortheilen des Pabstes eine blinde Ergebenheit gewiedmet haben, hätte thun können.

Christinens Brief an den Ritter Terlon wurde wenige Wochen darauf wider ihren und seinen Willen gedruckt. Sie wunderte sich darüber; aber es verdroß sie nicht, daß man daraus ihre Gesinnungen kennen lernte. In einem andern Schreiben sezte sie noch hinzu: „Ich bitte Gott von ganzem Her„zen, daß dieser falsche Triumph der Kirche ihr nicht „dereinst wahre Thränen kosten möge. Man muß „unterdessen zur Ehre von Rom wissen, daß alle ver„ständige und verdiente Männer allhier, die von ei„nem wahren Eifer angetrieben werden, sich hier„inne eben so wenig als ich von Franckreich hinter„gehen lassen, und daß sie gleich mir alles mitleidig „ansehen, was in dieser Welt vorgeht, wo man den „Zuschauern so viele Ursache zu weinen und zu lachen „giebt.„ Jener Brief kam unter andern auch Baylen zu Gesichte, der ihn in seine Monathsschrift, Neuigkeiten der Republik der Gelehrten, einrückte. Dieser berühmte Reformirte Gelehrte zu Rotterdam, der in Ansehung der Religion überhaupt zwar sehr verträglich und nur gar zu oft zweifelnd war; allein gegen die Römischcatholische Religion sich stets mit einer Art von Heftigkeit erklärte, weil er den Verfolgungsgeist, von dem ihre Lehrer eingenommen sind, vor eines der größten Uebel der menschlichen Gesellschaft hielt, sezte einige Anmerckungen zu dem Briefe,

und

und endigte mit folgender: Dieses ist ein Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen; (c'est un reste de Protestantisme.)

Der Königinn mißfiel dieses Urtheil, weil es ihr in der Römischen Kirche einen Verdacht zuziehen konnte, den sie mit der äußersten Sorgfalt vermied. Sie befohl ihrem Sekretär Galdenblad, bloß unter dem Nahmen eines Verehrers der Königinn, an Baylen zu schreiben, und ihm besonders Vorwürfe wegen der Beschuldigung zu machen, daß sie noch etwas von der Protestantischen Religion an sich habe. Galdenblad that dieses, rühmte den Eifer der Königinn in dem Bekenntnisse der Catholischen Religion, und sagte, sie sey nicht auf Französische, sondern auf Römische Art, das heißt nach der Weise des heiligen Peters und des heiligen Pauls, Catholisch; darum verwerfe sie auch diese Verfolgungen: zugleich ließ er Baylen eine Ahndung von ihr befürchten, wenn sie seine Anmerckung lesen sollte. Christina billigte dieses Schreiben, und machte noch einige Erinnerungen zu demselben, darunter folgende die merckwürdigste war: „Was die Verleumdung „des Protestantismus anbetrifft, schrieb sie, so ist die„selbe unerträglich, und man kann nicht begreifen, „wie ein Mensch, der nur seinen Nahmen zu schrei„hen im Stande ist, einen so groben Fehler begehen „könne, daß er eine solche Thorheit sagte. Wenn „Christina so unglücklich wäre, daß sie aufhörte, „Catholisch zu seyn: so würde man sie doch nicht be„schuldigen können, daß sie zu einer Religion zurück „kehrte, zu der sie sich niemals bekannt hat. Sie „hat zwar das Unglück gehabt, in der Ketzerey Lu„thers gebohren zu werden; allein sie war von dem „Alter eines reifen Verstandes an so glücklich, daß

„sie niemals etwas von dem geglaubt hat, was Luther „und Calvin gelehrt haben. Unter allen Religionen „wählte sie die Römischcatholische, welche ihr die ein„zige wahre zu seyn schien, und sie hatte nie einige „Neigung zu derjenigen, in welcher sie gebohren „worden war: man kann auch versichern, daß sie, „wenn sie unglücklicher Weise die Catholische nicht „gewählt hätte, vollkommen neutral in Religions„sachen geblieben seyn, oder sich eine sehr kurze, aber von „Luthers und Calvins Religion sehr verschiedene „würde gebildet haben. Man kann von diesem allem glauben was man will: denn es ist mit der Geschichte ihrer Jugend schwer zu vereinigen, und könnte zum Theil leicht aus dem Ehrgeize entstanden seyn, der auf eine wichtige Einsicht und Wahl weit früher gerathen seyn wollte, als man ordentlich glaubte.

Bayle vertheidigte sich in seiner Monathsschrift gegen diesen Brief eines Ungenannten sehr wohl. Wenn er der Königinn einen Ueberrest von Protestantischen Gesinnungen zugeschrieben habe, sagte er, so heiße dieses nicht so viel, daß sie die Protestantische Religion nicht aufrichtig abgeschworen hätte; sondern nur, daß sie nicht alles abgelegt habe, was sie unter den Protestanten gelernt hatte: denn zu Rom, sezte er hinzu, kann man gewiß nicht lernen, die Verfolgungen zu tadeln. Galdenblad hatte sich auch darüber beschwert, daß er nur der berühmten Christina gedacht habe, ohne den königlichen Nahmen beyzufügen. Dieses rechtfertigte Bayle durch andere Beyspiele: und die Königinn war damit zufrieden. Allein den ersten Vorwurf ließ sie ihm von neuem durch ein anderes Schreiben machen, in welchem außer ihrer vorher angeführten Erklärung, behauptet wurde, daß sie der Protestanti-

stantischen Religion nichts schuldig sey, und daß sie lediglich nach den heiligen Grundsäzen der Catholischen — (doch gewiß nicht nach denen, die in derselben herrschend sind,) — die Französische Bekehrungsart verdammt habe. Zugleich wurde ihm gerathen, selbst an die Königinn zu schreiben. Bayle bediente sich der angebotnen Ehre durch einen sehr ehrerbietigen und schmeichelhaften Brief an Christinen; sie antwortete ihm gütig, verlangte einen öffentlichen Wiederruf von ihm, den er auch bald darauf in seiner Monathsschrift leistete, und trug ihm statt einer Büßung auf, ihr künftig alle merckwürdige neue Bücher in Lateinischer, Französischer, Spanischer und Italiänischer Sprache, die in Holland herauskämen, selbst Romane und Satyren nicht ausgenommen, besonders aber chymische Schriften, nebst seiner Monathsschrift, auf ihre Kosten zu senden. Beyde Theile fanden ihren Ruhm und Vortheil bey diesem Vergleiche: daher war er bald geschlossen. Bayle fieng sogar an der Geschichte Christinens und ihres Vaters zu arbeiten an; aber ihr bald darauf erfolgter Todt hat vermuthlich gemacht, daß er nur diesen Anfang davon hinterlassen hat.

An dem Französischen Hofe machte Christinens Schreiben an den Ritter Terlon viel Aufsehen. Ohne Zweifel geschahe es auf Befehl desselben, daß er ihr eine bessere Meinung von der gewaltsamen Bekehrung der Hugonotten beyzubringen suchte. Allein sie antwortete ihm hitziger und freymüthiger als jemals: „Man läßt Sie Mühe und Arbeit ver„gebens anwenden, indem man sich Ihrer bedient, „um mich zu einer Aenderung meiner Sprache und „meiner Gesinnungen zu bringen; wenn man Sie

„aber gleich beredter als Cicero war, gemacht hät-
„te, so würde man seine Absicht doch nicht errei-
„chen. Es ist wenig daran gelegen, ob diese
„Sprache und diese Gesinnungen Ihrem Hofe und
„Ihrer Geistlichkeit mißfallen oder nicht; man
„wird mich nicht verhindern die Wahrheit zu sa-
„gen, und ich bewundere die Mühe, welche man
„sich giebt, die Dragoner „Mißionarien zu recht-
„fertigen. Vielleicht würde man mich überredet
„haben, wenn ich dieses Geschlecht weniger kennte;
„allein wenn man mir gleich ihre ehrliche Auffüh-
„rung eidlich versichern wollte, so ist es mir un-
„möglich solche zu glauben. Doch, wenn man mich
„nicht überredet, so belustigt man mich wenigstens.
„Man betrügt sich sogar sehr, wenn man den Zei-
„tungen diejenigen Begriffe Schuld giebt, die ich
„von Franckreichs gegenwärtigem Zustande habe.
„Man sollte wissen, daß ich die gedruckten und die
„handschriftlichen Nachrichten nur deswegen lese,
„um selten dasjenige zu glauben, was sie sagen;
„man beklagt sich aber auch mit Unrecht über die-
„selben: denn die Zeitungsschreiber werden viel zu
„gut bezahlt, als daß sie nicht alles schreiben sollten,
„was Franckreich gefällt. Ist es nicht bekannt,
„daß Franckreich eben so wohl ganze Regimenter
„Lobredner habe, wie es Regimenter von Grena-
„diers hat? Da die Welt so sehr mit Thoren und
„Feigen angefüllt ist: so verrichtet diese Art Kriegs-
„völcker überall Wunderwercke zum Besten dieses
„Reichs; zumal in einem so leichtgläubigen Jahr-
„hunderte. Was die Schutzschrift anlangt, die
„man Ihnen für die Französische Geistlichkeit in die
„Feder gegeben hat, so würde man mich leicht über-
„reden können, diese berühmte Gesellschaft vor wei-
„se zu halten; zum Unglück aber sind Sie selbst

den

„den man dabey gebraucht, kein so großer Theolo-
„ge, daß sie die Lehre der lezten Sätze behaupten
„könnten: und ich, die es verdrießen sollte, mehr
„Theologie zu verstehen als Sie, halte mich hierin-
„ne an das Urtheil des Pabstes. Man wird mich
„auch sehr schwer überzeugen können, daß Franck-
„reichs jeziger Zustand so blühend sey als man ihn
„rühmt. Um die Leute hierüber eines bessern zu be-
„lehren, verweise ich sie auf die fünf großen Ver-
„pachtungen. Und was die Untrüglichkeit des Kö-
„nigs, Ihres Herrn, betrifft, so wird man mir
„vergönnen, sie nicht zu glauben, weil Salomo,
„der nicht allein der weiseste unter den Königen,
„sondern auch unter den Menschen war, hundert
„Thorheiten begangen hat. Bey diesen Umständen
„glaube ich, es sey gut, daß wir uns auf unsere Weis-
„heit nicht verlassen, unsere Schmeichler mögen uns
„davon sagen was sie wollen: zumal da man in
„Franckreich so unverschämt gewesen ist, die Unfehl-
„barkeit des Pabstes in Zweifel zu ziehen, die ich
„vor besser gegründet halte. Man wird also zu-
„geben müssen, daß man sogar an der Unfehlbar-
„keit des Königs, Ihres Herrn, zweifle. Ich
„wundere mich eben nicht darüber, daß die Ver-
„wegenheit derer, welche Sie schreiben lassen, sie
„so weit verleitet, daß man mir vorwirft, ich
„schmeichelte der Hartnäckigkeit der Ketzer; und ich
„werde mich nur durch Verachtung wegen einer so
„lächerlichen Beschuldigung rächen. Ich biete allen
„und jeden Trotz, meinem Briefe einen so verkehr-
„ten Sinn beyzulegen. Ich getraue mir sogar zu
„versichern, daß derselbe, wenn es Gott gefällt,
„mehr wahre Bekehrungen stiften wird, als die Ei-
„telkeit, der Eigennuzen und die Grausamkeit fal-
„sche gestiftet haben. Die Zeit wird uns alles hel-

„ler

„ler machen, und den falschen Ruhm mit den fal-
„schen Tugenden vertreiben: sie wird der Wahrheit
„und der Tugend überall auf eine so glänzende Art
„den Sieg verschaffen, daß man sich in der ganzen
„Welt darüber verwundern wird, wie zu Rom,
„wo Se. Heiligkeit eben eine so würdige Cardinals-
„erhebung veranstaltet haben. Nach diesem Wun-
„der muß man sich gefaßt machen, bald mehrere zu
„sehen: die gute Parthey bereitet sich auch mit Freu-
„den darauf, da sie sieht, daß die Sklaverey von
„Rom durch diesen einzigen Meisterstreich des
„Pabstes zernichtet worden ist.„ Sie meldet dem Ritter noch die Eroberung von Ofen in diesem Jahr 1686. mit ausnehmenden Merkmalen des Vergnügens, als eine That, die alles Große und Schöne dieses Jahrhunderts übertreffe, und endigt ihren Brief dergestalt: „Sollten Sie unglücklicher Weise
„einer Parthey zugethan seyn, die dasjenige, was
„vorgeht, nicht bewilligt: so wünsche ich herzlich,
„daß Gott sie darüber trösten möge. Ertheilen Sie
„unterdessen denen, die Sie nach einem Stillschwei-
„gen von drey Monathen schreiben lassen, diesen
„heilsamen Rath, daß sie mich in Ruhe lassen:
„denn die Quelle, woraus ich alles nehme, was die
„Leute betrüben kann, ist unerschöpflich; sie mö-
„gen sich aber deswegen an Gott halten, nicht
„an mich.„

Nicht nur der lebhafte, wizige, belustigende Ausdruck, in welchen Christina viele wahre und lehrreiche Gedancken zu kleiden pflegte, hat diesem Briefe eine Stelle hier verschaft; sondern hauptsächlich ihr unterscheidender Trieb, den man darinne erblickt, ihre Meinung desto muthiger, spöttischer, und fast möchte man sagen, desto trotziger zu behaupten, je mehr

dieselbe

dieſelbe von Leuten, gegen welche ſie wenig Hochachtung hegte, oder ſonſt mißvergnügt war, angegriffen wurde. Es ſcheinet in der That, daß ihr der Franzöſiſche Hof um dieſe Zeit etwas verächtlich begegnet ſey: ihr großer Widerwillen gegen denſelben brach daher auf allen Seiten aus. Sogar das Gerüchte beunruhigte ſie, daß der Herzog von Mantua im Begriff ſey, an den Franzöſiſchen Hof zu reiſen; ſie ſchrieb daher im Jahr 1686. an ihn, daß ſie es zwar nicht glaubte; daß aber alle diejenigen, die für die Freyheit Italiens wachten, und an dem Ruhm des Herzogs Antheil nähmen, dieſen Schritt fürchteten, weil er dem allgemeinen Beſten ſehr nachtheilig ſeyn würde. Auf der andern Seite erfuhren die Cardinäle von der Franzöſiſchen Parthey zu Rom ihre Reden mit dem größten Mißfallen. Sie änderte aber dieſelben nicht; ſondern beſchloß vielmehr, weil ihr der Aufenthalt zu Rom durch dieſe Händel verdrießlich wurde, ſich an einen andern Ort, vorzüglich nach Bremen, wenn ihr vorgeſchlagener Tauſch noch zu Stande kommen könnte, zu begeben.

Zu gleicher Zeit aber beförderte Chriſtina die Ausgabe eines großen aſtronomiſchen Wercks, das auf ihre Koſten gedruckt werden ſollte. Der Verfaſſer deſſelben, Matthias Wasmuth, ein berühmter Gelehrter zu Kiel, ſuchte darinne durch aſtronomiſche Beobachtungen und Berechnungen die ganze Zeitrechnung zu berichtigen, und den Kalender zu verbeſſern. Sie verſprach ihm die Unterſtüzung, um welche er bat, unter zwo Bedingungen: erſtlich, daß er nicht das geringſte wider das Anſehen des Pabſtes, noch wider die Lehren der Römiſchen Kirche in ſeinem Buche vorbringen;

zwey-

zweytens, daß er in demselben des Franz Cevera, eines sehr gelehrten Sternkundigen, der ihm den Weg gebahnt hatte, und nur durch den Todt verhindert worden war, seine Arbeit auf ihre Unkosten zu vollenden, rühmlich gedencken sollte. Funfzehntausend Reichsthaler wurden erfordert, um Wasmuths Werck zu drucken; von diesen hatte sie im Jahr 1686. schon acht tausend bezahlen lassen, und die übrigen sollten im nächsten Jahre folgen. Christina versprach auch seinen Kalender an den Höfen zu empfelen: „zwar von dem jezigen Pabste, „sagte sie, ist nichts zu hoffen; aber es wird bald „ein anderer kommen, wenn es Gott gefällt; als„denn werde ich Wunder verrichten.„ Wasmuth mußte sich nach den vorgeschriebenen Bedingungen richten, und fand bey der ersten derselben große Schwierigkeiten. Er mußte viele Stellen verändern, die vor ketzerisch ausgegeben wurden, als man sie im Jahr 1687. zu Rom las. Christina war schon gesonnen, dem Wercke ihren Beystand ganz zu entziehen; endlich aber war sie mit seinen Verbesserungen zufrieden: sie giengen auch so weit, daß er in seiner Zuschrift sagen mußte, keine Verbesserung des Kalenders sey canonisch, oder könne als eine Vorschrift gelten, wenn sie nicht von dem heiligen Römischen Stuhle gebilligt worden sey. Unterdessen erschien doch dieses Werck erst nach dem Tode seines Verfassers und der Königinn, im Jahr 1692. zu Kiel, voll Gelehrsamkeit und des mühsamsten Fleißes. Wenn man Christinen bey mäßigen Einkünften einen so beträchtlichen Theil derselben auf den Druck eines solchen Wercks verwenden sieht: so kann man sich nicht enthalten zu wünschen, daß es den Fürsten bekannter werden möchte, es sey eines der kräftigsten Mittel in ihren

Hän-

Händen, der Wahrheit, Gelehrsamkeit, Religion und Tugend aufzuhelfen, daß sie die gemeinnüzigsten Schriften nach einer weisen Wahl verfertigen, sie freygebig drucken, und eben so großmüthig vertheilen lassen.

Indem Christina mit diesem Wercke und andern Schriften beschäftigt war, aber auch den Zustand von Europa immer aufmercksam betrachtete, wurde im Jahr 1687. der große Streit über die Quartiersfreyheit der Gesandten zu Rom rege. Sie hatten es seit langer Zeit dahin gebracht, daß außer ihren Bedienten, auch alle diejenigen, die von ihrer Nation waren, und öfters viele andere Personen, welche mit jenen in den nächsten Straßen an ihrem Palaste wohnten, unter ihrem Schutze standen, und von der Gerichtsbarkeit der Obrigkeit zu Rom befreyet waren. Innocenz der Eilfte wollte endlich diesen schädlichen Mißbrauch, der vielen Verbrechern Zuflucht und Straflosigkeit verschaffte, aufheben. Die Fürsten seiner Kirche willigten darein; nur den König von Franckreich ausgenommen, der die Quartiersfreyheit seines Gesandten eine Zeitlang gewaltsam behauptete. Auch Christina, die dieses Rechts in Absicht auf die ganze Gegend um ihren Palast stets unangefochten genossen hatte, begab sich desselben. Sie schrieb mit vieler Höflichkeit an den Pabst; erklärte sich, daß sie ihm zwar nichts weiter anbiete, als was ihm gehörte, daß ihm aber ihr Beyspiel vielleicht bey den jezigen Umständen nicht unnüz seyn dürfte: und sie behielt sich nur die schuldige Achtung gegen die Wohnungen ihrer Bedienten vor. Schon dieser Brief, so viel Ehre sie auch von demselben hatte, ward an dem Päbstlichen Hofe übel ausgelegt. Gleich darauf

aber

aber wurde sie auch von der noch übrigen Seite, wo sie sich die gebührende Achtung vorbehalten hatte, beleidigt. Die Gerichtsbedienten verfolgten am Osterfeste dieses Jahres einen jungen Menschen, den sie gefangen nehmen sollten, aus einer Kirche, in welche er geflüchtet war, bis zu den Wagenbehältnissen der Königinn, und warfen ihm, da er sich an dieselben unbeweglich fest hielt, einen Strick um den Hals, um ihn davon loßzureißen oder gar zu erwürgen.

Sobald Christina davon Nachricht bekam, erklärte sie sich, daß sie bey dieser Gelegenheit dem Pabste zeigen wollte, sie werde sich nicht immer so verächtlich als bisher begegnen lassen. Sie ließ den Gerichtsdienern befehlen, den Gefangenen wieder auszuliefern: diese gehorchten auch; und sie ließ ihn in die Kirche zurückführen, aus welcher er entflohen war. Dem Päbstlichen Schazmeister, der das gerichtliche Verfahren angeordnet hatte, versicherte sie zugleich, daß sie bey der ersten Veranlassung noch mehr thun würde. Der Pabst sahe seiner Seits ihre Handlung als eine öffentliche Störung der Gerechtigkeit an, und ließ die beyden Personen, durch welche sie den Gefangenen in Freyheit gesezt hatte, zur Verantwortung vorladen. Allein sie lachte nur darüber, und schrieb folgende Zeilen an den Schazmeister, die jedermann bald auswendig wußte: „Sich „und Ihren Herrn entehren, das heißt jezt in Ihrem „Gerichte die Gerechtigkeit verwalten. Ich trage „viel Mitleiden mit Ihnen, und Sie werden mir „noch mehr erwecken, wenn Sie erst Cardinal seyn „werden. Unterdessen gebe ich Ihnen mein Wort, „daß diejenigen, welche Sie zum Tode verdammt ha„ben, wenn es Gott gefällt, noch eine Zeitlang le„ben

„ben werden: und wenn sie von ohngefähr eines an„dern als des natürlichen Todes sterben sollten, so „sollen sie nicht allein sterben.„ Christina wollte hierauf ihrer ganzen Hofstatt den Abschied geben, damit man nicht sagen möchte, sie erregte einen Aufstand, oder rüstete sich wider den Pabst; alle aber, die in ihren Diensten waren, baten sie so eifrig, sie darinne zu behalten, daß sie es ihnen nicht versagen konnte. Unterdessen blieb sie standhaft dabey, das, was sie gethan hatte, zu behaupten: sie ließ sich auch durch die zwey von dem Schatzmeister verurtheilten Personen öffentlich begleiten, ohne daß jemand dieselben angegriffen hätte. Nach vielen Erklärungen von beyden Seiten ließ sie dem Pabste folgenden Vergleich durch seinen Beichtvater vorschlagen: sie bäte ihn für sich und ihre Bedienten, die nichts ohne ihren ausdrücklichen Befehl gethan hätten, demüthig um Verzeihung, wenn er von ihnen jemals wäre beleidigt worden; ersuchte ihn aber Befehl zu geben, daß sie niemals wieder so sehr beschimpft würde, indem sie eher tausendmal sterben als solches leiden wollte. Der Pabst bewilligte alles; nur begehrte er durchaus, daß ihre beyden Diener gestraft werden sollten, und sie hingegen schützte sie desto mehr. Sie und viele andere glaubten, alles dieses geschehe nur deswegen, um sie aus Rom zu entfernen; sie sagte aber vor jedermann, daß sie ihren Feinden dieses Vergnügen nicht machen werde. Daher gieng sie von neuem, in Begleitung aller ihrer Hofbedienten, welche wohl bewaffnet waren, in die Kirche, und da ihr der Pabst ein Geschenck von seltnem Obste schickte, sagte sie: „Ich dencke nicht, daß „er mich durch sein Geschenck einzuschläfern hofft; „nein, nein, ich will gewiß auf meiner Hut seyn.„ Der Unwillen des Pabstes stieg immer höher; er

begnügte sich aber daran zu sagen: è Donna, es ist ein Frauenzimmer: ein Wort, das Christinen in diesem verächtlichen Ton ausgesprochen, so sehr als die schlimmsten Schmähworte ärgerte. Endlich nahm ihr der Pabst, um sie zu demüthigen oder zur Unterwerfung zu nöthigen, das Jahrgeld von 12000 Thalern, das sie so lange von der Päbstlichen Kammer genossen hatte.

Hierinne aber betrog sich Innocenz: denn Christina bediente sich eben dieses Mittels, sich über ihn selbst zu erheben. Sie schickte dem Cardinal Azzolini, der ihr diese Nachricht gegeben hatte, folgende Antwort: „Ich kann Ihnen versichern, „daß Sie mir die angenehmste Nachricht von der „Welt ertheilet haben, und ich beschwöre sie bey „der Liebe zu sich selbst, mir diese Gerechtigkeit wie„derfahren zu lassen. Gott, welcher das Innerste „meines Herzens kennt, weiß, daß ich nicht lüge. „Die 12000 Thaler, die mir der Pabst gab, waren „der einzige Schandflecken meines Lebens, und ich „nahm ihn von der Hand Gottes als die größte Be„schimpfung an, durch welche er meinen Stolz de„müthigen konnte. Ich sehe wohl, daß ich bey ihm „zu Gnaden gelangt bin, da er mir die sonderbare „Gnade erzeigt, mir dieselben auf eine so rühmliche „Art zu entziehen. Gott hat mich bey dieser Gele„genheit für das Wenige belohnt, was ich nach sei„ner Eingebung für ihn gethan habe. Ich entsage „in dieser Welt jeder andern Belohnung. Diese Gna„de, welche er mir erwiesen hat, ist tausend Königrei„che werth: und ich bitte ihn, mich vor der Eitelkeit „zu bewahren, von der ich bey einer so schönen „Veranlassung versucht werde. Nur dieses einzige „bedaure ich, daß man mir nicht monathlich hun„dert

„dert tausend Thaler hat entziehen können, die für „den Kayser eine des Pabstes würdige Hülfe seyn „würden: ich hätte alsdenn ein größeres Verdienst, „um mich zu freuen. Allein der Pabst entzieht mir „nichts; er nimmt es nur vielen Leuten, die es mehr „bedürfen als ich. Ich bitte Sie, dem Pabste und „dem Cardinal Cibo in meinem Nahmen für die „Gnade zu dancken, daß sie mich dieser Verbindlich„keit entledigt haben. Ich war allein, als mir Ihr „Briefchen gebracht wurde. Ich hätte in diesem „Augenblicke gewünscht, daß die ganze Welt in mei„nem Herzen die Freude sehen möchte, mit der es „mich erfüllt hat; allein Gott weiß es, und dieses ist „genug. Bitten Sie ihn für mich, daß er mich „vor der Eitelkeit verwahre, die aus den Gesinnun„gen entstehen, welche er mir eingiebt. Ich ge„traue mir zu sagen, daß sie seiner würdig sind, und „daß er mir heute eine der ausnehmendesten Gna„denbezeigungen erwiesen hat, mit denen er mein „Leben überhäufft hat.„ Noch über dieses ließ sie dem Pabste durch den Cardinal Cibo für diese Gnade Danck abstatten, die sie zu erheben nicht Worte genug finden konnte.

Ohne auf die andächtigen Gesinnungen zu sehen, die sie vielleicht bey dieser Gelegenheit stärcker abgeschildert als empfunden hat, ist es schon begreiflich genug, wie sehr ihrem edeln Stolze die Verbindlichkeit wegen eines mäßigen Jahrgeldes von einem Fürsten, wie der Pabst war, zur Last gefallen seyn müsse. Sie schien um diese Zeit, gegen die Mitte des Jahrs 1687. einen gleich starcken Widerwillen gegen Franckreich und den Pabst zu hegen. Zwar wünschte sie ungemein in einem Briefe, daß Franckreich irgend einen empfindlichen Verdruß leiden

möchte; „aber noch mehr, und so sehr als meine „Seeligkeit, sagte sie, wünsche ich noch vor meinem „Tode einen großen und würdigen Pabst auf dem „Römischen Throne zu sehen, und mein Vertrauen „zu Gott ist so groß, daß ich hoffe, er werde mir „diese Gnade erzeigen. Es ist seiner Ehre daran „gelegen, und ich glaube nicht, daß er seine Kirche „in ihrer jezigen Verwüstung verlassen werde.„ Doch mit Franckreich wurde ihre alte Freundschaft eben durch diese Händel mit dem Pabste, plözlich wieder hergestellt. Ludwig der Vierzehnte behauptete die Quartiersfreyheit seines Gesandten mit so vieler Heftigkeit, daß er gegen das Ende des Jahrs 1687. den Marquis von Lavardin mit einigen hundert Kriegsbedienten und Soldaten nach Rom schickte, um dem Pabste Troz zu bieten. Dieser Gesandte war gegen Christinen im Nahmen seines Hofs sehr zuvorkommend an höflichen Anträgen; sie vereinigte sich daher mit demselben gegen ihren gemeinschaftlichen Feind: und nur eine solche Absicht konnte vermuthlich einen so eingewurzelten Widerwillen ausrotten. Die Königinn erbot sich auch zu einem Vergleiche mit dem Pabste, wenn er ohne Nachtheil ihrer Ehre geschlossen werden könnte; aber dieser gab niemals im geringsten nach, und beyde sind unter diesen Umständen gestorben. Sie verlangte sogar ihre völlige Quartiersfreyheit wieder, weil der Spanische Gesandte, da er die Standhaftigkeit des Französischen Hofs sah, eben dieses begehrt hatte, und sie schrieb im Jahr 1688. an ihren Statthalter: „Ich bin hier, wie ehemals Cä„sar, in den Händen der Seeräuber: nach seinem „Beyspiele drohe ich ihnen, und sie fürchten mich „mehr, als Sie sich es einbilden können.„

Nach

Noch vollkommener sieht man ihre damalige Denckungsart aus einem Briefe vom Jahr 1687. an die berühmte Scüdery, die sich durch einen zu ihrer Zeit glänzenden Witz längst Christinens Hochachtung erworben hatte. „Sie müssen wissen, „schreibt sie an dieselbe, daß ich, seitdem Sie mich „gesehen haben, gar nicht schöner geworden bin. „Ich habe alle meine guten und schlimmen Eigen„schaften so völlig und lebhaft beybehalten, als sie „jemals gewesen sind. Ohngeachtet der Schmeiche„ley bin ich noch immer mit meiner Person eben so „unzufrieden als sonst. Ich beneide niemanden um „Glück, weitläuftige Staaten und Schätze; aber „ich möchte mich gerne durch Verdienst und Tugend „über alle Sterbliche erheben: und dieses macht „mich mißvergnügt über mich selbst. Meine Ge„sundheit ist übrigens vollkommen, und wird so „lange dauern als es Gott gefällt. Ich habe von „Natur eine sehr starcke Abneigung gegen das Alter, „und ich weiß nicht, wie ich mich an dasselbe werde „gewöhnen können. Hätte man mir die Wahl zwi„schen demselben und dem Tode gelassen, so glaube „ich, daß ich ohne Bedencken den leztern würde ge„wählt haben. Doch da man uns darüber nicht zu „Rathe zieht, so habe ich mich daran gewöhnt, ver„gnügt zu leben. Daher beunruhigt mich auch der „Todt nicht, der sich nähert, und seinen Augenblick „niemals verfehlt. Ich erwarte ihn, ohne ihn zu „begehren, und ohne ihn zu fürchten.„ Nach einigen Lobsprüchen, welche sie diesem Frauenzimmer giebt, setzt sie hinzu: „Salie haben Sie, die Sie „so gut schreiben, den Prinzen von Conde sterben „lassen können, ohne etwas in Versen oder in Prose „auf ihn zu verfertigen? Was vor ein Verlust für „Franckreich. — — Ich wenigstens habe ihn so

„sehr bedauert, als jemand von den Seinigen, „und ich verurtheile Sie dazu, etwas aufzusezen, „das eines Helden von einem so ausnehmenden und „außerordentlichen Verdienste würdig sey. Mir „däucht, es sey eines der gröſten Vergnügen des „Lebens, dasjenige gut zu loben, was gelobt zu „werden verdienet.„ Aber auch eines der schwersten, könnte man hinzusezen, wenn dieses Lob öffentlich erscheinen soll.

Im Jahr 1688. schickte Christina den jungen Marquis del Monte nach Schweden, weil sie sich immer noch über die üble Verwaltung mancher Einnehmer und anderer Bedienten in ihren Ländereyen, auch über die Eingriffe der Krone in ihre Rechte, beklagte. Zugleich ließ sie es durch ihn noch einmal versuchen, ob sie nicht gegen das ihr angewiesene Gebiet den unumschränckten Besiz von Bremen erhalten könnte. Sie hatte ihn, eben nicht nach seiner Neigung, mit der reichen und tugendhaften Tochter des Monaldeschi, der auf ihren Befehl hingerichtet worden war, verheyrathet. Da er in Schweden war, starb sein Vater zu Rom, und die Königinn, die ihn ungemein bedauerte, tröstete den Sohn unter vielen Lobsprüchen des Vaters. Sie ließ bey dieser Gelegenheit viele Andacht blicken, und schrieb unter andern an den jungen Marquis: „Es ist mir leid, daß Sie ohne „Messe sind; aber man findet Gott überall, und er „allein ist zu allem hinlänglich: jedes andere, so gut „es auch seyn mag, ist ohne ihn nichts. Erin„nern Sie sich, daß wir alle wie Schatten ver„schwinden werden.„ Uebrigens suchte sie diesen Marquis zu einem eben so geübten Staatsbedienten zu machen, als sein Vater gewesen war, und

hatte

hatte die größte Hoffnung, daß er es werden würde. Ohngeachtet der Fehler, die sie an ihm bestrafte, vertraucte sie ihm schon fast alles. Sie befohl ihm, ihr höchstes Recht an die Schwedische Krone zu behaupten; versicherte, daß sie wohl dereinst den König von Schweden wegen seiner Undanckbarkeit und Ungerechtigkeit gegen sie zur Reue bringen dürfte, und gestand, daß sie immer gerne fortlaufende Händel mit Schweden haben möchte: vermuthlich, um das Andencken ihrer Rechte in diesem Reiche immer zu erneuern, und um sich für das Betragen zu rächen, über welches sie sich beschwerte. Gleichwohl liebte sie ihr Vaterland, und bezeigte eben diesem Marquis, daß sie demselben tausend Leben aufopfern, auch zu aller Zeit, wenn es nöthig seyn würde, dahin reisen wollte; obgleich der bloße Gedancke Rom zu verlassen, ihr das Herz durchdringe.

Rom war es jedoch allein, keineswegs der Pabst und sein Hof, die ihr diesen Aufenthalt so angenehm machten. Sie meldete ihrem Gesandten: „Der „Pabst ist verhaßter, als irgend jemand, und was „noch schlimmer ist, er wird auch von jedermann „verachtet.„ In einem andern Briefe versicherte sie, daß sie nur noch ein Ueberrest von Ehrerbietung gegen den heiligen Stuhl gehindert habe, sich zu rächen; daß sie aber eben diese Ehrerbietung zu solchen Entschließungen bringen dürfte, über welche die Nachwelt erstaunen würde. Wenn man dem Bischof Burnet, der im Jahr 1687. zu Rom war, glauben darf, so machte sich Christina mit aller Freyheit über die Päbste lustig. „Die Kirche, „sagte sie zu ihm, muß wohl von dem heiligen Gei„ste regiert werden. Denn ich habe, seitdem ich zu

„Rom bin, vier Päbſte geſehen, und ich ſchwöre, „daß keiner von dieſen vieren den geſunden Men„ſchenverſtand gehabt hat. Ich bin Zeuginn, daß „ſie recht im buchſtäblichen Verſtande die erſten und „die lezten unter den Menſchen geweſen ſind.„ Es iſt wohl gewiß, daß Innocenz der Eilfte kein ſo ſehr verächtlicher Pabſt war; allein er hatte Chriſtinen beleidigt, und bey aller tugendhaften Strenge ſahe man ihn doch nur vor einen ungelehrten und ſtörriſchen Geiſtlichen an. Chriſtina ſpottete ſeiner und ſeiner Regierung noch in andern Briefen; allein ſie ſezte hinzu: „Rom iſt der einzige Phoenix, „welcher immer ſchöner und größer, als er vorher „war, aus ſeiner Aſche hervorſteigt, und Sie wer„den dieſe Vorherſagung erfüllt ſehen.„ Allerdings hat ſich das geiſtliche Rom bis auf die neueſten Zeiten mehrmals, wenn es ſeiner Unterdrückung nahe zu ſeyn ſchien, durch Mittel, die ihm allein eigen ſind, ſo glücklich gerettet, daß es bey nahe nichts von ſeinem äußern Schimmer verloren hat; aber an innerer Stärcke hat es deſto mehr eingebüßt, und ſeine gänzliche Entkräftung iſt wohl, ohngeachtet dieſer Vorherſagung, nicht mehr weit entfernt.

Ueberhaupt war Chriſtina in dieſer ſcharfſichtigen Kunſt, mit großer Wahrſcheinlichkeit Blicke in die Zukunft zu werfen, ſehr weit gekommen. Sie beurtheilte oft die Veränderungen und den Ausgang der Kriege, das Verhalten der Fürſten und anderer großen Männer ſo richtig, daß diejenigen darüber erſtaunten, welche nicht wußten, wie leicht es einer ſehr geübten Staatsklugheit ſey, tief in die Ferne zu ſehen. So ſagte ſie es mehr als drey Jahre voraus, daß Jacob der Zweyte,

König von England, seine Krone verlieren würde: und im Jahr 1688, da diese große Staatsveränderung ihren Anfang nahm, behauptete sie sogleich, daß der Prinz Wilhelm von Oranien allein und beständig König von England bleiben würde; daß England und Holland nunmehro vereinigt, gar bald ganz Europa zittern machen, und demselben auf dem festen Lande und zur See harte Gesetze vorschreiben würden. Der Charakter und die ganze Aufführung dieser beyden Fürsten zeigten ihr alle daraus zu erwartende Folgen; zumal wenn jene mit dem Zustande der Europäischen Länder in Vergleichung gebracht wurden. Daher sagte sie von Jacob dem Zweyten: „Die Verfolgung der Hugonotten in Franck„reich ist der unglücklichste Streich für diesen armen „Fürsten gewesen, der zu abergläubisch für die Re„ligion eifernd, zu arm an Staatsklugheit war, und „sich dadurch zu Grunde gerichtet hat, weil er sich „durch das verwünschte Geschlecht der Jesuiten und „Mönche regieren ließ, welche allemal alles verder„ben, worein sie sich mengen.„ An den Prinzen von Oranien hingegen schrieb sie schon im Anfange des Jahrs 1689, um ihn zur Gnade gegen den Grafen d'Adda, (welches vermuthlich der Päbstliche Nuncius in England war,) und gegen die Römischcatholischen in diesem Reiche, zu bewegen: sie versicherte ihn bey dieser Gelegenheit ihrer Hochachtung und Bewunderung.

Ohngeachtet ihrer ungemeinen Liebe gegen Rom, welche sie daselbst zurückhielt, machten sie doch ihre Händel mit dem Pabste in diesen Jahren geneigter seine Hauptstadt zu verlassen. Dazu kamen auch die Absichten ihres Statthalters Olivekrans. Dieser sahe es ungerne, daß der Cardinal Azzolini, wie

es völlig zu vermuthen war, ihr Erbe seyn sollte: er hoffte desto größere Vortheile, wenn der Churfürst von Brandenburg, welcher Geschwisterkind mit Christinen war, diese reiche Verlassenschaft erhalten könnte; daher gab er demselben eine nähere Veranlassung, sich darum zu bewerben. Der Churfürst Friedrich Wilhelm schickte gegen das Ende des Jahrs 1687. seinen Kammerherrn, den Baron Dobrzinski, unter dem Vorwande einer Lustreise nach Rom, der ihr prächtige Geschencke und zugleich die Versicherung brachte, der Churfürst nehme so viel Antheil an dem Mißvergnügen, welches sie zu Rom ausstünde, daß sie allemal in seinen Staaten eine sichere und angenehme Zuflucht finden könnte. Christinen gefiel dieses Anerbieten: sie machte es auch öffentlich bekannt, damit man sehen möchte, daß es ihr nicht an Freunden fehle. Sie bat sogar den Churfürsten, ihr hundert Officiers zu ihrer Sicherheit zu schicken; doch stand sie von diesem Verlangen wieder ab, nachdem sie sich mit dem Französischen Gesandten verglichen hatte, der ein so starckes gewafnetes Gefolge auch zu ihrer Bedeckung hatte. Die Unterhandlung selbst zwischen ihr und dem Churfürsten nahm einen glücklichen Lauf. Dobrzinski brachte den alten Marquis del Monte, der ein heftiger Feind des Cardinals Azzolini war, auf seine Seite. Die Königinn war auch schon mehr als einmal im Begrif, sich gänzlich zu entschließen; allein sie änderte sich, wenn sie weniger erbittert gegen den Pabst war, und es wurde ihr von neuem schwer, Rom zu verlassen. Als der Churfürst im Jahr 1688. gestorben war, ließ Christina seinem Sohne den Vorschlag thun, ihr den unumschränckten Besiz des Herzogthums Cleve zu überlassen; weil ihre Ehre, wie sie sagte, ihr nicht erlaubte, an

einem

einem Orte zu leben, der nicht ganz von ihren Befehlen abhienge, außer zu Rom. Der Churfürst Friedrich der Dritte entschuldigte sich zwar, daß er ihr die uneingeschränckte Herrschaft dieses Landes nicht zugestehen könnte; dagegen aber erbot er sich, daß sie nebst ihrem Hofe vollkommen unabhängig leben, eine Leibwache von zweyhundert Mann haben, und ein Jahrgeld von funfzehn tausend Thalern genießen sollte. Damit schien die Königinn nicht unzufrieden zu seyn; doch der Todt des Marquis del Monte unterbrach und schwächte zugleich diese Unterhandlung. Sie würde abermals lebhaft geworden seyn, wenn Christina ihren Vorsaz nach Deutschland zu reisen ausgeführt hätte; oder wenn Olivekrans, der schon auf dem Wege nach Rom war, vor ihrem Tode daselbst angelangt wäre.

Unterdessen hatte sich Christina seit dem Jahr 1687 bemüht, einen gewissen Franzosen, von Bremond, der sich lange in den Vereinigten Niederlanden aufgehalten hatte, und zu einer beständigen Verbannung aus seinem Vaterlande genöthigt war, zu ihrem Residenten im Haag zu bestellen, auch zugleich eine Catholische Capelle daselbst in seiner Wohnung aufzurichten. Allein die Generalstaaten weigerten sich, ihn in dieser Würde zu erkennen, weil er ihnen, zumal bey dem mit Franckreich im Jahr 1688 ausbrechendem Kriege, verdächtig war. Christina nahm zwar diesen Entschluß nicht sehr übel auf, weil sie die Behutsamkeit der Regierung zu einer solchen Zeit nicht tadeln konnte; dennoch aber wollte sie derselben zu verstehen geben, daß sie auch wider ihren Willen ein Mittel hätte finden können, ihre Absicht zu erreichen. „Ich erkenne meinen Fehler, schrieb „sie im Anfange des Jahrs 1689 an die General-

„staaten,

„staaten, daß ich diesen Entschluß zu einer Zeit ge„faßt habe, da der Ruhm und das Glück meinen „Vetter, den Herrn Prinzen von Oranien, von ih„nen entfernet haben: sein Ansehen würde mir „vielleicht diese Gefälligkeit von Ihnen verschafft „haben.„

Gleich darauf bekam sie die erste Ankündigung ihres nahen Todes durch eine gefährliche Kranckheit. Sie überstand zwar dieselbe zur allgemeinen Freude von Rom, wo sie sehr beliebt war; besonders auch wegen ihres großen Aufwandes, der ohngefähr vierhundert Personen ernährte. Aber in kurzem traf sie ein härterer Rückfall. Sie bereitete sich sogleich unerschrocken zu ihrem Ende, ließ den Pabst wegen der empfindlichen Ausdrücke, die sie gegen ihn gebraucht haben mochte, um Verzeihung bitten, erhielt seine feyerliche Vergebung, und unterzeichnete noch ihr Testament, das ihr der Cardinal Azzolini darreichte, an welchem er auch zu seinem Vortheile gearbeitet hatte. So starb sie unter dem Zureden eines Carmelitermönchs, auf eine heitere und sanfte Art, am 19 April des Jahrs 1689.

In ihrem Testamente verordnete sie zwar, daß sie ohne alles Gepränge begraben werden, und daß man auf ihr Grab nur folgende Aufschrift setzen sollte: D. O. M. Vixit Christina Annos LXIII. „Chri„stina hat 63 Jahre gelebt.„ Allein der Pabst ließ ihr gleichwohl ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Zween seiner Nachfolger aber, Innocenz der Zwölfte und Clemens der Eilfte, ließen ihr in der Peterskirche, wo sie begraben wurde, ein kostbares Grabmahl, mit ihrem Brustbilde und einer Aufschrift zu ihrer Ehre, errichten. Sie hatte außerdem befoh-

befohlen, daß man nach ihrem Tode für die Ruhe ihrer Seele 20000 Messen und nach einer unaufhörlich dauernden Stiftung täglich drey derselben in der Peterskirche lesen sollte. Vermuthlich hatte die Begierde, vor eine eifrige Römischcatholische angesehen zu werden, an diesem Befehle so vielen Antheil, als die Andacht: es wird ihm auch an der Erfüllung nicht gefehlt haben, da die Geistlichkeit dafür bezahlt worden ist.

Den Cardinal Azzolini ernannte sie wegen seiner treuen und langen Dienste zu ihrem Haupterben. Sie dachte in ihrem Testamente nicht einmal an den König von Schweden und an dieses Reich, das darinne vor allen hätte genannt werden sollen: ihr Mißvergnügen über beyde begleitete sie auch ins Grab. Dem Churfürsten von Brandenburg vermachte sie nur ein schönes Gemählde, das er nicht annahm, und er sowohl als der König von Schweden suchten vergebens ihre Ansprüche auf Christinens Verlassenschaft zu behaupten. Azzolini starb zween Monathe nach ihr: darauf fiel diese Erbschaft, deren Werth gegen eine halbe Million Thaler betrug, an seinen Neffen; der jedoch wegen der großen Vermächtnisse, die er auszuzahlen schuldig war, und wegen anderer Ursachen, weit weniger davon am Ende besaß. Die vortreffliche Bibliothek der Königinn kaufte dergleich folgende Pabst Alexander der Achte: neunhundert Handschriften aus derselben kamen in die Vaticanische Büchersammlung; das übrige blieb in der Familie des Pabstes Ottoboni, in deren Palaste zu Rom man noch sieben tausend Bände von derselben sieht. Ihre Sammlung von Münzen, Bildsäulen, Gemählden und geschnittenen Steinen war unschäzbar: der größte und seltenste Theil davon kam

aus

aus dem Alterthum; in den Gemählden aber bewunderte man die Kunst eines Raphael, Corregio, Paolo Veroneſe und anderer großen Meiſter, ſo wie an einigen Bildſäulen den Ritter Bernini. Alle dieſe Schätze kaufte ein Neffe Innocenz des Eilften, aus dem Hauſe Odeſcalchi, ſehr unter ihrem Werthe, für 153000 Thaler. Der Herzog Philipp von Orleans, Regent von Franckreich, bezahlte im Jahr 1722 nur für 250 dieſer Gemählde 90000 Römiſche Thaler, und ließ ſie in den Königlichen Palaſt nach Paris bringen. Auch in andere Gegenden wurden manche Stücke dieſer großen Sammlung zerſtreuet. Man kann ſich von derſelben einigen Begriff aus zwey Wercken machen. Das eine enthält einen großen Theil der alten Münzen, welche Chriſtinen gehörten, und iſt mit der Aufſchrift, Numophylacium Reginae Chriſtinae von Havercampen, im Jahr 1742 im Haag in einem Foliobande herausgegeben worden. In dem andern, das den Titel Muſeum Odescalcum, (Rom 1747 zwey Bände in fol.) führt, ſind viele ihrer auserleſenſten geſchnittenen Steine abgebildet.

Chriſtina, welche die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte ſo ſehr liebte und kannte, hat auch Schriften hinterlaſſen, die ihrer würdig ſind; obgleich nicht in der Abſicht, daß ſie gedruckt werden ſollten. Eine darunter heißt eine Arbeit ihrer müßigen Stunden, und beſteht aus einer Reihe von faſt zwölfhundert vermiſchten Gedancken, Betrachtungen und Sentenzen. Man kann ſie zwar nicht durchgehends mit den Maximen des Rochefoucauld vergleichen: denn viele derſelben ſind zu gemein und zu bekannt, außerdem auch zu nachläßig als die erſten Einfälle, nur für ſich hingeworfen. Aber eine große Anzahl davon iſt doch

ein

ein Denckmal ihrer Scharfsinnigkeit, und ein fruchtbares Feld zum Nachdencken. Man wird vielleicht einige dieser kurz und bündig ausgedrückten Gedancken nicht ungerne lesen. „Die kleinsten Staaten, „sagt Christina, begreifen genug in sich, um die Fähigkeit der größten Männer zu beschäftigen. — „Die Kunst sich zu rächen, ist wenig bekannt. — „Die Verachtung rächt ein großes Herz am edelsten. — Sich durch die Beschützung der Unterdrückten rächen, ist eine edle und rühmliche Rache. — „Es ist eine Art von Vergnügen, die Undanckbarkeit auszustehen; aber dieses Vergnügen können „nur große Seelen empfinden. — Wer die seltene „Kunst besizt, die Menschen durchzuschauen, ist fähig zu regieren. — Die Menschen lieben ihre „Fehler fast eben so sehr, als ihre guten Eigenschaften. — Die Menschen werden niemals anders „als durch sich selbst betrogen. — Alles, was man „will, muß man starck wollen. — Man altert „mehr durch Trägheit als durch zunehmende Jahre. — Diejenigen, welche vor Freunde der ganzen „Welt angesehen seyn wollen, sind es von niemanden. — Die Ruhe ist die größte von allen Angelegenheiten. — Einen Feind verlieren, ist ein weit „größerer Verlust als man glaubt. — Man muß „niemals mit sich selbst zufrieden seyn, so sehr auch „andere mit uns zufrieden zu seyn scheinen. — „Große Seelen sind des Unwillens, aber nicht des „Hasses fähig. — Man ist immer so glücklich und so „unglücklich, als man es zu seyn glaubt.„ Dieser lezte Saz ist gerade das Gegentheil von einem andern, den Rochefoucauld vorgetragen hat, und der richtiger zu seyn scheinet. Ueberhaupt aber sind unter diesen Betrachtungen der Königinn, welche sie im Jahr 1680 niederschrieb, viele mehr witzige als wahre,

wahre, oder gewinnen wenigstens durch ihre Wendung und durch zugespizte Gegensäze, eine fremde, unnatürliche Gestalt. Nichts steht darunter gezwungener, als gewisse Ausbrüche des Eifers für den Pabst und seine Kirche; und wenn Christina fragt: Wie kann man ein Christ seyn, ohne ein Catholik zu seyn? so läuft dieses ohngefähr auf die verwundernde Frage der Pariser hinaus: Wie ist es möglich, daß man ein Persianer seyn kann?

Ein anderer von Christinens Aufsätzen enthält Betrachtungen über das Leben und die Thaten Alexanders des Großen. Sie stellt diesen König als das Muster aller Fürsten vor, mit dem kein anderer verglichen werden könnte. Er war im eigentlichen Verstande ihr Held: und bey ihrer ungemeinen Neigung zu außerordentlichen, bewundernswürdigen Thaten, konnte es auch nicht leicht ein anderer werden. Man muß gestehen, daß sie seine großen Eigenschaften und Tugenden sehr wohl gekannt und eben so geschickt zu preisen gewußt habe. Seine nicht geringern Fehler verschweigt sie zwar keineswegs; allein sie verringert und entschuldiget dieselben bisweilen mit einer zu partheyischen Kunst: wie unter andern die Ermordung des Clitus; und einen der größten darunter, seine wilde Eroberungssucht, die von einer unersättlichen, übelverstandenen Ruhmbegierde genährt wurde, diesen vergißt sie ganz und gar. Nach Alexandern war niemand größer in Christinens Augen als Julius Cäsar. Daher kommen ihre Betrachtungen über das Leben und die Handlungen des Cäsar, die, wie alle ihre Schriften, Französisch abgefaßt, aber lange nicht vollendet sind. Ihre Absicht war darinne hauptsächlich, diesen großen Mann gegen den fast allge-

allgemeinen Vorwurf zu vertheidigen, daß er undanckbar und grausam sein freyes Vaterland sich unterwürfig gemacht habe. Schwerlich läßt sich diese That des Cäsar rechtfertigen; wenn man gleich viel zu seiner Entschuldigung, und wider Rom selbst besonders dieses sagen kann, daß es damals verdient und gleichsam darnach getrachtet habe, seine Freyheit zu verlieren. Christina ist nicht so weit in diesen Betrachtungen gekommen, um sich darüber zu erklären; vermuthlich aber würde sie, außer der gedachten Anmerckung, auch auf die großen Vortheile gedrungen haben, die Rom zu Cäsars Zeit von der höchsten und beständigen Gewalt eines einzigen solchen Mannes erwarten konnte. Diese Betrachtungen sind übrigens noch nachläßiger geschrieben, als die ersteren über den Macedonischen Helden; sie sind auch wegen ihrer Unvollständigkeit weniger lesenswürdig. Das seltsamste Urtheil, das man darinne findet, enthält die folgende Stelle: „Man war noch nicht darauf gefallen, die Ehre der „Menschen in diejenigen Theile des Leibes zu sezen, „wo die weise Natur der Schaam ihre Wohnung „angewiesen hat, und man war noch nicht so ge„wissenhaft; vielmehr war es damals menschliche „Weisheit, seinen Begierden nichts zu versagen. „Ich verzeihe es daher dem Cäsar, daß er nicht „keusch gewesen ist, weil er das Gelübde der Keusch„heit nicht gethan hatte.„ Solche Einfälle können wohl zu tausenden durch den Kopf gehen, oder höchstens zur Belustigung einer Gesellschaft dienen; aber sie aufzuschreiben, ist für sie eine zu große Ehre.

Unter der Aufschrift, Gesinnungen und merckwürdige Reden der Königinn Christina, lieset man abermals ohngefähr fünfhundert einzeln ausgedrückte

gedrückte Gedancken, die mit den oben beschriebenen von ähnlichem Werthe, zum Theil auch von einerley Inhalte, selbst bis auf die Worte, sind. Es ist das lezte Werk der Königinn: vieles ist in demselben freymüthig, neu und mit großer Einsicht gesagt; allein fast eben so vieles kann man nur dazu gebrauchen, seine Beurtheilungskraft daran zu üben. Eine kurze Reihe von Beyspielen wird dieses beweisen. „Jeder Mensch, der den Todt fürchtet, ist, „nach Christinens Meinung, keiner großen That „fähig. — Die Verzweiflung ist die Würckung „der Eitelkeit und der Schwachheit. — Man be„reuet es niemals, Beleidigungen vergeben zu ha„ben; aber fast immer bereuet man es, sie bestraft „zu haben, so gerecht auch diese Bestrafung seyn „mag. — Der Todt des Cäsar war Roms gröss„tes Unglück. Die Freygebigkeit würde die schön„ste von allen Tugenden seyn, wenn sie sich nicht „selbst zu Grunde richtete. — Um in dieser und in „jener Welt glückseelig zu seyn, muß man alles zu „entbehren wissen, was nicht Gott ist. — Das „Spiel ist unter allen Arten die Zeit zu verlieren, „die unschuldigste. — Das Geschlecht des Frauen„zimmers verursacht viele Verlegenheit, und ist ein „sehr großes Hinderniß der Tugend und des Ver„dienstes; dieser Fehler der Natur ist der größte, „den man haben kann; er ist fast unverbesserlich, „und wenige Personen haben sich mit Ehren aus „dieser Verlegenheit gezogen. — Das Frauen„zimmer verheyrathet sich nur, um sich in Freyheit „zu sezen, und will lieber einen alten Mann, als „gar keinen haben. — Es gehört mehr Muth dazu, „sich den Unglücksfällen der Ehe auszusezen, als de„nen, die im Kriege bevorstehen. — Man muß „gut bezahlen, gut belohnen, und gut züchtigen: die-

ses

„ses ist das Mittel, sich überall Gehorsam zu ver-
„schaffen. — Wenn man selbst keinen Krieg zu
„führen hat, so muß man die Jugend und die Sol-
„daten denselben überall aufsuchen lassen. — Man
„muß sich der Gelehrten als lebendiger Bücher-
„sammlungen zu bedienen wissen, sie hochschätzen,
„freygebig gegen sie seyn, sie gebrauchen, und sie
„über das, was sie wissen, zu Rathe ziehen; man
„muß aber wissen, daß sie außer diesem allen or-
„dentlich sehr armseelige Leute sind, wenn sie in der
„Welt und zu Geschäften genüzt werden sollen. —
„Die Vorschrift, Mensch, kenne dich selbst! ist
„nicht die Quelle der Weisheit; sondern vielmehr
„unsers Elendes. — Der größte Nutzen, den man
„aus dem Studieren und aus den Wissenschaften
„ziehen kann, ist dieser, daß man sich in den Stand
„sezt, nichts zu bewundern, und über nichts zu er-
„staunen. — Alle jene eingebildete Begriffe von
„Vaterland, Freyheit, Ruhm, Glück und Ehrgeiz,
„welche so viele große Männer zu so schönen und
„großen Thaten gebracht haben, sind würcklich nichts
„als Träume wachender Menschen.„ — — So
viele von diesen Gedancken auch mißlungen seyn
möchten; so ist es doch immer schön und nüzlich,
häuffige solche Versuche im Dencken anzustellen, und
sie zu seinen eigenen Diensten aufzubewahren.

Auch ein Italiänisches Schäferspiel, Endymion, wird gewissermaaßen unter Christinens Schriften gerechnet. Sie machte den Entwurf zu demselben, verfertigte einzelne Verse und Strophen darinne, und gab überhaupt viele poetische Farben zu demselben her. Der berühmte Alexander Guidi aber führte es zu einem dramatischen Stücke von einer neuen Art aus, in welchem, wie Kenner geurtheilt

haben, die Liebe der Diana und des Endymion mit gleicher Kunst und Würde abgebildet worden ist.

Endlich hat man einige Schriften von Christinen über ihre eigene Geschichte. Die vornehmste darunter ist ihre Lebensbeschreibung, die sie im Jahr 1681 angefangen, aber nicht einmal bis zum Antritte ihrer Regierung fortgeführet hat. Sie hat dieselbe Gott gewiedmet, den sie öfters darinne anredet, um ein Bekenntniß ihrer Danckbarkeit, ihrer Fehler, und ihrer Gesinnungen überhaupt gegen denselben, abzulegen. Dieser andächtige Ton, in welchem sie schreibt, scheinet zwar desto mehr Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß zu versprechen, die auch an vielen Stellen sichtbar sind; aber daß es nicht die vortheilhafteste Gestalt sey, die sie ihrer Lebensbeschreibung hätte ertheilen können, sieht man eben aus der Bemühung, alles auf die Religion zurück zu führen. Für diese war sie damals sehr eingenommen; allein die Leser sollen glauben, daß sie es fast in ihrem ganzen Leben eben so sehr gewesen sey: daher giebt sie sich Gesinnungen, die man in ihrer Geschichte nicht finden kann. Sie wird auch sonst hin und wieder partheyisch für sich und ihre Freunde: wer anders als sie hätte daran nur dencken können, den Cardinal Azzolini dem Großkanzler Oxenstierna vorzuziehen? Und vielleicht findet man es auch nicht anständig genug, daß sie Gott viele Kleinigkeiten ihres Lebens vorsagt; daß sie hingegen so oft von dem großen Gustav, und von andern großen Männern vor demjenigen spricht, vor dem man nichts groß nennen darf, so bald man ihn gleichsam zum Zeugen der Erzählung erbeten hat.

Gleich-

Gleichwohl ist diese Lebensbeschreibung der lesenswürdigste unter allen ihren Aufsätzen. Außer dem Gebrauche, den ich bereits von derselben gemacht habe, dürfen auch zwo Stellen daraus hier nicht fehlen, die ihre Denckungsart und ihre Neigungen lebhafter als andere abschildern. „Ich dancke dir, o Herr, „schreibt sie in der ersten derselben, daß du mich ei„ne Frauensperson hast gebohren werden lassen: „und dieses desto mehr, da du mir die Gnade er„zeigt hast, keine von den Schwachheiten meines „Geschlechts in meine Seele übergehen zu lassen, „die du vielmehr durch deine Gnade eben so wohl „als meinen übrigen Leib ganz männlich gemacht „hast. Du hast dich meines Geschlechts bedient, „um mich vor den Lastern und Ausschweifungen des „Landes, in welchem ich gebohren wurde, zu bewahren: und nachdem du mich zu dem schwächsten „Geschlechte verurtheilt hattest, hast du mich von „allen gewöhnlichen Schwachheiten desselben befreyen „wollen. Du hast mich auch aus der großen Abhängigkeit meines Geschlechts gezogen, indem du „mich auf einem Throne hast gebohren werden lassen, „auf welchem ich ganz allein gebieten sollte. Du „hast mir auch von meiner Kindheit an die Vortheile dieser so großen Unabhängigkeit zeigen wollen, „die ich beyzubehalten gewußt habe, und die ich bis „an den Todt beybehalten werde. Hättest du mich „eine Mannsperson werden lassen, so würden mich „vielleicht die Gewohnheit und das Beyspiel ver„dorben haben. Ich würde vielleicht, wie so viele „andere, alle Tugenden und Gaben, die du mir ge„geben hast, im Wein ersäuft haben. Vielleicht „hätte mich meine hizige und ungestüme Gemüthsart in den unzüchtigen Umgang mit Frauenspersonen gestürzt, vor welchem ich mich schwerer ge-

„hütet haben würde. Dieser beugsame Geist — —
„den du mir gegeben hast, und welcher macht, daß
„ich mich nach allen Nationen, mit welchen ich le-
„be, so leicht richte, würde vielleicht endlich die
„gräuliche Abneigung überwunden haben, die ich
„gegen den Wein und die Trunckenheit habe: und
„an Statt meine Unterthanen von diesen abscheuli-
„chen Lastern abzuziehen, hätte ich mich vielleicht
„nach und nach an ihre Fehler gewöhnt, um mich
„bey ihnen beliebter zu machen.„

In der andern Stelle gesteht Christina ihre Fehler. „Ich war, sagt sie, mißtrauisch, argwöh-
„nisch, und über dieses bis zur Ausschweifung ehr-
„geizig. Ich war zornig und ungestüm, stolz und
„ungeduldig, zur Verachtung anderer und zum
„Spotte geneigt. Ich schonte keines Menschen:
„und diese Fehler haben sich, an Statt mit den
„Jahren und mit dem Glücke vermindert zu werden,
„so sehr vermehrt, daß ich deutlich genug daraus
„gesehen habe, sie seyen von meiner Person, nicht
„von meinem Glücke entstanden. Dabey war die-
„ses etwas sehr neues, daß ich diese Fehler weit leb-
„hafter und stärcker im Unglücke als im Glücke ge-
„fühlt habe. Denn es scheint, daß die Stille des
„Glücks die wilden Thiere gewissermaaßen besänf-
„tige und einschläfere; an Statt daß das Unglück
„sie reizt und aufweckt. Ich weiß wohl, daß ich
„sie, wenn ich will, verbergen kann. Ich weiß
„aber nicht, ob ich jemals auf eine ernsthafte Art
„sie ganz zu bändigen gesucht habe. Bloß deine
„Gnade, o Herr, hat sie verhindert, mich so weit
„fortzureißen, als sie gehen konnten: und wenn du
„ihnen zuweilen den Zügel hast schießen lassen; so
„hast du ihnen doch niemals erlaubt, mich in den
„Abgrund

„Abgrund zu stürzen. Außerdem war ich ungläubig „und wenig andächtig: meine hizige und ungestüme „Gemüthsart hat mir nicht weniger Neigung zur „Liebe als zum Ehrgeize gegeben. In was vor ein „Unglück würde mich nicht diese schröckliche Nei„gung gestürzt haben, wenn nicht deine Gnade „meine Fehler selbst dazu gebraucht hätte, mich in „Ansehung derselben zu bessern. Mein Ehrgeiz, „mein Trotz, der sich niemanden unterwerfen konn„te, und mein Stolz, der alles verachtete, haben „mir zu trefflichen Verwahrungsmitteln gedient: „und du hast durch deine Gnade eine so feine Zärt„lichkeit des Geschmacks dazu gesezt, daß du mich „dadurch vor einer für deine Ehre und meine Glück„seeligkeit so gefährlichen Neigung bewahret hast. „So nahe ich auch dem Abgrunde gewesen bin; so „hat mich doch deine mächtige Hand von demselben „weggezogen. Du weißest, daß ich, was auch die „Verleumdung sagen mag, an allen den Erdichtun„gen unschuldig bin, mit welchen sie mein Leben hat „anschwärzen wollen. — — Ich würde mich oh„ne Zweifel verheyrathet haben, wenn ich nicht in „mir die Stärcke erkannt hätte, die du mir gegeben „hast, des Vergnügens der Liebe entbehren zu können. „Ich kannte die Welt zu wohl, als daß ich nicht „hätte wissen sollen, daß ein Frauenzimmer, das „sich vergnügen will, eines Ehemannes benöthigt „sey: besonders ein Frauenzimmer von meinem „Stande, welches nur deswegen einen Ehemann „nimmt, um sich einen Unterthan oder vielmehr ei„nem Sclaven seines Willens und Eigensinnes zu „verschaffen. Ich war in einem solchen Stande „und Glücke gebohren, daß ich unter allen Men„schen denjenigen wählen konnte, der mir am mei„sten gefallen haben würde: denn es gab keinen in

„der Welt, der sich nicht vor glücklich geschäzt hät-
„te, wenn ich ihm meine Hand hätte geben wollen.
„Ich kannte alle meine Vortheile zu gut, als daß
„ich nicht Verstand genug gehabt hätte, mich der-
„selben zu bedienen. Hätte ich einige Schwachheit
„in mir gefühlt, so hätte ich wohl, wie so viele an-
„dre, geheyrathet, um mich zu vergnügen, und um
„aller meiner Vortheile zu genießen: und ich wür-
„de nicht jene unüberwindliche Abneigung, von
„der ich so ausnehmende Merckmale gegeben habe,
„gegen den Ehestand gehabt haben, wenn er mir so
„nothwendig gewesen wäre. Allein du hattest mir
„ein Herz gegeben, das nur von dir eingenommen
„seyn sollte. Du hattest demselben eine so bewun-
„dernswürdige und weit ausgebreitete Fähigkeit er-
„theilt, daß nichts als du allein es anfüllen konnte.
„Du solltest der einzige Gegenstand meines Ver-
„langens seyn. Dieses Herz gehörte dir auch zu,
„so bald es in meinem Busen schlug. Du hattest
„ein geheimes, mir selbst unbekanntes Verständniß
„darinne. Du allein hast Wunder in diesem Her-
„zen ausgerichtet, welche dir desto mehr zur Ehre
„gereichen, da sie dich allein zum Zuschauer und
„Zeugen haben.„ —— Unter ihren übrigen Fehlern nennt Christina noch besonders diese, daß sie den Wohlstand zu geringe geschäzt, und dadurch öfters Gelegenheit gegeben habe, vor strafbarer gehalten zu werden, als sie würcklich gewesen sey; daß sie zu leicht Schwüre gethan, zu oft und zu starck gelacht habe; und andere mehr. Doch man kennet nun schon diese Lebensbeschreibung als einen Aufsaz, der nicht bloß historisch, sondern auch erbaulich werden sollte; vielleicht findet man auch, wenn man zum Argwohne geneigt ist, daß darinne mitten durch die Demuth der Königinn eine gewisse Zufriedenheit mit sich selbst hervorschimmere.

Einen

Einen Theil von demjenigen, was diesem Aufsaze in Ansehung der Zeit mangelt, ersezen zween andere, die unter der Aufschrift: Geschichte desjenigen, was nach dem Tode des Großen Gustav, sowohl in Deutschland als in Schweden, bis zur Niederlegung der Krone durch Christinen, im Jahr 1654. vorgefallen ist, und der andere unter folgender: Nachricht von demjenigen, was sich während der Regierung der Königinn zugetragen hat, vorhanden sind. Sie ließ zwar dieselben durch ihre Geheimschreiber verfertigen, den leztern besonders durch den Galdenblad; allein sie ertheilte ihnen die nöthigen Nachrichten, und sezte Anmerckungen hinzu, durch welche sie dieselben verbesserte oder ergänzte. Man kann sie daher als Erzählungen betrachten, welche von Christinen nach diesen Zusäzen völlig gebilligt wurden. Man bemerckt unterdessen hin und wieder, daß sie alles, was sie betrifft, sehr günstig und Ruhmvoll vorgestellt wissen wollte; damit aber stimmen andere zuverläßige Nachrichten nicht durchgehends überein. Noch hat man eine unter ihrer Aufsicht geschriebene und von ihr mit wenigen Anmerckungen versehene Abhandlung über den Ursprung und das Wapen des königlichen Hauses Wasa; und einen ebenfals von ihr verbesserten italiänisch geschriebenen Entwurf einer Münzgeschichte ihrer und ihres Vaters Regierung. Sie fiel freylich auf diesen Entwurf weit eher, als man in Franckreich die vornehmsten Begebenheiten von Ludwigs des XIV. Regierung in einer Reihe von Schaumünzen abbildete; aber eine solche Erläuterung der Geschichte, so angenehm und nüzlich sie auch ist, erfordert doch viele Behutsamkeit im Gebrauche. Am schönsten

hat sie ihre Gesinnungen auf einigen Münzen ausgedrückt, unter andern auf derjenigen, wo man den Paradießvogel, weit über Land und See und Wolcken in einer reinen Luft erhaben, mit der Umschrift sieht: Libero i nacqui e vissi e morro sciolto; Frey ward ich gebohren; frey lebt' ich, und frey werd ich sterben. Diese Liebe zur Freyheit, die sie so sehr jedem andern Wunsche vorzog, vertrug sich selbst mit der heißern Andacht, von der sie bey zunehmendem Alter eingenommen war. Der abergläubische und verfolgende Religionseifer fand bey ihr wenig Eingang: und eine andere Eigenschaft, die mit der von ihr angenommenen Religion nothwendig verbunden seyn muß, die Ergebenheit gegen den Pabst, diese dauerte bey ihr nur so lange, als sie Ursache hatte, mit demselben zufrieden zu seyn. Selbst in der Hauptstadt dieses Fürsten wußte sie sich Ehrerbietung und Furcht zu verschaffen: sie dachte, handelte und sprach darinne so ungebunden, als wenn es ihre eigene Hauptstadt gewesen wäre.

Nur eine so freye, unabhängige Denckungsart und Aufführung, durch welche sich Christina von allen andern Fürsten und Menschen zu unterscheiden suchte, konnte die sonderbare Vermischung und Ungleichheit, aus welcher sie zusammen gesezt war, hervorbringen. Hoheit des Geistes, edle Ruhmbegierde, Großmuth, liebreiche Vertraulichkeit, offenherzige und wohlthätige Gesinnungen, wechselten bey ihr oft mit Stolz, Herrschsucht, unbegränztem Ehrgeize, übel angebrachter Eitelkeit, mit Härte, bittern Spöttereyen, zuweilen auch mit Kunstgriffen ab. Wiederum war ihr Witz, ihre große Gelehrsamkeit, Kenntniß der Menschen,

Scharf-

Scharfsichtigkeit und Weisheit, alles dieses war nicht mächtig genug, sie vor leichtsinnigen Schritten, Liebe zur Sterndeuterey, Strenge im nichtsbedeutenden Cärimoniell, seltsamen Entwürfen, und ähnlichen Ausschweifungen zu bewahren. Die veränderlichen Gesinnungen, die man stets ihrem Geschlechte zugeschrieben hat, und die vielleicht sehr viel dazu beytragen, demselben das Leben süßer oder doch erträglicher zu machen, diese waren bey Christinen — so wenig sie auch von den Schwachheiten des Frauenzimmers an sich zu sehen glaubte, — auf eine merckliche Art herrschend. Sie veränderte ihre Religion, ihren Aufenthalt, ihre Neigung gegen Fürsten und Länder, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, und besonders mehr als einmal ihren Vorsaz nicht zu regieren; oder vielmehr, sie bereuete diesen Vorsaz, den sie nach einer Ueberlegung und Bestreitung von so vielen Jahren gefaßt hatte, mit einer fast unbegreiflichen Geschwindigkeit. Es war sehr unerwartet, daß sie ihn änderte, weil alles, was sie dazu bewegen konnte, lange voraus zu sehen war; kam es ihr aber unverhofft, so hätte man glauben sollen, daß es die Stärcke ihrer Seele nicht erschüttern würde, die sich daran gewöhnt hatte, ihre Glückseeligkeit nicht in äußern Merckmalen des Ansehens und der Macht zu suchen. Man darf endlich den Schluß machen, daß sie in vielen Fällen groß, aber in eben so vielen nur seltsam gewesen sey, und daß man in der ganzen Geschichte ihres gleichen nirgends aufzuweisen habe.

Sie scheinet selbst durch ihre Grabschrift der Welt einen großen Begriff von sich haben hinterlassen wollen. Mehr nicht als dieses zu sagen, daß

Christi-

Christina drey und sechszig Jahre gelebt habe, sezt voraus, daß die Nachwelt bey ihrem Nahmen ungemein viel dencken, und bey der Meldung ihres Lebens sich sogleich erinnern werde, wie rühmlich dasselbe zugebracht worden sey. Weise Männer haben sich nur einen geringen Theil der Zeit, die sie auf der Welt waren, ein wahres Leben zu nennen unterstanden. Der Römische Consul Marcus Plautius gestand in seiner Grabschrift, nur neun Jahre gelebt zu haben. Und die Stelle des Dichters ist bekannt, in welcher er von den vielen unfruchtbaren Jahren spricht, nach welchen endlich der erste Tag des Lebens anbricht: (Steriles transmisimus annos, Haec aeui mihi prima dies, haec limina vitae). Allein Christina hat drey und sechszig Jahre, vermuthlich nicht vergebens, gelebt: der Leser ihrer Grabschrift sollte dabey dencken, daß sie ein Recht gehabt habe, dieses zu sagen. Ganz anders hat jedoch ein wiziger Schriftsteller dabey gedacht: er weiß nicht, warum er hier ein anderes als ein gemeines Leben, arm an großen und Verdienstvollen Handlungen, an einem der Welt würdigen Beyspiele, verstehen sollte; er urtheilt daher von dieser Aufschrift, sie sey nur wahr, ohne groß zu seyn. Vielleicht hat nie ein schöner Geist einen unglücklichern Einfall über Christinens Leben hervorgebracht. Auch alsdenn, wenn man die Ungerechtigkeit begehen wollte, dasjenige, was sie in ihrer Regierung rühmliches verrichtet hat, zu vergessen, oder durch ihr späteres Verhalten als ausgelöscht zu betrachten; wenn alle ihre Fehler an Einen Ort gestellt, vergrößert und verächtlich gemacht werden sollten; auch alsdenn ist es noch gewiß, daß ihr Leben niemals weder für sie, noch für

ihre Freunde, noch für die Welt ganz unnüz gewesen sey.

Aber eben dasselbe bleibt doch immer ein großes Feld zum Tadeln und zu Entschuldigungen, zur Vereinigung von Widersprüchen, und zu Betrachtungen über die mit so vielen Schwachheiten verbundene menschliche Größe. Ueber alles kann man wegsehen; selbst über ihre Religionsveränderung möchte man vielleicht lieber das Urtheil dem Stifter der Religion, und dem Richter des Gewissens überlassen; darinne hingegen waren ihr Fehler und ihr Unglück gleich groß, daß sie ihre wahre Bestimmung in der Welt verfehlte. Sie war offenbar dem Throne zugedacht, zu einer Regierung voll Ehre und Seegen ausersehen. Weder vor ihren Zeiten noch nach denselben ist Schweden so blühend, starck und mächtig gewesen, als da sie es beherrschte: ihr gehörte es zu, in ihren Kräften stand es, dasselbe noch ein ganzes Menschenalter hindurch bey diesem Glücke zu erhalten, es zu vermehren, und für die Nachkommen dauerhaft zu machen. Wäre sie auf dem Throne geblieben, sie hätte die Königinn Elisabeth weit übertroffen; sobald sie denselben verlassen hat, kann man gar keine Vergleichung mehr zwischen beyden anstellen. Seitdem irrte Christina außerhalb dem Creise, den ihr die göttliche Vorsehung angewiesen hatte, mit ungewissen Schritten herum, und belehrte die Welt auch wider ihren Willen, daß die glückliche Erfüllung aller Absichten eines Standes der sicherste Beruf sey, immer in demselben zu verharren. Man hat von dem Kayser Galba gesagt, daß ihn jedermann vor würdig gehalten habe, das Römische Reich zu regieren, wenn er nur nicht würcklich regiert hätte; aber

aber von Christinen hat die Nachwelt geurtheilt, daß sie stets bewundernswürdig geblieben wäre, wenn sie niemals hätte aufhören wollen zu regieren.

*** *** ***

Es ist bekannt, wie sehr die reiche und vollständige Sammlung zur Lebensgeschichte der Königinn Christina, welche der Herr Hofrath Arkenholz, unter der Aufschrift: Memoires concernant *Christine*, Reine de Suede, zu Amsterdam vom Jahr 1751. bis 1760. in vier Quartbänden herausgegeben, und welche man auch ins Deutsche übersezt hat, die Bemühung eine Lebensbeschreibung dieser Königinn aufzusezen erleichtert habe. Man kann nicht leugnen, daß viele unerhebliche Briefe derselben, einige Wiederholungen, eine ziemliche Anzahl Kleinigkeiten, und manche Ausschweifungen in die übrige gleichzeitige Geschichte darinne vorkommen; allein die Vorzüge des Wercks, so viele in demselben zuerst ans Licht gestellte Urkunden, der ungemeine Fleiß, die Belesenheit und historische Wissenschaft seines Verfassers, auch seine scharfsinnigen Urtheile und häuffige Erläuterungen der Geschichte; alles dieses erlaubt es nicht, den Danck, den man ihm dafür schuldig ist, in Vorwürfe über die Größe seines Wercks, oder über die zu wenigstrenge Wahl der Nachrichten, zu verwandeln.

Obgleich dieser Gelehrte unter andern guten Quellen auch das Werck des Freyherrn von Pufendorf: Commentariorum de Rebus Suecicis, Libri XXVI. ab expeditione *Gustaphi Adolphi* Regis in Germaniam, ad abdicationem usque *Christinae*, gebraucht hat; so habe ich doch diesen vortrefflichen Geschicht-

schichtschreiber noch besonders mit seiner Erzählung verglichen.

Aus den Nachrichten des Herrn Arkenholz hat Herr Lacombe zu Paris eine Geschichte der Königinn von Schweden Christina verfertigt, die im Jahr 1762. auch deutsch herausgekommen ist. Sie hat viele gute Eigenschaften: das meiste ist darinne richtig, unpartheyisch, angenehm und mit einer geschickten Beurtheilung erzählt. Aber eben diese Geschichte hat zuerst bey mir den Trieb rege gemacht, Christinens Leben zu beschreiben. Hr L. hat einige Fehler wider die Wahrheit, andere wider die Genauigkeit begangen; noch mehrere aber als ein Franzose, und als ein Römischcatholischer. Wenn auch nicht jedermann seine Fehler von den beyden lezten Arten einräumen sollte; so dürfte es doch nicht unnüz, es möchte sogar nöthig seyn, daß dieses Leben auch von einem deutschen Protestanten beschrieben würde. Man kann noch hinzusezen, daß dieser Schriftsteller lange nicht den gehörigen Gebrauch von den so fruchtbaren Nachrichten des Hn. A. zur Vollständigkeit seiner Erzählung gemacht habe.

Noch vor diesem ist Herr d'Alembert einen andern Weg gegangen. Er hat Anecdotes oder nachmals sogenannte Mémoires de Christine drucken lassen, die man unter andern im zweyten Theil seiner Mélanges de Litterature, d'Histoire et de Philosophie (Amsterd. 1767. 12.) lesen kann. Keine von beyden Aufschriften gebührt dieser Abhandlung, deren Verfasser sie selbst richtiger vor Anmerckungen über die vornehmsten Züge in Christinens Leben ausgiebt. Einige dieser Reflexionen sind sehr wahr

und

am Fuße; aber schon auf Bad wenig mit Getreide, Kartoffeln, Obst und Wein bebaut, ist es meist mit Wald bedeckt, der in der Höhe von 1000 Fuß anfängt, hier besonders Tannenwald, dann Buchen, Eichen, Nußbäume, Kastanien, Obstbäume bis 2000 Fuß vorkommt, auf der Alpe von 2000 Fuß, bis zu 6000 Fuß, Alpenrosen, Wacholder, Alpenkräuter, Moos, Flechten, Gras, Weide für Rinder, Schafe, Ziegen, Gemsen, Murmelthiere, Lämmergeier, Adler, Falken, Schneehühner, Rebhühner, Hasen, Füchse, Wölfe, Bären, Luchse, Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere, Eidechsen, Schlangen, Salamander, Frösche, Kröten, Molche, Fische, Krebse, Insekten, Würmer, Schnecken, Muscheln, Mineralien, Metalle, Salze, Steinkohlen, Torf, Bernstein, Edelsteine, Marmor, Granit, Porphyr, Gyps, Kalk, Sandstein, Schiefer, Thon, Lehm, Sand, Kies, Gerölle, Schutt, Eis, Schnee, Gletscher, Quellen, Bäche, Flüsse, Seen, Wasserfälle, Gießbäche, Lawinen, Bergstürze, Erdbeben, Vulkane, Solfataren, Mineralquellen, Bäder, Gebäude, Straßen, Brücken, Wege, Pässe, Tunnels, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Fähren, Kähne, Flöße, Fischerei, Jagd, Bergbau, Hüttenwerke, Salinen, Gewerbe, Handel, Verkehr, Ein- und Ausfuhr, Zölle, Maße, Gewichte, Münzen, Banken, Wechsel, Post, Telegraphen, Gesetze, Verfassung, Regierung, Verwaltung, Gerichte, Polizei, Militär, Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Museen, Sammlungen, Kirchen, Klöster, Religion, Sitten, Gebräuche, Feste, Volksfeste, Spiele, Tänze, Lieder, Sagen, Geschichte, Kriege, Schlachten, Denkmäler, Inschriften, Alterthümer, Ruinen, Städte, Dörfer, Einzelhöfe, Bevölkerung, Volksdichte, Auswanderung, Einwanderung, Fremde, Reisende, Gasthöfe, Wirthshäuser, Bergführer, Maulthiere, Pferde, Wagen, Schlitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Hausgeräthe, Waffen, Werkzeuge, Geld, Arbeit, Lohn, Preise, Armuth, Reichthum, Krankheiten, Aerzte, Apotheken, Heilmittel, Krankenhäuser, Irrenhäuser, Armenhäuser, Waisenhäuser, Gefängnisse, Todesstrafe, Selbstmord, Unglücksfälle, Rettungsanstalten, Lebensversicherungsanstalten, Feuerversicherungsanstalten, Hagelversicherungsanstalten, Viehversicherungsanstalten, Gesellschaften, Vereine, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Karten, Pläne, Panoramen, Photographien, Bilder, Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien, Stahlstiche, Stereoskopen, Daguerreotypen, Panoramen, Dioramen, Cosmoramen, Camera obscura, Camera lucida, Laterna magica, Phantasmagorien, Automaten, Spielwerke, Spielzeug

Leben
des Churfürsten von Brandenburg,
Friedrich Wilhelms
des Großen.

Die Geschichte dieses Fürsten ist vielleicht das schönste und lehrreichste Gegenbild, das man dem Leben der Königinn Christina an die Seite stellen kann. Beyde waren Zeitgenoßen, und an Gaben zu regieren, wie an jeder andern großen Eigenschaft, wenig von einander unterschieden: nur daß Christina mehr in den sanften Beschäftigungen des Witzes, der Gelehrsamkeit und der Künste geglänzt hat; Friedrich Wilhelm hingegen als ein kriegerischer Held mehr bewundert worden ist. Gleichwohl wenn man bey dieser ungemeinen, sich selbst genugsamen Fähigkeit, die beyde zu ihrer und ihrer Unterthanen Glückseeligkeit besaßen, ihr Leben mit einander vergleicht, wird die Aehnlichkeit zwischen ihnen immer geringer, und höret zulezt beynahe gänzlich auf. Die Königinn von Schweden trat die Regierung eines durch ihren Vater und Vorgänger, den größten Fürsten seiner Zeit, siegreich und mächtig gewordenen Reichs unter den günstigsten Umständen, mit vortrefflichen Staatsmännern und Feldherren umgeben, an: und dieses Reich, dessen Wohl schon so fest gegründet war, wurde durch sie noch weit blühender. Allein der Churfürst von Brandenburg erbte von seinem Vater, einem schwachen und unglück-

lichen Fürsten, ein fast zu Grunde gerichtetes Land, dem er allein Ruhe, Ueberfluß und Stärcke zu verschaffen wußte: mitten unter den Trümmern desselben ward er der Stifter von der Macht und Größe seines Hauses. Man hätte ihn entschuldigen können, wenn er voll Verzweifelung an einem guten Fortgange sich gescheuet hätte, einen Thron, der gleichsam in einer Wüste stand, zu besteigen; dagegen ermunterte Christinen alles, auf dem ihrigen zu verbleiben. Sie verließ ihn, als sie die größte Zierde desselben geworden war; er aber behauptete den seinigen immer mit einem höhern und rühmlichern Ansehen. Sie entsagte auch ihrer Religion, und brachte der neuen, welche sie annahm, wenig Ehre und Vortheile; er blieb der seinigen ohne Aberglauben und Schwachheit getreu, ward ihr Beschützer, und ein Beyspiel ihrer Lehren. Christina hieß und war lange Zeit auf eine Ehrenvolle Art Königinn; Friedrich Wilhelm führte den königlichen Nahmen nicht, und erreichte doch den ganzen Nachdruck desselben. Wenn er endlich, auch bey seinen Fehlern, unter die nachahmungswürdigsten Muster einer weisen, glücklichen und langen Regierung gehört; so hat Christina nach einer kurzen Regierung sich ungezwungen entschlossen, kein solches Muster mehr zu seyn. Nach allem also, was man bisher von ihr gelesen hat, ist es desto vergnügender, einen Fürsten zu sehen, dem man, auf einer gleichen Laufbahn des Ruhms, nicht wie ihr am Ende derselben vorwerfen darf, sich von dem richtigsten, für ihn allein angelegtem Wege entfernet zu haben.

Friedrich Wilhelm kam den 6. Februar des Jahrs 1620. zu Cölln an der Spree auf die Welt. Sein Vater Georg Wilhelm, der mit der Pfälzischen

schen Prinzessinn Elisabeth Charlotte vermählt war, hatte die Regierung erst im vorhergehenden Jahre übernommen, und führte sie zwanzig Jahre hindurch zu seinem und seines Landes Unglücke. In dem dreyßigjährigen Kriege, der eben damals seinen Anfang nahm, war er weder mächtig noch geschickt genug, das Elend desselben von seinen Staaten abzuwehren; die geschwinden und häufigen Abwechselungen des Glücks auf beyden Seiten, machten, daß er von keiner jemals gesichert war: und ein ungetreuer Staatsmann, auf den er sein ganzes Vertrauen sezte, der Graf von Schwarzenberg, vermehrte noch die Verlegenheit seines Herrn, indem er dem Kayserlichen Hofe ganz ergeben war, und dessen Absichten stets begünstigte; da hingegen der Churfürst genöthigt war, die Schweden zu schonen, die fast immer einen Theil seines Gebietes inne hatten. Unter diesen Unruhen hielt der Churfürst im Jahr 1627. Cüstrin vor den sichersten Ort, wo er seinen Prinzen erziehen lassen könnte: eine Zeitlang lebte derselbe auch an dem Hofe des Herzogs von Pommern, sowohl auf dessen Verlangen, als um der Pest zu entgehen, die in der Marck ausgebrochen war. Darauf wurde Friedrich Wilhelm im Jahr 1634. nach Leyden geschickt; er hatte aber kaum daselbst angefangen, die Geschichte zu erlernen, und sich andere Kenntniße zu erwerben, als ihn abermals die Pest nöthigte, sich nach Arnheim zu begeben. Hier, in der Nachbarschaft von Cleve, ergab er sich den Wissenschaften und ritterlichen Uebungen; zugleich unterhielt er auch einen Umgang mit den Prinzen Wilhelm und Johann Moriz von Naßau, mit dem Grafen von Berg, und andern Feldherren. Da der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien damals die Festung Schenken-

Mann schreyen, da bekannt er nun sonst seine Sünde, ist, und sie bereuete, dasselbe aber nicht thun wollte, sondern sich vielmehr in seinen Sünden stärkete, und sich mit Gewalt darinnen erhielte, so ist es ja kein Wunder, daß er so schrie, und sich so gebehrdete, als ein Besessener. Denn der besessene Zustand ist nichts anders, als ein Zustand, da der Mensch sich mit Gewalt in seinen Sünden erhält, und sich durch sie seinen eigenen Frieden und Ruhe, ja sein Leben selbst, so verbittert, daß er sich selbst und andern zur Last ist, und sich selbst gerne den Tod wünschet, wenn er ihn nur haben könnte. Und dieses ist eben der Zustand, in welchem sich die Gadarener befanden, da sie sich mit Gewalt in ihren Sünden erhielten, und sich durch die Verwerfung Christi, und durch ihre Begierde nach Schweinen, ihr Leben so verbitterten, daß sie sich selbst und andern zur Last waren, und gerne einen andern Zustand hätten haben mögen. Es ist also kein Wunder, daß sie Christum, der sie zu solcher in sich selbst so unglückseligen Gemüthsart gebracht hatte, bathen, daß er aus ihren Gränzen gehen möchte. Denn sie wollten ihn nicht haben, weil sie ihn nicht haben wollten, und weil sie sich mit Gewalt in ihrer Sünde erhielten, und sich durch sie so unglücklich machten. Sie wollten ihn nicht haben, weil sie ihn nicht haben wollten, und weil sie sich mit Gewalt in ihrer Sünde erhielten, und sich durch sie so unglücklich machten. Sie wollten ihn nicht haben, weil sie ihn nicht haben wollten, und weil sie sich mit Gewalt in ihrer Sünde erhielten, und sich durch sie so unglücklich machten.

einander bei den schönsten Worten und Briefen, bis Voltaire, der sich in Berlin nicht mehr sicher fühlte, Preußen verließ. Er hatte sich in Frankfurt a. M. mit dem dortigen Residenten Freytag überworfen und wurde auf dessen Veranlassung in Frankfurt a. M. verhaftet, weil er ein Buch des Dr. Akakia, das gegen Maupertuis gerichtet war, verbrannt hatte.

Friedrich Wilhelm I. hatte in seinem politischen Testament seinen Sohn vor Freidenkerei und vor Voltaire gewarnt. Er hatte ihm gesagt, daß Voltaire ein Mann ohne Religion und ohne Grundsätze sei, daß er aus der Atmosphäre Berlin in eine andere Luft gehe, wo er sich besser befinden werde. Er hatte ihm gesagt, daß Voltaire, der Begründer von Ferney, seinen Wohnsitz nur deshalb in Preußen aufgeschlagen habe, weil er hier Ruhe und Sicherheit fand, weil er hier den Schutz des Monarchen Friedrich und die Gastfreundschaft des Königs genoß. Er hatte ihm gesagt, daß Voltaire ein Mann sei, der, wenn er sterbe, nur wenig Freunde haben werde, daß er sich aber viele Feinde machen werde, weil er sich über alle lustig mache, weil er alle Menschen verspotte, weil er sich über Gott und die Religion lustig mache. Dieses alles war vorhergesagt, und Friedrich der Große hatte sich nicht um die Warnungen seines Vaters gekümmert. Er hatte sich mit Voltaire befreundet, er hatte Voltaire nach Berlin gerufen, er hatte Voltaire in Berlin mit Ehren überhäuft, er hatte Voltaire in Berlin mit Gastfreundschaft überschüttet, er hatte Voltaire in Berlin mit Geschenken überhäuft, er hatte Voltaire in Berlin mit Geld überschüttet

in der Verfassung von einander zu gehen, daß Churfürst dem Pfalz-Grafen die Churwürde und Churlande in die Hände zu geben, der Pfalzgraf hingegen sich verbindlich machte, Churfürsten alle Ehre zu leisten, und durch Abwesenheit seine wenige Churrechte in der Churpfalz nicht zu hindern. Churfürster war, so gesinnet. Der Churfürst hat nicht lange Zeit nach dem Churfürstlichen Verzicht, sich verschiedenen Prinzen verheyrathet, als seiner Gemahlinn vorher einen Sohn, und eine Tochter, so beyde noch lebten, in die Welt hat, in ihre Stelle, Churwürdigen Andenkens, Friedrich Wilhelm von den Churlanden guten Theil, aber nur das Herzogthum, alle Dienstleistungen entgegenleben: er also sich, ohne gröste und schwehre Mühe, wieder den neuen Churfürsten, und seine Churlande, Brandenburg, wende konte, zu dem Ende sich, und sein Haus, in die Hände des Churfürsten gab.

Bald darauf sieht er in eine ehrliche Krankheit, welche die Aerzte vor die Kinderpocken hielten, die selbst aber gar kein gutes, noch sonst vor einer mancher wichtige Circumstanten sich habe richten können: und man hat seinen seine eigene Gedanken. Auch bleibt nur der Rauf von Schwanzenberg darauf haften, daß selbst den Arzt an Churfürsten zu bringen, und wieder daher den Churprinzen, als den einzigen Erben, und der Welt sicherer. Es bleibt Rauf zweyfelhaft in der Welt sicherer den Churfürsten zu seyn, oder gefährlicher sich zu setzen, wie er wurde, daß der Prinz auf derselben aufwachsen würde; nachdem er aber glücklich überstanden war, stellte sich Schwanzenberg auf der Jagd und den andern Steigerheiten und dem Reiten ein, sonst

schickte sogar Meuchelmörder über ihn, deren einen der Prinz mit bloßem Degen unter seinem Bette fand. Er bat ihn endlich zu einem Gastmahle, auf welchem sich der Churprinz, ohngeachtet seiner Abneigung, auf Befehl seines Vaters einfinden mußte. Daselbst bekam dieser gleich anfänglich Gift, empfand solches alsbald, und stand eine lange Kranckheit aus, welche ihm einen heßlichen Ausschlag im Gesichte zurück ließ, den er erst nach mehrern Jahren verlor. Auch diese Gefahren seiner Jugend scheinen seinen Geist eher als gewöhnlich zu einer gewissen Reife gebracht zu haben.

Er gab die Beweise davon, als sein Vater im November des Jahrs 1640. in Preußen, wo er sich mit ihm befand, gestorben war. Nicht leicht hat ein Fürst die Regierung in einer so schlimmen Verfassung angetreten, als Friedrich Wilhelm. Die Marck Brandenburg war so gänzlich von den Kayserlichen und Schwedischen Kriegsvölckern verwüstet worden, daß man an einigen Orten darinne auf mehrere Meilen weder Menschen noch Vieh antraf. Fast so oft als es den Schweden gefiel, sezten sie sich in den Besiz dieses Landes. Der neue Churfürst hatte eben so wenige Einkünfte als Kriegsvölcker. In seinem Westphälischen Gebiete aus der Jülichischen Erbschaft, kriegten die Spanier und Holländer mit einander, und waren fast mehr als er selbst Herren davon. Pommern, auf welches er gerechte Ansprüche machte, war in den Händen der Schweden: und Preußen, das unter seinen Staaten am wenigsten litt, mußte, da es sich von dem vorigen Kriege kaum erholet hatte, desto mehr zu den öffentlichen Bedürfnissen beytragen. Unter allem diesem Unglücke war vielleicht

die Macht des Grossen von Schwarzenberg auch das grösse für den Churfürsten. Er war Gross-Meister des Ritter-Ordens, dessen Churfürsten ehemahls Schutzherren der Kriegsleute, Obristmeister und Generalissimi der Churfürstlichen Armeen waren. Die wichtigsten Bedienungen im Staate und unter den Kriegsleuten hatte er mit seinen Brüdern besetzt, die ihm selbst ergeben waren. Da er die ein Königsberechtigten Glieder der Familie des Churfürsten wusste, seine Gedanken in den Kopf des Churfürsten setzte, und seinen Anschlägen Gehör zu geben: Er suchte seinen und des Churfürsten und Landes Feinden, Ungarn und Churfürsten, von Sachsen und Pohlen, als seinen eigenen, zu gefallen. Die Ritter, welche Schwarzenberg gleichfalls in seine Gewalt zu bringen, indem er den grossen Meister des Ordens durch einen andern ablösete lassete, und den Churfürsten selbst redete, daß diese Absetzung recht, ja auf dem Reichstage Ordnung sey, unter seinen Befehlen.

Gegen diesen Verrather wurde Friderich Wilhelm mit einer Klugheit, die einer seiner Jahre gnug. Zuerst gap er einige entfernte Dinger zu verstehen. Hof, und bald darauf, die Schwarzenbergen bloß gebrauchte harte, zum Theil den Abschied. Wie solches, die sich den meisten Zeitungs nach erwarb Friderichen war, bedienete er in der Churfürstlichen Kanzley, und bis der Kaiser Ferdinand selbst sich ihm anbot, den Bedingungen den Gub der Treue abzunehmen zu lassen, als Churfürstlich wegen der von seinem Vater erhaltenen, auf zwey Papier unterzeichneten Verschreiben zu gehen.

Das

Ihre Lippen gebildet; aber die Verlegenheit, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte, machte, daß sie nur ein paar Worte stammelte, und sich, so wie sie sich vorgenommen hatte, nicht ausdrückte. Der Prinz, der sie ansahe, und ihre Verlegenheit bemerkte, sagte ihr, daß sie sich nicht bemühen sollte, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen, daß er ihr Freund wäre, und daß er sie ihrer Tugend wegen liebte. Diese Worte machten sie wieder ganz munter, und sie fing an, ihm ihre Gedanken mit mehrerer Freyheit zu eröffnen. Sie sagte ihm, daß sie sich nicht einbildete, daß sie ihm gefallen könnte, daß sie aber wünschte, daß er ihr Freund wäre, und daß sie ihn als einen Menschen ansähe, der sie verstünde, und der ihr Gutes thun könnte. Sie bat ihn, daß er ihr Freund bleiben möchte, und daß er ihr Gelegenheit geben möchte, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Der Prinz versicherte sie, daß er ihr Freund bleiben würde, und daß er sie ihrer Tugend wegen liebte. Sie sagte ihm, daß sie ihn auch liebte, daß sie ihn als ihren Freund ansähe, und daß sie ihn als einen Menschen ansähe, der sie verstünde, und der ihr Gutes thun könnte. Sie bat ihn, daß er ihr Freund bleiben möchte, und daß er ihr Gelegenheit geben möchte, ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Der Prinz versicherte sie, daß er ihr Freund bleiben würde, und daß er sie ihrer Tugend wegen liebte. Sie sagte ihm, daß sie auch ihn

In kurzem war der Churfürst, der noch eine Zeitlang in Preußen blieb, wenigstens in Ansehung derer, die in seinen Diensten standen, Herr in seinem Lande: wobey ihm der neue Statthalter der Marck, der Marckgraf **Ernst**, die besten Dienste gethan hatte. Allein eben so geschwind wandte er seine Sorgfalt darauf, dieses Land auch von seinen äußerlichen Feinden zu befreyen. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung thaten die Schweden aus Schlesien und aus dem Mecklenburgischen einen Einfall in die Marck, und drohten die Hauptstadt selbst in die Asche zu legen: vermuthlich suchten sie den Churfürsten zu nöthigen, daß er von der Kayserlichen Parthey abtreten sollte. Bey dieser Gelegenheit rieth ihm Schwarzenberg, den Vorschlag zu genehmigen, der bereits seinem Vater geschehen war, und den Schweden, denen nichts wichtiger war als Pommern zu behaupten, wenigstens einen Theil dieses Herzogthums gegen eine Schadloßhaltung abzutreten. Doch der Churfürst verlangte ein geschwindes Rettungsmittel für sein Land, ohne erst lange Unterhandlungen zu pflegen. Er verbot daher seinen Kriegsvölckern, weiter keine Feindseeligkeiten gegen die Schweden auszuüben: bey ihrer geringen Anzahl hatten sie doch nur Streifereyen vornehmen können, und diese dienten den Schweden zum Vorwande, die Marck zu verwüsten. Seinen Unterthanen erlaubte er bloß, sich gegen die Gewaltthätigkeiten derselben zu wehren; aber auch sich Schutzbriefe von ihnen auszubitten. Diese Anstalten mißfielen dem Grafen von Schwarzenberg: er stellte vor, daß dadurch bey dem Kayser und vielen Reichsständen ein Mißtrauen würde erregt, daß die Schweden kühner und stärcker würden gemacht werden, und daß der Churfürst durch diese

Kriegsmann von seinem Vaterlande sich einen so hohen moralischen Lorbeer erwerben möchte, als der Kampf wegen der souveränen Herrschaft über Preußen und in dieser Beziehung gegen Polen, Schweden, Oesterreich, Frankreich, Russland, Schweden und Polen kämpfte. Dieses Ringen, dieses Kämpfen, und doch, nach der anderen Seite hin, Unterhandeln, Bündnisse schließen, Frieden machen, Alles mit dem Ziele, Preußen, Brandenburg, Cleve, Jülich und Berg, Ostfriesland, Hinterpommern, Ermland, Neuenburg und Valangin, Minden, Halberstadt, Magdeburg, Camin, Wenden, Schwiebus, Crossen, Lauenburg und Bütow, Draheim und Elbing, Marienburg und Marienwerder, Memel, Tilsit, Insterburg, Ragnit, Pillau, Labiau, Gumbinnen, Oletzko, Lyck, Johannisburg, Neidenburg, Soldau, Ortelsburg, Rastenburg, Barten, Angerburg, Goldap, Darkehmen, Tapiau, Wehlau, Bartenstein, Friedland, Preußisch Eylau, Mohrungen, Liebemühl, Osterode, Allenstein, Hohenstein

Regierung deßelbe sich der Churlast schwer fühlte. Auch die Länge der Jahre Johannis Cicero hies ß er unterdessen den Schwachen. Ihren Landen hingegen verhalfen sie durch Ordnung und Maß Mores zu verbessern, auch ihnen einige Polizey zu stellen. Denn weil die Pfuscherey so groß, daß der so sterblichen verwendete Kunst, aber wenn die Schwachheiten gehoben werden, und einem Theile die Macht zu geben, so stehet keinen von beiden vor einen Vortheil, das Gesetzbuch Justinianus vom Jahr: die Churfürsten selbst alsdann durch seine Abgesandten in den Vorschlag des Codicis Gregoriani legen ließen. In wurden nach andere Religionen gut befunden, als einem jeglichen unverwehret, einen in sein Vaterland, bey Churfürst Wilhelm selbst nicht verschonet von den Kayser einigen, als daß er seinen Lande auf das Beständigste, wenn gleich mit einem unvorsichtigen Anhängen, das er sich nicht gemeinet, zu verbinden.

Da bisher Vergleich andere darüber Niederländische gleichen ermuntert, daß selbst auf eine Absolute Art die Religion zu gehen, so er aufgerichtet einen Bösen Vorwand gegen den Kayser entsteht, daß er nicht um Gnaden sey, deutlichen zu sprechen, und nur aus seiner Vorsicht weiten Krieg führen: so sonder der Churfürst in seinem die Verwaltung des Kayserlichen seiner Landgrafschaft, indem er das Publicirt Land seines Landes auf den Reichstag zu Regensburg verstellen ließ. Allein er bekam darauf seine entschlossene Erklärung, daß er nicht gesonnen, zur entwenigsten die Kayserlichen Staatsedikten, den wegen seiner Lande auf Convocirten, noch weniger es einfach allein für die gesetzt werden, in den von den Kayserlichen Hofe aufgetragenen Dienst

der Schwedischen Herrschaftszeit, das aus der Stadt Preußisch-Eylau und 12 Dörfern bestand, die 1772 an Preußen fielen. Es wurde 1818 mit dem Kreise Preußisch-Holland vereinigt, 1820 aber wieder getrennt. Seit 1873 ist er mit dem Kreise Heiligenbeil vereinigt.

Er hat 20 Kirchspiele, 1 Stadt, 1 Flecken, 1 Vorwerk, 1 Forsthaus, 1 Mühle, 1 Ziegelei, 1 Gasthaus, 1 Schäferei, 1 Schmiede, 1 Schule, 1 Wirthshaus, 1 Wohnhaus, 1 Wohnhaus und Schule, 1 Wohnhaus und Schmiede, 1 Wohnhaus und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Mühle, 1 Wohnhaus und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schule und Schmiede, 1 Wohnhaus und Schule und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Schule und Mühle, 1 Wohnhaus und Schule und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Schule und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Schule und Schäferei, 1 Wohnhaus und Schule und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schule und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schule und Flecken, 1 Wohnhaus und Schule und Stadt, 1 Wohnhaus und Schule und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schmiede und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Mühle, 1 Wohnhaus und Schmiede und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Schmiede und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Schäferei, 1 Wohnhaus und Schmiede und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schmiede und Flecken, 1 Wohnhaus und Schmiede und Stadt, 1 Wohnhaus und Schmiede und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Mühle, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Mühle und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Mühle und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Mühle und Schäferei, 1 Wohnhaus und Mühle und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Mühle und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Mühle und Flecken, 1 Wohnhaus und Mühle und Stadt, 1 Wohnhaus und Mühle und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Schäferei, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Flecken, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Stadt, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schäferei und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schäferei und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schäferei und Flecken, 1 Wohnhaus und Schäferei und Stadt, 1 Wohnhaus und Schäferei und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Flecken, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Stadt, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Flecken und Stadt, 1 Wohnhaus und Flecken und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Stadt und Kirchspiel, 1 Schule, 1 Schule und Schmiede, 1 Schule und Wirthshaus, 1 Schule und Mühle, 1 Schule und Ziegelei, 1 Schule und Gasthaus, 1 Schule und Schäferei, 1 Schule und Forsthaus, 1 Schule und Vorwerk, 1 Schule und Flecken, 1 Schule und Stadt, 1 Schule und Kirchspiel, 1 Schule und Wohnhaus, 1 Schule und Wohnhaus und Schmiede, 1 Schule und Wohnhaus und Wirthshaus, 1 Schule und Wohnhaus und Mühle, 1 Schule und Wohnhaus und Ziegelei, 1 Schule und Wohnhaus und Gasthaus, 1 Schule und Wohnhaus und Schäferei, 1 Schule und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Schule und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Schule und Wohnhaus und Flecken, 1 Schule und Wohnhaus und Stadt, 1 Schule und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Schmiede, 1 Schmiede und Wirthshaus, 1 Schmiede und Mühle, 1 Schmiede und Ziegelei, 1 Schmiede und Gasthaus, 1 Schmiede und Schäferei, 1 Schmiede und Forsthaus, 1 Schmiede und Vorwerk, 1 Schmiede und Flecken, 1 Schmiede und Stadt, 1 Schmiede und Kirchspiel, 1 Schmiede und Wohnhaus, 1 Schmiede und Wohnhaus und Wirthshaus, 1 Schmiede und Wohnhaus und Mühle, 1 Schmiede und Wohnhaus und Ziegelei, 1 Schmiede und Wohnhaus und Gasthaus, 1 Schmiede und Wohnhaus und Schäferei, 1 Schmiede und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Schmiede und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Schmiede und Wohnhaus und Flecken, 1 Schmiede und Wohnhaus und Stadt, 1 Schmiede und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Schmiede und Schule und Wirthshaus, 1 Schmiede und Schule und Mühle, 1 Schmiede und Schule und Ziegelei, 1 Schmiede und Schule und Gasthaus, 1 Schmiede und Schule und Schäferei, 1 Schmiede und Schule und Forsthaus, 1 Schmiede und Schule und Vorwerk, 1 Schmiede und Schule und Flecken, 1 Schmiede und Schule und Stadt, 1 Schmiede und Schule und Kirchspiel, 1 Wirthshaus, 1 Wirthshaus und Mühle, 1 Wirthshaus und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Schäferei, 1 Wirthshaus und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Flecken, 1 Wirthshaus und Stadt, 1 Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Wohnhaus, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Mühle, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Schäferei, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Flecken, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Stadt, 1 Wirthshaus und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Schule und Mühle, 1 Wirthshaus und Schule und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Schule und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Schule und Schäferei, 1 Wirthshaus und Schule und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Schule und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Schule und Flecken, 1 Wirthshaus und Schule und Stadt, 1 Wirthshaus und Schule und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Schmiede und Mühle, 1 Wirthshaus und Schmiede und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Schmiede und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Schmiede und Schäferei, 1 Wirthshaus und Schmiede und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Schmiede und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Schmiede und Flecken, 1 Wirthshaus und Schmiede und Stadt, 1 Wirthshaus und Schmiede und Kirchspiel, 1 Mühle, 1 Mühle und Ziegelei, 1 Mühle und Gasthaus, 1 Mühle und Schäferei, 1 Mühle und Forsthaus, 1 Mühle und Vorwerk, 1 Mühle und Flecken, 1 Mühle und Stadt, 1 Mühle und Kirchspiel, 1 Mühle und Wohnhaus, 1 Mühle und Wohnhaus und Ziegelei, 1 Mühle und Wohnhaus und Gasthaus, 1 Mühle und Wohnhaus und Schäferei, 1 Mühle und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Mühle und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Mühle und Wohnhaus und Flecken, 1 Mühle und Wohnhaus und Stadt, 1 Mühle und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Mühle und Schule und Ziegelei, 1 Mühle und Schule und Gasthaus, 1 Mühle und Schule und Schäferei, 1 Mühle und Schule und Forsthaus, 1 Mühle und Schule und Vorwerk, 1 Mühle und Schule und Flecken, 1 Mühle und Schule und Stadt, 1 Mühle und Schule und Kirchspiel, 1 Mühle und Schmiede und Ziegelei, 1 Mühle und Schmiede und Gasthaus, 1 Mühle und Schmiede und Schäferei, 1 Mühle und Schmiede und Forsthaus, 1 Mühle und Schmiede und Vorwerk, 1 Mühle und Schmiede und Flecken, 1 Mühle und Schmiede und Stadt, 1 Mühle und Schmiede und Kirchspiel, 1 Mühle und Wirthshaus und Ziegelei, 1 Mühle und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Mühle und Wirthshaus und Schäferei, 1 Mühle und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Mühle und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Mühle und Wirthshaus und Flecken, 1 Mühle und Wirthshaus und Stadt, 1 Mühle und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Ziegelei, 1 Ziegelei und Gasthaus, 1 Ziegelei und Schäferei, 1 Ziegelei und Forsthaus, 1 Ziegelei und Vorwerk, 1 Ziegelei und Flecken, 1 Ziegelei und Stadt, 1 Ziegelei und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Wohnhaus, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Gasthaus, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Schäferei, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Flecken, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Stadt, 1 Ziegelei und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Schule und Gasthaus, 1 Ziegelei und Schule und Schäferei, 1 Ziegelei und Schule und Forsthaus, 1 Ziegelei und Schule und Vorwerk, 1 Ziegelei und Schule und Flecken, 1 Ziegelei und Schule und Stadt, 1 Ziegelei und Schule und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Schmiede und Gasthaus, 1 Ziegelei und Schmiede und Schäferei, 1 Ziegelei und Schmiede und Forsthaus, 1 Ziegelei und Schmiede und Vorwerk, 1 Ziegelei und Schmiede und Flecken, 1 Ziegelei und Schmiede und Stadt, 1 Ziegelei und Schmiede und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Schäferei, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Flecken, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Stadt, 1 Ziegelei und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Mühle und Gasthaus, 1 Ziegelei und Mühle und Schäferei, 1 Ziegelei und Mühle und Forsthaus, 1 Ziegelei und Mühle und Vorwerk, 1 Ziegelei und Mühle und Flecken, 1 Ziegelei und Mühle und Stadt, 1 Ziegelei und Mühle und Kirchspiel, 1 Gasthaus, 1 Gasthaus und Schäferei, 1 Gasthaus und Forsthaus, 1 Gasthaus und Vorwerk, 1 Gasthaus und Flecken, 1 Gasthaus und Stadt, 1 Gasthaus und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Wohnhaus, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Schäferei, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Flecken, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Stadt, 1 Gasthaus und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Schule und Schäferei, 1 Gasthaus und Schule und Forsthaus, 1 Gasthaus und Schule und Vorwerk, 1 Gasthaus und Schule und Flecken, 1 Gasthaus und Schule und Stadt, 1 Gasthaus und Schule und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Schmiede und Schäferei, 1 Gasthaus und Schmiede und Forsthaus, 1 Gasthaus und Schmiede und Vorwerk, 1 Gasthaus und Schmiede und Flecken, 1 Gasthaus und Schmiede und Stadt, 1 Gasthaus und Schmiede und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Schäferei, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Flecken, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Stadt, 1 Gasthaus und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Mühle und Schäferei, 1 Gasthaus und Mühle und Forsthaus, 1 Gasthaus und Mühle und Vorwerk, 1 Gasthaus und Mühle und Flecken, 1 Gasthaus und Mühle und Stadt, 1 Gasthaus und Mühle und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Ziegelei und Schäferei, 1 Gasthaus und Ziegelei und Forsthaus, 1 Gasthaus und Ziegelei und Vorwerk, 1 Gasthaus und Ziegelei und Flecken, 1 Gasthaus und Ziegelei und Stadt, 1 Gasthaus und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Schäferei, 1 Schäferei und Forsthaus, 1 Schäferei und Vorwerk, 1 Schäferei und Flecken, 1 Schäferei und Stadt, 1 Schäferei und Kirchspiel, 1 Schäferei und Wohnhaus, 1 Schäferei und Wohnhaus und Forsthaus, 1 Schäferei und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Schäferei und Wohnhaus und Flecken, 1 Schäferei und Wohnhaus und Stadt, 1 Schäferei und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Schäferei und Schule und Forsthaus, 1 Schäferei und Schule und Vorwerk, 1 Schäferei und Schule und Flecken, 1 Schäferei und Schule und Stadt, 1 Schäferei und Schule und Kirchspiel, 1 Schäferei und Schmiede und Forsthaus, 1 Schäferei und Schmiede und Vorwerk, 1 Schäferei und Schmiede und Flecken, 1 Schäferei und Schmiede und Stadt, 1 Schäferei und Schmiede und Kirchspiel, 1 Schäferei und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Schäferei und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Schäferei und Wirthshaus und Flecken, 1 Schäferei und Wirthshaus und Stadt, 1 Schäferei und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Schäferei und Mühle und Forsthaus, 1 Schäferei und Mühle und Vorwerk, 1 Schäferei und Mühle und Flecken, 1 Schäferei und Mühle und Stadt, 1 Schäferei und Mühle und Kirchspiel, 1 Schäferei und Ziegelei und Forsthaus, 1 Schäferei und Ziegelei und Vorwerk, 1 Schäferei und Ziegelei und Flecken, 1 Schäferei und Ziegelei und Stadt, 1 Schäferei und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Schäferei und Gasthaus und Forsthaus, 1 Schäferei und Gasthaus und Vorwerk, 1 Schäferei und Gasthaus und Flecken, 1 Schäferei und Gasthaus und Stadt, 1 Schäferei und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Forsthaus, 1 Forsthaus und Vorwerk, 1 Forsthaus und Flecken, 1 Forsthaus und Stadt, 1 Forsthaus und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Wohnhaus, 1 Forsthaus und Wohnhaus und Vorwerk, 1 Forsthaus und Wohnhaus und Flecken, 1 Forsthaus und Wohnhaus und Stadt, 1 Forsthaus und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Schule und Vorwerk, 1 Forsthaus und Schule und Flecken, 1 Forsthaus und Schule und Stadt, 1 Forsthaus und Schule und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Schmiede und Vorwerk, 1 Forsthaus und Schmiede und Flecken, 1 Forsthaus und Schmiede und Stadt, 1 Forsthaus und Schmiede und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Forsthaus und Wirthshaus und Flecken, 1 Forsthaus und Wirthshaus und Stadt, 1 Forsthaus und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Mühle und Vorwerk, 1 Forsthaus und Mühle und Flecken, 1 Forsthaus und Mühle und Stadt, 1 Forsthaus und Mühle und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Ziegelei und Vorwerk, 1 Forsthaus und Ziegelei und Flecken, 1 Forsthaus und Ziegelei und Stadt, 1 Forsthaus und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Gasthaus und Vorwerk, 1 Forsthaus und Gasthaus und Flecken, 1 Forsthaus und Gasthaus und Stadt, 1 Forsthaus und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Forsthaus und Schäferei und Vorwerk, 1 Forsthaus und Schäferei und Flecken, 1 Forsthaus und Schäferei und Stadt, 1 Forsthaus und Schäferei und Kirchspiel, 1 Vorwerk, 1 Vorwerk und Flecken, 1 Vorwerk und Stadt, 1 Vorwerk und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Wohnhaus, 1 Vorwerk und Wohnhaus und Flecken, 1 Vorwerk und Wohnhaus und Stadt, 1 Vorwerk und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Schule und Flecken, 1 Vorwerk und Schule und Stadt, 1 Vorwerk und Schule und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Schmiede und Flecken, 1 Vorwerk und Schmiede und Stadt, 1 Vorwerk und Schmiede und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Wirthshaus und Flecken, 1 Vorwerk und Wirthshaus und Stadt, 1 Vorwerk und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Mühle und Flecken, 1 Vorwerk und Mühle und Stadt, 1 Vorwerk und Mühle und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Ziegelei und Flecken, 1 Vorwerk und Ziegelei und Stadt, 1 Vorwerk und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Gasthaus und Flecken, 1 Vorwerk und Gasthaus und Stadt, 1 Vorwerk und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Schäferei und Flecken, 1 Vorwerk und Schäferei und Stadt, 1 Vorwerk und Schäferei und Kirchspiel, 1 Vorwerk und Forsthaus und Flecken, 1 Vorwerk und Forsthaus und Stadt, 1 Vorwerk und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Flecken, 1 Flecken und Stadt, 1 Flecken und Kirchspiel, 1 Flecken und Wohnhaus, 1 Flecken und Wohnhaus und Stadt, 1 Flecken und Wohnhaus und Kirchspiel, 1 Flecken und Schule und Stadt, 1 Flecken und Schule und Kirchspiel, 1 Flecken und Schmiede und Stadt, 1 Flecken und Schmiede und Kirchspiel, 1 Flecken und Wirthshaus und Stadt, 1 Flecken und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Flecken und Mühle und Stadt, 1 Flecken und Mühle und Kirchspiel, 1 Flecken und Ziegelei und Stadt, 1 Flecken und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Flecken und Gasthaus und Stadt, 1 Flecken und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Flecken und Schäferei und Stadt, 1 Flecken und Schäferei und Kirchspiel, 1 Flecken und Forsthaus und Stadt, 1 Flecken und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Flecken und Vorwerk und Stadt, 1 Flecken und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Stadt und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schule, 1 Wohnhaus und Schule und Schmiede, 1 Wohnhaus und Schule und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Schule und Mühle, 1 Wohnhaus und Schule und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Schule und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Schule und Schäferei, 1 Wohnhaus und Schule und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schule und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schule und Flecken, 1 Wohnhaus und Schule und Stadt, 1 Wohnhaus und Schule und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schmiede, 1 Wohnhaus und Schmiede und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Mühle, 1 Wohnhaus und Schmiede und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Schmiede und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Schäferei, 1 Wohnhaus und Schmiede und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schmiede und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schmiede und Flecken, 1 Wohnhaus und Schmiede und Stadt, 1 Wohnhaus und Schmiede und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Wirthshaus, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Mühle, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Mühle, 1 Wohnhaus und Mühle und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Mühle und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Mühle und Schäferei, 1 Wohnhaus und Mühle und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Mühle und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Mühle und Flecken, 1 Wohnhaus und Mühle und Stadt, 1 Wohnhaus und Mühle und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Ziegelei, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Schäferei, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Flecken, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Stadt, 1 Wohnhaus und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Gasthaus, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Schäferei, 1 Wohnhaus und Schäferei und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Schäferei und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Schäferei und Flecken, 1 Wohnhaus und Schäferei und Stadt, 1 Wohnhaus und Schäferei und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Forsthaus, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Vorwerk, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Flecken, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Stadt, 1 Wohnhaus und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Flecken, 1 Wohnhaus und Flecken und Stadt, 1 Wohnhaus und Flecken und Kirchspiel, 1 Wohnhaus und Stadt, 1 Wohnhaus und Stadt und Kirchspiel, 1 Schule und Schmiede, 1 Schule und Schmiede und Wirthshaus, 1 Schule und Schmiede und Mühle, 1 Schule und Schmiede und Ziegelei, 1 Schule und Schmiede und Gasthaus, 1 Schule und Schmiede und Schäferei, 1 Schule und Schmiede und Forsthaus, 1 Schule und Schmiede und Vorwerk, 1 Schule und Schmiede und Flecken, 1 Schule und Schmiede und Stadt, 1 Schule und Schmiede und Kirchspiel, 1 Schule und Wirthshaus, 1 Schule und Wirthshaus und Mühle, 1 Schule und Wirthshaus und Ziegelei, 1 Schule und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Schule und Wirthshaus und Schäferei, 1 Schule und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Schule und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Schule und Wirthshaus und Flecken, 1 Schule und Wirthshaus und Stadt, 1 Schule und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Schule und Mühle, 1 Schule und Mühle und Ziegelei, 1 Schule und Mühle und Gasthaus, 1 Schule und Mühle und Schäferei, 1 Schule und Mühle und Forsthaus, 1 Schule und Mühle und Vorwerk, 1 Schule und Mühle und Flecken, 1 Schule und Mühle und Stadt, 1 Schule und Mühle und Kirchspiel, 1 Schule und Ziegelei, 1 Schule und Ziegelei und Gasthaus, 1 Schule und Ziegelei und Schäferei, 1 Schule und Ziegelei und Forsthaus, 1 Schule und Ziegelei und Vorwerk, 1 Schule und Ziegelei und Flecken, 1 Schule und Ziegelei und Stadt, 1 Schule und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Schule und Gasthaus, 1 Schule und Gasthaus und Schäferei, 1 Schule und Gasthaus und Forsthaus, 1 Schule und Gasthaus und Vorwerk, 1 Schule und Gasthaus und Flecken, 1 Schule und Gasthaus und Stadt, 1 Schule und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Schule und Schäferei, 1 Schule und Schäferei und Forsthaus, 1 Schule und Schäferei und Vorwerk, 1 Schule und Schäferei und Flecken, 1 Schule und Schäferei und Stadt, 1 Schule und Schäferei und Kirchspiel, 1 Schule und Forsthaus, 1 Schule und Forsthaus und Vorwerk, 1 Schule und Forsthaus und Flecken, 1 Schule und Forsthaus und Stadt, 1 Schule und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Schule und Vorwerk, 1 Schule und Vorwerk und Flecken, 1 Schule und Vorwerk und Stadt, 1 Schule und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Schule und Flecken, 1 Schule und Flecken und Stadt, 1 Schule und Flecken und Kirchspiel, 1 Schule und Stadt, 1 Schule und Stadt und Kirchspiel, 1 Schmiede und Wirthshaus, 1 Schmiede und Wirthshaus und Mühle, 1 Schmiede und Wirthshaus und Ziegelei, 1 Schmiede und Wirthshaus und Gasthaus, 1 Schmiede und Wirthshaus und Schäferei, 1 Schmiede und Wirthshaus und Forsthaus, 1 Schmiede und Wirthshaus und Vorwerk, 1 Schmiede und Wirthshaus und Flecken, 1 Schmiede und Wirthshaus und Stadt, 1 Schmiede und Wirthshaus und Kirchspiel, 1 Schmiede und Mühle, 1 Schmiede und Mühle und Ziegelei, 1 Schmiede und Mühle und Gasthaus, 1 Schmiede und Mühle und Schäferei, 1 Schmiede und Mühle und Forsthaus, 1 Schmiede und Mühle und Vorwerk, 1 Schmiede und Mühle und Flecken, 1 Schmiede und Mühle und Stadt, 1 Schmiede und Mühle und Kirchspiel, 1 Schmiede und Ziegelei, 1 Schmiede und Ziegelei und Gasthaus, 1 Schmiede und Ziegelei und Schäferei, 1 Schmiede und Ziegelei und Forsthaus, 1 Schmiede und Ziegelei und Vorwerk, 1 Schmiede und Ziegelei und Flecken, 1 Schmiede und Ziegelei und Stadt, 1 Schmiede und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Schmiede und Gasthaus, 1 Schmiede und Gasthaus und Schäferei, 1 Schmiede und Gasthaus und Forsthaus, 1 Schmiede und Gasthaus und Vorwerk, 1 Schmiede und Gasthaus und Flecken, 1 Schmiede und Gasthaus und Stadt, 1 Schmiede und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Schmiede und Schäferei, 1 Schmiede und Schäferei und Forsthaus, 1 Schmiede und Schäferei und Vorwerk, 1 Schmiede und Schäferei und Flecken, 1 Schmiede und Schäferei und Stadt, 1 Schmiede und Schäferei und Kirchspiel, 1 Schmiede und Forsthaus, 1 Schmiede und Forsthaus und Vorwerk, 1 Schmiede und Forsthaus und Flecken, 1 Schmiede und Forsthaus und Stadt, 1 Schmiede und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Schmiede und Vorwerk, 1 Schmiede und Vorwerk und Flecken, 1 Schmiede und Vorwerk und Stadt, 1 Schmiede und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Schmiede und Flecken, 1 Schmiede und Flecken und Stadt, 1 Schmiede und Flecken und Kirchspiel, 1 Schmiede und Stadt, 1 Schmiede und Stadt und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Mühle, 1 Wirthshaus und Mühle und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Mühle und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Mühle und Schäferei, 1 Wirthshaus und Mühle und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Mühle und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Mühle und Flecken, 1 Wirthshaus und Mühle und Stadt, 1 Wirthshaus und Mühle und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Ziegelei, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Schäferei, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Flecken, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Stadt, 1 Wirthshaus und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Gasthaus, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Schäferei, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Flecken, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Stadt, 1 Wirthshaus und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Schäferei, 1 Wirthshaus und Schäferei und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Schäferei und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Schäferei und Flecken, 1 Wirthshaus und Schäferei und Stadt, 1 Wirthshaus und Schäferei und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Forsthaus, 1 Wirthshaus und Forsthaus und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Forsthaus und Flecken, 1 Wirthshaus und Forsthaus und Stadt, 1 Wirthshaus und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Vorwerk, 1 Wirthshaus und Vorwerk und Flecken, 1 Wirthshaus und Vorwerk und Stadt, 1 Wirthshaus und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Flecken, 1 Wirthshaus und Flecken und Stadt, 1 Wirthshaus und Flecken und Kirchspiel, 1 Wirthshaus und Stadt, 1 Wirthshaus und Stadt und Kirchspiel, 1 Mühle und Ziegelei, 1 Mühle und Ziegelei und Gasthaus, 1 Mühle und Ziegelei und Schäferei, 1 Mühle und Ziegelei und Forsthaus, 1 Mühle und Ziegelei und Vorwerk, 1 Mühle und Ziegelei und Flecken, 1 Mühle und Ziegelei und Stadt, 1 Mühle und Ziegelei und Kirchspiel, 1 Mühle und Gasthaus, 1 Mühle und Gasthaus und Schäferei, 1 Mühle und Gasthaus und Forsthaus, 1 Mühle und Gasthaus und Vorwerk, 1 Mühle und Gasthaus und Flecken, 1 Mühle und Gasthaus und Stadt, 1 Mühle und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Mühle und Schäferei, 1 Mühle und Schäferei und Forsthaus, 1 Mühle und Schäferei und Vorwerk, 1 Mühle und Schäferei und Flecken, 1 Mühle und Schäferei und Stadt, 1 Mühle und Schäferei und Kirchspiel, 1 Mühle und Forsthaus, 1 Mühle und Forsthaus und Vorwerk, 1 Mühle und Forsthaus und Flecken, 1 Mühle und Forsthaus und Stadt, 1 Mühle und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Mühle und Vorwerk, 1 Mühle und Vorwerk und Flecken, 1 Mühle und Vorwerk und Stadt, 1 Mühle und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Mühle und Flecken, 1 Mühle und Flecken und Stadt, 1 Mühle und Flecken und Kirchspiel, 1 Mühle und Stadt, 1 Mühle und Stadt und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Gasthaus, 1 Ziegelei und Gasthaus und Schäferei, 1 Ziegelei und Gasthaus und Forsthaus, 1 Ziegelei und Gasthaus und Vorwerk, 1 Ziegelei und Gasthaus und Flecken, 1 Ziegelei und Gasthaus und Stadt, 1 Ziegelei und Gasthaus und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Schäferei, 1 Ziegelei und Schäferei und Forsthaus, 1 Ziegelei und Schäferei und Vorwerk, 1 Ziegelei und Schäferei und Flecken, 1 Ziegelei und Schäferei und Stadt, 1 Ziegelei und Schäferei und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Forsthaus, 1 Ziegelei und Forsthaus und Vorwerk, 1 Ziegelei und Forsthaus und Flecken, 1 Ziegelei und Forsthaus und Stadt, 1 Ziegelei und Forsthaus und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Vorwerk, 1 Ziegelei und Vorwerk und Flecken, 1 Ziegelei und Vorwerk und Stadt, 1 Ziegelei und Vorwerk und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Flecken, 1 Ziegelei und Flecken und Stadt, 1 Ziegelei und Flecken und Kirchspiel, 1 Ziegelei und Stadt, 1 Ziegelei und Stadt und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Schäferei, 1 Gasthaus und Schäferei und Forsthaus, 1 Gasthaus und Schäferei und Vorwerk, 1 Gasthaus und Schäferei und Flecken, 1 Gasthaus und Schäferei und Stadt, 1 Gasthaus und Schäferei und Kirchspiel, 1 Gasthaus und Forsthaus, 1 Gasthaus und Forsthaus und Vorwerk, 1 Gasthaus und Forstha

ter, daß der Gottesdienst in der ersten nicht gehalten werden. Es wolte auch der Churfürst mit den andern Mitverordneten Räthen nichts beschließen, ehe und bevor sie mit ihren Gemahlinnen darüber geredet hätten, und alles, was Churfürstliche Gnaden darüber verordnen würden, ihnen vorgetragen und hinterbracht worden. Wer vorgleich sich weiter, daß der Churfürst den Evangelischen Predigten das Gotteshaus und die Schulen nicht auf Catholischen, in der die Bilder von Gemahlen oder Holtz stehen müssen, einräumen wolten, so hätten sie doch nicht gewust, wie sie sich gegen Churfürstliche Gnaden halten sollten. Ihre Gnaden hätten Religionen selbst keine in ihrer Herrschaften gehalten wissen. Die Leben zu Pillau und Memel seyen in den besten Ordnungen, und hätten Predigungen und Gebetter daben, aus den Postillen Buch gelesen worden, darvon sich ihre Leute nicht beschwert, sondern sie viel Recht haben, dem Churfürsten darüber Vorschläge zu thun, damit in diesen Stücken die Leute besser von Gott der Treue stehen. Die Predigungen und die Leben seyen durch einen Diener Churfürstlicher Gnaden bisher verrichtet worden. Der jetzliche Vorweg im Churfürstlichen Leben sey Gebet, welches auch seinen Gnaden gethan, sie aber verbeyrathet worden seyen, wann auf den Mahlzeiten zu Churfürstlichen Gnaden Hofmeister gesprochen worden. Demnach wurden von den Anfang der langsten und die Predigungen in Hergehen ausgeschlossen, und seyen sie aber die Kürtze der Predigungen nicht gelitten, daß innerhalb einer Stunde von den Anfang und Churfürsten aufgestanden worden. Wie aus der Information, die der Churfürst Herrn Dr. Sebern beygebracht, die Predigten und das Leben gehalten worden, und die Ordnung der Gottesdienst und Predigungen in den Hergehlichen Gerichten beybehalten werden.

werden. Der Churfürst sollte als Herzog von Preußen mit den Feinden des Königs, ohne die ausdrückliche Bewilligung desselben, keine Partheylosigkeit eingehen; noch Schlösser an einen auswärtigen Fürsten verkaufen oder verpfänden. Endlich machte er sich anheischig, dem Könige jährlich 100000 Gulden aus den Zöllen zu bezahlen. So viele Einschränckungen, die dem Verhältnisse des Churfürsten gegen Pohlen, nicht seinem Geiste, gemäß waren, raubten ihm doch die Macht nicht, in diesem Lande ungemein viel Gutes zu thun: sie waren also weder traurig noch verächtlich.

Bald aber schien der Stillstand, den er mit den Schweden getroffen hatte, und der noch nicht bestätigt war, vergeblich zu seyn. Der Schwedische Feldherr Torstensohn rückte im Anfange des Jahrs 1642 mit seinem Heere in die Alte Marck, der er sehr beschwerlich fiel, um von dort aus die Kayserlichen Länder anzugreifen: er rechtfertigte auch dieses durch den Stillstand selbst. Der Churfürst verlangte nächst der feyerlichen Genehmigung desselben, auch die Aenderung einiger beschwerlichen, zum Theil schimpflichen Punkte, die darinne standen: darunter gehörte auch dieser, daß die Schweden zu Cüstrin eine Person haben sollten, die auf die Erfüllung des Vergleichs Acht gäbe. Darüber gieng eine langwierige Unterhandlung zu Stettin und Stralsund an; die aber fruchtlos abgebrochen wurde, weil die Schweden durch Verzögerung und harte Forderungen sich desto mehr Freyheit in der Marck vorbehalten wollten. Daher schickte der Churfürst Gesandte nach Stockholm, unter einem den Schweden gefälligen Vorwande. Seines Vaters Schwester, die Wittwe Gustav Adolphs, war zu großem Verdrusse der

Schwe-

Schweden, und Dänemark geschlossen, weil sie alle Ansicht auf den Regierung, und Stil der jetzigen Christinens war genommen worden. Endlich wurde der Friede zu Stuhmsdorf geschlossen, um sich wieder in das Reich zu begeben: erstlich auch die Verschreibungen gegen die Polnischen Herren einer; endlich sah er doch Stadt beygethan bleiben, bis zu seinem Ableben im Jahr 1632 drey Wochen zu Jahrmarkt in Preußen nahm, und sich in die Christinens Zeit Jahrzeit ausmachte.

Man merkete auch nie gehörnen Wechs deiner Gesandtschaft nach Schweden: der Christinen einer den Vorschlag, den Herr Gustav Adolph vor dem hatte, sie mit seiner Tochter zu vermählen. Anfänglich hielt er auf die Gemächer der Reichsrathe ausschreiben, als sie in Gegenwart seiner gesandt waren: und verwiesen sich einen Worten seinem an seine Christinens Schreiben. Sie hatte Ursprung zu klein sich in der Folge nicht gleichig, und hier der Herren weiter sich gefallen, als sie in andern Jahre wiederholet worden. Die Polen, welche dem Schwedischen Reiche in Christinens einer Regierung Gewaltsam angethan haben, wurden über die Maßnahme von seiner vorhergehenden Gesandtschaft gewichtig. Der Kanzler Oxenstierna setzte zum in den Königen vor, daß seine Verwilligungen nach der Vermählung mit Christinens einem Königreiche gemeiner werden, und wie Vorbrief, aber gar an dem Königreiche gemeiner können. Das Recht der Königin von Polen in das Schwedische Reich, das er niemals aufgeben werde, sey ja bekannt: man setzte dabey, er werde als ein Vasall, aber Mann seiner Königin und des Reichs sich nicht Gesandtschaft werde schlagen. Der Königin sey zwar das Recht

Nachricht nur noch als ein ungewisses Gerüchte an; es sey aber nöthig zu verhüten, daß dieses niemals geschehe. Hierauf antwortete der Churfürst: er habe an seine Vermählung überhaupt noch nicht gedacht; am wenigsten aber an die Vermählung mit der Königinn von Schweden; seine Gesandten wären in dieses Reich aus andern Ursachen geschickt worden; er werde sich auch niemals auf eine dem Könige und der Republik Pohlen nachtheilige Art vermählen, und die Verbindlichkeit seiner Lehnspflicht sey die stärckste Versicherung, die er darüber geben könne. Als Oßalinsky noch eine deutlichere Erklärung verlangte, gab der Churfürst diese, daß er weder selbst an jene Vermählung gedacht habe; noch daß andere ihm dieselbe vorgeschlagen hätten: und wenn sie künftig in Bewegung kommen sollte, würde er solches dem Könige nach seiner kindlichen Ergebenheit gegen ihn melden. Der Kanzler hatte schon vorher den vier vornehmsten Preußischen Räthen im Nahmen des Königs aufgetragen, genau Acht zu haben, ob etwas wegen dieser Vermählung vorgienge, und was sie bemerckten, dem Könige sogleich anzuzeigen; weil dieselbe alle Verbindung zwischen dem Königreiche und dem Herzogthume Preussen aufheben würde. Die Staatsräthe hörten dieses mit Bestürzung, und baten daher den Churfürsten, nicht mehr an der gedachten Vermählung zu arbeiten, weil sie Preußen schädlich seyn würde. Er suchte sie ebenfals zu überzeugen, daß alles, was sie davon gehöret hätten, nur auf einem falschen Gerüchte beruhe. Die Staatskunst braucht dieses Hülfsmittel oft, dasjenige standhaft zu leugnen, was desto mehr Hindernisse finden würde, je bekannter es wäre: dieses Leugnen macht auch keinen Kenner der Geschichte irre, und ist dem, welcher dazu genö-

thiget wird, zwar weniger rühmlich, als ein ganz offenes Betragen; aber es bleibt doch in gewissen Fällen, auch nur wegen des großen Hauffens, unvermeidlich. Friedrich Wilhelm sahe in der Vermählung mit Christinen eine Größe voraus, die dem Kayser fast eben so unangenehm gewesen seyn würde, als dem Könige von Pohlen.

Er kam endlich im Anfange des Jahrs 1643 in der Marck an, und bald darauf verglich er sich mit den Schweden, daß ihnen monathlich zehn tausend Reichsthaler und tausend Scheffel Getraide aus diesem Lande abgetragen werden sollten. Dieser Stillstand wurde zwar nur auf zwey Monathe errichtet; gieng aber nachmals, ohne ausdrücklich verlängert zu werden, bis zum Frieden fort. Johann Oxenstierna, ein Sohn des Schwedischen Großkanzlers, der dieses in Schwedens Nahmen bewilligte, unterredete sich zugleich mit den Gesandten des Churfürsten über ihren Herrn. Sie rühmten denselben sowohl überhaupt wegen seiner großen Gaben, als vornemlich wegen des unermüdeten Fleißes, mit welchem er Tage lang seiner Rathsversammlung beywohne, und das Abgehandelte selbst aufschriebe. Dazu sezten sie noch dieses, daß man ihm die Trunckenheit, ein damals bey den Deutschen Fürsten gewöhnliches Laster, nicht vorwerfen könne. Unter diesen Lobsprüchen fand einer besonders den Beyfall des Oxenstierna, nemlich dieser, daß es den Churfürsten nicht verdrieße, seine Räthe anzuhören: junge Fürsten, sagte er, hätten kein besseres Mittel, ihre Angelegenheiten genau kennen zu lernen; auf diesem Wege sey Gustav Adolph zu einer solchen Vollkommenheit in der Regierungskunst gelangt, und der Churfürst werde sich dereinst vor allen Deutschen Fürsten,

die

ie seine Zeitgenoſſen wären, hervorthun. Würcklich unterschied er sich schon damals von fast allen diesen Fürsten durch seine weisen Maaßregeln. Er wußte dem Verlangen der Schweden, daß der erstjedachte Vergleich feyerlich bestätigt werden müsse, geschickt auszuweichen, weil sie gewisse neue Vortheile über ihn hierinne zu suchen schienen. Vielmehr bewog er sie im Jahr 1644, ihre Besazungen aus noch mehrern Städten seines Gebiets zu ziehen. Eben so glücklich als der Marck, verschaffte er auch in diesem Jahre dem Herzogthum Cleve einige Erholung. Die Landgräfinn von Hessen, Amalia, die getreueste unter Schwedens Bundesgenoſſen in Deutschland, ließ einen Theil dieses Landes durch ihre Kriegsvölcker räumen: und schon vorher hatten die Holländer, auf seine Vorstellungen, ein gleiches in Ansehung einiger Clevischen Städte gethan.

So viele Unterhandlungen mit den Feinden des Kayſers machten diesem den Churfürsten verdächtig. Als daher der Kayserliche Feldherr Gallas im Jahr 1644 durch die Marck Brandenburg den Dänen zu Hülfe zog, welche von den Schweden plözlich waren angegriffen worden, ließ er den Churfürsten fragen, was er sich von ihm zu versehen habe, und verlangte von ihm auf eine drohende Art alle bedürfnisse für seine Kriegsvölcker, die auch viele Ausschweifungen in diesem Lande verübten. Der Churfürst beobachtete seine Würde sowohl in der Antwort gegen den Feldherrn, als in den Beschwerden, welche sein Gesandter Johann Friedrich, Freyherr von Löben, bey dem Kayser selbst anbringen mußte. Er empfieng von diesem eine gefällige Antwort; zugleich aber suchte derselbe zu verhindern, daß der Churfürst nicht zu mächtig werden möchte, um in dem fortdau-

renden Kriege auf der einen Seite einen starcken Ausschlag geben zu können: und dieses besorgte der Kayser, da er sah, daß der Churfürst eine Anzahl Kriegsvölcker in Westphalen warb, mit welchen er die von den Holländern zurück gegebenen Städte besezen wollte; die aber nach dem Argwohn des Kayserś vielleicht zu den Hessen stoßen dürften. Es wurde also von dem Churfürsten begehrt, diese Soldaten mit den Kayserlichen zu vereinigen, die Westphalen beschützen sollten. Allein er entschuldigte sich deswegen, und sein Gesandter sprach desto muthiger am Kayserlichen Hofe, da zu gleicher Zeit andere Churfürsten sich daselbst beklagten, daß sie des Schutzes nicht genössen, den sie von dem Kayser erwarten könnten. Die Venetianer versuchten damals für ihre Gesandten an diesem Hofe den Rang über die Churfürstlichen zu erhalten. Friedrich Wilhelms Gesandter rettete auch hier seine Ehre, und erklärte öffentlich, er werde den Vorgang über den Venetianer behaupten, wenn gleich einer von ihnen beyden auf der Stelle umkommen sollte. Alles zeigte die Stärcke dieser neuen Regierung: auch die Vermittelung, welche der Churfürst zur Endigung des Kriegs zwischen Dänemarck und Schweden anbot. Mit diesem Kriege war er desto weniger zufrieden, da derselbe nicht nur den lange gewünschten Frieden weiter entfernte; sondern auch zween Protestantische Fürsten schwächte, die er lieber vereinigt sah. Doch der Gesandte, den er nach Dänemarck schickte, wurde allda kaltsinnig aufgenommen: man glaubte, daß der Churfürst noch immer auf seine Vermählung mit der Königinn Christina bedacht sey, und insgeheim Schwedens Parthey ergriffen habe; außerdem aber war bereits die Vermittelung von Franckreich und von den Vereinigten Niederlanden an dem Dänischen

Hofe

Hofe angenommen worden, und diese Entschuldigung machte das Anbieten des Churfürsten, in welches Schweden gewilligt hatte, fruchtlos.

Unterdessen waren andere Friedensunterhandlungen, noch dringendere für den Churfürsten, angefangen worden. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Kriege in Deutschland, und mitten unter demselben, wurden im Jahr 1641 die vorläufigen Bedingungen des Friedens festgesezt; es ward ausgemacht, daß man vom März des folgenden Jahres an, zu Münster und Osnabrück an demselben arbeiten sollte: und im Jahr 1643 kam ein Deputations-Tag zu Franckfurt am Mayn zu Stande, von dem man ebenfals eine Beförderung des Friedens hoffte. Friedrich Wilhelm, der durch das seinem Vater unähnliche Betragen den Frieden würcklich erleichterte, wollte anfänglich an der erstgedachten Versammlung keinen Antheil nehmen, weil er sie vor vergeblich hielt; nachher aber ließ er durch seinen Gesandten auf derselben vorstellen, daß zur Wiederherstellung des Friedens vielmehr eine Zusammenkunft von beyden Kriegführenden Theilen nöthig sey; einen bloßen Waffenstillstand ließ er zugleich widerrathen, weil er nur mit harten Bedingungen, zu Deutschlands Untergange, erhalten werden könnte. Man stritte auf diesem Deputations-Tage hauptsächlich darüber, ob auch die Reichsfürsten und Reichsstädte an den Friedensunterhandlungen einen unmittelbaren Theil haben sollten. Der Kayserliche Hof und die Churfürsten wollten ihnen dieses Recht nicht zugestehen; so wie sie auch behaupteten, daß man in den beyden Westphälischen Städten nur für den Frieden mit den Ausländern sorgen; die Beschwerden aber der Reichs-

stände gegen einander an einem andern Orte heben sollte. Allein der Churfürst von Brandenburg sah das Verlangen der Reichsfürsten vor eben so billig als nothwendig an. Er verwarf auch den von den Kayserlichen vorgeschlagenen Ausschuß der Reichsstände, durch welchen die Religionsbeschwerden abgethan werden sollten. So wenigen Fürsten die Entscheidung dieser wichtigen Klagen zu überlassen, hielt er für die Protestanten vor sehr gefährlich, weil man leicht in diesem Ausschusse einen unter ihnen, der weniger Ursache sich zu beschweren hätte, gewinnen könnte, und weil die ganze Untersuchung erst nach geschlossenen Frieden verschoben wurde. Er fand sich auch dadurch beleidigt, daß man dazu alle Churfürsten, nur ihn nicht, aus Abneigung gegen die Reformirte Religion, die er bekannte, ernannt hatte. Er widersezte sich ferner der Fortsezung des Deputations-Tages, und der Verlegung desselben nach Münster, indem er denselben nur als ein Mittel betrachtete, die ernstlichen allgemeinen Friedensbemühungen abzuwenden, und so lange Zeit zu gewinnen, bis das Glück des Krieges sich mehr für den Kayser erklären dürfte. Die übrigen Reichsstände gaben ihm endlich auch gröstentheils Beyfall, und diese Versammlung, auf welcher sich der Churfürst durch richtige und freymüthige Vorstellungen viele Ehre erworben hatte, gieng im Jahr 1645 aus einander.

Mit desto gröserer Hoffnung ernannte Friedrich Wilhelm bereits im Jahr 1644 seine Gesandten zu den Friedensunterhandlungen in Westphalen. Johann Graf von Witgenstein sollte, wie es die Umstände verlangen würden, denselben bald zu Münster, bald zu Osnabrück beywohnen.

Nach

Nach Osnabrück besonders, wo die Schwedischen Gesandten mit den Kayserlichen berathschlagten, schickte er den Freyherrn von Löben, und Peter Fritzen, der nachmals vom Matthäus Wesenbeck abgelöst wurde; und nach Münster, wo die Französischen Gesandten insonderheit am Frieden arbeiteten, giengen Friedrich von der Heyden, und Johann Portmann, dessen Stelle in der Folge Johann Frommholt einnahm. Man hat bald erkannt, daß diese Wahl des Churfürsten wohl getroffen gewesen sey: er suchte aber auch die wichtigsten Absichten durch diese Gesandten zu erreichen. Darunter waren die Behauptung seiner Rechte an Pommern, und die Entschädigung wegen eines so langen und vielfachen Elendes, das seine Länder in einem Kriege ausgestanden hatten, der ihn im Grunde wenig angieng, neben der Abstellung der Religionsbeschwerden, die vornehmsten. Da er gleichsam in der Mitte zwischen beyden Partheyen stand, so gab ihm dieses bey denselben desto mehr Ansehen: denn in dem immer fortwährenden Kriege mußte eine jede befürchten, daß er zu der andern treten möchte. Noch gehörte er zwar unter die entkräfteten und weniger mächtigen Fürsten; allein er verschaffte sich täglich neue Stärcke, und schon die Maaßregeln, welche er nahm, zeigten eine gewisse Festigkeit, ein nicht ungegründetes Vertrauen an.

Als seine Gesandten im Jahr 1645 in den gedachten Städten angekommen waren, geriethen sie sogleich über das Cärimoniell und über andere vorläufige Punkte, in Streitigkeiten. Die Schwedischen Gesandten tadelten es, daß in ihre Vollmacht gesezt worden war, sie wären abgeschickt, um den Kayserlichen beyzustehen; allein sie erklärten sich,

daß ihr Beystand bloß auf solche Anschläge gerichtet sey, die das Beste des Deutschen Reichs und den Frieden beträffen. Die Französischen Gesandten verlangten, daß ihrem Könige der Titel Majestät beygelegt werden sollte; allein den Churfürsten wollten sie nicht Durchlauchtigster nennen. Dieser schickte deswegen sogar einen Gesandten nach Franckreich, ohne etwas zu erlangen: und seine Gesandten brauchten daher nur den Nahmen des Allerchristlichsten Königes. Einen andern Streit führten sie und die übrigen Churfürstlichen Gesandten mit dem Venetianischen, der vermöge eines Ausspruchs des Kayfers Ferdinands des Zweyten vom Jahr 1636. den Rang vor ihnen begehrte. Zu den sehr erheblichen Gründen, die man demselben entgegen sezte, fügte der Churfürst noch dieses, das Haus Oesterreich, das über mehr als Ein Reich herrsche, habe den Churfürsten den Rang niemals streitig gemacht; unter ihnen sey ein König, an dessen Seite die übrigen säßen, und von dem sie sich nicht trennen lassen könnten; es hätten auch schon in den ältern Zeiten viele mächtige Könige in Deutschland geherrscht, unter andern in Bayern, Sachsen, Vandalen, welche damals den Venetianern nicht würden nachgestanden haben, ihre Länder aber gehörten jezt meistentheils den Churfürsten. Er rieth jedoch den Mittelweg an, künftig keine ankommende Gesandten mehr zu empfangen, und zur Entschuldigung gegen sie diesen Rangstreit anzuführen: man bediente sich auch dieses Mittels mit einiger Veränderung. Noch heftiger war die Uneinigkeit, welche sich über die Weigerung der Fürstlichen Gesandten, den Churfürstlichen den Ehrennahmen Excellenz zu geben, erhob. Dabey erinnerte der Churfürst nicht nur, daß dieser Streit jezt sehr zur Unzeit entstanden

standen sey; sondern auch, daß die Churfürstlichen Gesandten diesen Titel von den Auswärtigen ohne Widerrede empfiengen; doch befohl er den seinigen, mit den Fürstlichen Gesandten darüber nicht heftig zu streiten, sondern nur ein gleiches Recht mit den übrigen Churfürstlichen zu behaupten. Dagegen ließ er das Recht der Deutschen Reichsfürsten und Reichsstädte, bey diesen Friedensunterhandlungen ihre Stimmen eben sowohl als die Churfürsten, wie es ihnen gefiele, zu geben, mit glücklichem Fortgange vertheidigen, und mißbilligte auch andere Anstalten, durch welche die Kayserliche Parthey die Reichsstände, und insonderheit die Protestanten, bey dieser Gelegenheit um ihre Vortheile zu bringen suchte.

Bey dem würcklichen Anfange der Friedensvorschläge, ließ Friedrich Wilhelm vorzüglich auf die Versicherung des Religionszustandes der Reformirten in Deutschland dringen. Durch den Religionsfrieden vom Jahr 1555. hatten nur die Evangelischen eine ohngefähr gleiche Freyheit der Religion mit den Römischcatholischen in Deutschland erhalten, wobey das Augsburgische Glaubensbekenntniß zum Grunde lag. Die Reformirten verstärckten sich seitdem neben ihnen ungemein glücklich, und beriefen sich, um gleicher Rechte zu genießen, darauf, daß sie jenem Glaubensbekenntnisse ebenfals beypflichteten: ein Vorgeben, das jedoch nur bey einigen Veränderungen, wo nicht in den Worten, doch in den Erklärungen desselben bestehen konnte. Daher fiengen die Evangelischen an, den Nahmen der unveränderten Augsburgischen Confeßion zu gebrauchen, und waren desto weniger geneigt, sich für die Reformirten zu erklären, je mehr sie durch dieselben an ihren Kirchenbesitzungen verloren, und

je bitterer es ihnen die Römischcatholischen vorwarfen, daß sie sich nicht mehr zu der ersten und ächten Augsburgischen Confeßion bekenneten. Die Streitigkeiten zwischen den beyden Protestantischen Gemeinen waren überhaupt gegen die Zeit dieser Friedenshandlungen aufs höchste gestiegen; aber eben diese boten die beste Bequemlichkeit an, mehr Verträglichkeit zwischen ihnen einzuführen. Der Churfürst von Brandenburg, der damals der vornehmste Reformirte Fürst in Deutschland war, verlangte also, daß die Religionsfreyheit seiner Glaubensgenossen in den deutlichsten Ausdrücken festgesetzt werden sollte. Er glaubte, daß dieselben eben sowohl Augsburgische Confeßionsverwandte heißen könnten als die Evangelischen, und ließ diese leztern warnen, durch ihren Widerstand gegen die Reformirten in dieser Sache nicht die Uneinigkeit zu vergrößern, durch deren Hülfe die Römischcatholischen sie beyde zu unterdrücken suchten. Unter andern Schwierigkeiten, welche hieben erregt wurden, war auch diese, daß man den Reformirten Fürsten das sogenannte Recht zu reformiren in ihren Ländern nicht zugestehen wollte, weil man befürchtete, daß ihre Evangelische Unterthanen dadurch am ersten leiden möchten. Dieses und die übrigen Gründe der Streitigkeit beantwortete der Churfürst mit Vorstellungen, die im Auszuge angeführt zu werden verdienen. „Weder er noch seine Vorfahren, sagte er, hätten je„mals das Gewissen eines ihrer Unterthanen beun„ruhigt, und auch künftig werde solches nicht ge„schehen; allein darinne stimme er dem Gesandten „Oxenstierna völlig bey, daß das gedachte Recht „eben so grausam in den Händen der Evangelischen „sey, als wenn es die Reformirten ausübten. Er „bekenne sich zur Augsburgischen Confeßion, und

„kein

„kein in derselben entschiedener Artikel sey jemals „zwischen den Protestanten in Zweifel gezogen wor„den; beyde Kirchen hätten nur über Fragen, die in „derselben nicht berührt werden, gestritten. Wenn „aber dieses als eine Abweichung von jenem Glau„bensbekenntnisse angesehen werden sollte, so könnte „man den Evangelischen wegen ihrer Streitigkeiten „untereinander ein gleiches vorwerfen. Der einzige „Unterscheid in der Lehre vom heiligen Abendmahl, „der darinne nicht einmal bemerckt sey, könne die „Reformirten nicht von diesem Bekenntnisse aus„schließen, wider welches sie, nach dem Geständnisse „der Lehrer beyder Kirchen auf dem Leipziger Gespräche, gar nichts lehrten. Seit dem Jahre 1566. „sey es unter den Reichsständen gar nicht streitig ge„wesen, daß die Reformirten an dem Religionsfrie„den Antheil hätten; wie man insonderheit aus dem „Betragen des Reichs gegen die Churfürsten von „der Pfalz sehen könne. Einige unruhige Theolo„gen hätten zwar darüber gestritten, wer in dem Re„ligionsfrieden eingeschlossen sey oder nicht; allein „für sie gehörte die Auslegung der Reichsgeseze nicht, „und ihre Fürsten würden besser gethan haben, ih„nen, um des öffentlichen Wohls willen, keine sol„che Frechheit zu verstatten. Unter den Reichsstän„den selbst hingegen wären über diese Frage keine „Bewegungen entstanden. Die Evangelischen hät„ten auch ihrer Seits zu befürchten, daß die Rö„mischcatholischen gegen sie eben solche Einschrän„ckungen in Ansehung des Religionsfriedens gebrau„chen möchten, wie sie jezt gegen die Reformir„ten.„ — Wenn gleich dieses nicht alles von den Evangelischen zugegeben werden durfte; so war es doch überhaupt mit vieler Einsicht und Hoheit gesagt: der Churfürst zeigte, daß er mehr als die mei-

sten

sten andern Protestantischen Fürsten fähig sey, einen äußerlichen Frieden zwischen den beyden Kirchen zu stiften. Als ihm daher um diese Zeit die Herzoge von Lüneburg zur Beylegung der Streitigkeiten zwischen den Protestanten Vorschläge thaten, versprach er sehr bereitwillig, dieselben zu befördern; sezte aber hinzu, zwischen Staatsmännern und selbst zwischen den Reichsständen sey wegen dieser Verschiedenheit des Glaubens keine solche Uneinigkeit anzutreffen; von den Theologen aber, bey denen die Bitterkeit einmal eingewurzelt sey, erwarte er keine freundschaftliche Gesinnungen, da sie einander selbst, oft wegen einer geringen Ursache, auf das heftigste angriffen. In dem Munde eines Churfürsten ist diese Erklärung ohne Zweifel noch lehrreicher, als wenn sie Schriftsteller gegen Schriftsteller gebrauchen.

In einer ähnlichen Absicht beschickte Friedrich Wilhelm im Jahr 1645. das Religionsgespräch zu Thorn, das zur Vereinigung der Römischcatholischen, Evangelischen und Reformirten in diesem Reiche, gehalten wurde. Der König Vladislaus und der Erzbischof von Gnesen ersuchten ihn, seine Theologen aus Preußen dahin zu senden. Er fand zwar dabey einige Bedencklichkeiten, unter andern diese, daß sich die Pohlnischen Bischöfe bey dieser Gelegenheit eine Art von Gerichtsbarkeit über die Protestanten in Pohlen angemaaßt hätten; daß diese durch ihre Willfährigkeit das Gespräch zu besuchen, in Gefahr stünden von auswärtigen Protestanten getrennt zu werden; und daß der Endzweck dieses Gesprächs unmöglich erreicht werden könne, weil den Römischcatholischen zu viel daran gelegen sey, die Päbstliche Gewalt und die Messe beyzubehalten.

halten. Doch, da es für die Protestanten schimpflich und schädlich zu seyn schien, das angebotene Gespräch auszuschlagen; da die Römischcatholischen versichert hätten, es sollte auf demselben nicht auf Schulzänkereyen, sondern auf eine freundschaftliche Vergleichung der verschiedenen Meinungen gesehen werden, damit man erkenne, wie weit sie von einander abgehen oder übereinkommen, und damit man sich wenigstens in einigen Punkten vereinigen könne; da der Churfürst auch vielleicht auf diesem Gespräche die freye Religionsübung für die Reformirten in Preußen würde erhalten können: so erlaubte er einigen seiner Theologen zu Königsberg und zu Franckfurt an der Oder, sich in ihrem Nahmen dahin zu begeben. Er ließ auch den Georg Calixtus zu Helmstädt, den friedfertigsten Evangelischen Theologen seiner Zeit, ersuchen, gleichfals nach Thorn zu reisen: dieser trat würcklich daselbst mit den Reformirten in fast gleiche Verbindungen, als er mit dem Evangelischen hatte. Das Gespräch selbst wurde gar bald fruchtlos abgebrochen, und es veranlaßte so gar heftige Streitigkeiten in der Evangelischen Kirche.

Mittlerweile wurde zu Osnabrück und Münster eine der wichtigsten Angelegenheiten des Churfürsten, und man kann sagen, des Deutschen Reichs mit ihm, rege. Er verlangte endlich in den Besiz von Pommern gesezt zu werden, und die Schweden wollten nur unter der Bedingung, daß ihnen dieses Herzogthum verbliebe, in den Frieden Deutschlands willigen. Der lezte Herzog von Pommern Bogislaus der XIV. war im Jahr 1637. gestorben. Nach den Erbverbrüderungen zwischen diesem Hause und den Churfürsten von Brandenburg, nach den wiederhol-

derholten Kayserlichen Belehnungen, durch welche den leztern Pommern war versichert worden, und selbst nach der oftmals, auf den Fall des Aussterbens der Herzoge, von den Pommerischen Ständen an Chur-Brandenburg geleisteten Huldigung, war Friedrich Wilhelms Recht an dieses Herzogthum unstreitig: es wurde auch von niemanden geleugnet. Allein die Schweden hatten nicht sowohl vermöge des Bündnisses, welches im Jahr 1630. zwischen Gustav Adolphen und dem Herzoge von Pommern geschlossen worden war, und zu dessen Bedingungen auch diese gehörte, daß, wenn der Herzog stürbe, Gustav und seine Nachfolger sein Land so lange besezt halten sollten, bis es dem Churfürsten von Brandenburg ohne die noch etwan vorhandene Hindernisse übergeben werden könnte; als vielmehr hatten sie sich Kraft des Rechtes der Waffen, und der zur Führung des Kriegs bequemen Lage, desselben lange bemächtigt. Sie sahen es als den besten Preiß ihres langwierigen Kriegs, als ein Land an, das nicht nur für sie einen stets gewissen und leichten Eingang nach Deutschland, sondern auch selbst eine Vormauer von Schweden, und eine Erweiterung seiner Schiffahrt und Handlung auf der Ostsee abgeben könnte. Daher bestanden sie schlechterdings darauf, daß ihnen Pommern gänzlich überlassen, und der Churfürst dafür durch andere Länder Schadlos gehalten werden sollte.

Er hingegen wollte sich eben so wenig seines Rechtes, zumal auf ein Land begeben, das, indem es an die Marck gränzte, ihm vortrefflich gelegen war. Die Landstände von Pommern gaben ihm zugleich Merckmale einer treuen Ergebenheit. Auf der andern Seite suchten ihn die Schweden und ihre Bunds-

Bundsgenossen, die Franzosen, durch die von neuem vorgeschlagene Vermählung des Churfürsten mit der Königinn Christina, zur Abtretung von Pommern geneigt zu machen; aber selbst die Art, mit welcher dieser Antrag geschah, kündigte eben nicht die ernstlichste Absicht an. Der Graf Oxenstierna versicherte, die Schwedischen Reichsstände wünschten diese Vermählung: und wenn sie nicht zu Stande kommen sollte, so würde daran bloß die Verschiedenheit der Religion Schuld seyn. Darauf antworteten zwar die Gesandten des Churfürsten, er habe hierinne eine gemäßigte Denckungsart, besuche oft die Lutherischen Kirchen, und lasse jedermann seine Gewissensfreyheit; allein Oxenstierna versezte, die Geistlichkeit und das Volck in Schweden fürchteten sich mehr vor den Reformirten als vor den Römischeatholischen: denn die leztern giengen ihren Weg öffentlich, und man könne ihnen daher leichter widerstehen; jene aber wüßten ihren Vorsaz schlau zu bedecken, und sich ihrer Künste so geschickt zu bedienen, daß man sich kaum vor ihnen hüten könnte. Als die Gesandten hinwiederum zeigten, dergleichen Besorgnisse könnten durch eine schriftliche Verbindlichkeit gehoben werden: so fiel Oxenstierna auf einen neuen Zweifel. Wenn Pommern, sagte er, mit dem Churfürstenthum verbunden würde, und aus der Vermählung der Königinn mit dem Churfürsten keine Kinder kämen, so würde Pommern immer bey dem Churfürstenthum bleiben. Würde mehr als ein Prinz aus dieser Vermählung gebohren werden, so würde der Erstgebohrne König, der andere Churfürst seyn; auf diese Art würde Pommern abermals von Schweden getrennt werden. Auch dieses, antwortete man ihm, könnte durch Vergleiche anders bestimmt werden. Da der Schwe-

dische Gesandte dieses nicht mißbilligen konnte, nahm er von neuem das Bedencken wegen der Religion vor, und behauptete, der Churfürst müsse sehr eifrig Reformirt seyn, weil er auf das Recht zu reformiren so starck hätte dringen lassen, woraus auch die Schweden nichts Günstiges für ihren Religionszustand schließen könnten, wenn jene Vermählung Statt finden sollte: er verwunderte sich zugleich, daß der Churfürst für Pommern, das doch ganz Lutherisch sey, einen Reformirten Gesandten in den Reichsfürsten-Rath abgeschickt habe. Er sezte noch hinzu, die Königinn von Schweden habe ihr Vertrauen zu dem Churfürsten verloren, nachdem sie gesehen habe, daß er den Waffenstillstand keineswegs bestätigen, und nicht viel anders als ihr Feind bleiben wolle; daher sey sie auch nicht gesonnen, (wie er verlangt hatte,) in abgesonderte Unterhandlungen wegen Pommern mit ihm zu treten.

Die Hoffnung Friedrich Wilhelms, zum Besize von Pommern zu gelangen, gründete sich, außer seinem Rechte, hauptsächlich auf das Versprechen des Kaysers, ihn dabey zu unterstüzen, und niemals zuzugeben, daß dieses Land oder ein anderes in Deutschland an Schweden abgetreten würde, die vielmehr für ihre Kriegskosten mit Gelde befriedigt werden sollten. Dieses Versprechen aber wurde nach und nach zurück genommen, da der Kayser im Kriege wider die Schweden unglücklich blieb, und diese nicht allein Pommern unveränderlich begehrten, sondern auch zur Vergütung für den Churfürsten unter andern Schlesien vorschlugen. Die Kayserlichen Gesandten hielten es nun vor das rathsamste, daß der Churfürst für Pommern eine Summe Geldes nehmen möchte; oder wenn er seine Ansprüche

che mit Gewalt zu behaupten geſonnen wäre; ſo verlangte der Kayſer von ihm zu wiſſen, ob er ein Bündniß mit ihm ſchließen, und ein Heer aufbringen wollte. Was noch mehr iſt, der Churfürſt bekam die Nachricht, daß ihn die Kayſerlichen Geſandten bey den Königlichen verdächtig zu machen, und mit denſelben, ohne auf ſeinen Vortheil zu ſehen, Frieden zu ſchließen ſuchten. In dieſer Art von Verlegenheit vertheidigte er ſein Recht, und beantwortete die gemachten Einwürfe und Anerbietungen mit einer Standhaftigkeit, die einer gröſſern Macht würdig geweſen wäre. Auf den Einfall eines Schwediſchen Geſandten, daß Pommern, wenn die Schweden es nicht eingenommen hätten, doch nur von den Kayſerlichen oder Bayern würde weggenommen worden ſeyn, ſagte er, Guſtav Adolph habe verſichert, daß er eben deswegen die Waffen führe, um ſeine Freunde bey ihrem Gebiete zu ſchützen, und er habe eidlich verſprochen, daß er von demſelben nichts begehre. Er beſchwerte ſich außerdem darüber, daß er jezt, ſo oft er aus Preußen etwas in die Marck führen laſſen wollte, immer erſt in Schweden einen Freypaß ſuchen müßte, der nicht allemal immer gerne zugeſtanden würde; und überhaupt verſicherte er, daß man ihm für Pommern kein gleichgeltendes Land geben könne, wenn es gleich dreymal mehr Einkünfte hätte; ſo bequem liege es ihm in jeder Betrachtung.

Faſt lächerlich war es, daß der Churfürſt über Pommern auch mit dem Abte von Corvey einen Streit bekam. Dieſer ſtellte den Kayſerlichen Geſandten vor, die zu Pommern gehörige Inſel Rügen ſey ein Lehn ſeines Kloſters, indem ſie demſelben von dem Kayſer Lothar zur Belohnung eini-

ger Mönche aus Corvey, welche das Christenthum auf dieser Insel ausgebreitet hätten, geschenckt worden sey; wären gleich die Einwohner derselben wieder davon abgefallen, so hätten doch der Abt und seine Vorgänger die Oberherrschaft der Insel stets in ihrem Herzen aufbehalten: und jezt sey dieses Lehn, nach dem Tode des lezten Besizers, wieder an das Kloster verfallen. Allem Ansehen nach beruhte diese ganze Anforderung nur auf erdichteten Urkunden und Nachrichten; dieses wurde auch dabey angemerckt, so wie der wichtige Umstand, daß der Churfürst schon mit diesem Reichslehn von dem Kayser belehnt worden sey. Und gleichwohl meinten die Kayserlichen Gesandten, wenn nichts gegen das Recht des Abtes einzuwenden wäre, so könnte der Churfürst wohl von ihm die Insel zu Lehn tragen. Der Churfürst begnügte sich daran zu sagen, der Abt müsse nicht viel zu thun haben, weil er solche Dinge aussinnen könnte: bisher habe er davon ganz still geschwiegen, jezt aber wolle er ebenfals im Trüben fischen; er wünschte unterdessen, daß er mit diesem allein zu thun haben möchte, weil ihn derselbe nicht hindern würde, Rügen zu besizen, sondern vielmehr froh seyn müßte, daß die Landgräfinn von Heßen-Caßel nicht seine Abtey zur Ersezung ihrer Kriegskosten verlangte.

Aber desto ernstlicher mußte Friedrich Wilhelm auch im Jahr 1646. die Unterhandlungen über Pommern mit Schweden und andern Höfen, bey der allgemeinen Friedensversammlung fortsezen. Er ließ unter andern durch seine Gesandten die Gründe, warum er Pommern nicht abtreten könne, in einer Schrift zusammen fassen: und die Schwedischen selbst fanden sie erheblich genug.

Außer-

Außerdem bezeigte er darüber seine Verwunderung, daß man ihm die versagte Genehmigung des Stillstandes vorwerfe, der sich ohnedieß bald durch den Frieden verlieren würde, und für dessen Beobachtung die Schweden Versicherung genug an den Besazungen hätten, die sie in der Marck hielten. Dagegen beschwerte er sich über den Vorwand der Sicherheit, unter welchem sie ihm sein Land zu entreissen gedachten, und fragte, wodurch Deutschland und er sicher gestellt würden, daß ihnen keine Gefahr aus dem Schwedischen Besize von Pommern bevorstünde. Der Kayserliche Hof war mit dem Churfürsten in der Hauptsache gleichgesinnt; sah es aber vor nothwendig an, wegen Pommern einigermaßen nachzugeben. Eben dieses riethen die Französischen Gesandten; sie merckten an, wie rühmlich es dem Churfürsten seyn würde, auf diese Art den Frieden beschleunigt zu haben; erinnerten, daß er diese Angelegenheit nicht mit allem nöthigen Ernste getrieben habe, indem er Gesandten nach Schweden hätte schicken sollen; kurz, da sie einmal ihre Parthey genommen hatten, war es ihnen auch nicht schwer, alles gegen ihn zu kehren. Seine Gesandten begegneten ihnen sehr wohl, und er führte noch besonders dieses an, daß er schon vorher mitten zwischen vier mächtigen Reichen sich befunden habe, deren jedes in seine Staaten nach Gefallen eindringen könne; jezt suche sich Schweden in dem Innersten derselben festzusezen, um ihn, wo nicht in der Dienstbarkeit, doch in beständiger Furcht zu erhalten. „Es ist auch, sagte er, eine Christen unanständige Rede: Ihr habt zwar die Gerechtigkeit auf „eurer Seite, und habt dieses nicht um uns verdient, gleichwohl muß es jezt durchaus geschehen. „Warum sollten die Staatsursachen, von denen sie

„so viel reden, nicht vielmehr demjenigen Theile zu „Statten kommen, den auch die Gerechtigkeit un„terstüzt?„

Mehr Vertrauen sezte der Churfürst bey diesem Geschäfte auf die Vereinigten Niederländer, weil sie in keiner genauen Verbindung mit Schweden standen. Er ließ daher ihren Gesandten zu Münster vorstellen, daß die Schweden offenbar nach der Herrschaft auf der Ostsee trachteten; daß sie, wenn ein Krieg mit Pohlen ausbrechen sollte, sich der Preußischen und Curländischen Häfen gleichfals zu bemächtigen suchen würden, die ihnen eben so bequem gelegen wären, als die von Pommern und Mecklenburg; daß sie alsdenn Herren über die Handlung aller an jene See gränzenden Staaten seyn, sie leichter bekriegen, und von ihren Freunden trennen würden: die Gränzen von Deutschland würden in ihrer Gewalt seyn, und sie schienen auch immer auf mehrere Eroberungen bedacht zu seyn. Dieses alles machte bey den Holländischen Gesandten einen starcken Eindruck: die Generalstaaten sahen es auch würcklich ungerne, daß Pommern an Schweden abgetreten würde; allein sie thaten doch nur einige glimpfliche Erinnerungen, und wurden in Ansehung jener Besorgnisse nach und nach befriedigt.

Die deutschen Reichsstände waren dem Verlangen des Churfürsten weit weniger günstig. Sie wünschten einen so langen Krieg geendigt zu sehen, wenn er gleich die Opfer dabey hergeben sollte. Manche unter ihnen mißgönnten dem Churfürsten einen so beträchtlichen Zuwachs. Die Protestantischen Stände aber befürchteten, er möchte, zu ihrem

rem gemeinschaftlichen Schaden, über Pommern mit Schweden in Händel gerathen. Dazu kamen noch andere Ursachen, welche sie sehr kaltsinnig bey dieser Sache machten. Der Herzog von Lothringen hingegen, der selbst fremder Hülfe bedurfte, versprach dem Churfürsten, sich derselben eifrig anzunehmen, und bot ihm sogar ein ganzes Kriegsheer zu seinen Diensten an, das er weder hatte, noch unterhalten konnte. Indem ihm der Churfürst für seinen guten Willen Danck sagen ließ, hatte er auch das Vergnügen zu sehen, daß er noch andere getreue, obgleich eben so schwache Freunde an den Landständen von Pommern habe. Diese gaben sich durch ihre Abgeordnete zu Osnabrück viele Mühe, es zu verhindern, daß sie nicht Unterthanen von Schweden würden; sie erneuerten aber zugleich den Vorschlag wegen der Vermählung des Churfürsten mit der Königinn Christina, als das beste Mittel, diesen Streit beyzulegen. Bey dieser Gelegenheit gestand Oxenstierna einmal vom Wein erhizt, daß weiter hieran nicht zu dencken sey, weil die Königinn sich niemals vermählen wolle.

Der lezte Versuch, den der Churfürst wagte, um Pommern für sich zu erhalten, war dieser, daß er dem Könige von Pohlen die Gefahr zeigen ließ, in welcher sein Reich vor den Schweden stehen würde, wenn dieselben, da sie bereits aus Liefland in Pohlen einbrechen könnten, eben diese Bequemlichkeit auch durch das angränzende Pommern erlangten. Zugleich ließ er ihn ersuchen, an dem Kayserlichen, Französischen und Dänischen Hofe Vorstellungen hierüber zu thun. Die Pohlnischen Gesandten thaten sie auch bey den Friedensunterhandlungen: sie behaupteten sogar, es sey dem Churfürsten, als ei-

nem Vasallen von Pohlen, nicht einmal erlaubt, wenn er gleich wollte, den Schweden Pommern bis an die Oder abzutreten, weil sie daraus in Pohlen einfallen, und immer durch diesen Fluß bedeckt bleiben könnten. Allein eben diese Gesandten antworteten nichts, als sie gefragt wurden, ob die Pohlen dem Churfürsten gewaffnet beystehen wollten, um Pohlen zu erobern, und ihre Bemühungen waren fruchtlos.

Da endlich Friedrich Wilhelm von jedermann verlassen war, und der Kayser den Schweden nicht nur halb Pommern, sondern insgeheim auch das ganze Land gegen eine Vergütung für den Churfürsten bewilligte: gab er seinen Gesandten Befehl, sich unter der Vermittelung von Franckreich und den Vereinigten Niederländern, auch wohl ohne dieselben, in eine Unterhandlung wegen der Abtretung eines Theils von Pommern einzulassen. Sie sollten nach und nach die Insel Rügen mit zween Aemtern, darauf auch Stralsund, und endlich das Land bis an die Pene, Wolgast mit seinem Hafen ausgenommen, anbieten. Dabey sollten sie versuchen es dahin zu bringen, daß die Schweden ihren Antheil von Pommern dem Churfürsten wiederum als ein Unter-Lehn überlassen möchten, weil sie dadurch seiner Freundschaft desto mehr versichert würden. Würde man die Gesandten um die Schadloßhaltung fragen, die der Churfürst für das Abgetretene verlangte, so sollten sie antworten, er wollte freylich lieber das Seinige behalten, als fremde Besitzungen an sich ziehen; Geld aber begehre er gar nicht. Unterdessen sollten sie zur Vergütung die Bißthümer Halberstadt, Minden, Hildesheim, Osnabrück und Münster, welche in weltliche Länder

der verändert, und von dem Churhauſe Brandenburg erblich beſeſſen werden ſollten, ingleichen die Anwartſchaft auf das Stift Magdeburg, und die Schleſiſchen Fürſtenthümer Glogau, Sagan, Schweidniz und Jauer, ohne alle Auflagen, den völligen Beſiz ſeiner Länder aus der Jülichſchen Erbſchaft, und die Freyheit von der Kriegsſteuer, fordern. Würden die Schweden ſagen, dieſe Forderung ſey ungeheuer groß, ſo ſollten die Geſandten es wiederholen, daß der Churfürſt lieber ſein eigenes Land behalten wolle, und daß ihm Pommern wegen der Lage unſchäzbar ſey, ſo daß kein anderes Land in Deutſchland damit verglichen werden könne. Sie ſollten beſonders die freye Schiffahrt auf der Oder und Stettin für ihn begehren. Gegen die Kayſerlichen Geſandten aber ſollten ſie ſich erklären, daß der Churfürſt ihnen dieſe gezwungene Abtretung zu dancken habe, und alſo nicht Schuld an dem Unglücke ſey, das dereinſt daraus entſtehen würde. Hingegen ſollten ſie von der Vermählung mit der Königinn von Schweden gar nichts vorbringen: denn es verdroß den Churfürſten, daß man ihn mit dieſer leeren Hoffnung ſo lange aufgehalten hatte; er erkannte auch, daß dieſelbe zu ſeiner Beſchimpfung ausſchlagen könnte, indem er dadurch weder die Regierung von Schweden, noch die Duldung ſeiner Religion in dieſem Reiche, erhalten würde. Allein die Schweden beharrten dabey, daß ihnen ganz Pommern abgetreten würde, und wollten die Vergütung ſehr herunter geſezt wiſſen, in welche ſie ſogar drey Stifter in der Marck eingeſchloſſen, die der Churfürſt längſt beſaß. Vergebens ſuchte auch der Churfürſt eine abgeſonderte Unterhandlung darüber mit den Schweden zu pflegen. Bey den Franzoſen fand er zwar

einige Eifersucht gegen die anwachsende Schwedische Macht; aber um ihrem Bündniße getreu zu bleiben, thaten sie mehrere Vorschläge, daß der Churfürst entweder ganz Pommern, oder einen Theil davon, mit oder ohne Vergütung, abtreten möchte. Er verwarf sie jedoch alle, weil sie ihm zu nachtheilig waren. Und da die Schwedischen Gesandten auch die Forderungen der seinigen verschmähten, fehlte wenig daran, daß diese Sache nicht in eine offenbare Erbitterung zwischen beyden Theilen ausschlug.

Würcklich ließ auch der Churfürst seine zu Münster und Osnabrück befindlichen Gesandten an einem benachbarten Orte zusammenkommen, und berathschlagen, ob er zur Erhaltung von Pommern die Waffen ergreiffen, oder bey so mißlichen Umständen in das Begehren der Schweden willigen sollte? Das erstere schien der Rang des Churfürsten, sein blühendes und Kraftvolles Alter, und sein großer unerschrockner Geist anzurathen, der Unrecht und gebieterisches Betragen, zumal von denen, welchen er an Macht wenig nachgab, nicht dulden konnte. Man überlegte dabey, daß der Kayser und die Catholischen Reichsstände, allem Ansehen nach auch Dänemarck und Pohlen, dem Churfürsten wider Schweden beystehen würden, wozu noch mehrere über dieses Reich mißvergnügte Staaten kommen könnten; daß die Pommern wünschten, unter die Herrschaft des Churfürsten zu kommen; daß die deutschen Soldaten, welche Schwedens größte Stärcke ausmachten, bey so veränderter Lage der Sachen ihnen schwerlich mehr dienen dürften; und daß vielleicht auch Franckreich, dessen Hülfsgelder bisher den Schweden so nüzlich gewesen wären, von ihnen abtreten könnten. Aber auf der andern Seite urtheil-

ten

ten die Gesandten, daß man den Gedancken verabscheuen müsse, einen so langen Unglücksvollen Krieg von neuem zu verlängern. Völcker, die nicht zu befürchten hätten, daß Ausländer ihr Gebiete angreifen möchten, und die bereits gewohnt wären, Wanderungen vorzunehmen, um sich bessere Wohnplätze zu verschaffen, könnten sich wohl in den Krieg stürzen; ingleichen Fürsten, die wenig zu verlieren hätten oder zur Verzweiflung gebracht wären. Aber überhaupt müsse man sich der Waffen nicht eher bedienen, als bis gar keine Hoffnung zu einem Vergleiche übrig geblieben wäre: und dieses sey hier der Fall nicht. Der Kayser und die Catholischen Reichsstände würden wohl an dem Kriege Antheil nehmen; aber nur in der Absicht, damit die Protestanten durch einander selbst geschwächt werden möchten. Jeder andere Beystand sey ungewiß oder unerheblich. Dagegen hätten die Schweden ein siegreiches Heer, in welchem wenigstens die meisten Kriegsbedienten Schweden wären, und es würde ihnen auch nicht an auswärtiger Hülfe fehlen. Zwar sey es unbillig, daß der Churfürst den allgemeinen Frieden mit seinem Eigenthume erkaufen sollte; aber in einer so großen Verwirrung müsse man etwas um des öffentlichen Besten willen leiden, und diejenigen, welche Schuld an dem Kriege hätten, wären dem Churfürsten zur Schadloßhaltung verbunden; da er hingegen, wenn er keinen Vergleich annehmen wollte, Pommern und auch die Schadloßhaltung verlieren könnte. Vielmehr würden alle seine Angelegenheiten und Vortheile durch nichts mehr befestigt werden, als wenn er sich auf irgend eine Art mit Schweden über Pommern vergliche, und ein enges Bündniß mit diesem Reiche eingienge, wodurch er bey

andern Fürsten ein ausnehmendes Ansehen erlangen würde.

Schon der Entschluß, solche Berathschlagungen anzustellen, sich nicht sogleich durch das Feuer seines Alters und durch empfindliche Beleidigungen zu einem Kriege hinreißen zu lassen, der wenig Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs für sich hatte; dieser Sieg über sich selbst war schon rühmlich. Aber Friedrich Wilhelm neigte sich auch völlig zu den edlern Gründen, die man ihm vorhielt; ob er gleich beschloß, sich noch eine Zeitlang gegen die Schwedischen Vorschläge zu wehren, um eine desto beträchtlichere Vergütung zu erhalten, und um nicht durch ein zu eiliges Nachgeben sich ganz Pommern auspressen zu lassen. Man sahe unterdessen zugleich, es sey dem Churfürsten bey dieser Sache nichts so nachtheilig, als daß er sich nicht vor den allgemeinen Friedensunterhandlungen, wegen Pommern mit Schweden verstanden habe. Jedermann erwartete es, daß dieses geschehen seyn, und daß dadurch seine Gesandten eines der vornehmsten Hindernisse des Friedens aus dem Wege räumen würden: man verließ ihn daher, da man das Gegentheil erfuhr. Es ist schwer zu sagen, ob er diesen Vergleich nicht früher habe stiften können; oder ob er geglaubt habe, daß derselbe bey der Friedensversammlung leicht nach seinen Absichten ausschlagen werde.

Unterdessen daß dieses zu Münster und Oßnabrück vorgieng, suchte der Churfürst die alte Freundschaft seines Hauses mit den Vereinigten Niederländern auf eine nachdrückliche Art zu erneuern. Ausser ihrem Beystande in der Angelegenheit wegen Pommern, um den er sich, wie oben gedacht worden ist, bewarb,

bewarb, empfol er ihnen auch ſeine Streitigkeiten mit dem Herzoge von Neuburg, und die Beylegung der Unruhen im Herzogthum Cleve, wo ſie noch Beſazungen hielten, und wo einige Catholiſche Stände ungerechte Beſchwerden wider den Churfürſten bey ihnen führten, daß er ihre Freyheiten unterdücke. Er verband ſich aber auch beſonders mit dieſem Staate, indem er die älteſte Tochter des Prinzen von Oranien Friedrich Heinrichs, Louiſa, zur Gemahlinn nahm. Dieſe Prinzeßinn hatte er bey ſeinem Aufenthalte in Holland kennen und hochſchäzen gelernet: er ſahe nächſtdem auf den ungemeinen Ruhm der Fürſten ihres Hauſes, auf die Uebereinſtimmung in der Religion, und auf die Hoffnung einer ſehr reichen Erbſchaft, die ſie mitbrachte. Friedrich Wilhelm vollzog dieſe Vermählung im November des Jahrs 1646 ſelbſt im Haag; aber ohne alle Pracht, weil es in einem fremden an Mäßigkeit gewohntem Lande war, und er nicht Urſache hatte, einiges Aufſehen zu machen. Er trug auch ſelbſt ſeine Geſchäfte in der Verſammlung der Generalſtaaten vor; ohne doch, wie er wünſchte, ein Bündniß mit ihnen ſchließen zu können.

Die Schwediſchen Geſandten machten dem Churfürſten den Vorwurf, daß er nicht nur mit dieſer Vermählung zu ſehr geeilt habe, da er noch dereinſt eine königliche in ihrem Reiche hätte treffen können; ſondern daß er auch durch eben dieſelbe ſich eine Gelegenheit zur Rache gegen Schweden ausgeſucht habe: ein Vorgeben, das man nur als eine Beſchönigung ihrer harten Forderungen betrachtete. Andere gaben ihm Schuld, daß er die Unterhandlung wegen Pommern nur deswegen ſo lange verzögere, weil er wartete, ob ſich nicht das Glück des Krieges ändern würde,

würde. Die Pommerschen Landstände ersonnen auch ein neues Mittel, wie der Churfürst Pommern behalten, und die Schweden doch zufrieden stellen könnte. Diese sollten die Stifter, Bremen, Verden, Halberstadt, Minden, Osnabrück, Hildesheim gegen die Grafschaften Hoya und Diepholz vertauscht, und einen Theil des Bißthums Münster, bis an die Ens, nebst der Anwartschaft und Mitbelehnung auf Pommern, im Fall die Familie des Churfürsten ausstürbe, bekommen. Allein dieses Mittel, das den Schweden anfänglich zu gefallen schien, wurde bald auf die Seite gelegt. Man drohte endlich dem Churfürsten, Pommern auch ohne seine Einwilligung an Schweden zu überlassen: viele wunderten sich auch über seinen langen und vergeblichen Widerstand; aber da er außer Vorpommern, noch Stettin, Wollin und Camin abtreten sollte, so glaubte er, daß ihm dieses alles, sonderlich den damit verbundenen Verlust der Schiffahrt auf der Oder, nichts so leicht ersezen könne.

Da er endlich im Anfange des Jahrs 1647. merckte, daß die Zeit der Entscheidung da sey, befohl er seinen Gesandten, die Forderung der Schweden in Ansehung Pommern, einzugehen; zur Schadloßhaltung aber die Stifter Halberstadt, Minden und Magdeburg, und bis er Magdeburg in Besiz nehmen könnte, die Einkünfte der Fürstenthümer Glogau und Sagan, oder des Gebiets von Osnabrück, ingleichen die Grafschaft Schaumburg, und die 1200000 Thaler zu begehren, welche man demjenigen, der Stettin abgeben sollte, bestimmt hatte. Sie sollten auch von diesem allem nur so viel als möglich wäre, zu erhalten suchen, und er hoffte, daß Gott seinem Hause diesen harten Verlust, den er

aus

aus Liebe zum Frieden übernähme, auf eine andere Art erſezen werde. Er verlangte aber auch noch die freye Schiffahrt und Handlung auf der Oder, den Titel und das Wapen von Pommern, und für Hinterpommern Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Allein dieſe Erklärung des Churfürſten kam beynahe zu ſpät: die Schweden hatten ſich mit den Kayſerlichen über Pommern ſchon ziemlich verglichen. In dieſem bedencklichen Zuſtande leiſtete der Franzöſiſche Geſandte, der Graf von Avaux, dem Churfürſten die wichtigſten Dienſte. Er brachte es dahin, daß die Schweden ſich an dem gedachten Antheil von Pommern begnügten, und noch einiges milderten, wie ſie denn die an ihre Kriegsbedienten in Hinterpommern geſchehene Schenckungen aufzuheben verſprachen.

Nunmehro aber verurſachte die Schadloßhaltung des Churfürſten für das abgetretene Land, neue Streitigkeiten. Viele geiſtliche Stifter waren dazu mit Widerwillen der Römiſchcatholiſchen, auch anderer Reichsſtände, vorgeſchlagen worden: die Schweden nannten auch wohl Schleſien, und ob gleich der Churfürſt den Kayſer nicht ſo ſehr beleidigen wollte, daß er dieſes angenommen hätte; ſo wurde doch der Kayſer dadurch geneigter, die Stifter Magdeburg und Halberſtadt zu bewilligen. Das erſtere beſaß damals der Adminiſtrator, Herzog Auguſt, aus dem Churhauſe Sachſen: und dieſer ſowohl als das Dom-Capitel, ingleichen das Haus Braunſchweig, ſuchten es zu verhüten, daß Magdeburg nicht dem Churfürſten zu Theil würde. Wegen Halberſtadt erfolgte ein ähnlicher Widerſtand, und das Haus Braunſchweig wußte wenigſtens einige Güter von dieſem Bißthum abzureißen. Eben daſſelbe ſuchte

das

das Bißthum Minden, das man gleichfals dem Churfürsten bestimmt hatte, an sich zu ziehen, und die Schweden unterstüzten es darinne, bis d'Avaux die Gesandten des Churfürsten erinnerte, dem Schwedischen Gesandten Salvius 20000 Thaler zu schencken: und dieser gab ihnen wiederum den Rath, seinem Mitgenossen Oxenstierna 25000 Thaler zu geben: diese Freygebigkeit hob alle Schwierigkeiten wegen Minden. Gegen Abtretung des Stiftes Camin an den Churfürsten, machte das Dom-Capitel, das sich bereits einen Bischof gewählt hatte, vergebliche Einwendungen. Es war noch die Frage übrig, wie der Churfürst alle diese Stifter besizen sollte. Die Kayserlichen wollten nur, daß die Dom-Capitel immer Prinzen aus dem Churbrandenburgischen Hause wählen sollten: allein der Churfürst erhielt sie als weltliche Fürstenthümer. Zu spät bat ihn noch der Großmeister des Maltheser Ordens, es nicht zuzugeben, daß einige Güter dieses Ordens in Pommern den Schweden überlassen würden.

Kaum war dieser Vergleich zu Stande gebracht, so wollten ihn die Schweden unter dem Vorwande, daß der Churfürst im Haag wider sie feindseelige Anschläge gebrauchte, verändern. Man sagte zugleich, Oxenstierna sey als ein junger Mann, und Salvius, weil er die Gegenden nicht wohl kenne, durch die Klugheit des d'Avaux und durch die Heftigkeit des Witgenstein hintergangen worden. Die Schweden begehrten auch die Anwartschaft auf die Neue Marck, weil dieselbe ehemals ein Theil von Pommern gewesen wäre. Endlich aber blieb doch der geschlossene Vergleich stehen. Einige Gesandten bewunderten das Glück und die Geschicklichkeit des

Chur-

Churfürsten, der fast unbewaffnet, und niemanden furchtbar, durch seine Standhaftigkeit noch zulezt die Zeit getroffen hatte, in welcher er einen unvermeidlichen Schaden durch ziemlich gleichwichtige Vortheile ersezen konnte. Die Nachwelt bewundert dieses ebenfals beym Anblicke so vieler Schwierigkeiten, von denen nur ein kleiner Theil hier angeführt worden ist; sie erkennt aber auch, daß seinen Gesandten, besonders dem Grafen von Witgenstein, ein großer Antheil an diesem Ruhm gebühre.

Indem also der Churfürst ganz Vorpommern, nebst der Insel Rügen, und aus Hinterpommern Stettin, Garz, Dam, Golnau, und die Insel Wollin, nebst der dazwischen fließenden Oder, und das Frische Haff mit seinen drey Mündungen, Pene, Swine und Dievenow, ingleichen dem umliegenden Lande bis an die Ostsee, nach derjenigen Breite des östlichen Ufers, die beyderseitige Abgeordnete noch genauer bestimmen sollten, an Schweden abtrat, erlangte er dagegen für sich, seine männliche Nachkommen, Nachfolger, Erben und Anverwandten, zuerst das Bißthum Halberstadt, mit allen dazu gehörenden Rechten und Gütern, als ein beständiges unmittelbares Reichslehn, das ihm gleich übergeben werden, und für welches er sowohl auf den Reichstagen, als bey den Zusammenkünften des Niedersächsischen Kreises, Sitz und Stimme nehmen sollte. Die Religion und die Kirchengüter sollte er darinne in demjenigen Zustande lassen, in den sie der Erzherzog Leopold Wilhelm durch seinen Vergleich mit dem Dom-Capitel gesezt hatte; doch soll dieses leztere weiter kein Recht auf irgend eine Art zu wählen, oder das Stift zu regieren, besizen. Dem Churfürsten sollte es vergönnt seyn,

den

den vierten Theil der Canonicate, (die Probstey nicht darunter begriffen) wenn nach und nach die damaligen Evangelischen Besizer derselben würden ausgestorben seyn, mit ihren Einkünften zu der Bischöflichen Tafel zu schlagen; wenn aber nicht so viele Evangelische Domherren vorhanden wären, daß sie den vierten Theil ausmachten, so sollte ihre Anzahl aus den Einkünften der verstorbenen Catholischen erfüllt werden. Es wurde dem Churfürsten weiter die Grafschaft Hohenstein, als ein schon ehemals dem Bißthum Halberstadt heimgefallenes Lehn, überlassen; hingegen sollte er den Grafen von Tattenbach im Besize der Grafschaft Reinstein lassen, und ihm die von dem Bischof von Halberstadt ertheilte Belehnung erneuern. Das Bißthum Minden bekam er ebenfals wie das Halberstädtische; doch wurden der Stadt Minden ihre Rechte und Freyheiten vorbehalten. Dazu kam noch das Bißthum Camin; in diesem aber sollte es dem Churfürsten frey stehen, die Canonicate, nach dem Absterben der gegenwärtigen Domherren, ganz eingehen zu lassen, und das ganze Stift Hinterpommern einzuverleiben. Ueber dieses wurde dem Churfürsten die Anwartschaft auf das Erzbißthum Magdeburg dergestalt gegeben, daß wenn dasselbe durch den Todt des jezigen Administrator, des Herzogs August von Sachsen, oder durch seine Gelangung zum Churfürstenthum, erledigt würde, er eben so wie von Halberstadt, zum Besize desselben gelangen sollte. Unterdessen aber sollte das Capitel nebst den Ständen und Unterthanen des Erzbißthums, dem Churfürsten für sich und alle seine Nachkommen und Anverwandten, auf den gedachten Fall huldigen. Der Stadt Magdeburg sollten ihre von Otto dem Großen ertheilten, aber verlornen Freyheiten, in-

gleichen

gleichen das von Ferdinand dem Zweyten verliehene Recht der Befeſtigung, das mit aller Gerichtsbarkeit und Freyheit auf eine deutſche Viertelmeile ausgebreitet iſt, erneuert werden; ihre übrigen Freyheiten ſollten nicht verlezt, und die Vorſtädte ihr zum Nachtheil nicht wieder erbauet werden. Da die vier Aemter, Querfurt, Jüterbock, Dame und Burg, ſchon lange dem Churfürſten von Sachſen eingeräumt worden wären, ſo ſollten ſie auch demſelben verbleiben; doch ſollte die Geldſumme, welche bisher wegen derſelben zu den Collecten des Reichs und des Kreiſes geliefert worden, auch ferner von dem Churfürſten von Sachſen gezahlt, und von dem Erzbißthum abgezogen werden. Um aber die dadurch entſtehende Verringerung der Einkünfte deſſelben einigermaaßen zu erſezen, ſollte dem Churfürſten und ſeinen Nachfolgern nicht allein gleich nach geſchloſſenem Frieden das Amt Egeln völlig übergeben werden; ſondern es ſollte ihm auch erlaubt ſeyn, dereinſt den vierten Theil der Domherrnſtellen an der Cathedralkirche einzuziehen. Die Schulden, welche der bisherige Adminiſtrator des Erzſtiftes gemacht habe, ſollten nicht aus des leztern Einkünften bezahlt werden, wenn es an den Churfürſten gekommen wäre: und jener ſollte auch daſſelbe auf keine ſeinem Nachfolger ſchädliche Art beſchweren. In allen dieſen Stiftern, die dem Churfürſten überlaſſen wurden, ſollte er die Freyheiten der Stände und Unterthanen, und beſonders die Uebung der unveränderten Augsburgiſchen Confeßion, nach der jezigen Verfaſſung, erhalten. Endlich ſollte der Churfürſt und alle Herren des Hauſes Brandenburg, wegen dieſer Stifter den Titel, Herzoge zu Magdeburg, Fürſten zu Halberſtadt und Minden führen. Auf der andern Seite

wurde ausgemacht, daß Schweden alles übrige von Pommern außer seinem Antheil, ingleichen die in der Marck noch besezten Städte, und die Güter des Johanniter-Ordens, dem Churfürsten einräumen sollte; wobey auch die Erhaltung der Freyheiten der Stände und Einwohner von Hinterpommern nicht vergessen wurde. Den Titel und das Wapen von Pommern sollte das Königlich Schwedische Haus immer, das Churbrandenburgische hingegen nur so lange gebrauchen, bis männliche Nachkommen von demselben vorhanden seyn würden: und wenn diese ausstürben, sollte Schweden den Besitz von ganz Pommern erhalten; unterdessen aber sollten sie die Hoffnung der Nachfolge und die Belehnung zugleich empfangen, auch den Ständen und Unterthanen der abgetretenen Oerter für die Huldigung die gewöhnliche Versicherung geben. — Alle diese genauern Bestimmungen wurden zwar erst in dem Westphälischen Friedensschlusse vom Jahr 1648. ausgedrückt; allein der Hauptinhalt dieses Vergleichs wurde schon im Jahr 1647 festgesezt.

Nachdem Friedrich Wilhelm an den Schweden so mächtige Nachbarn bekommen hatte, versuchte er mit denselben ein Bündniß zu schließen. Allein da er eben Gesandte deswegen nach Schweden schicken wollte, hielt ihn die Erklärung des Salvius zurück, der dieses einen frühzeitigen Schritt nannte, da es noch nicht gewiß sey, ob Friede werden, oder Krieg bleiben dürfte: und dieser Gesandte sezte noch aus Abneigung gegen das Haus Oxenstierna hinzu., der Großkanzler von Schweden bemühte sich alle Freundschaft zwischen der Königinn und dem Churfürsten aufzuheben, und beyde zu unterdrücken. Eben so vergeblich suchte

der

der Churfürst das Herzogthum Jägerndorf zu erhalten, das der Kayser dem Marckgrafen Johann Georg von Brandenburg, wegen seines Antheils an den Böhmischen Unruhen, genommen hatte: er berief sich auf die allgemeine Vergessenheit, die jezt eingeführt wurde; man verwies aber sein Ansuchen an den Kayserlichen Hof. Hingegen brachte er die Stadt Hervorden in seiner Grafschaft Ravensberg zur Unterwürfigkeit. Diese wollte die Rechte einer freyen Reichsstadt behaupten; zumal da sie von dem Kayser auf den Reichstag war berufen worden. Der Churfürst ließ sie daher im Jahr 1647 mit einigen Kriegsvölckern besezen: und da solches fast unter den Augen der Friedensversammlung geschah, stiftete es großes Aufsehen. Die Churmaynzischen und andere Gesandten thaten scharfe Vorstellungen darüber; allein die Stadt bat den Churfürsten bald darauf um Verzeihung, und mit Versprechung ihres Gehorsams um die Bestätigung ihrer Freyheiten, die er ihr auch bewilligte.

Franckreich rieth damals dem Churfürsten einige Kriegsrüstungen an, um der friedliebenden Parthey in Deutschland beystehen zu können: denn der Kayser und der Churfürst von Bayern waren beyde geneigter, den Krieg fortzusezen. Der Churfürst verwarf auch dieses nicht: er hatte erfahren, wie viel ein unbewaffneter Fürst mitten unter großen Kriegsheeren leiden müsse. Aber wenn er solches thun sollte, mußten vorher die Schweden und Hessen ihre Besazungen aus seinen Ländern ziehen, und ihre Geldforderungen daselbst aufheben. Sie waren dazu bereit, wenn er ihre Parthey ergreifen wollte; doch dieses hielt Friedrich Wilhelm nur vor eine Gelegenheit den Krieg zu verlängern.

Außerdem hegten sowohl die Schweden als die Franzosen einiges Mißtrauen gegen den Churfürsten, dazu sich während eines noch dauernden Krieges die Veranlassungen auch ungesucht fanden. Er hatte im Haag ein Bündniß mit Franckreich angetragen; nachher aber nichts mehr davon gedacht. Man argwohnte deswegen, er sey im Begriff sich mit der Spanischen Parthey zu vereinigen; da er doch dieselbe nur zu schonen, und allen seinen Ländern Ruhe zu verschaffen suchte.

In dieser Absicht verlangte er auch, daß die Kayserliche Besazung aus Hamm gezogen werden sollte, die durch viele Erpressungen in den Grafschaften Marck und Ravensberg ihm sehr beschwerlich fiel. Allein der Kayser befürchtete immer, der Churfürst möchte sich gänzlich auf die Schwedische Seite schlagen: daher machte er es zur vornehmsten Bedingung dieser Räumung, daß der Churfürst seine Kriegsvölcker zu den Kayserlichen stoßen lassen sollte. Die neue Verbindung des Churfürsten von Bayern mit dem Kayserlichen Hofe hatte diesen so muthig gemacht, daß er weiter keine Partheylosigkeit der Reichsstände zugeben wollte. Da dieses Begehren des Churfürsten bis ins Jahr 1648 aufgehalten wurde, und der Kayserliche Feldherr in jener Gegend fortfuhr, das Churfürstliche Gebiet zu drücken, rächte sich derselbe dadurch, daß er einige Cöllnische Dörfer plündern ließ. Die Niederländer schrieben auch deswegen drohend an den Churfürsten von Cölln. Um also mehrere Feindseeligkeiten zu verhüten, versprach der Kayser, daß sein Befehlshaber zu Hamm von dem Churfürsten abhängen, und daß die Abgaben seiner dortigen Unterthanen verringert werden sollten. Friedrich

Wilhelm

Wilhelm beſtand immer auf ſeinem erſten Verlangen, das ihm endlich auch, da die Kayſerlichen Waffen immer unglücklicher waren, zugeſtanden wurde. Er hatte noch eine geheime Urſache, ſo ſehr darauf zu dringen, daß ihm Hamm übergeben würde. Bey den gegründeten Anſprüchen des Churfürſten von Sachſen auf die Länder der Jülichſchen Erbſchaft beſorgte er, die Kayſerliche Beſazung in der gedachten Stadt möchte im Nahmen dieſes Churfürſten Beſiz von den Grafſchaften Marck und Ravensberg nehmen.

Die groſſe Streitſache wegen jener Erbſchaft, die ſchon ſeit dem Jahr 1609 rege geworden war, und über welche ſich die Vorfahren des Churfürſten längſt mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, wenigſtens bis zur rechtlichen oder gütlichen Endigung derſelben, verglichen hatten, wurde noch zulezt bey den Weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen angebracht. Sie gehörte zwar nicht vor dieſelben, weil ſie an dem dreyſſigjährigen Kriege keine Schuld hatte; allein der Pfalzgraf von Zweybrücken erlangte doch als Anverwandter der Königinn von Schweden ſo viel, daß ſich ihre Geſandten der Anſprüche deſſelben auf die Jülichſchen Länder eifrig annahmen. Friedrich Wilhelm widerſezte ſich dieſem Mitbewerber glücklich; deſſen kriegeriſche Abſichten auf die genannten Länder nicht einmal von der Königinn gebilligt wurden. Er ſelbſt beſaß zwar das Herzogthum Cleve; allein die Holländer hatten bey Gelegenheit ihres Kriegs mit Spanien, und da dieſe Krone ſowohl als der Kayſer den Churbrandenburgiſchen Anſprüchen auf die Jülichſche Erbſchaft entgegen arbeiteten, viele Cleviſche Plätze beſezt, die ſie auch jezt, da ſie im Jahr 1648. mit

Spanien Frieden schlossen, sich zu räumen weigerten. Sie wollten noch immer dem Kayser und Spanien in Ansehung dieser an ihr Gebiet gränzenden Städte nicht trauen, und es lediglich auf ihren Gefallen ankommen lassen, wenn dieselben dem Churfürsten übergeben werden sollten. Weder der wiederholte Antrag eines Bündnisses, noch die Vorstellung, daß ihm von den Schweden und Franzosen gleiche Anträge gethan würden, konnten sie bewegen, ihm zu willfahren. Ihre Freundschaft war ihm unterdessen schäzbar; hingegen ahndete er die Härte des Pfalzgrafen von Neuburg gegen seine Protestantischen Unterthanen in den Herzogthümern Jülich und Bergen, dadurch, daß er die Römisch-catholischen in dem Herzogthum Cleve eine gleiche Last empfinden ließ, und auf diese Art jenen zur Sicherheit und Ruhe verhalf.

Zu dieser Zeit erweckten ihm die Unruhen, welche die Cosacken in Pohlen stifteten, und der Tod des Königs Wladislaus, neue Besorgnisse. Er war gesonnen, Preußen mit einer Anzahl Kriegsvölcker zu verstärcken, um auch Pohlen, wenn es nöthig wäre, Hülfe zu leisten. Allein die Holländer schlugen es ab, ihm die Soldaten, deren sie nun nicht mehr benöthigt waren, zu überlassen, und eine Summe Geldes gegen die Unterpfändung des Zolls von Pillau, zu leihen. In Franckreich war der Schatz der Krone zu sehr erschöpft, als daß man ihm ein ähnliches Begehren hätte bewilligen können, und die Schweden wollten es auch nicht zugeben, daß er aus Deutschland durch ihre Quartiere Kriegsvölcker nach Preußen schicken solle. Eben diese gaben ihm noch weniger Gehör, da er den Vorschlag that, daß der Stillstand zwischen

Schwe-

Schweden und Pohlen durch den Deutſchen Friedensſchluß beſtätigt werden möchte. Da er immer befürchtete, dieſe beyden Reiche möchten wegen der noch zwiſchen ihnen übrigen Streitigkeiten in einen Krieg gerathen, der ihn in groſſe Verlegenheit ſezen könnte, ſo bot er ſeine Vermittelung zu einem dauerhaften Frieden an, der vielleicht während des Pohlniſchen Zwiſchenreichs leichter geſchloſſen werden dürfte; aber auch hier waren ſein Eifer und ſeine Vorſicht auf das Künftige vergebens angewandt. Johann Caſimir, ein Bruder des verſtorbenen Königs, war einer der vornehmſten Bewerber um die Pohlniſche Krone: er ſuchte dazu den Beyſtand des Churfürſten, und verſprach ihm, da er derſelben bereits verſichert war, auch ſchriftlich, daß er ihm ſein Recht, Sitz und Stimme bey den Wahlen zu führen, erhalten wollte; daß der Churfürſt nicht genöthigt werden ſollte, die Belehnung ſelbſt zu empfangen; in Preuſſen ſollten unter ſeiner Regierung die Proteſtanten in ihrer freyen Religionsübung nicht geſtört werden; und die Unterhaltung der ſtarcken Beſazungen zu Pillau und Memel, welche zur Sicherheit von Pohlen ſo viel beytrügen, ſollte dem Churfürſten auf irgend eine Art erleichtert werden.

Friedrich Wilhelm wurde ſelbſt von vielen als ein Fürſt angeſehen, der über Pohlen herrſchen könnte. Seine groſſen Gaben, ſein Anſehen und ſeine Macht, die Verbindungen, in welchen er mit Pohlen ſtand, und welche ihn zur Erhaltung der innern Ruhe des Reichs und der Handlung auf der Oſtſee gemeinſchaftlich mit Pohlen verpflichteten, andere Eigenſchaften noch daneben, machten, daß es ſehr natürlich war, die Augen auf ihn zu werfen.

Dagegen erinnerte man, daß die Eifersucht des Oesterreichischen Hauses gegen die anwachsende Macht des Churbrandenburgischen; Schwedens Verdacht gegen eben dasselbe; die Furcht mancher Pohlen für ihre Freyheit; die Besorgniß der Danziger, daß der Churfürst ihre Handlung in seine Hafen ziehen möchte; vor allen andern aber der Haß und das Mißtrauen der Römischcatholischen gegen seine Religion, ihm dabey im Wege stehen würden. Man sieht auch nicht, daß er einige Neigung oder Bemühung deswegen bezeigt hätte: seine Religion war vermuthlich bey ihm hinlänglich, die Gedancken davon abzuziehen. Allein das Recht, seine Stimme bey der Königswahl zu geben, wollte er sich desto weniger entreißen lassen. Die Pohlnischen Stände sahen dasselbe vor einen sehr gefährlichen Eingriff in ihre Freyheit an; manche unter ihnen glaubten, man müsse eher das Aeußerste versuchen, als dieses zugeben, weil der Churfürst, wenn er bey der Wahl nur die geringste Begierde nach dem Reiche zeigen würde, leicht durch Hülfe der Protestanten, des Preußischen Adels, und anderer Anhänger, alle übrige Mitbewerber verdrängen könnte. Man machte noch andere Einwendungen und Zweifel dawider: selbst einige Freunde des Churfürsten behaupteten, dieses Recht sey nicht so wichtig, daß er deswegen die großen Kosten, die bey der Ausübung desselben nöthig wären, aufwenden sollte. Wegen der deutschen Angelegenheiten konnte der Churfürst nicht selbst nach Pohlen reisen: daher ließ er seine Stimme für den Prinzen Johann Casimir, der ihm überhaupt das meiste bey seiner Wahl zu dancken hatte, dem Primas von Pohlen schriftlich übergeben, welches auch dieser, aber nicht die Stände, annahmen. Er gab bald darauf dem neuen Könige

und

und der Republik den Rath, den Frieden mit Schweden ernstlich zu suchen, und wegen ihrer Ansprüche auf Schweden keine Schwierigkeiten zu machen, auch die Cosaken durch Nachgeben zu beruhigen; sonst könnte es leicht geschehen, daß sich in ihre einheimische Händel, zum unersezlichen Schaden von Pohlen und Preußen, ein Dritter einmengte. Im folgenden Jahre 1649 empfieng er auch durch seine Gesandten die Belehnung über Preußen: allein die Geldbegierde der Pohlnischen Hofbedienten machte, daß ihm diese Gesandtschaft 200000 Pohlnische Gulden kostete.

Mittlerweile war im Jahr 1648. der Westphälische Friede völlig zu Stande gekommen. Friedrich Wilhelm hatte denselben durch seine gleich vom Antritte der Regierung an gefaßte Entschließung erleichtert, und auch, ohngeachtet der Langsamkeit, zu welcher ihn die Unterhandlung wegen Pommern nöthigte, sehr befördert. Ihm hauptsächlich hatten es die Reformirten in Deutschland zu dancken, daß sie ausdrücklich durch diesen Frieden eben diejenigen Rechte erhielten, welche bisher nur die Römischcatholischen und Lutheraner genossen hatten; doch wurde hinzugesezt, daß Reformirte Fürsten das Recht zu reformiren gegen ihre der Augsburgischen Confeßion zugethane Unterthanen nicht ausüben sollten. Dieser Friede, welcher den Deutschen Reichsständen und den Protestanten insonderheit ein Ansehen, Rechte und Einkünfte gab, auf welche sie ihre Größe noch beynahe sicherer bauen konnten, als auf den unterschriebenen und beschwornen Vergleich, war auch für den Churfürsten in dieser Betrachtung ungemein wichtig. Von demselben an nimmt seine mercklichere Macht und Hoheit ihren Anfang; aber schon wäh-

rend der Unterhandlungen desselben hatte er sich eine gewisse Würde erworben, und selbst der Zuwachs an Ländern, den er durch denselben bekam, wurde erst durch seine Regierungskunst ein wahrer und bleibender Vortheil.

Er hatte auch noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er diese Länder in Besiz nehmen konnte. Da er zum Grunde legte, daß alles, was in dem Friedensschluße den Schweden nicht ausdrücklich in Pommern eingeräumt worden, ihm vorbehalten sey: so rechnete er auch dazu die Aemter Stettin und Wollin, weil dieselben niemals zu den Städten gleiches Nahmens, sondern zu Hinterpommern gehört hätten; ingleichen viele Rechte, welche die Herzoge von Hinterpommern in Vorpommern besessen hatten. Diesem Anspruche widersezten sich die Schweden, und beyde Theile fiengen von neuem an, sich von einander zu entfernen. Unter andern wurde dem Churfürsten vorgeworfen, daß die Vergütung, welche ihm die Schweden verschafften, noch einmal so viel als das von ihm abgetretene Pommern, werth sey. Um ihnen zu zeigen, wie wenig er dieses glaube, und weil er überhaupt aus diesem Anfange mehrere Streitigkeiten mit ihnen vermuthete, erbot er sich, ihnen die zu seiner Schadloßhaltung ausgesezten drey Stifter gegen den an sie abzutretenden Antheil von Pommern zu überlassen; wozu er noch eine ansehnliche Geldsumme beyfügen wollte. Doch dieser Tausch fand nicht Statt, und die Kayserlichen Gesandten widerriethen ihn auch dem Churfürsten als schädlich; besonders, da es wohl dereinst Fälle geben dürfte, wo er auch den abgetretenen Theil von Pommern wieder erhalten könnte, und weil jener Tausch den

Schwe-

Schweden einen Sitz mitten in Deutſchland, zugleich alſo die Bequemlichkeit groſſe Kriegsheere aufzurichten, geben würde. Der Churfürſt mußte endlich die Genehmigung des Friedens den Schweden ohne Vorbehalt ſeiner Rechte übergeben. Eine neue Uneinigkeit entſtand, als der Churfürſt in den Beſiz der für ihn beſtimmten Länder geſezt zu werden verlangte. Die Schwediſchen Geſandten verwieſen ihn an den oberſten Feldherrn, den Pfalzgrafen Carl Guſtav: und dieſer berief ſich darauf, daß erſt der Vollſtreckungs-Vergleich zu Nürnberg geſchloſſen werden müßte; er that auch gewiſſe Forderungen, die der Churfürſt nicht eingehen konnte. Bald darauf bekam dieſer die Verſicherung, daß ihm Minden und Halberſtadt eingeräumt werden ſollten: er ſchickte daher im Sommer des Jahrs 1649. ſeine Abgeordnete dahin; ſie kamen aber unverrichteter Sachen zurück. Die Schweden brauchten mancherley Vorwand, ſolches zu verweigern; die vornehmſte Urſache aber, welche ſie antrieb, war die Beſorgniß, man möchte die Bedingungen des Friedens nicht alle erfüllen, wenn ſie ihre Vortheile zu geſchwind verlieſſen. Ohngeachtet dieſer Beſchimpfung wollte doch Friedrich Wilhelm, aus Liebe zum Frieden, keine Abgeordnete nach Wien ſchicken, wie der Kayſer verlangte, um daſelbſt über die Vollſtreckung des Friedens gegen die Schweden zu berathſchlagen: er ließ vielmehr daran mit andern Ständen zu Nürnberg arbeiten. Hier kamen abermals Hinderniſſe auf, beſonders, die noch übrige Gränzbeſtimmung von Pommern. Der Churfürſt erhielt zwar Minden und Halberſtadt noch in dieſem Jahre; allein die Schwediſchen Beſazungen blieben noch eine Zeitlang darinne.

Am längsten wurde die Abtretung von Hinterpommern an den Churfürsten verzögert, weil die Schweden erst die Gränzen des beyderseitigen Gebiets festgesezt wissen wollten, auch diese vorläufige Bedingung unvermerckt in den Nürnbergischen Vollstreckungs-Vergleich eingerückt hatten. Friedrich Wilhelm schickte daher einen Gesandten nach Schweden, der aufs neue den oben gedachten Tausch, mit zwo Millionen Reichsthaler, anbot. Durch denselben ließ er vorstellen, daß einige der Königinn überlassene Oerter tief in Hinterpommern lägen; daß manche ihrer Einkünfte aus dem Churfürstlichem Antheil gezogen würden; daß viele gemeinschaftliche Rechte übrig geblieben; und die Gränzen zwischen beyderley Pommern und der Marck nicht genau ausgemacht wären; daß es auch Lehen gebe, über welche die ehemaligen Herzoge von Pommern unter sich, und mit den Churfürsten von Brandenburg gestritten hätten; daß über die Handlung und die Zölle nicht allein mit der Königinn von Schweden, sondern auch mit dem Kayser und andern Staaten, die sonst auf der Oder geschifft hätten, leicht Händel entstehen könnten. Dieses und noch mehreres würde bey der Königinn und bey dem Churfürsten keine Besorgnisse erregen, wenn sie den vorgeschlagenen Tausch annähme, und sie würde auch durch die Mündungen der Elbe und Weser den ihr zu überlassenden Stiftern leicht zu Hülfe kommen können: zu welcher Absicht er zugleich ein Bündniß antrug. Allein dieser Vorschlag mißlung abermals; die Königinn bestand auf einer für den Churfürsten nachtheiligen Gränzscheidung: und im Grunde kam es bey derselben auf den Nutzen einiger vornehmen Schweden an, welche in Hinterpommern beträchtliche Schenckungen besaßen. Zu

Stettin

Stettin kamen zwar im Jahr 1650. Abgeordnete von beyden Theilen zuſammen, um ſich über die Gränzen zu vereinigen; allein die Schweden verlangten immer zu ihrer Sicherheit ein beträchtliches Stück Landes von dem Gebiete des Churfürſten, bis dieſer ſo weit nachgab, daß die Gränzbeſtimmung gegen das Ende des Jahrs 1651. vollendet wurde. Aber nunmehro verlangten die Schweden auch einen Antheil an ſeinen Zöllen in Pommern, ehe ſie ihm Hinterpommern einräumen könnten: und ſogar noch einen groſſen Reſt des im Stillſtande bewilligten jährlichen Geldes. Er bot dagegen überhaupt 130000. Reichsthaler an, die nicht angenommen wurden. Sein Nachgeben brachte endlich im Jahr 1653. den Gränz-Vergleich hervor, der ihm den Beſitz ſeines Antheils von Pommern verſchaffte. Kraft dieſes Vergleichs verlor er noch vieles darinne; beſonders was zu den Aemtern Stettin und Wollin gehört hatte: er, verſprach das Dom-Capitel zu Camin, das ihm durch den Frieden vergönnt war aufzuheben, zum Beſten des Adels zu erhalten, und geſtand auch der Königinn einiges Recht darüber zu; er räumte ihr ferner die Mitbelehnung über Hinterpommern und Camin, und unter Kayſerlicher Beſtätigung die Anwartſchaft auf die Neue Marck, den Sternbergiſchen Bezirck, Vierräden und Löckenitz ein, wenn ſeine männliche Nachkommenſchaft ausſterben ſollte. Die Königinn aber nahm ihn in die Gemeinſchaft der neuerrichteten Zölle in Hinterpommern auf. Die Handlung zwiſchen den beyderſeitigen Unterthanen wurde frey gegeben, und der Churfürſt übernahm den gröſten Theil der öffentlichen Schulden von Pommern.

Beym

Beym Anfange dieser langen Unterhandlung über die Gränzen, hatte der Churfürst an dem Kayserlichen Hofe angesucht, daß Schweden so lange die Belehnung seiner Deutschen Länder abgeschlagen werden möchte, bis es den Frieden gegen ihn erfüllt hätte: und überhaupt bat er sich dabey den Beystand des Kayfers aus. Er wurde ihm zugesagt; aber mit großer Behutsamkeit geleistet, zumal da eben damals die Jülichsche Streitsache in neue Feindseeligkeiten ausbrach, und jedes härtere Mittel gegen die Schweden gefährlich zu seyn schien. Die Kayserlichen Staatsbedienten riethen endlich dem Churfürsten, selbst nach Prag zu dem Kayser zu kommen; seine Gegenwart, sagten sie, würde ihm bey dieser Angelegenheit sehr nüzlich seyn. Er empfieng auch freundschaftliche Einladungsschreiben von dem Kayser; brauchte aber anfänglich Entschuldigungen dagegen, weil er glaubte, von demselben nicht so hoch geschäzt worden zu seyn, daß er nach seinem Verlangen sogleich dahin kommen müßte, wo er ihm Dienste leisten könnte: denn Ferdinands des Dritten wahre Absicht bey dieser Einladung an ihn und die übrigen Churfürsten, war diese, daß sie seinem ältesten Prinzen ihre Stimmen zur Würde eines Römischen Königs versprechen möchten. Doch zulezt kam er gegen das Ende des Jahres 1652. mit einem Gefolge von zweyhundert Personen nach Prag. Die Churfürsten von Maynz, Trier und Sachsen waren ebenfals daselbst zugegen, und diese willigten nebst ihm in das Verlangen des Kayfers, noch vor dem angehenden Reichstage die Römische Königswahl zu vollenden; er aber erhielt von dem Kayser mit ihrer Zustimmung das Versprechen, daß Schweden weder die Belehnung, noch Sitz und Stimme unter

ter den Deutschen Reichsständen eher erhalten sollte, bis es ihm Hinterpommern eingeräumt hätte. Auf seiner Rückreise ließ sich Friedrich Wilhelm zu Dresden von dem Churfürsten zu Sachsen feyerlich in die Chur-Verein aufnehmen: ein schon im vierzehnten Jahrhunderte zwischen den Churfürsten geschlossenes Bündniß, durch welches sie sich vereinigt hatten, des Deutschen Reichs und ihre Ehre und Rechte gegen jedermann zu vertheidigen. Der zu Prag wegen Pommern gefaßte Entschluß trug würcklich einiges dazu bey, daß Schweden die Endigung des Gränzvergleichs mit dem Churfürsten beförderte. Allein da er von den Reichsständen eine Ersezung des Schadens begehrte, der ihm dadurch verursacht worden war, daß man ihm Pommern vier Jahre über den Friedensschluß vorenthalten hatte, und den er auf 800000 Reichsthaler rechnete: bekam er solche vorhergesehene Antworten, welche dieses Anhalten ganz unnüz gemacht haben würden, wenn er den Gebrauch desselben nicht zugleich auf künftige Fälle erstreckt hätte.

Auch in dem Westphälischen Gebiete des Churfürsten war der kaum geschlossene Friede bey Gelegenheit des alten Streits über die Jülichsche Erbschaft, gestört worden. Er hatte sich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zulezt dergestalt vergliechen, daß er außer Cleve und Marck die ganze Grafschaft Ravensberg, dieser aber nebst Jülich und Bergen die Herrschaft Ravenstein einstweilen besizen, und daß sie bey den Westphälischen Kreistagen das Directorium wechselsweise führen sollten; aber er hatte sich zugleich sein Recht auf alle Länder dieser Erbschaft vorbehalten. Daher sahe er die Bedrückungen, welche die Protestanten daselbst noch

immer

immer von dem Pfalzgrafen erlitten, als solche an, die seinen Unterthanen wiederführen. Die Holländer hatten schon seit dem Jahre 1643. einige Römischcatholische Geistliche aus dem Jülichschen und Bergischen, die von dem ihnen zum Unglück der menschlichen Gesellschaft eigenen Verfolgungsgeiste heftiger als andere entbrannt waren, vermöge ihrer Gewährleistung des Vertrags von Xanten, in einige Festungen gefangen wegführen lassen: diese wurden auf Vermittelung des Churfürsten mit der Bedingung in Freyheit gesezt, daß sie die Protestanten nicht weiter beunruhigen sollten; allein er hielt es nunmehro vor anständiger, diese selbst zu schützen. Da er dem Pfalzgrafen darüber vergebens Vorstellungen gethan hatte, und sich dieser auch durch Kriegsrüstungen bey ihm sehr verdächtig machte: beschloß er im Jahr 1651. sich der Gewalt wider ihn zu bedienen. Er verwarf zwar den Rath, ihn zu Düsseldorf überfallen zu lassen; dagegen aber ließ er seinen Befehlshaber Sparre mit einer Anzahl Kriegsvölcker in das Herzogthum Bergen einrücken, der Angermünde und Ratingen einnahm, und darauf aus einem verschanzten Lager bey Angerort, weit herum Kriegssteuern ausschrieb. In einer öffentlichen Erklärung meldete er den Ständen von Jülich und Bergen, in was vor einer Absicht dieses geschehe, und verlangte, daß sie künftig nur ihm gehorchen sollten; sonst würde er sie als Empörer betrachten. Friedrich Wilhelm rechtfertigte sein Verfahren noch weitläuftiger in einer andern Schrift, indem er zeigte, daß der Pfalzgraf alle Verträge übertreten, die nichtigsten Ausflüchte gesucht, ihn dadurch ebenfals der Verbindlichkeit die Verträge zu halten entbunden, und genöthigt habe, sowohl zur Behauptung seines

Rechts,

Rechts, als zur Beschüzung der Einwohner, die Waffen wider ihn zu ergreifen.

Man fieng schon an zu fürchten, daß dieser Schritt des Churfürsten den Krieg wieder anzünden möchte: und man argwohnte auch, daß die Schweden, Franzosen und Niederländer wohl einen geheimen Antheil daran haben könnten. Der Kayser mahnte ihn zwar von Gewaltthätigkeiten ab; allein er vertheidigte sich mit der Nothwendigkeit, und nahm auch die Kayserliche Commißion nicht an, weil sie sein Gegner dadurch erschlichen hätte, daß er verlangt habe, der Religionszustand von Julich und Bergen sollte nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens beurtheilt werden; da doch derselbe durch einen spätern Vergleich zwischen ihnen ausgemacht worden sey. Von der andern Seite bot der Herzog Carl von Lothringen, der mit einem Hauffen Kriegsvölcker herumschweifte, und sie auf fremde Kosten zu unterhalten suchte, dem Churfürsten dieselben an; da ihm aber dieser nur überhaupt für seinen guten Willen Danck sagte, schickte er sie dem Pfalzgrafen zu Hülfe, worauf sie die Grafschaft Marck auf alle Art verwüsteten. Dieses bewog die Clevischen und Märckischen Stände, die Holländer zu bitten, daß sie beyde Fürsten mit einander vereinigen möchten: die Holländer trugen auch ihre Vermittelung an, und von dem Churfürsten wurde sie desto leichter angenommen, da er fand, daß sich fast alles in und außer Deutschland wider sein Betragen erklärte; die Römischcatholischen, weil es eine Angelegenheit ihrer Religion betraf, und die übrigen mit ihnen, aus einer traurigen Erinnerung an den lezten Krieg. Der Pfalzgraf willigte endlich auch in diese Vermitte-

lung; er wollte aber noch mehr Fürsten dazu gezogen wissen. Allein dadurch würden die Schwierigkeiten des Vergleichs nur vergrößert worden seyn. Daher schrieb der Churfürst mit einer großmüthigen und weisen Gesinnung, die bey solchen Fällen den Fürsten nicht genug empfolen werden kann, die auch Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache anzeigte, an den Pfalzgrafen, „er wünschte sich „mit ihm selbst zu unterreden, und zu versuchen, „ob ihre Streitigkeit nicht geschwinder geendigt, „nicht eine aufrichtigere Freundschaft zwischen ih„nen gestiftet werden könne, als es bisher durch ih„re Staatsbedienten geschehen sey; Zeit und Ort „hänge von seiner Bestimmung ab; er aber versi„chere bey Fürsten-Worte, daß er alles redlich „meine.„ Sie kamen also bey Angerort auf freyem Felde, wo man drey Zelte aufgeschlagen hatte, zusammen. Der Pfalzgraf, der sich auf die Klugheit seines Alters verließ, hätte gerne ohne alle Zeugen mit dem Churfürsten gesprochen, weil er hoffte, auf diese Art leichter einige Vortheile von ihm zu gewinnen; doch auf Verlangen des lezztern waren die Räthe von beyden Seiten zugegen. Als diese aber mit einander zu streiten anfiengen, befohl ihnen der Churfürst, vielmehr ein Mittel zur Wiederherstellung des guten Vernehmens ausfindig zu machen. Die Holländischen Gesandten trugen das ihrige dazu bey, und der Pfalzgraf wurde schon zum Frieden geneigter, als ihm die Nachricht gebracht wurde, es näherten sich mehrere Lothringische Kriegsvölcker: man stellte ihm auch vor, daß er ohne Einwilligung des Herzogs von Lothringen keinen Vergleich schließen könne. Dadurch wurde er kaltsinnig, und die Unterredung ward abgebrochen; ob man gleich übereinkam, daß die Feindseeligkei-

ligkeiten aufhören, auch das Eroberte zurückgegeben werden sollte. Allein der Sohn des Pfalzgrafen und andere an seinem Hofe verhinderten es, daß auch dieses nicht beobachtet wurde. Die Vermittelung der Holländer brachte eine neue Unterhandlung zu Eßen zwischen den beyderseitigen Gesandten hervor; die aber gleichfals ohne Würckung war, weil die Forderungen des Pfalzgrafen, dessen Kriegsvölcker bis auf zwölftausend Mann angewachsen waren, dem Churfürsten zu unbillig schienen. Endlich machte die Ankunft der Kayserlichen Gevollmächtigten dem Streite noch in diesem Jahre ein Ende. Beyde Theile nahmen die Commißion an, welche der Kayser dem Bischof von Münster, und dem Herzoge Auguſt von Braunschweig aufgetragen hatte; mit welchen Fürsten noch von Seiten des Churfürsten Auguſt Fürst von Anhalt, und Ludwig Heinrich, Graf von Naßau, von Seiten des Pfalzgrafen aber die Bischöfe von Paderborn und Oßnabrück zusammen treten und untersuchen sollten, ob diese Händel nach dem Westphälischen Frieden, oder nach den Verträgen der beyden Fürsten zu entscheiden wären. Was die meisten Stimmen ausmachen würden, sollte ohne Widerrede gelten; Zweifel aber, welche diese Gesellschaft nicht heben könnte, sollten an den Kayser berichtet werden. Alles sollte in dem Zustande, in welchem es vor diesen Bewegungen war, gelaſſen, oder in denselben wieder gesezt, die Kriegsvölcker entlaſſen, die Gefangenen ohne Lösegeld freygegeben, und alles Geschehene vergessen werden. Die Unterthanen sollten ihre Beschwerden nur bey ihren Fürsten anbringen; die alten Verträge sollten bleiben, und keine Streitigkeit sollte durch die Waffen ausgemacht werden. — Wenn Friedrich Wilhelm

dergestalt nicht in allem Recht behielt; so konnten doch seine Absichten nicht gemißbilligt werden: er wählte zu Erreichung derselben ein gefährliches Mittel, das aber doch der nothwendige Schutz vor einem unversöhnlichen Religionshasse am ersten entschuldigen kann.

Niemand wußte hingegen auch den wiederhergestellten Frieden besser als er zu nützen. Durch seine Sorgfalt erholten sich seine Länder nicht nur bald von der äußersten Verwüstung so vieler Jahre; sondern er führte auch in dieselben Ueberfluß und gute Ordnung in einer bisher darinne noch nicht gekannten Stärcke ein. Schon mit dem Jahre 1650. legte er unter allen Deutschen Reichsständen zuerst Posten in seinen deutschen Ländern an. Es gab bereits seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Reichsposten in Deutschland; aber sie erstreckten sich nicht auf die Sächsischen Kreise. Friedrich Wilhelm, der auf die Beförderung des Handels vorzüglich bedacht war, bediente sich eines Rechtes, das den Deutschen Fürsten oft und vergebens streitig gemacht worden ist, Posten zu sezen, wie sie vor kurzem auch der König von Pohlen Wladislaus aufgerichtet hatte: andere Reichsstände, denen es an dieser Bequemlichkeit fehlte, zogen durch seine Veranstaltung daraus Vortheile, und folgten nach und nach seinem Beyspiele.

Unter Begünstigung der Ruhe, die er und Deutschland genoß, konnte endlich im Jahr 1653. der Reichstag zu Regensburg gehalten werden, den man seit einiger Zeit gewünscht hatte. Er befohl den Gesandten, die er dahin schickte, seiner Würde in Ansehung der abzulegenden Besuche und anderer

Theile

Theile des Cärimoniels, nicht das geringste zu vergeben. Für einen Fürsten wie er war, scheinen diese Vorschriften eine zu kleine Beschäftigung gewesen zu seyn; allein sie sind selten ohne Schaden größerer Rechte verabsäumt worden. Man brachte damals die Römische Königswahl in Vorschlag; darüber urtheilte der Churfürst, diese Sache sey wichtig, und nach den Reichsgesezen nicht ohne Noth vorzunehmen; sie könne auch zuweilen gefährlich seyn, weil mehrere die aufgehende als die untergehende Sonne anzubeten pflegten, und es schwer sey, zween Herren zu dienen; zumal da es nichts Neues sey, daß die Eifersucht und Uneinigkeit der Staatsbedienten Vater und Sohn mit einander in Streit verwickelten; durch eine doppelte Regierung könnten auch die Lasten des Reichs verdoppelt, und die Ausfertigung der Geschäfte schwerer gemacht werden, so daß sie einer an den andern verwiese. Doch, sezte er hinzu, halte er die Wahl eines Römischen Königs bey den jezigen kriegerischen Unruhen in den benachbarten Ländern vor uothwendig. Sie gieng zu Augsburg vor sich, aber auf sein Erinnern einige Wochen später als der Churfürst von Maynz sie ansezen wollte, damit die Churfürsten wegen einer solchen Eilfertigkeit nicht von den übrigen Ständen getadelt würden. Friedrich Wilhelm gab auch seinen Gesandten Befehl, bey der Abfassung des Kayserlichen Wahlvertrages oder der Capitulation, auch die Erinnerungen der übrigen Reichsstände zu hören, wenn er gleich glaubte, daß die Churfürsten allein sie aufsezen könnten. Allein er konnte es doch nicht erlangen, daß einiges zum Besten der Protestanten, sonderlich in den Kayserlichen Erbländern, und eine gleiche Anzahl Beysizer von beyden Religionen im Kayserlichen Reichshofrathe, in diesen Vertrag hineingerückt

worden wäre. Er wollte ferner, daß seine besondern Angelegenheiten noch vor der Wahl ausgemacht würden; damit der Kayser nicht, wenn seine Absicht erfüllt wäre, ihn nur mit leerem Versprechen aufhielte, wie es seinem Vater ergangen war: insonderheit ließ er für sein Recht an Jägerndorf, das Fürstenthum Glogau auf eine Zeitlang begehren. Man beredete jedoch seine Gesandten, die Wahl dadurch nicht zu hindern: und der Kayser hielt sich durch dieses Mißtrauen vor beleidigt. Auch nach der Wahl gieng die Forderung des Churfürsten auf Jägerndorf nicht von Statten: die Kayserlichen behaupteten, der Marckgraf Georg Friedrich habe dieses Herzogthum als ein männliches Lehn von Böhmen erkannt; seine Anverwandten aber wären nicht mit ihm darauf belehnt worden; der Kayser habe es daher eingezogen, nicht sowohl wegen seines Vergehens, als weil der männliche Stamm des ersten Besizers mit ihm ausgestorben sey. Dem Churfürsten wurde zwar Geld dafür geboten; allein er verlangte das Land selbst: noch weniger gefiel ihm eine rechtliche Untersuchung, die man vorschlug, weil bey derselben der Kayser Parthey und Richter gewesen wäre: es blieb also nur übrig, diesen Anspruch auf eine bequemere Zeit auszusezen, und jedermann weiß, daß sie endlich gekommen ist. Auf eben diesem Reichstage brachte auch noch der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Pfalzgrafen von Neuburg im Jahr 1654. Beschwerden wider den Churfürsten an: einige von den Clevischen Ständen baten sogar, daß der Kayser die Vereinigung aller Jülichschen Länder bestätigen, und den Streit über dieselben endlich entscheiden möchte. Allein jener kam nach dem geschlossenen Vergleiche zu spät mit Klagen; diesen aber eine Entscheidung zu bewilligen, würde nichts

anders

anders geheißen haben, als die Streitigkeit von neuem, und vielleicht bis zu einem Kriege anfeuern. Der Churfürst verhütete denselben zu dieser Zeit auf einer andern Seite. Denn da die Reichsstadt Bremen in heftige Händel mit Schweden gerathen war, schlug er es ab, ihr Kriegsvölcker zu überlassen, und Werbungen in seinem Gebiete für sie zu verstatten: er war es auch, der beyde Theile zum Stillstande, und bald zu einem Vergleiche brachte.

Doch nach einer kurzen Ruhe wurde er selbst in einen Krieg verwickelt, den er, wie man oben gelesen hat, vorausgesagt, und auch vor der Unvorsichtigkeit, deren Frucht derselbe zum Theil war, gewarnet hatte. Die Schweden beschwerten sich darüber, daß der König von Pohlen den Titel eines Königs von Schweden führte; und Johann Casimir hingegen wollte diesen Titel, an den ihm nur seine Abstammung ein entferntes Recht gab, auch alsdenn nicht ablegen, wenn die Schweden gleich, wie er verlangte, Liefland an Pohlen wieder abträten. Um diese Mißhelligkeit beyzulegen, waren schon in den Jahren 1652 und 1653 zwischen Schweden und Pohlen vergebliche Unterhandlungen zu Lübeck gepflogen worden, zu welchen Friedrich Wilhelm ebenfals seine Abgeordnete geschickt hatte. Allein da Christina im Jahr 1654. die Schwedische Krone Carl Gustaven übergab, einem kriegerischen Fürsten, der Gelegenheit zu Eroberungen suchte, und besonders längst der Ostsee sein Gebiete zu erweitern wünschte; da auf der andern Seite Johann Casimir bey aller Schwäche, in welcher er und sein Reich sich befanden, das sogar einem Krieg mit Rußland zu führen hatte, gleichwohl des Königs von Schweden Gelangung auf den Thron öffentlich widersprach: so war

es nicht mehr schwer, den Krieg zwischen beyden Reichen vorher zu sehen. Carl Gustav, der dazu entschlossen war, bemühte sich gleich anfänglich den Churfürsten auf seine Seite zu ziehen; aber an Statt demselben seine Absichten völlig zu erklären, begehrte er von ihm, unter dem Anerbieten einer genauern Verbindung, seine Preußischen Häfen, die er ihm durch fremdes Gebiet reichlich ersezen würde. Der Churfürst sahe wohl, daß man ihm eben so begegnen wolle, wie ehemals Gustav Adolph seinem Vater, der diesem Könige seine Festungen einzuräumen genöthigt wurde; er aber hatte sich bereits in solches Ansehen gesezt, daß er sich verwundern mußte, diesen Antrag zu bekommen: unterdessen schickte er einen Gesandten nach Schweden, um den Entwurf des Königs deutlicher zu erfahren. Durch denselben empfol er ihm, die Händel mit Bremen, zum Besten der Protestanten in Deutschland, gütlich zu endigen; er ließ, da er einen Krieg zwischen Schweden und Pohlen für seine Staaten allemal vor schädlich ansah, dem Könige seine Vermittelung zu einem Vergleiche mit Pohlen anbieten; und wegen seiner Häfen sollte der Gesandte bey der ersten Meldung derselben, bezeigen, der Churfürst werde sie niemals, auch gegen die vortheilhaftesten Bedingungen vertauschen; auf ihnen beruhe die vornehmste Sicherheit von Preußen, und zur Vertheidigung derselben werde er alles wagen. Dobrzenski, so hieß sein Gesandter, sollte dem Könige auch ein Bündniß antragen, das überhaupt zwischen den Fürsten an der Ostsee, zur Sicherheit der Protestanten, nur nicht wider den Westphälischen Frieden, und wider sein Gewissen, geschlossen werden müßte. Und da Carl Gustav das Ansehen haben wollte, als wenn er wegen des Kriegs der Rußen mit den Pohlen die

Waffen

Waffen ergreiffen würde: so wünschte der Churfürst, daß sie sich den erstern gemeinschaftlich entgegen sezen möchten. Würde der König auf dem Besize der Preußischen Häfen bestehen, so sollte der Gesandte versichern, „wer diese begehre, könne des Churfürsten Freund nicht seyn; dem Versprechen sie zurück „zu geben, könne er nicht trauen, da er noch das „Beyspiel von Pommern in frischem Andencken habe; wenn er zur Beschützung dieser Häfen Gewalt „gebrauchen müßte, so würde dieses den Angelegenheiten der Protestanten sehr nachtheilig, denjenigen „aber desto nüzlicher seyn, welche ihrer beyder Untergang suchten; unterdessen werde er sich auch „nicht wie sein Vater durch schmeichelhafte Worte „einnehmen lassen, und ohne ein gründliches Betragen gegen ihn, sich zu nichts entschließen.„ Diese und andere nachdrückliche Vorstellungen, welche der Gesandte gegen die Reichsräthe that, machten, daß zu Stockholm an diese Häfen weiter nicht gedacht wurde, und daß man vorgab, der Schwedische Gesandte habe dieses dem Churfürsten ohne Auftrag vorgeschlagen.

Beyde Fürsten waren nunmehro einander verdächtig geworden, und beyde suchten auch einander auszuforschen. Der Churfürst bestimmte auf allen Fall 8000. Soldaten nach Preußen, da er kaum mehr zweifeln durfte, daß Carl Gustav Pohlen angreiffen werde. Er begehrte jedoch im Jahr 1655. von seinen vertrautesten Räthen ein Gutachten, was vor ein Betragen bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen für ihn das dienlichste sey. Sie erschöpften alle Verbindungen der Umstände, alle Wahrscheinlichkeiten und Aussichten: darauf riethen sie dem Churfürsten, vor allen Dingen für die Si-

darüber zum Beweise zu liefern, einer Urkunde bedürfe, so ist dieses Erforderniß nicht als ein solches anzusehen, welches die Gültigkeit des Vertrages bedingt. Es ist vielmehr nur als ein Mittel zu betrachten, um den Beweis des Vertrages zu führen. Ist also eine Urkunde nicht vorhanden, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden. Ist aber eine Urkunde vorhanden, so kann der Beweis durch Zeugen nicht geführt werden, es sei denn, daß die Urkunde verloren sei. Ist eine Urkunde verloren, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist.

Ist eine Urkunde verloren, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist.

Ist eine Urkunde verloren, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist. Ist der Verlust der Urkunde bewiesen, so kann der Beweis durch Zeugen geführt werden, wenn der Verlust der Urkunde bewiesen ist.

ſtehe; und es ſie ſo gehen, wie es ihnen gegangen iſt, ſo werden ſie ſich ſchämen, daß ſie ſich auf Egypten verlaſſen haben. Der König Jechonia Gefangener, Sedekia Gefangener, und alle Vornehmen Juda's Gefangene, die er von Jeruſalem hat laſſen wegführen gen Babel, und laſſen ſitzen daſelbſt. Und ſie ſollen ſagen zu dem Könige und zu der Königinn, ſetzet euch tief, denn eure herrliche Kronen werden von eurem Haupte herabfallen. Und ſie ſollen ſagen zu den Städten Mittags, und zu den Städten Mitternacht, daß ſie dahin kommen ſollen. Und ſie ſollen ſagen zu den Städten Mittags, und zu den Städten Mitternacht, daß ſie dahin kommen ſollen. Und ſie ſollen ſagen zu den Städten Mittags, und zu den Städten Mitternacht, daß ſie dahin kommen ſollen.

Mittag als ſubſtan. pro Gruben, ſo in Berg-Werken gemacht werden, da man Erz bricht, Gruben, Erz-Gruben, Stein-Gruben, Kalch-Gruben, Sand-Gruben, Leim-Gruben, Thon-Gruben, Ziegel-Gruben, Kohl-Gruben, Torf-Gruben, Bley-Gruben, Zinn-Gruben, Eiſen-Gruben, Kupfer-Gruben, Silber-Gruben, Gold-Gruben, Edelgeſtein-Gruben, Perlen-Gruben, Bernſtein-Gruben, Schwefel-Gruben, Salpeter-Gruben, Vitriol-Gruben, Alaun-Gruben, Arſenic-Gruben, Queckſilber-Gruben, Marmor-Gruben, Porphyr-Gruben, Jaſpis-Gruben, Agat-Gruben, Carniol-Gruben, Chalcedon-Gruben, Onyx-Gruben, Saphir-Gruben, Rubin-Gruben, Smaragd-Gruben, Türkis-Gruben, Granat-Gruben, Hyacinth-Gruben, Amethyſt-Gruben, Chryſolith-Gruben, Beryll-Gruben, Topas-Gruben, Chryſopras-Gruben, Lapis Lazuli-Gruben, Lapis Armenus-Gruben, Lapis Calaminaris-Gruben, Lapis Hæmatites-Gruben, Lapis Magnes-Gruben, Lapis Pumex-Gruben, Lapis Ollaris-Gruben, Lapis Molaris-Gruben, Lapis Specularis-Gruben, Lapis Tophus-Gruben, Lapis Turcicus-Gruben, Lapis Ophites-Gruben, Lapis Obſidianus-Gruben, Lapis Aſbeſtus-Gruben, Lapis Aſſus-Gruben, Lapis Aſtroites-Gruben, Lapis Aſtrias-Gruben, Lapis Aſtrion-Gruben, Lapis Aſtrochites-Gruben, Lapis Aſtrologus-Gruben, Lapis Aſtronomus-Gruben, Lapis Aſtrophyllites-Gruben, Lapis Aſtrotheca-Gruben, Lapis Aſtrum-Gruben, Lapis Aſtrum Jovis-Gruben, Lapis Aſtrum Martis-Gruben, Lapis Aſtrum Mercurii-Gruben, Lapis Aſtrum Saturni-Gruben, Lapis Aſtrum Solis-Gruben, Lapis Aſtrum Veneris-Gruben, Lapis Aſtrum Vulcani-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Geminorum-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Tauri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Geminorum Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Cancri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Leonis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Arietis Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Cancri-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Geminorum Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Cancri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Leonis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Tauri Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Leonis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Cancri Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Leonis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Geminorum Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Virginis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Leonis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Cancri Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Libræ-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Virginis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Leonis Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ Scorpionis-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Libræ Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Virginis Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Scorpionis Sagittarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Scorpionis Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Scorpionis Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Scorpionis Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Libræ Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Sagittarii Capricorni-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Sagittarii Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Sagittarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Scorpionis Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Capricorni Aquarii-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Capricorni Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Sagittarii Aquarii Piſcium-Gruben, Lapis Aſtrum Zodiaci Capricorni Aquarii Piſcium-Gruben.

Handlung auf derselben, zu versichern. Bey einem Angriffe versprach der Churfürst den Holländern 2000, und diese versprachen ihm 4000. Soldaten zur Hülfe zu schicken, die aber auch in Geld oder Kriegsbedürfnisse verwandelt werden könnte. Es wurde weiter ausgemacht, daß die Holländer die Clevischen Städte, welche sie noch inne hätten, dem Rechte des Churfürsten unbeschadet, mit starcken Besazungen versehen, und sie ihm, wenn es ihnen beyden gefallen würde, gänzlich übergeben sollten. Man kam auch überein, den Protector von England Cromwell, und einige Deutsche Reichsstände zum Beytritte einzuladen. Allein dieses Bündniß, das während der Westphälischen Friedenshandlungen eine große Würckung gethan haben würde, diente jezt fast zu weiter nichts, als daß es das Mißtrauen der Schweden gegen den Churfürsten vergrößerte. Er forderte kurz darauf die bedungene Hülfe an Kriegsvölckern, wegen der Gefahr vor den Rußen und Schweden; die Holländer wollten sie nur in Gelde leisten; ehe man darüber einig werden konnte, war diese Hülfe für den Churfürsten zu spät.

Er hoffte von dem Kayser einen desto nachdrücklichern Beystand für sich und Pohlen zu erhalten, je mehr diesem an dem Zustande von Pohlen, und daran besonders gelegen war, daß sich der König von Schweden nicht dieses benachbarten Reichs bemächtigte: daher begehrte er von demselben eine Anzahl Kriegsvölcker. Der Kayser aber, der sich vor einem neuen Kriege fürchtete, bot nur seine Vermittelung zwischen beyden Reichen an. Friedrich Wilhelm besorgte unter andern, die Schweden möchten dem Kayser Pohlen anbieten, wenn sie nur Preußen behalten könnten. Er ließ also an dem Kayserlichen

Hofe

Hofe die Gefahr vor den Schweden sehr lebhaft vorstellen, und befohl seinem Gesandten, wenn der Kayser ernstlich zur Hülfe geneigt wäre, und nach den Bedingungen fragte, zu versprechen, daß der Churfürst dem Kayserlichen Prinzen zur Pohlnischen Krone verhelfen wolle; doch sollte der Kayser nachmals mit ihm und mit den Pohlnischen Ständen alle Einfälle von Deutschland abwehren, und die Verfassung von Pohlen sollte nicht verändert werden. Dagegen verlangte der Churfürst das Königliche Preußen nebst Pomerellien erblich und unabhängig zu besizen; ganz Preußen aber sollte an Oesterreich fallen, wenn der männliche Stamm des Churfürsten ausstürbe. Wenn endlich der Kayser auch nach einigem Ansehen auf der Ostsee trachtete, so wollte der Churfürst mit den Pohlen sich bemühen, ihm Liefland zu verschaffen. Doch der Kayser blieb bey allgemeinen Versicherungen: vermuthlich, weil er seinen Kräften zu wenig wider die Schweden trauete. Auch in England und Franckreich wurden Friedrich Wilhelms Vorstellungen auf eine ähnliche Weise aufgenommen.

Es blieb ihm nach diesen Versuchen nichts übrig, als auf seiner Huth zu seyn, und die Freundschaft mit Schweden, so weit es möglich war, zu unterhalten. Dazu war auch Carl Gustav sehr geneigt: und obgleich der Schwedische Feldherr Wittenberg ohne Einwilligung des Churfürsten durch seine Staaten mit einem Heere nach Pohlen zog; so kamen doch die Abgeordnete beyder Fürsten zu Stettin zusammen, um das gute Verständniß zwischen ihnen zu befestigen. Der Churfürst ließ dabey nochmals den Frieden empfelen; da aber die Schweden denselben verwarfen, war er gesonnen, auf folgende Bedingungen

gungen ein Bündniß mit ihnen einzugehen: der König Johann Casimir und einige seiner Vorgänger, auch die Republik Pohlen selbst hätten zwar mit ihm und seinen Vorfahren dergestalt gehandelt, daß er sich von aller Verbindlichkeit gegen sie lossagen könne; er wolle jedoch den Frieden mit ihnen nicht öffentlich brechen, sondern nur auf die Erhaltung seiner Länder, und auf eine billige Genugthuung sehen. Diese sezte er darinne, daß seine Abhängigkeit von Pohlen gänzlich aufgehoben, und Litthauen oder das Königliche Preußen ihm erblich überlassen würde; welches nach der Erlöschung seines Hauses an Schweden fallen sollte. Er versprach hingegen, dem Könige von Schweden nach Ferdinands Tode zur Kayserlichen Würde behülflich zu seyn. Uebrigens sollte in diesem Kriege keiner von beyden gegen den andern Feindseeligkeiten begehen. Allein Carl Gustav verlangte, daß der Churfürst sich völlig mit ihm gegen Pohlen vereinigen sollte. Da er zu gleicher Zeit in dieses Reich einbrach, und einen überaus glücklichen Fortgang hatte, wurden seine Forderungen immer härter.

So wenig der Churfürst an diesem Kriege Antheil nehmen wollte; so sezte er doch Preußen in den besten Vertheidigungsstand. Er führte die dahin bestimmten Kriegsvölcker hinüber, und brachte die Stände des Königlichen (oder jezt so genannten Pohlnischen) Preußen dahin, daß sie in eben dieser Absicht, im November des Jahrs 1655. ein Bündniß mit ihm trafen. Sie versprachen durch dasselbe, 4000 Mann zu seinem Heere stoßen zu lassen, seine Besazungen in ihren Städten zu unterhalten, und ihm den Oberbefehl zuzugestehen. Man beschloß, dieses Bündniß den Königen von Pohlen und von Schwe-

Schweden zu melden, auch den leztern zu ersuchen, daß er seine Kriegsvölcker von den Preußischen Gränzen zurück ziehen, und diejenigen, welche ohne Nachtheil des Königs von Pohlen das ihrige zum Frieden beytragen wollten, desselben genießen lassen möchte; würde er dieses verweigern, so sollte ein jeder Theil dem andern beystehen, und die Feindseeligkeiten der Schwedischen Befehlshaber sollten mit Gewalt abgetrieben werden.

Bey diesem Bündnisse sahe Friedrich Wilhelm weiter als auf die Vertheidigung dieses Landes. Er suchte dadurch seinen Kriegsvölckern mehr Platz sich auszubreiten zu verschaffen, und bis auf den folgenden Sommer Zeit zu gewinnen, da er hoffte, daß mehr Feinde gegen Schweden auftreten würden. In der That baten ihn auch mehrere Pohlnische Stände um seinen Schutz; allein die grössern Preussischen Städte wollten dieses Bündniß nicht unterschreiben: und dadurch verlor es viel von der erwarteten Würckung. Johann Casimir unterdessen, der nach Schlesien geflüchtet war, glaubte dem Churfürsten für diese Bemühungen so vielen Danck schuldig zu seyn, daß er ihm in seinem und der Republik Nahmen die größten Vortheile anbieten ließ. Der Churfürst sollte künftig das Herzogthum Preussen ganz unabhängig von Pohlen besitzen, bis es dereinst nach dem Aussterben des Churfürstlichen Hauses, und des männlichen Stamms der übrigen Marckgrafen, wieder an Pohlen zurück fallen sollte. Die innere Verfassung des Landes sollte bleiben; aber Statt der Berufungen an den König sollte ein höchstes Herzogliches Gericht niedergesezt werden. An Statt des jährlichen Lehngeldes sollte der Churfürst, so oft es nöthig wäre, 1800 Mann Fußvolck,

und

und 200 Reiter zum Dienste der Republik stellen, die ihm mit eben so vielen beystehen würde. Es wurden noch andere Bedingungen und Versprechungen hinzu gesezt, und dagegen ward von dem Churfürsten verlangt, Preußen und auch das angränzende Pohlen zu schützen, sein Bündniß mit den Holländern zum Besten des Reichs anzuwenden, und dem Könige wenigstens 2000 Soldaten entgegen zu schicken. Allem Ansehen nach versprach man ihm in diesem Bedrängnisse mehr, als man jemals hätte halten können.

Carl Gustav merckte die Absichten des Churfürsten, und rückte daher von zwo Seiten gegen Preußen an, um ihm keine Zeit zu mehrerer Verstärckung übrig zu lassen. Die Unterhandlungen wurden zwar erneuert, aber auch Feindseeligkeiten von den Schweden in Preußen begangen. Endlich fand sich der Churfürst mit seinen Kriegsvölckern bey Königsberg fast eingeschlossen; von Pohlen, das gröſtentheils in der Gewalt der Schweden war, konnte er so wenig als von andern Fürsten einige Hülfe erwarten; und ein Vergleich mit den Schweden blieb also das einzige Mittel, sich und sein Land zu retten. Dieses wurde auch im Anfange des Jahrs 1656. zu Königsberg geschlossen. Der Hauptinhalt desselben bestand darinne, daß der Churfürst, weil Pohlen zuerst seine Verbindung mit dem Herzogthum Preußen verlassen hätte, ebenfals aller Verbindlichkeit gegen dasselbe entsagte, und dagegen dieses Herzogthum vor ein Lehn von der Krone Schweden erkannte, darüber er die feyerliche Belehnung innerhalb einem Jahre suchen, und durch seine Abgeordnete empfangen wollte. So oft solches geschehen würde, sollten von dem Herzoge von Preus-

sen

sen 4000 Dukaten an Schweden gezahlt werden. Wenn Schweden wegen der Länder, die es in gegenwärtigem Kriege an sich bringen dürfte, in Krieg verwickelt wird, sollen ihm die Herzoge mit 1500 Mann beystehen, die sie sechs Wochen lang außerhalb ihren Gränzen, weiter aber die Schweden unterhalten sollen. In den Häfen des Herzogthums sollen Zölle angelegt werden, deren Einkünfte der König und der Churfürst theilen sollen. Berufungen außerhalb des Herzogthums sollen nicht mehr gelten; sondern es soll ein höchstes Gericht zur lezten Entscheidung von dem Churfürsten angelegt werden. Beym Aussterben des Churfürstlichen Hauses sollten die Stände des Herzogthums sich eidlich zur Unterwürfigkeit gegen Schweden verbinden, das hingegen ihre Freyheiten schützen würde. Endlich wurde durch diesen Vergleich ausgemacht, daß das Bißthum Ermeland in ein weltliches Land verwandelt, und von dem Könige dem Churfürsten zur Unterhaltung ihres Vertrauens gegen einander, als ein männliches Lehn überlassen werden sollte.

Obgleich der Churfürst zu diesem Vertrage offenbar genöthigt worden war; erregte derselbe doch viel Mißvergnügen gegen ihn. Die Holländer beschwerten sich besonders darüber, daß dadurch ihr Bündniß mit dem Churfürsten gleichsam auf eine verächtliche Art ungültig gemacht worden sey: sie befürchteten auch, ihre Handlung in der Ostsee möchte nunmehro vielen Abbruch leiden; und kaum konnten sie von ihm beruhigt werden. Cromwell hingegen billigte diese Verbindung ungemein, und rieth dem Churfürsten, nicht auf einem solchen Mittelwege stehen zu bleiben; sondern sich völlig mit den Schweden zu vereinigen, weil er, wenn diese überwunden

würden, die Pohlen, Cosaken, Tartaren, die Russen oder Moscowiter, wie man sie damals nannte, und den Kayser selbst, zu heftigen Feinden haben würde. Ein anderes dem Churfürsten von Franckreich angetragenes Vertheidigungsbündniß schloß er mit dieser Krone, kurz nach dem Schwedischen, auf sechs Jahre: vornemlich, um bey seiner Abwesenheit aus Deutschland seine Westphälischen Staaten in Sicherheit zu sezen. Es zeigte sich aber bald, daß sich beyde Fürsten nicht viel von einander zu versprechen hätten, indem der König dem Churfürsten eine Geldsumme, und dieser ihm einige verlangte Kriegsvölcker abschlug.

Er suchte unterdessen den mit Schweden getroffenen Vergleich noch bestimmter und für seine Verbindung mit Holland brauchbarer zu machen. Allein die Schweden wünschten an Statt neue Erklärungen über denselben zu geben, vielmehr, daß der Churfürst sein Heer mit dem ihrigen vereinigen möchte. Hierüber waren die Meinungen seiner Räthe sehr getheilt: und wenn man die Gründe und Gegengründe liest, welche sie dabey vorbrachten, so sieht man, welche Stärcke im Ueberlegen, wie viele Festigkeit im Entschließen einem Fürsten nöthig sey, um nicht durch die Verschiedenheit der Rathschläge in Ungewißheit versezt, oder durch scheinbare Vorstellungen hingerissen zu werden. Er hielt endlich die Gemeinschaft der Waffen mit Schweden vor das zuträglichste, um das Gleichgewicht zwischen ihnen und den Pohlen zu erhalten; zumal, da Johann Casimir endlich ein ansehnliches Heer von Pohlen und Tartaren zusammen gebracht hatte, und die Pohlen ihm zu drohen anfiengen. Es wurde also im Junius des Jahrs

1656.

1656. zu Marienburg ein Bündniß zwischen dem Könige von Schweden und dem Churfürsten geschlossen. Der leztere versprach zwar nur 4000, und der erstere 6000 Mann Hülfsvölcker, wenn einer von ihnen beyden in ihren deutschen oder pohlnischen Ländern angegriffen werden sollte; aber nach besondern Artikeln wollten sie sich, wo es nöthig wäre, mit ihrem ganzen Heere beystehen: insgeheim verglichen sie sich auch über die Theilung von Pohlen unter einander, (davon Friedrich Wilhelm die Woywodschaften Posen, Kalisch, bis auf einige Oerter, Lenczicz und Siradien, nebst dem Lande Wielun bekommen sollte,) und über andere Umstände ihrer Verbindung. Der Churfürst wußte darauf auch den Czaar von Moscau, der gleichfals mit Pohlen Krieg geführt hatte, und jezt auf Schweden eifersüchtig war, zu bewegen, daß er seine Vermittelung zwischen demselben und dem Könige von Schweden annahm, und versprach, weder die Länder des Churfürsten anzugreifen, noch seinen Feinden beyzustehen.

Kaum war das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu Stande gekommen, so stieß der Churfürst mit seinen Kriegsvölckern zu dem Heere desselben: darauf zogen sie beyde gegen die Pohlen. Diese hatten den Schweden Warschau wieder entrissen, und sich bey dieser Hauptstadt 40000 Mann starck gelagert; da hingegen das verbundene Heer nicht viel über 16000 Mann, aber geübte und unter einer trefflichen Anführung stehende Soldaten, betrug. Als beyde Heere einander im Gesichte standen, suchten die Französischen Gesandten noch einen Vergleich zu befördern; allein Johann Casimir, der, wie alle schwachsinnige Fürsten, bloß durch die

Ueberlegenheit der Anzahl ſtarck zu ſeyn glaubte, gab ihnen zur Antwort, er habe die Schweden den Tartaren zum Frühſtücke zugedacht; der Churfürſt aber ſollte an einem Orte verwahrt werden, wohin weder Sonne noch Mond ſcheinen könnte. Es kam alſo zur Schlacht bey Warſchau, die vom 18. bis zum 20. Julius des Jahrs 1656. dauerte, und ſich mit der Niederlage des Pohlniſchen Heeres endigte, das gleich darauf auch Warſchau verließ. Der Churfürſt hatte nebſt ſeinen Kriegsvölckern an dieſem Siege einen nicht geringern Antheil als die Schweden.

Allein in Verfolgung der Feinde konnte er dem Könige von Schweden nicht beyſtehen, um ſich nicht zu weit von ſeinen Ländern zu entfernen, die ſchon durch die Einfälle der Pohlen zu leiden anfiengen: er gieng alſo mit dem gröſten Theil ſeines Heeres nach Preußen zurück. Die Geſinnungen vieler Fürſten verlangten jezt von ihm die äußerſte Vorſichtigkeit. Der Kayſer und die meiſten Deutſchen Reichsſtände bezeigten ſich den Pohlen günſtiger als ihm. Der Czaar bekriegte die Schweden, und forderte von dem Churfürſten, daß er Preußen von ihm zur Lehn nehmen ſollte. Eine Holländiſche Flotte lag bey Danzig, und Dänemarck war ebenfals geneigt ſich gegen Schweden zu erklären. Johann Caſimir ſuchte ſogar den Prinzen von Conde zu einem Angriff mit Spaniſchen Kriegsvölckern auf das Herzogthum Cleve zu bewegen. Unter dieſen Umſtänden mußte Friedrich Wilhelm befürchten, daß ihn die Schweden, von ſo vielen Feinden unterdrückt, zulezt auch in den Untergang mit fortziehen möchten. Da er unterdeſſen merckte, wie nöthig ſie ſeiner bedurften, brachte er es

dahin,

dahin, daß ihn Carl Gustav durch einen Vergleich, der noch in diesem Jahre zu Labiau oder Liebau in Curland geschlossen wurde, vor einen ganz unabhängigen Herrn von Preußen und Ermland erkannte. Es wurde noch hinzu gesezt, daß diese Länder, wenn der männliche Stamm des Churfürsten ausserben würde, an Schweden fallen, und die Stände derselben auf diesen Fall im voraus den Eid leisten sollten; daß die wechselsweise Hülfe während des jetzigen Krieges nach dem Marienburger Bündnisse geleistet, künftig aber bey einem Angriffe auf 4000 Mann gesezt werden sollte. Dazu kamen noch einige geheime Artikel. Nach denselben sollten sich beyde Fürsten bemühen, daß bey dem künftigen Frieden, wenigstens das Königliche Preussen, Pomerellien und der dazu gehörende Theil von Cassuben, Samaiten, Semgallen, Curland und Liefland an Schweden abgetreten würden; der Churfürst hingegen wollte es sich, um den Frieden nicht aufzuhalten, gefallen lassen, die Woywodschaften, welche ihm im Marienburger Vertrage ausgemacht worden, zurück zu geben, wenn Pohlen durchaus darauf bestehen sollte. Noch begab sich auch der König von Schweden aller Ansprüche auf die Licenten oder Zölle in den Preußischen Häfen, und der Churfürst versprach ihm dafür in kurzem eine Summe Geldes zu zahlen.

Ohngeachtet dieser neuen Verbindung mit Schweden war der Churfürst doch immer darauf bedacht, den Frieden wieder herzustellen. Er glaubte nicht, daß sich diese Krone völlig nach ihren Absichten in Pohlen behaupten könne: und seinen Vortheilen war dieses auch nicht gemäß. Daher ließ er dem Könige Johann Casimir Vorschläge

zum Frieden thun, die zwar nicht ganz verworfen wurden, auf welche aber die Erklärung folgte, Pohlen werde lieber hundert Jahre, und bis zu seinem Untergange, Krieg führen, als daß es etwas von Preußen an Schweden abträte, indem es sich dadurch in eine immerwährende Sclaverey versezen würde. Mittlerweile hatten zwar die Kriegsvölcker des Churfürsten manche glückliche Gefechte mit den Pohlen; allein Pommern, die Marck und sein Antheil von Preußen, wurden auch sehr von ihnen verwüstet. Er sahe von diesem Kriege noch keine Früchte: vielmehr war nach einem so wichtigen Siege Großpohlen verloren gegangen; und man konnte voraus sehen, daß es nicht entscheidend seyn werde, wenn gleich die Pohlen mehr als einmal geschlagen werden sollten; da hingegen die Schweden durch eine einzige Niederlage ganz zu Grunde würden gerichtet werden. In dieser Betrachtung empfol er auch dem Könige von Schweden den Frieden mit so nachdrücklichen Vorstellungen, daß man sehr zweifeln kann, ob dieser Fürst selbst eine so richtige Einsicht in seinen damaligen Zustand gehabt habe, als Friedrich Wilhelm. Die neue Hülfe des Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczi, kam ihm wenigstens beträchtlicher vor, als sie würcklich war, und er sahe die Gefahr, die ihm von andern Fürsten bevorstand, nicht; vielleicht möchte man kurz sagen, weil er sie, zum Kriege entschlossen und mit der Furcht unbekannt, nicht sehen wollte.

Unter diesen Fürsten war der König von Dänemarck einer von denen, die sich der vorhandenen Gelegenheit, Schweden zu bekriegen, wegen der alten Eifersucht beyder Reiche, mancherley Beschwerden derselben gegen einander, auch insonderheit

wegen

wegen Schwedens zunehmender Macht auf der Ostsee, vermuthlich am ersten bedienen durfte. Der Churfürst wandte die lebhaftesten Bemühungen an, ihn davon abzuziehen: er bot durch seinen Gesandten, den er zweymal nach Dänemarck schickte, seine Vermittelung zwischen beyden Fürsten an; er stellte alles vor, was Dänemarck und die Angelegenheiten der Protestanten durch einen solchen Krieg leiden könnten, der noch so leicht zu verhüten wäre. Allein dieser brach dennoch im Jahr 1657 aus. Zu eben dieser Zeit verband sich der König von Ungarn und Böhmen, Leopold, ein Sohn des Kayserß Ferdinand des Dritten, der eben gestorben war, und dem er bald in der Kayserlichen Würde folgte, genauer mit den Pohlen, und versprach, ihnen 16000 Mann zu Hülfe zu schicken. Er kam auch mit ihnen überein, daß man in dieses Bündniß Dänemarck, Holland, den Czaar, die Tartaren, einige Churfürsten und andere Reichsstände, und besonders den Churfürsten von Brandenburg, mit der Bedingung aufzunehmen suchen wollte, daß er das Pohlen entrissene zurück geben, sich wieder in die alte Verbindlichkeit gegen dieses Reich einlassen, im übrigen aber Schadloß gehalten werden sollte. Friedrich Wilhelm fand außerdem, daß die Holländer immer kaltsinniger gegen ihn wurden, weil sie ihn so sehr auf Schwedischer Seite sahen: und er mußte zufrieden seyn, so viel auszurichten, daß sie ihm nur nicht schadeten. In England begehrte er vergebens einige Hülfe an Gelde; und aus Franckreich konnte er noch weniger Beystand erwarten. Desto eifriger drang er in den König von Schweden, annehmliche Bedingungen des Friedens vorzuschlagen. Dieser aber suchte ihn zu bereden, sich den Oesterreichischen Kriegsvölckern, die in Pohlen

einrückten, entgegen zu sezen, und machte sich fertig, Pohlen auf eine Zeitlang zu verlassen, um sich den Dänen zu widersezen.

Von dieser Zeit an trennte sich der Churfürst nach und nach von den Schweden, und zog zuerst seine Kriegsvölcker zur Beschüzung von Preußen zurück. Carl Gustav gab es zwar der Verzögerung und den ungewissen Maaßregeln desselben Schuld, daß sich sein Zustand so sehr verändert habe; allein der Churfürst beklagte sich noch mehr darüber, daß er jezt mitten unter seinen Feinden hülflos gelassen würde. Endlich willigte der König darein, daß sich der Churfürst, doch ohne seinen Nachtheil, mit den Pohlen vergleichen möchte. Darüber wurde auch die Unterhandlung bald angefangen, und der Churfürst ließ deswegen auch durch seine Mutter an die Königinn von Pohlen, die alles über ihren Gemahl vermochte, nicht ohne gute Würckung schreiben. Anfänglich suchte er Partheylos zwischen beyden Theilen zu bleiben; allein man wollte ihm dieses schlechterdings nicht zugestehen: und da er sah, daß der Krieg zwischen den Schweden und Dänen sich verlängern würde, entschloß er sich hierinne nachzugeben; zumal weil er auf diese Art allein es erhalten konnte, daß Pohlen ihn vor einen unabhängigen Herrn von Preußen erkannte. Diese Forderung verursachte in der That die meisten Schwierigkeiten; der Churfürst aber bestand unveränderlich darauf. Er hatte sich diese Unabhängigkeit, da er von Pohlen verlassen war, erworben; er zeigte auch, wie nöthig es sey, daß die Republik dieses bestätige. So lange sie, sagte er, ein Recht auf Preußen übrig behielte, würde er in alle Händel und Kriege derselben verwickelt werden, so wie

es

es aus eben dieser Ursache auch bey diesem Kriege geschehen sey. Diese Beschwerlichkeiten würden künftig noch mehr zu befürchten seyn, da Johann Casimir keine rechtmäßige Erben hätte, und daher schon jezt auswärtige Fürsten nach der Pohlnischen Krone trachteten. Er gab höchstdem zu erkennen, daß er auch nach geschlossenem Frieden, wenn ihm der unabhängige Besitz nicht zugestanden würde, immer befürchten müsse, Pohlen möchte ihn unter irgend einem Vorwande angreifen. Er erreichte zulezt seine Absicht, welche auch andere Fürsten unterstüzten; ob er gleich weder das Bißthum Ermeland beybehalten, noch einen Paß an der Weichsel, wie er begehrte, erlangen konnte. Um den Vergleich vor den Schweden geheim zu halten, wurde nur ein verstellter Waffenstillstand bekannt gemacht; der wahre Vertrag aber wurde zu Welau im Herzogthum Preußen, im September des Jahrs 1657. geschlossen.

Durch denselben gab der Churfürst seine Eroberungen in Pohlen zurück; dagegen wurde ihm die höchste und unabhängige Gewalt über das Herzogthum Preußen, ohne alle Lehnsverpflichtung, nach dem Umfange, in welchem er es vor diesem Kriege besessen hatte, eingeräumt. Wenn alle männliche Nachkommen desselbtn ausgestorben wären, so sollte dem Könige und der Republik Pohlen ihr Recht an dieses Herzogthum vorbehalten seyn, und dasselbe nicht von Pohlen getrennt werden; doch sollte in diesem Falle der König vorzüglich auf die Churfürstlichen Anverwandten aus den Häusern Culmbach und Anspach sehen, und ihnen dieses Lehn unter eben solchen Bedingungen verleihen, als es der Churfürst gehabt hätte. Es wurde weiter ein ewiges Bünd-

niß zwischen Pohlen und den Churfürsten von Brandenburg, festgesezt, ihr beyderseitiges Betragen gegen die Feinde eines von ihnen, der Religionszustand, und anderes, was zu der innern Verfassung des Herzogthums Preußen gehörte, bestimmt. Der König von Ungarn, unter dessen Vermittelung dieser Vertrag aufgerichtet wurde, ingleichen Dänemarck und Holland sollten ersucht werden, die Gewähr für die Erfüllung desselben zu leisten: und bey jeder Wahl eines Königs von Pohlen, bey jeder neuen Regierung eines Herzogs von Preußen, sollte derselbe mit einem Eide erneuert werden.

Zugleich aber schloß der Churfürst noch ein besonderes Bündniß mit Pohlen wider Schweden, Kraft dessen er versprach, sechs tausend Mann Hülfsvölcker, mit allen Kriegsbedürfnissen versehen, zu stellen, die von dem Könige von Pohlen unterhalten werden sollten: so wie er bereits in dem Hauptvertrage sich anheischig gemacht hatte, bey jedem andern Kriege, in welchen Pohlen würde gezogen werden, demselben mit 2000 Mann beyzustehen. Bey der Genehmigung des Vertrags, welche zu Bromberg geschah, ertheilte Pohlen dem Churfürsten noch die Herrschaften Bütow und Lauenburg als ein männliches Lehn, an Statt einer Vergütung und Belohnung, die es ihm schuldig zu seyn glaubte. Aus gleichen Ursachen versprach es ihm auch die Stadt Elbingen, so bald sie den Schweden würde abgenommen seyn, zu einem beständigen Eigenthum zu übergeben; doch sollte er die Festungswercke der Stadt schleifen lassen, und sie, wenn ihm der König 400000 Reichsthaler zahlen würde, wieder an Pohlen abtreten. Es wurde auch noch der Artikel von den Hülfsvölckern dergestalt verändert, daß Pohlen dem

dem Churfürsten mit 8000 Mann, und der Churfürst dieser Krone mit 4000 Mann beystehen sollte, wenn eines von ihnen in Krieg verwickelt würde; zur Sicherheit aber der 120000 Thaler, die dem Churfürsten für die Kosten des gegenwärtigen Kriegs ausgemacht wurden, verpfändete man ihm die Castellaney Draheim so lange, bis dieses Geld bezahlt seyn würde.

Friedrich Wilhelm zeigte selbst dem Könige von Schweden die Ursachen an, die ihn zu diesem Vergleiche genöthigt hätten, und erbot sich zum Friedensmittler; darauf aber folgten nur Vorwürfe von beyden Seiten, indem jeder, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, die Schuld auf den andern warf. Desto mehr fand der Churfürst vor dienlich, sich durch Bündnisse mit Schwedens andern Feinden zu verstärcken. Dasjenige, welches er mit dem Könige von Dänemarck schloß, verband beyde, den Krieg so lange gemeinschaftlich wider die Schweden zu führen, bis sie von dieser Krone alle Genugthuung erlangt hätten: der Churfürst versprach insonderheit, dieses in Pommern zu thun; und auch nach diesem Kriege wollten beyde einander wider die Schweden beystehen, wenn sie von denselben angegriffen werden sollten. Er würde nebst den Pohlen dem Könige sogleich nach Holstein zu Hülfe gezogen seyn, wenn nicht die Unentschlossenheit des Königs Leopold, dessen Kriegsvölcker ebenfals dazu stoßen sollten, ihn aufgehalten hätte. Auch mit diesem traf er zwar im Anfange des Jahrs 1658. ein Vertheidigungsbündniß, nach welchem ihm Leopold, wenn ihn die Schweden angriffen, mit 6000 Mann, und dieser dem Könige in gleichem Falle mit 3500 Mann beystehen sollte. Aber unterdessen war Dänemarck von

Carl

Carl Gustaven aufs äußerste gebracht worden, der mit seinem Heere über den gefrornen Belt gezogen war, und so schleunige Eroberungen bis vor Kopenhagen machte, daß der König Friedrich der Dritte einen harten Frieden mit ihm eingehen mußte.

Damals beschäftigte den Churfürsten auch vorzüglich die neue Kayserwahl, über welche die Berathschlagungen noch im Jahr 1657 angegangen waren, und welche sowohl durch die Uneinigkeit der Churfürsten, als durch die Anzahl derer, welche sich um die Kayserliche Würde bewarben, große Schwierigkeiten hatte. Er befohl den Gesandten, die er zu derselben nach Franckfurt am Mayn schickte, in Ansehung des zu wählenden Kayſers hauptsächlich dieses zu empfelen, daß er mit den auswärtigen Fürsten in Freundschaft stehe, damit nicht das Reich durch seine besondern Händel in Krieg eingeflochten werde. In die Wahlcapitulation desselben wollte er dieses hineingerückt wissen, daß weder ihm noch dem Reichshofrathe das Recht zustehen sollte, die Gesetze des Reichs zu erklären; sondern über zweifelhafte Stellen derselben sollten die Reichsstände eine Erläuterung geben. Er verlangte auch, daß der neue Kayser den Protestantischen Ständen an seinem Hofe für sich und ihre Gesandten eine öffentliche Religionsübung zugestehen möchte. Nachdem ihm seine Räthe die Gründe für und wider das Haus Oesterreich bey dieser Wahl vorgehalten hatten, urtheilte er, daß dasselbe bey dem gegenwärtigen Zustande von Deutschland, eben wegen seiner Macht, jedem andern vorzuziehen sey, und trug sehr viel dazu bey, daß der König Leopold im Jahr 1658. gewählt wurde. Hingegen war seine Stimme auch entscheidend, als man vorschlug, daß Leopold sich durch

die

die Wahlcapitulation verbinden sollte, er wolle sich in den Krieg zwischen Franckreich und Spanien weder als Kayser, noch als Erzherzog von Oesterreich, mengen: auch dieses hielt der Churfürst zum Besten des Reichs vor nothwendig, so sehr es immer dem neuen Kayser mißfiel.

Da die Gelegenheit Dänemarck beyzustehen, versäumt worden war, wollte der Churfürst nichts mehr von einem Angriffe in Deutschland auf die Schweden wissen; obgleich seine übrige Bundsgenossen nunmehro auf denselben drangen: er empfol ihnen vielmehr den Frieden. Bey dem Könige von Pohlen beschwerte er sich auch sehr nachdrücklich, daß sein Beichtvater, ein Jesuit, sich unterstanden hatte, ihn auf der Kanzel zu ermahnen, er möchte den mit dem Churfürsten eingegangenen Vertrag nicht halten; es sey auch, hatte er hinzugesezt, leicht, ihn von dem Eide loßzubinden, mit welchem er denselben bestätigt habe. Um alles Mißtrauen von beyden Seiten zu heben, kam die Königinn von Pohlen im Jahr 1658. nach Berlin, und man gab einander neue Versicherungen. Der König ernannte daher auch Abgeordnete, welche den Preußischen Ständen alle Verpflichtungen gegen Pohlen erlassen, und sie an den Churfürsten verweisen sollten. Allein diese Stände äußerten so viele Bedencklichkeiten dabey, daß Friedrich Wilhelm diese Sache auf richtigere Zeiten verlegte.

Er schickte unterdessen auch an den König von Schweden Gesandte, um ihn zum Frieden mit Pohlen zu bewegen. Allein dieser Fürst war überaus gegen ihn erbittert: und da die Gesandten nicht gewisse vorläufige Erklärungen thun wollten, erhielten

sie

sie kein Gehör. Zugleich bekamen die Schweden durch das Rheinische Bündniß, das von vielen Deutschen Fürsten mit Franckreichs Beytritt, zu ihrer Vertheidigung geschlossen wurde, eine neue Unterstüzung. Dadurch aufgemuntert fiel Carl Gustav, ohngeachtet des eben geschlossenen Friedens, die Dänen von neuem in Seeland an. Sogleich beschloß der Churfürst mit seinen Bundsgenossen ihnen zu Hülfe zu kommen. Und da ihn der Kayser ersuchte, nebst ihm auch darauf bedacht zu seyn, daß das Rheinische Bündniß getrennt werde: so antwortete ihm der Churfürst, er werde dieses zwar bey den Protestantischen Fürsten, die an demselben Antheil hätten, versuchen; er befürchte aber, daß er wenig bey ihnen ausrichten dürfte, ehe der Kayser den Evangelischen in seinen Ländern besser begegnete. Die Verfolgung so getreuer Unterthanen sey dem Hause Oesterreich nachtheilig: und wenn sich der Kayser gegen sie bey einer Sache, die ohnedem von keinen menschlichen Befehlen abhängen könne, glimpflicher bezeigen wollte, so werde er mehr gewinnen, den Feinden seines Hauses einen größern Schaden zufügen, als durch viele Siege; er werde sich dadurch allein mehr Freunde und Bundsgenossen erwerben, als durch jede Art von Wohlthaten und schmeichelhafte Reden.

Der Churfürst zog also im September des Jahrs 1658. mit seinem Heere und 3000. Kayserlichen Reutern gegen die Schweden in dem Herzogthum Holstein. Sie verließen dasselbe, und er sezte ihnen in das Schleswigische nach. Der Herzog von Holstein-Gottorp wurde zur Partheylosigkeit genöthigt, und aus der Insel Alsen an der Küste von Schleswig wurden die Schweden wieder vertrieben.

trieben. Nachdem diese in Friedrichsodde eingeschlossen waren, und der Churfürst seine Kriegsvölcker auf den Winter in Jütland vertheilt hatte, schloß er im Anfange des Jahrs 1659. ein engeres Bündniß mit Dänemarck wider die Schweden. Er suchte auch die Holländer in diese Verbindung zu ziehen; sie gaben ihm aber vielmehr zu großen Beschwerden Anlaß, indem sie mit England und Franckreich das Haagner Bündniß trafen, durch welches sie sich vereinigten, zwischen Schweden und Dänemarck Frieden zu stiften; wobey sie wenig auf den Churfürsten, und noch weniger auf seine Bundsgenossen sahen. Es ruhte vermöge dieses Bündnisses die Holländische Flotte, welche Dänemarck zu Hülfe gekommen war, eine Zeitlang; so daß die Schweden die kleinern Dänischen Inseln desto leichter erobern konnten: und der Churfürst fand darinne viele Hindernisse seiner Absichten. Er zwang endlich wohl die Schweden, Friedrichsodde zu räumen; allein da diese zu mächtig auf der See waren, nahm sein Angriff auf die Insel Fühnen einen unglücklichen Ausgang. Desto mehr Mühe gab er sich den König von Dänemarck von einem abgesonderten Vergleiche mit Schweden, den ihm die Haagner Bundsgenossen anriethen, abzuhalten: und die Standhaftigkeit dieses Fürsten war auch weit davon entfernet.

Dieser Krieg aber, den der Churfürst in so entlegenen Gegenden führte, mißfiel dem Kayser: er wünschte ihn nach Pommern versezt zu sehen; vermuthlich, um die Schweden bey dieser Gelegenheit aus einem Theil von Deutschland, aus welchem sie den Krieg immer erneuern konnten, zu vertreiben. Eben dieses verlangte der König von Dänemarck:

man

man hatte auch Vorwand und Ursachen genug, solches zu thun. Allein der Churfürst, welcher mit Recht befürchtete, daß dadurch der Krieg in seine Länder gezogen werden dürfte, machte noch andere Einwendungen dawider: denn die an Dänemarck versprochene Hülfe schien keinen gewissermaaßen neuen Krieg in Deutschland in sich zu schließen, und selbst das Haagner Bündniß, dessen Folgen noch ungewiß waren, widerrieth denselben. Auf der andern Seite wurden ebenfals wichtige Gründe vorgebracht. Daher suchte der Churfürst Zeit zu gewinnen, damit vielleicht unterdessen ein bequemeres Mittel zu gleichem Endzwecke gefunden werden könnte: und da der Kayser von neuem darauf drang, schlug er solche Bedingungen vor, welche neue Unterhandlungen nöthig machten; besonders einen beträchtlichen Beystand des Kayſers an Gelde, Lebensmitteln, und an einem Heere zur Bedeckung der Churfürstlichen Länder. Doch der Kayser ließ ihm keine Zeit zu Berathschlagungen: sein Feldherr de Souches rückte im August des Jahrs 1659. ohne Einwilligung des Churfürsten durch die Marck in das Schwedische Pommern ein, eroberte einige Städte, belagerte aber Stettin vergebens. So wurde der Churfürst zu dieser Unternehmung fortgerissen, zu welcher er anfänglich 2000. Mann schickte, bald aber selbst mit dem größten Theil des Heeres aus Jütland kam. Er brach durch den Paß bey Tribses in das Schwedische Pommern ein, schlug einen Schwedischen Kriegshauffen bey Stralsund, eroberte Demmin, und es fehlte wenig, daß sein Anschlag, Greifswald zu ersteigen, gelungen wäre. Gleichwohl beunruhigte ihn der Verdacht, den man auf ihn werfen konnte, als wenn er diesen Theil von Pommern für sich zu erobern suchte, und

den

den Kayſer, der ihm auf die gedachten Bedingungen keine beſtimmte Antwort gab, ſah er auch ungerne ſich in Pommern mit ſeinen Kriegsvölckern feſtſezen.

In Preußen waren die Feindſeeligkeiten mit den Schweden im Jahr 1658. gleichfals ſtärcker angegangen, und im folgenden ſo glücklich fortgeſezt worden, daß die Schweden den größten Theil von Curland verloren. Sie wurden zu gleicher Zeit von den Kriegsvölckern des Churfürſten, die ſich mit den Dänen und Holländern vereinigt hatten, in einer entſcheidenden Schlacht auf der Inſel Fühnen überwunden. Dieſe und andere Begebenheiten, die Vermittelung von Franckreich, die Neigung der Pohlen, und die Bemühungen des Churfürſten brachten es endlich dahin, daß gegen das Ende des Jahrs 1659. in dem Kloſter Oliva bey Danzig Friedensunterhandlungen angefangen wurden. Der Churfürſt ſuchte vergebens auch dem Könige von Dänemarck einen Platz in dem bevorſtehenden Friedensſchluß zu verſchaffen: dieſer wurde genöthigt, ſich mit Schweden beſonders zu vergleichen. Auch zum Beſten der Dißidenten in Pohlen konnte er dabey wenig ausrichten; ob er ſich gleich erklärte, daß er alles, was ihnen Gutes oder Böſes wiederführe, ſo anſehen wollte, als wenn es ihm ſelbſt erzeigt würde. Er wünſchte eben ſo vergeblich, zu einiger Schadloßhaltung einen Theil von Vorpommern, inſonderheit Stettin, zu erhalten. Carl Guſtavs Todt erleichterte noch den Frieden, der bald darauf im Jahr 1660. geſchloſſen wurde. Durch dieſen Oliviſchen Frieden wurden die Verträge, welche der Churfürſt während des Kriegs mit Schweden eingegangen hatte, gänzlich aufgehoben;

er versprach seine Eroberungen in Pommern, Holstein und Schleswig zurück zu geben: und die Pohlen bestätigten den Welauischen und Brombergischen Vertrag, die ihm die Unabhängigkeit des Herzogthums Preußen, und verschiedene eingeräumte Besizungen versicherten.

Kraft des leztern dieser Verträge sollte nun der Churfürst in den Besiz von Elbingen gesezt werden. Allein nachdem die Stadt von den Schweden an die Pohlen abgetreten worden war, suchten diese allerhand Ausflüchte, um seine Forderung zu vernichten. Da sie nicht im Stande waren, ihm das Geld zu zahlen, durch welches sein Pfandrecht auf die Stadt gehoben worden wäre, warfen sie ihm vor, daß er in der königlichen Stadt Danzig, den Rechten der Krone zuwider, eine eigene Post errichtet habe; sie verlangten, daß er vor der Uebergabe der Stadt, Braunsberg räumen, ingleichen, daß er einen beträchtlichen Theil von der Summe, für welche sie verpfändet war, fallen lassen sollte. Elbingen selbst widersezte sich dieser Abtretung, und brachte eine Anzahl Bedingungen vor, welche der Churfürst vorher bewilligen möchte. Ueberhaupt aber suchte der Pohlnische Bevollmächtigte bey dieser Sache, mehrere Monathe hindurch so mercklich, durch Kunstgriffe die Stadt für Pohlen zu erhalten, und sein Betragen wurde von dem Hofe so sehr genehmigt, daß der Churfürst genöthigt wurde, die Behauptung seines Rechtes andern Zeiten vorzubehalten, um nicht die Freundschaft mit der Krone so geschwind zu unterbrechen.

Die ruhigern Jahre, welche hierauf für seine Länder folgten, wandte Friedrich Wilhelm hauptsächlich

sächlich zur Aufnahme derselben nach einem so harten Kriege an. Er unterstüzte die durch denselben zu Grunde gerichteten Familien; die niedergerissenen Mauern der Städte wurden wieder aufgebauet, und neue Dörfer angelegt: womit auch die Aufmunterung des Ackerbaues verbunden war. Unter den Denckmälern seiner Fürsorge von dieser Art, ist der Graben oder Canal, den er zur Beförderung der Handlung, vom Jahr 1662. bis 1668. aus der Spree in die Oder ziehen ließ, der drey Meilen in der Länge beträgt, und außer den Nahmen des Mühlroser oder neuen Graben, vorzüglich Friedrich Wilhelms Graben heißt, eines der vornehmsten.

Er suchte aber auch das gute Vernehmen mit auswärtigen Fürsten zu unterhalten, und schickte deswegen Gesandte nach Franckreich, Spanien, England und Dänemarck, deren Aufträge mehr als bloße Höflichkeitsbezeigungen enthielten. Pohlen allein gab ihm noch immer Ursache zum Mißvergnügen. Er hob zwar seine Post zu Danzig auf; es wurde aber ausgemacht, daß an den Gränzen seines Landes die Pohlnischen Postbedienten alles an die seinigen abliefern sollten: da jene also gleichwohl sein Land betraten, ließ er sie in Verwahrung bringen. Dieses diente zu einem neuen Vorwande ihm Elbingen zu versagen: man häuffte noch andere gezwungene Beschwerden über ihn, und der Pohlnische Hof bezeigte sich sehr feindseelig. Die Königinn schien dieses Betragen gegen ihn vornemlich in der Absicht zu unterstüzen, um ihn zu nöthigen, ihren Maaßregeln wegen der Ernennung eines Thronfolgers beyzutreten; sie konnte aber die Pohlen nicht überreden, so lange der König

lebte, daran zu dencken. Bey dieser Gelegenheit erfuhr der Churfürst, daß die meisten Pohlnischen Stände vor noch nicht langer Zeit ihn zu ihrem Könige zu haben gewünscht hatten, wenn er nur die Messe besuchen wollte. Sein Gesandter antwortete darauf, der Churfürst werde niemals wegen einiger Vortheile seine Religion verändern, da er sonst wohl dadurch Hoffnung zur Kayserkrone erlangt haben würde, und er sehe auch die Pohlnische Krone nicht vor sehr wünschens werth an.

Da der König von Franckreich sich um diese Zeit des Fürstenthums Orange unter mancherley Vorwande bemächtigt hatte, nahm sich der Churfürst seines Anverwandten, des Prinzen von Oranien, dem der König dieses sein Gebiete erst bey seiner Volljährigkeit zurück geben wollte, in Franckreich und England an. In dieses leztere Reich schickte er im Jahr 1661. Gesandten, die ein Vertheidigungsbündniß mit dem Könige auf zehn Jahre schlossen, das besonders auch auf die Länder des Churfürsten aus der Jülichschen Erbschaft gerichtet war, und im übrigen die Schiffahrt und Handlung ihrer Staaten mit einander betraf. Der Churfürst erhielt auch in diesem Jahre von dem Kayser die Belehnung über seine Reichsländer, und Schweden, welches die gesammte Hand dabey verlangte, wurde nur bey der besondern Belehnung mit Pommern und Camin zum Angreiffen des Mantels gelassen. Franckreich suchte ihn zu bewegen, daß er einem Französischen Prinzen zur Thronfolge in Pohlen helfen möchte; er nahm aber desto weniger Antheil an allen diesen Bemühungen, je nachtheiliger sie der Freyheit von Pohlen waren.

Noch

Noch hatte der Churfürst den unabhängigen Besiz von Preußen nicht behaupten können. Die Verweigerung von Elbingen und die Ränke der Königinn stärckten die Preußischen Stände in ihrer Abneigung, ihn vor ihren unumschränckten Herrn zu erkennen. Sie befürchteten den Verlust aller ihrer Rechte und Freyheiten, und beklagten sich über die unter seiner Regierung getragenen Lasten, die doch nur eine Folge des Kriegs waren, und von ihm nach und nach gehoben wurden. Auf dem Landtage insonderheit im Jahr 1661. behaupteten sie, daß sie noch nicht feyerlich genug von dem Eide gegen Pohlen wären loßgesprochen worden; und daß das Recht, sich bey einer Verlezung ihrer Freyheiten nach Warschau zu wenden, immer stehen bleiben müsse. Die kleinern Städte unterwarfen sich zwar; allein viele vom Adel thaten dreiste Vorstellungen dagegen. Sie sagten, man habe ihren Zustand ohne ihre Einwilligung nicht verändern können, weil Preußen nicht als eine Eroberung, sondern durch eine freywillige Uebergabe an Pohlen gekommen sey; die Verbindung des Herzogthums mit Pohlen sey demselben stets sehr nüzlich gewesen, und wenn sie aufhören sollte, würde Preußen in die gefährliche alte Verfassung unter den Deutschen Ordensrittern zurückfallen. Die Stände würden auch dem Churfürsten, wenn Händel zwischen ihm und Pohlen entstünden, keine Hülfe leisten können, weil sie auch diesem Reiche schweren müßten; und er werde durch seine Trennung von Pohlen nur schwächer werden, sich größerer Gefahr und Beschwerlichkeit ausszezen. Königsberg that sich vor andern durch seine Widersezung hervor: man machte daselbst zwischen einer unabhängigen und einer ganz eigenmächtigen, willkührlichen Regierung, die je-

dem Lande, zumal einem solchen, das große Rechte besizt, fürchterlich ist, keinen Unterscheid. Die Schuld von dieser schlimmen Vorstellung lag zum Theil an einigen Staatsbedienten des Churfürsten, die, wenn Klagen über gewisse Bedrückungen des Landes geführt wurden, diese allemal mit der unabhängigen Herrschaft entschuldigten. Dazu kamen noch die Streitigkeiten, zu welchen damals ein Theologe zu Königsberg, Christian Dreier, Gelegenheit gab, der von den übrigen beschuldigt wurde, daß er unter dem Scheine einer Vereinigung der Protestanten, die dort so verhaßten Lehrsäze Calvins einzuführen suchte. Der Churfürst verbot diese Händel, die den Widerwillen nicht nur gegen die Reformirten, sondern gegen ihn selbst vermehrten, nicht ferner auf die Canzel zu bringen, auf welche theologische Zwistigkeiten ohnedem nicht gehören; im übrigen betrug er sich sehr glimpflich gegen die Preußen, damit sich die Pohlen dieser innerlichen Zerrüttung nicht zu seinem Schaden bedienen möchten. Es entstanden jedoch von Zeit zu Zeit neue Schwierigkeiten: man wollte unter andern nicht zugeben, daß der Churfürst den Reformirten, deren nur sehr wenige in Preußen waren, Aemter ertheilen sollte, weil dieses nur ein Mittel seyn würde, die Eingebohrnen nach und nach von denselben auszuschließen. Endlich schlug der Widerstand der Königsberger beynahe in eine Empörung aus, zu welcher sie von einer ihrer obrigkeitlichen Personen, Hieronymus Rhode, gereizt wurden. Daher kam Friedrich Wilhelm im Jahr 1662. selbst dahin, und ließ Rhoden gefangen nehmen; doch verurtheilte er ihn nur zu einer immerwährenden Gefangenschaft. Die Preußen erkannten bald darauf seine höchste Oberherrschaft: der Pohlnische Hof ernannte

nannte Gevollmächtigte, um sie von ihrem Eide loßzubinden, und dagegen von ihnen den Eid auf den Fall, wenn die männlichen Nachkommen des Churfürsten ausgestorben wären, anzunehmen; mit diesen Handlungen wurde die Huldigung verbunden, die das Land dem Churfürsten im Jahr 1663. leistete. Er bestätigte zugleich demselben seine Rechte und Freyheiten, doch den Welauischen und Brombergischen Verträgen unbeschadet, und versprach, daß die Reformirten darinne nur drey Kirchen, auch nur eine kleine bestimmte Anzahl von ansehnlichen Bedienungen haben sollten. Die vortheilhafte Lage von Preußen, seine blühende Handlung, seine Flüsse und Häfen, die Menge seiner fleißigen und tapfern Einwohner, seine Fruchtbarkeit, und andere Vorzüge, machten es zu der beträchtlichsten aller Besitzungen des Churfürsten, die ihm auch durch sein neu erlangtes Recht noch wichtiger wurde: er gab daher diesem Lande den zweyten Rang in seinem Titel, gleich nach der Churwürde.

Um sich immer mehr zu verstärcken und in Sicherheit zu sezen, schloß er im Jahr 1664. ein Bündniß mit Franckreich, das die alte Freundschaft mit dieser Krone erneuerte, und abermals die Gewährleistung des Oliviſchen Friedens von derselben hervorbrachte. Er trat auch in diesem Jahre zu dem Rheinischen Bündnisse, so weit es zur Erhaltung der Ruhe in Deutschland errichtet worden war. Noch früher hatte er sich bemüht, die Einigkeit mit Schweden ganz wieder herzustellen. Allein das Bündniß, welches er dieser Krone antrug, fand in den Beschwerden und Forderungen derselben viele Hindernisse. Sie warf unter andern dem Churfürsten vor, daß er gegen die Evangelischen in seinen

Ländern übelgesinnt sey, wie man besonders aus seinem Verbote sehen könne, daß niemand unter ihnen auf der hohen Schule zu Wittenberg studieren sollte, wenn er nicht alle Hoffnung zu einem Amte in seinem Gebiete verlieren wollte. Der Churfürst antwortete, daß dieses Verbot die Religion nicht angienge; daß es aber nothwendig gewesen sey, weil die Theologen zu Wittenberg seinen Unterthanen den bittersten Haß wider die Reformirten eingeprägt hätten, woraus Unruhen entstünden, die er zu verhüten schuldig sey. Schweden suchte auch dem Churfürsten das Recht, eine Flotte auf der Ostsee zu halten, streitig zu machen. Das Bündniß kam also erst im Jahr 1666. zu Stande. Schweden und der Churfürst versprachen einander in den nächsten zehn Jahren Beystand gegen alle Angriffe; aber weil der leztere mit dem Czaar ebenfals in einem Bündnisse stand, wollte er, wenn dieser die Schweden bekriegen sollte, ihnen an Statt der Kriegsvölcker, funfzig tausend Reichsthaler bezahlen.

Es war noch die große und lange Streitigkeit über die Länder der Jülichschen Erbschaft übrig, die zwar auf eine Zeitlang zwischen dem Churfürsten und dem Pfalzgrafen von Neuburg ausgemacht worden war; aber eben deswegen, weil sie im Grunde unentschieden blieb, oft in Mißhelligkeiten unter ihnen ausbrach. Eine solche entstand im Jahr 1663. da der Pfalzgraf die Protestanten aus Düßeldorf vertrieb; um dieses zu ahnden, wurden die Capuziner aus Cleve gejagt. Darauf aber ließen beyde Fürsten an einem immerwährenden Vergleiche arbeiten, der im Jahr 1666. geendigt wurde. Sie kamen nunmehro mit einander überein, doch ohne andern Fürsten die rechtliche Behauptung ihrer Ansprüche

auf

auf die Jülich-Clevischen Länder dadurch abzusprechen, daß der Churfürst und seine Nachkommen im völligen und beständigen Besize des Herzogthums Cleve, und der Grafschaften Marck und Ravensberg, mit allen dazu gehörenden Rechten; der Pfalzgraf aber nebst seinen Nachkommen in gleichem Besize von den Herzogthümern Jülich und Bergen, ingleichen von den Herrschaften Winnenthal und Bretkesant bleiben sollte. Ihre beyderseitigen Rechte auf die Herrschaft Ravenstein überließen sie dem Ausspruche eines von ihnen zu wählenden Schiedsrichters. Obgleich diese Länder künftig getheilt bleiben, und alle gegenseitige Anforderungen unter ihnen gehoben seyn sollten; so sollten dieselben doch nicht aus der alten Verbindung unter einander gerissen, weiter nicht getheilt, oder etwas von denselben veräußert, sondern sie gemeinschaftlich von ihren Fürsten geschüzt werden. Jeder von diesen sollte den Titel und das Wapen aller dieser Länder führen, und die Stände in denselben Liebe Getreue nennen. Außerdem wurde noch vieles über die innere Verfassung dieser Länder, über den Zustand der Religion in denselben, über das gemeinschaftliche Directorium, das beyde Fürsten wegen derselben im Westphälischen Kreise neben dem Bischof von Münster führen sollten, und über andere Dinge ausgemacht. Wegen Ravenstein vereinigten sich der Churfürst und der Pfalzgraf durch einen Vertrag im Jahr 1671. dergestalt, daß jener diesem sein Recht auf diese Herrschaft für 50,000 Thaler verkaufte; doch die Nachfolge in derselben sich auf den Fall vorbehielt, wenn der männliche Stamm des Pfalzgrafen verlöschen sollte. Hingegen wurde zu gleicher Zeit die Grafschaft Mörs, welche an das Herzogthum Cleve gefallen war, dem Churfürsten abgetreten. Diesen zu

Cleve geschlossenen Vergleich bestätigte der Kayser erst im Jahre 1678. doch den Rechten anderer unbeschadet: und weder der Churfürst noch seine Nachkommen haben wegen dieser Länder die Belehnung des Kayſers und Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhalten können.

Der Kayser ersuchte unterdessen den Churfürsten um Hülfsvölcker wider die Türcken: er schickte daher im Jahr 1663. zweytausend Mann nach Ungarn unter Anführung des Herzogs August von Holstein, welche daselbst glückliche Dienste leisteten. Aber auf das Verlangen des Kayſers und der meisten Reichsfürsten, daß er selbst die Anführung des Kayserlichen Heeres wider die Türcken übernehmen möchte, antwortete er, daß ihm dieses weder die Regierung seiner Staaten, noch die geringe Unterstüzung erlaubte, welche man diesem Kriege in Deutschland ertheilen wollte. Er legte darauf im Jahr 1665. die Streitigkeiten bey, welche zwischen den Brüdern des verstorbenen Herzogs von Zelle, Christian Ludwig, über sein hinterlassenes Land entstanden waren: und man hatte ihn dabey ausdrücklich um seine Vermittelung gebeten. In eben demselben Jahre half er die Händel zwischen dem Churfürsten von der Pfalz und einigen Fürsten am Rhein, über das Wildfangs-Recht des erstern, das heißt, über sein altes Recht, alle Fremden, die sich in seinem und in dem benachbarten Gebiete niederließen, zu Leibeigenen zu machen, dergestalt stillen, daß dieses Recht einigermaaßen eingeschränckt wurde. Da die Schweden im Jahr 1666. die Reichsstadt Bremen sich unterwerfen wollten, nahm sich der Churfürst nicht nur ihrer Rechte an, sondern verhinderte es zugleich, daß die wider die Schweden schon zusammen gezo-

gene

gene Kriegsvölcker, zu welchen nach dem Kayserlichen Auftrage auch die seinigen hätten stoßen sollen, keine Feindseeligkeiten begiengen, und daß auch hier ein Vergleich alles zu Ende brachte. Die Stadt Magdeburg hingegen weigerte sich, dem Churfürsten, dem sie nebst dem ganzen Herzogthum nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen bestimmt war, die Huldigung zu leisten; sie berief sich auf ihre Freyheiten, und führte sich fast wie eine Reichsstadt auf. Allein er nöthigte sie nicht allein im Jahr 1666. durch Drohungen, ihm zu huldigen; sondern auch eine Besazung von ihm einzunehmen. Er hatte dieses mit dem Herzoge August, als Administrator des Stifts, verabredet; hinderte aber diesen, nach seinem Vorsaze, sich von sechshundert Reutern begleitet, daselbst huldigen zu lassen. In Pohlen waren unterdessen die Bemühungen der Königinn, noch beym Leben ihres Gemahls den Nachfolger desselben wählen zu lassen, zu einem innerlichen Kriege ausgeschlagen. Sie brachte es im Jahr 1664. dahin, daß der Krongroßmarschall Lubomirski, der sich ihr darinne am heftigsten widersezt hatte, genöthigt wurde nach Schlesien zu flüchten. Dieser bat den Churfürsten um Hülfe: er erlangte zwar keine Kriegsvölcker, weil dadurch die Ruhe von Pohlen und Preußen zu voreilig gestört worden wäre; aber eine desto nachdrücklichere Fürsprache, die jedoch vergebens war. Als darauf die Anhänger des Lubomirski die Königliche Parthey mehrmals geschlagen hatten, beförderte der Churfürst den Vergleich zwischen beyden Theilen, empfol auch den Pfalzgrafen von Neuburg zur Königlichen Würde von Pohlen.

In eben diesen friedfertigen, aber immer zugleich auf seinen Ruhm und gerechten Nutzen zielenden Gesinnun-

ſinnungen, betrachtete Friedrich Wilhelm auch die Mißhelligkeit, welche ſich damals zwiſchen England und Holland zeigte. Seine Freundſchaft mit Holland, deſſen Vortheile gleichwohl mit den ſeinigen ſo ſehr verbunden waren, hatte bisher immer abgenommen, weil er, wegen ſeiner Verwandſchaft mit dem Hauſe Oranien, das Beſte deſſelben beförderte; dem aber die damals herrſchende Parthey des Johann de Witt ſich eifrig entgegen ſezte. Dieſe wußte auch eine alte Schuld des Churfürſten an Holland, die ſich von ſeinem Großvater Johann Siegmund herſchrieb, und durch rückſtändige Zinſen ſehr hoch aufgeſchwollen war, lebhaft zu betreiben: allem Anſehen nach in der Abſicht, damit die Holländiſchen Beſazungen noch immer in ſeinen Cleviſchen Städten unter dieſem Vorwande bleiben könnten, und die Schuld zulezt, indem ſie dem Werthe des Herzogthums gleich käme, Gelegenheit geben möchte, dieſes zu behalten. Der Churfürſt wollte alſo jezt verſuchen, ob er jene Beſazungen bey der gedachten Veranlaſſung loß werden könnte. Er ſchickte im Jahr 1664. einen Geſandten nach England, der in Holland die Vermittelung des Churfürſten zur Einigkeit mit dieſem Reiche anbot, in England einen gleichen Antrag that, zugleich aber die Beſchwerden des Churfürſten wider Holland mittheilte, und den König erſuchte, ſich nicht eher mit dieſer Republik zu vergleichen, bis ſie dieſelben abgeſtellt hätte. Allein da er an dem Kriege, der zwiſchen dieſen Staaten gleich darauf entſtand, keinen Antheil nehmen wollte, verlor ſich dieſe Hoffnung. Der unruhige Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, machte dieſen Krieg auch für Deutſchland gefährlich, indem er die Holländer im Jahr 1665. angriff: und

der

Der Churfürst gab sich vergebliche Mühe dieses zu hintertreiben. In diesen Umständen begehrte er von den Holländern die Zurückgabe seiner Clevischen Städte. Sie verlangten dagegen, daß er ein Bündniß mit ihnen schließen möchte, und waren nicht abgeneigt, eine oder die andere dieser Städte zu räumen; man sahe aber wohl, daß weder sie noch die Franzosen den Churfürsten in dieser Gegend mächtig werden lassen wollten. Er schloß würcklich im Jahr 1666. ein VertheidigungsBündniß mit ihnen; doch behielt er sich den Weg zu einem gütlichen Vergleiche mit dem Bischof von Münster offen, der auch gleich darauf durch ihn hauptsächlich zu Stande kam. Den König von England verdroß diese Vermittelung, die seinem Kriege mit Holland nachtheilig, für Deutschlands Ruhe aber desto wichtiger war: unterdessen erlangte es doch der Churfürst, daß er in den Frieden zu Breda im Jahr 1667. eingeschlossen wurde. Er hatte auch im Jahr 1666. mit einigen Deutschen Fürsten und mit Dänemarck Bündnisse zu seiner Sicherheit getroffen, und war in gleicher Absicht dem vierfachen Bündniß im Haag, an welchem Dänemarck, Holland, und die Herzoge von Lüneburg Antheil hatten, beygetreten.

Als hierauf in den Jahren 1667 und 1668 Ludwig der Vierzehnte, unter dem Vorwande eines sehr streitigen Rechtes, Flandern und die Grafschaft Burgund angriff, verlangte Spanien Hülfe dagegen auch von dem Churfürsten. Dieser sahe wohl ein, wie viel Deutschland daran gelegen sey, sich Franckreichs Eroberungssucht zu widersetzen; allein er glaubte nicht, daß die Verfassung von Deutschland und Spanien eine solche Theilnehmung

von

von seiner Seite fast allein vertrüge. Er gab den Spaniern gute Rathschläge und bedingte Versprechungen, schonte zugleich Franckreich, und genehmigte das Bündniß nicht, das sein Gesandter wider seine Befehle mit Spanien eingegangen hatte. Er schloß sogar im Jahr 1667 einen Vertrag mit dem Könige von Franckreich, dem er versprach, außer Vorschlägen zum Frieden, bey diesem Kriege nichts zu thun: und dieser machte sich anheischig, nebst ihm den Pfalzgrafen von Neuburg zur Pohlnischen Krone zu befördern. Darüber hatte der Churfürst mit dem leztern bereits einen Vertrag aufgerichtet: er empfol ihn auch an dem Kayserlichen Hofe und in Schweden zu einer Unterstüzung, und nochmals in Pohlen selbst.

Hier schienen durch den Tod des Lubomirski, und der Königinn im Jahr 1667. die bisherigen Unruhen ihrem Ende nahe zu seyn. Allein das Bestreben nach der Thronfolge unterhielt dieselbe immer fort; Franckreich suchte dieselbe dem Prinzen von Conde zu verschaffen; diesen Bewerbungen sezte der Churfürst andere Bemühungen entgegen; diese waren dem Könige Johann Casimir so unangenehm, daß er dem Churfürstlichen Gesandten das Gehör versagte; der Churfürst drohte, diese Beleidigung durch die Waffen zu rächen, und man ließ ihm wieder Gerechtigkeit wiederfahren. Franckreich fieng auch nunmehro an, sich für den Pfalzgrafen von Neuburg zu erklären. Allein Johann Casimir legte seine unglückliche Regierung im Jahr 1668 nieder, und gestand dem Gesandten des Churfürsten seine Verwunderung, daß ein regierender Fürst, wie der Pfalzgraf, sich nach einer solchen Krone, als die Pohlnische wäre, sehnen könne, von

der

der er auch zu einer andern Zeit sagte, es müsse sie nur derjenige annehmen, der sonst nicht zu leben hätte. Noch vorher erlangte der Churfürst endlich den längst versprochenen Besiz der Castellaney Draheim, nicht ohne Schwierigkeiten, welche ihm die Pohlen erregten.

Bey der Wahl eines neuen Königs von Pohlen, welche nun erfolgte, blieb der Churfürst seinem Versprechen gegen den Pfalzgrafen von Neuburg sehr getreu. Franckreich gab sich anfänglich das Ansehen, als wenn es demselben ebenfals beystehen wollte, und der Vertrag mit dem Churfürsten ließ dieses erwarten; allein es wandte bald alle Mühe für den Prinzen von Conde, so wie der Kayserliche Hof für den Herzog von Lothringen, an. Viele rechtschaffene Männer wünschten den Churfürsten zum Könige: und der Primas des Reichs sagte, man werde ihn dazu wählen, wenn er zur Römischen Kirche treten wollte. Allein dieser ließ darauf die Erklärung thun, auf diese Bedingung habe er nicht einmal die Kayserkrone annehmen wollen; er habe der Gnade Gottes so viele Länder zu dancken, daß er mehrere nicht begehre, und er werde niemals in die Veränderung seiner Religion willigen; ja die Pohlen selbst, sezte er hinzu, würden niemals eine günstige Meinung von ihm hegen, wenn man ihn beschuldigen könnte, daß er Gott ungetreu geworden sey, und Vortheile dem Gewissen vorgezogen habe. Außer der kräftigen Empfelung des Pfalzgrafen, ließ er auch bey dieser Wahl Vorstellungen zum Besten der Dißidenten in Pohlen thun. Es wurde zwar wider die Erwartung aller Partheyen ein Pohlnischer Edelmann, Michael Wiesnowizky, im Jahr 1669. zum Könige gewählt;

gewählt; allein der Churfürst war damit wohl zufrieden, weil er von demselben weniger als von einem andern zu besorgen hatte.

Unterdessen hatten England, Holland und Schweden im Jahr 1668. Franckreichs schleunigen Eroberungen durch das dreyfache Bündniß ein Ziel gesezt. Zu demselben wurde auch der Churfürst eingeladen; er glaubte aber nicht, daß dasselbe außerdem noch große und lange Dienste leisten werde. Franckreich hingegen, das von dieser Zeit an die Holländer, welche den ersten Grund zu diesem Bündnisse gelegt hatten, zu demüthigen beschloß, zumal da es von denselben stets die größten Hindernisse bey seinen Absichten auf die Spanischen Niederlande befürchten mußte, suchte nach und nach die Deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, um den Krieg wider Holland desto freyer und stärcker führen zu können. Schon im Jahr 1669 kam ein Französischer Gesandter in dieser Absicht zu dem Churfürsten, auf welchen gleich der Fürst von Fürstenberg, wiewohl nur im Nahmen des Churfürsten von Cölln folgte. Der leztere schlug auf eine verdeckte und zweydeutige Art ein Bündniß vor, von welchem man aber deutlich genug mercken konnte, daß es auf den Untergang der Holländer gerichtet sey, deren Länder verschiedene Fürsten mit dem Churfürsten theilen sollten. Darauf antwortete der Churfürst auf eine Art, die eine weit rühmlichere Staatsklugheit verrieth. Er gestand, daß ihm viel daran gelegen sey, wenn die Holländer etwas bescheidener und gegen ihre Nachbarn verträglicher gemacht würden, indem er nicht wenige Klagen über sie zu führen hätte; es sey ihm auch die Schwäche ihres Staats bekannt, und man werde sie daher

leicht

leicht unterdrücken können. Aber seine Bündnisse mit ihnen verpflichteten ihn, der Republik zu Hülfe zu kommen, und ohne Zweifel würde daraus ein allgemeiner Krieg entstehen. Er werde die Holländer ernstlich ermahnen, Franckreichs Beschwerden abzustellen, und ihnen erklären, daß er ihnen keine Hülfe schicken werde, wenn sie Gelegenheit zum Kriege gäben; aber er wünschte auch die Ursachen der Uneinigkeit zwischen ihnen und Franckreich genauer zu erfahren. Würcklich schickte er im Jahr 1670 einen Gesandten nach Franckreich, der den König vom Kriege abrathen, ihm Statt desselben eine billige und gewisse Genugthuung empfelen sollte. Allein der Churfürst wurde daselbst nur noch offenbarer eingeladen, an dem Bündnisse wider Holland Antheil zu nehmen. Er ließ also die noch nachdrücklichere Erklärung thun, daß er diesem Bündnisse nicht beytreten könne, wenn er nicht seinen Zustand und seine Länder einer offenbaren Gefahr aussetzen, sein Gewissen beflecken, und öffentliche Verträge, die er feyerlich mit seinem Worte bestätigt habe, verlezen wollte.

Zugleich warnete Friedrich Wilhelm die Holländer, für ihre Sicherheit zu sorgen, und die Forderungen des Königs von Franckreich lieber einzugehen, als den Krieg zu erwarten. Sie nahmen diese Ermahnung einigermaaßen frostig an, weil sie sich noch gar nicht überreden konnten, daß Franckreich sie unter einem so nichtigen und allgemeinen Vorwande, als es gebrauchte, bekriegen würde. Der Churfürst aber blieb standhaft bey seinem Entschlusse, ohngeachtet im Jahr 16-1. abermals ein Französischer Gesandter nach Berlin kam, um ihn davon abzubringen. Er sagte immer, er wisse

nicht, was der König vor zulängliche Ursachen habe, diesen Krieg anzufangen; zweifelte sogar, auch wenn derselbe gerecht seyn sollte, ob er den wahren Vortheilen des Königs gemäß sey, und that alles, was einen Vergleich befördern konnte. Er schloß daher auch in dem gedachten Jahre zu Bielefeld einen Vertrag mit dem Pfalzgrafen von Neuburg, und dem Bischof von Münster, durch welchen sie sich gegen jeden Angriff Hülfe versprachen. Dabey schlug er vor, daß sie ihre Kriegsvölcker vollzählig machen, alsdenn von den Holländern Genugthuung gegen Franckreich zu verlangen, und wenn der Krieg gar nicht vermieden werden könnte, doch verhüten möchten, daß Holland nicht von Westphalen aus angegriffen werde. Der Churfürst von Cölln trat zwar dieser Verbindung ebenfalls bey; aber er sowohl als der Bischof machten sich so verdächtig, daß der Churfürst den Vertrag nicht genehmigte: sie waren auch längst mit Franckreich über alle Absichten desselben einig geworden. Diese Krone hörte nicht auf, in den Churfürsten zu dringen, daß er eben dieses thun möchte, da er bey dieser Gelegenheit seine Clevischen Städte befreyen könnte: wenigstens verlangte sie von ihm eine Partheylosigkeit während des Kriegs; aber auch diese bewilligte er nicht, indem er von diesem Kriege sehr viel für sein angränzendes Gebiete befürchtete.

Man hat gemuthmaaßt, daß der Churfürst so vielen Versuchen des Französischen Hofs, sich mit ihm gegen Holland zu verbinden, entweder deswegen widerstanden habe, weil er den Verlust von Cleve besorgte, wenn erst diese Republik zu Grunde gerichtet wäre; oder weil er auf die Herzoge von Hanover eifersüchtig war, die Franckreichs Partheyergrif-

rgriffen hatten. Aber keine von diesen beyden Urachen scheinet die wahre gewesen zu seyn. Mit Franckreich vereinigt, hatte er vielmehr Hoffnung, die Holländischen Besatzungen aus dem Clevischen zu nöthigen, und einen Theil von dem Gebiete der Republik für sich zu behalten. Die Eifersucht konnte noch weniger bey ihm ausrichten: denn so viele andre Deutsche Fürsten hatten sich ebenfalls für Franckreich erklärt, und die übrigen nebst dem Kayser waren zum wenigsten gesonnen, sich in dem bevorstehenden Kriege auf keine Seite zu schlagen. Friedrich Wilhelm allein hatte Einsicht und Muth genug, zu Deutschlands und der Protestanten Besten gegen ein so mächtiges Bündniß für Holland zu sorgen; er war zu großmüthig, als daß er sich für die Begegnung der Republik bey dieser Gelegenheit zu rächen gesucht hätte: und seine treue Beobachtung der geschlossenen Verträge, sein Abscheu vor leichtsinnigen Kriegen, überwanden alle angebotene Vortheile.

Er fand sich und Holland, das er zu schützen suchte, so völlig von allen verlassen, daß Schweden und England, die mit diesem Staate das dreyfache Bündniß errichtet hatten, jezt nach Franckreich die gefährlichsten Feinde desselben waren. Schweden, wo er seine Gesinnungen beliebt zu machen trachtete, schloß mit Franckreich im Jahr 1672. gewissermaaßen ein Bündniß wider ihn, indem es versprach, mit einem beträchtlichen Heere zu verhindern, daß Holland aus dem Deutschen Reiche keine Hülfe bekäme, und diejenigen, welche sie leisten wollten, anzugreifen. Der König von England war im Begriff, die Holländer zur See zu bekriegen. Dreymal schickte der Churfürst einen Gesandten nach

Dänemarck, um den Holländern eine Hülfe auszuwürcken, ohne daß ihm solches gelungen wäre. Die Holländer selbst ersuchten ihn erst im Anfange des Jahrs 1672 um seinen Beystand, und machten auch bey den billigsten Bedingungen desselben Bedencklichkeiten, bis das Bündniß mit ihm im April dieses Jahres zu Stande kam.

Durch dieses Bündniß, das Holland von seinem Untergange gerettet hat, versprach der Churfürst, unverzüglich ein Heer von 20000 Mann aufzubringen, von dem die Holländer nur die Hälfte bezahlen sollten, und das er in zwey Monathen zur Vertheidigung ihres Landes anführen wollte. Damit nicht zufrieden, bemühte sich der Churfürst, auch den Kayser zu einem solchen Bündnisse zu bewegen: ihn, der weniger als ein anderer Fürst bey diesem Anfalle auf Holland gleichgültig hätte bleiben sollen, den aber Staatsbediente, Geistliche und sein eigener Religionseifer, diesem Sitze von vermeinten Ketzern so abgeneigt gemacht hatten, daß er wider alle seine Vortheile im Jahr 1671. ein Bündniß mit Franckreich eingegangen war, welches die Versicherung enthielt, daß er sich in den Krieg mit Holland nicht mischen werde. Jezt that der Churfürst hiebey in Deutschland dasjenige, was man von dem Kayser hätte erwarten können; dieser hatte nichts gegen seine Gründe einzuwenden; sein Beyspiel beschämte ihn, und der Churfürst gab ihm sogar zu verstehen, daß er sich mit Franckreich über einen Theil der Vereinigten und Spanischen Niederlande vergleichen werde, wenn der Kayser bey diesem Kriege einen bloßen Zuschauer abgeben wollte. Ohne also das Bündniß mit Franckreich umzustoßen, suchte der Kayser einen Mittelweg zu gehen, und kam mit dem

Chur-

Churfürſten durch einen beſondern Vertrag überein, daß ein jeder von ihnen zur Erhaltung der Friedensſchlüſſe ſeit dem Weſtphäliſchen, 12000 Mann ins Feld ſtellen ſollte. Allein wie überhaupt auf ſolchen Mittelwegen nichts Entſcheidendes vollbracht wird, und diejenigen, welche ſie bey einem Kriege wählen, ſich meiſtentheils ſelbſt ſchaden, ſo fehlte es noch beſonders dieſen ſchwachen, halb erzwungenen Maaßregeln an einer ernſtlichen Neigung zu helfen; ob gleich der Kayſer in einem Bündniſſe mit den Holländern ihnen noch anſehnlichere Hülfsvölcker verſprach.

Der Churfürſt hingegen traf alle Anſtalten, den verſprochenen Beyſtand nach der Gröſſe der Gefahr geſchwind zu leiſten. Schon war Holland in der Mitte des Jahrs 1672. von Franckreich, England, Cölln und Münſter angegriffen worden, hatte drey Provinzen verloren, und ſchien auch nicht weit von dem Verluſte aller übrigen entfernt zu ſeyn. Dieſe Republik ermannte ſich zwar einigermaaßen zu einem herzhaften Widerſtande, und gab ihren Angelegenheiten dadurch eine günſtigere Geſtalt, daß ſie dem Prinzen von Oranien die Ehrenſtellen, welche ſeine Vorfahren bekleidet hatten, ertheilte. Doch dieſe Veränderung rieth dem Churfürſten nur einige Vorſichtigkeit an, weil die Holländer vielleicht plözlich einen Vergleich mit Franckreich ſchlieſſen konnten. Da unterdeſſen die Franzoſen auch im Cleviſchen viele Feindſeeligkeiten begangen, rückte er im Auguſt dieſes Jahres mit ſeinen Kriegsvölckern ins Feld, und vereinigte ſich mit den Kayſerlichen bey Halberſtadt, unter der Anführung des Montecuculi. Er ſahe ſich genöthigt, den Vorſchlag dieſes Feldherrn anzunehmen, daß man, an

Statt gerade durch Westphalen den Holländern zu Hülfe zu kommen, vielmehr über den Rhein und die Maaß gehen möchte, um die Franzosen von ihren Vorrathshäusern abzuschneiden: ein Vorschlag, der den Absichten des Kayfers, den Franzosen keine Schlacht zu liefern, gemäß war. Man zog also gegen jene Flüsse, verschwendete dadurch viele Zeit, und konnte endlich doch von den Churfürsten am Rhein, den Uebergang über denselben nicht erhalten. Da man sogar einen Ort dazu gefunden hatte, gab Montecuculi abermals den Rath, daß man wegen der Uebermacht des Französischen Heeres, das in der Nähe stand, sich nach Westphalen wenden sollte. Dieses geschah wiederum, und darüber endigte sich dieses Jahr, nachdem man den Holländern wenigstens die beträchtliche Erleichterung verschaft hatte, daß ein großes Französisches Heer sich von ihnen gegen das verbundene hatte kehren müssen. Auch brachte er es noch in diesem Jahre dahin, daß der Kayser mit dem Könige von Dänemarck, den Herzogen von Zelle und Wolfenbüttel, und der Landgräfinn von Hessencassel zu Braunschweig ein Bündniß um ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung willen schlossen; das aber von keiner Würckung war: so wie er sich auch bey den Spaniern und Schweizern vergebens bemühte, sie in ähnliche Verbindungen zu ziehen. Der König von England, von dem er gleichfals Hülfe gegen den Französischen Einfall in das Clevische begehrte, antwortete ihm in heftigen Ausdrücken, denen er mit einem ernsthaften Anstande begegnete. Ohngeachtet aber der Churfürst alles für die Holländer in Bewegung zu sezen suchte; beklagten sie sich doch darüber, daß er sein Bündniß nicht völlig erfüllt habe.

Gleich

Gleich mit dem Anfange des Jahrs 1673. fieng er an mit seinen Kriegsvölckern nach Westphalen zu ziehen; die Kayserlichen verbanden sich mit ihm, und Bournonville, ihr neuer Feldherr, bekam Befehl, ein Treffen mit den Franzosen nicht länger zu vermeiden. Der Churfürst veranstaltete auch bereits alles zu demselben, als ihn einige seiner Räthe eifrig baten, sich nicht dem ungewissen Ausgange einer Schlacht zu überlassen, die, wenn sie gewonnen würde, ihm wenig Nutzen brächte, deren Verlust hingegen seinen Zustand überaus verschlimmerte. Er glaubte ihnen, und verschob die Schlacht, um noch an dem folgenden Tage darüber zu berathschlagen; aber mittlerweile nahm der Französische Feldherr Türenne eine solche Stellung, daß man ihn nicht nöthigen konnte, sich in eine Schlacht einzulassen. Die Fehler großer Männer werden bald und auf andern Seiten ersezt; dieser hatte jedoch die Folge, daß sich das verbundene Heer in die Winterläger begeben, und da Türenne verstärckt auf dasselbe loßdrang, Westphalen verlassen mußte. Dazu hatte aber auch dieses viel beygetragen, daß die Franzosen von den Holländern zu wenig beschäftigt wurden, und daher ihre größere Macht in Deutschland gebrauchen konnten. Außerdem zahlten sie dem Churfürsten nicht einmal die bewilligten Hülfsgelder mehr. Fast sein ganzes Gebiete in Westphalen war verheert worden, und in die Hände des Franzosen und des Bischofs von Münster gerathen: er sahe auch nicht die geringste Hoffnung zu einem glücklichern Fortgange, weil ihm alles im Deutschen Reiche und außer demselben zuwider blieb.

Daher entschloß er sich, durch einen Vergleich mit Franckreich wenigstens für sein Wohl zu sorgen,

empfol aber auch eben diesen den Holländern, indem er ihnen vorstellte, daß ihre Aufführung hauptsächlich denselben nothwendig mache. Dieser Vergleich kam im Junius des Jahrs 1763. zu Bossem, einem Flecken bey Löwen, zu Stande. Die vornehmsten Bedingungen desselben waren diese, daß der Churfürst den Feinden des Königs weiter gar keine Hülfe leisten, und ihre Kriegsvölcker in seinen Staaten nicht dulden sollte: dagegen versprach der König, ihm seine entrissenen Länder bis auf einige Plätze am Rhein zurück zu geben, welche er aber nach dem Frieden ebenfals erhalten sollte. Dem Churfürsten sollte es zwar frey stehen, das Deutsche Reich zu vertheidigen, wenn es angegriffen würde; doch sollte es vor keinen Angriff desselben angesehen werden, wenn der König genöthigt wäre, irgend einen Reichsfürsten zu bekriegen, der ihn angreiffen, oder seinen Feinden, wider den Westphälischen Frieden, beystehen wollte. Beyde Fürsten verabredeten noch insgeheim, daß der König die Rechte und Ansprüche des Churfürsten, besonders an die Holländer, unterstüzen, ihm 800000 Livres zahlen, und diejenigen Fürsten, welche wegen der Durchzüge oder andere Forderungen an den Churfürsten machten, bewegen wollte, davon abzustehen.

Unter andern Vortheilen, welche der Churfürst aus diesem Vergleiche zog, war auch die Einnahme derjenigen Clevischen Städte, in denen die Holländer seit so langer Zeit Besazungen gehalten hatten; und die ihm nunmehro die Franzosen überyaben. Diese hatten kurz vorher Gelegenheit gehabt, seine edle Denckungsart hoch zu schätzen. Denn da ihm ein gewisser Vicomte von Villeneuve den Antrag that, daß er den Türenne heimlich ermorden oder

ver-

vergiften wollte, warnete er den Französischen Feldherrn vor diesem Menschen: Türenne danckte ihm dafür, und nannte diesen Dienst eine außerordentliche Großmuth.

Während daß der Churfürst seine größte Aufmercksamkeit auf die Angelegenheiten der Holländer gewandt hatte, war er auch wegen seiner eignen in Streitigkeiten eingeflochten worden. Der Graf von Tettenbach, Besitzer der Grafschaft Regenstein oder Reinstein, eines Lehns vom Bißthum Halberstadt; wurde auf Befehl des Kayfers, als des Hochverraths schuldig, enthauptet. Daher zog der Churfürst im Jahr 1670. diese Grafschaft ein. Der Herzog von Braunschweig machte auf dieselbe Kraft eines heimlichen Vertrags, den er mit dem Grafen geschlossen hatte, Anspruch, suchte Besiz davon zu ergreifen, und übte einige Feindseeligkeiten darinnen aus. Darüber beklagte sich der Churfürst bey dem Kayser, der einen gütlichen Vergleich anbefohl, an welchem auch der Churfürst von Sachsen, allein vergebens, arbeitete. Man brachte daher diese Streitigkeit vor das Reichscammergericht, von welchem sie zwar nicht entschieden worden ist; doch blieben der Churfürst und seine Nachkommen in dem Besize dieser Grafschaft.

Längere Händel bekam er ebenfals im Jahr 1670. mit den Pohlen. Er verlangte von ihrem neuen Könige Michael die Erneuerung der mit ihnen geschloßenen Verträge. Allein sie erregten zum Theil dagegen viele Schwierigkeiten: entweder weil ihnen die Unabhängigkeit des Churfürsten verhaßt war; oder weil sie aus Mißvergnügen über den König, der fast gar keine Gaben zur Regierung besaß, den

Churfürsten wider ihn zu reizen suchten. Darauf fiel eine Begebenheit vor, die einen Vorwand abgab, sein Begehren abzuschlagen. Ein Unterthan des Churfürsten, Christian Ludwig von Kalkstein, der sich wegen vieler Vergehungen eine Strafe zugezogen hatte, welche für dieselben noch zu gelinde war, gieng wider sein Verbot nach Warschau: und da er ihn vergebens ausgeliefert wissen wollte, wurde derselbe immer schmähsüchtiger und tollkühner, um alles wider den Churfürsten aufzuwiegeln, der endlich beschloß, weil der Hof diesen Verbrecher wider ihn beschüzte, demselben heimlich nach Preussen wegführen zu lassen. Sein Gesandter zu Warschau richtete dieses im November des Jahrs 1670. aus; aber es entstand daraus in Pohlen die höchste Erbitterung wider ihn. Der König verlangte, daß alle diejenigen, welche an dieser Wegführung Antheil gehabt hätten, aufs schärfste bestraft werden sollten: und der Churfürst, welcher vorgab, daß dieses ohne sein Vorwissen geschehen sey, belegte sie auch verstellter Weise mit Strafen. Aber auf das Verlangen des Königs, daß er künftig keinen beständigen Gesandten zu Warschau halten möchte; gab er zur Antwort, andere Fürsten hielten die Anwesenheit solcher Gesandten für sich vor rühmlich und nüzlich, und er werde auch nicht wegen jedes einzelen Geschäftes den Aufwand einer besondern Gesandtschaft machen. Man hielt die Bestätigung der Verträge mit dem Churfürsten, noch unter anderm Scheine auf, bis sie im Jahr 1672. erfolgte. Er leistete darauf dem Reiche Hülfe wider die Türcken; allein die Pohlen ließen seine Kriegsvölcker beynahe vor Hunger umkommen, und der König wollte sich ihrer bedienen, um die gegen ihn feindseelig gesinnte Parthey in Pohlen zu unterdrücken.

Nach-

Nachdem sich Friedrich Wilhelm aus dem Holländischen Kriege gezogen hatte, arbeitete er auch an dem allgemeinen Frieden, indem er die dazu unter Vermittelung der Schweden zu Cölln angesezte Versammlung im Jahr 1673. beschickte. Ihr Vorschlag gefiel ihm jedoch nicht, daß die Reichsfürsten mit Schweden eine dritte Parthey aufrichten möchten, welche den Kayser und die Holländer, die jezt auch Spanien auf ihrer Seite hatten, zum Frieden nöthigen sollte: er sahe darinne nur eine Vergrößerung des Kriegs auf eigene Kosten, und ein Mittel den Schweden ein ausnehmendes Ansehen in Deutschland zu geben. Da sie ihm aber nach der Trennung der Friedensversammlung, bey den Aussichten eines noch weiter sich ausbreitenden Kriegs, ein Vertheidigungsbündniß anboten, schloß er dasselbe mit ihnen noch in dem gedachten Jahre; doch entfernt von der Absicht, welche sie hatten, ihn dadurch von der Parthey des Kayfers abzuziehen. Vielmehr verband er sich im Jahr 1674. mit dem Kayser, den Spaniern und Holländern genauer zur Vertheidigung des Deutschen Reichs, in welchem die Franzosen damals die ärgsten Verwüstungen anrichteten. Er versprach zu dieser Absicht 16000 Mann zu stellen, wofür ihm Spanien und die Holländer gewisse Hülfsgelder zahlen sollten. Zu einem solchen Bündnisse war er selbst durch den Frieden von Vossem berechtiget: denn das Deutsche Reich war von Franckreich angegriffen worden, und hatte dieser Krone den Krieg angekündigt: der Churfürst konnte sich daher der gemeinen Sache nicht länger entschlagen.

Er führte im August des Jahrs 1674. fast zwanzig tausend Mann seiner Kriegsvölcker an den Rhein,

Rhein, um sich mit dem Heere des Kayſers und des Reichs daſelbſt zu vereinigen. Allein es war das Unglück dieſes Feldzugs; nicht allein, daß die Feldherren des Heeres unter einander über ihre Unternehmungen uneins waren; ſondern noch mehr, daß der kayſerliche Feldherr Bournonville die wichtigſten Gelegenheiten etwas Großes auszuführen, überall vernachläßigte, und ſogar die Reichsfürſten, die ſich derſelben bedienten, verließ: er ſchien dabey den Befehlen ſeines Hofs zu folgen, der wenig wagen wollte; kam aber zugleich in den ſtärckſten Verdacht der Treuloſigkeit. Der Churfürſt langte bey dieſem Heere im Elſaß an; es war nunmehro um die Hälfte ſtärcker als das Franzöſiſche unter dem Türenne: daher drang er nebſt den andern Feldherren darauf, dieſes leztere anzugreifen, wozu man eine vortreffliche Gelegenheit in den Händen hatte. Bournonville allein machte dawider ſo viele Einwendungen, daß ſich die Franzoſen während der Berathſchlagungen nach Lothringen zurück ziehen konnten. Es blieb alſo dem Churfürſten nichts übrig, als ſeine Kriegsvölcker die Winterläger nehmen zu laſſen.

Indem er ſelbſt ſich zu Colmar aufhielt, war das übrige Heer durch ganz Elſaß vertheilt. Türenne, der anſehnliche Verſtärckungen erhalten hatte, brach gegen das Ende dieſes Jahrs plözlich auf dieſe zerſtreueten Kriegsvölcker loß. Der Churfürſt war eben im Begriff, einen Einfall in Burgund vorzunehmen; jezt aber zog er eilig ſeine Soldaten zuſammen, und gab dem Bournonville von dem Anzuge der Feinde, die mitten unter ſeine Quartiere eindrangen, Nachricht. Dieſer flüchtete ſich in einer ziemlichen Verwirrung und mit

ſtarckem Verluſte gegen Colmar zu. Hier mußte der Churfürſt wieder zugeben, daß dieſer Feldherr dem verbundenen Heere eine Stellung gab, in welcher es weder ſelbſt angreiffen noch angegriffen werden konnte. Ein Theil deſſelben kam endlich zu einem nachtheiligen Gefechte mit den Franzoſen, und die weit geſchicktern Wendungen derſelben, durch welche das geſchwächte Heer von Straßburg abgeſchnitten, und auch ſonſt in Verlegenheit geſezt werden konnte, nöthigte daſſelbe über den Rhein zurück zu gehen. Bournonville that dieſes noch geſchwinder, als er mit dem Churfürſten verabredet hatte: und dieſer würde daher ohne ſeine Wachſamkeit noch zwo ſeiner Schwadronen verloren haben, welche die Kayſerlichen im Stiche ließen. Ein ſo beſchimpfender Rückzug war nicht bloß, wie es die Franzoſen rühmen, der größern Klugheit und Entſchloſſenheit des Türenne, ſondern eben ſo ſehr denen zuzuſchreiben, die dem Churfürſten einen Bournonville an die Seite, und offenbar genug entgegen geſezt hatten. Faſt immer wurden die Deutſchen um dieſe Zeit, unter einer herrſchenden Uneinigkeit, von Ausländern angeführt, in welche ſie wenig Vertrauen ſezen konnten, und Fürſten, die zu ihren Feldherren gebohren waren — der größeſte unter dieſen war Friedrich Wilhelm — wurden bey ihren Unternehmungen auf allen Seiten eingeſchränckt. Er merckte es jezt deutlich, daß der Kayſerliche Hof durch den unglücklichen Religionseifer zum Mißtrauen gegen ihn gebracht worden war, und beſchwerte ſich ſehr nachdrücklich bey demſelben über die Unterhandlungen, die er mit dem Biſchof von Münſter zur Aufrichtung eines eigenen Heeres in Weſtphalen pflog. Dieſer Prälat ſollte den Proteſtantiſchen Bundsgenoſſen des Kayſers das Gegenge-

gengewicht halten; allein der Churfürst erklärte sich, eine solche Abhängigkeit, in welche seine Westphälischen Länder durch dieses Heer gerathen würden, durchaus nicht zu dulden.

Aber mittlerweile da er dem Deutschen Reiche so viele Dienste leistete, als man ihm mitten in demselben zu leisten vergönnte, brachte Franckreich, um ihm dieses ganz unmöglich zu machen, einen Feind in seinem Rücken wider ihn auf. Dieses waren die Schweden, welche ihr Bündniß mit Franckreich dazu vorbereitet, und ansehnliche Hülfsgelder von dieser Krone völlig zum Willen derselben gelenckt hatten. Dem Churfürsten machten sie den Vorwurf, daß er dem mit ihnen geschlossenen Bündnisse zuwider gehandelt habe: ein Vorwand, der, so unerweislich er auch war, doch bey ihren öffentlichen Erklärungen gebraucht werden konnte. Wrangel also, ihr Feldherr, fiel am Ende des Jahrs 1674. mit einem beträchtlichen Heere in die Marck Brandenburg ein. Er versicherte dabey dem Fürsten von Anhalt, welcher Statthalter derselben war, daß er bloß deswegen Befehl bekommen habe, in dieses Land einzurücken, weil aller Vorrath für seine Soldaten in Pommern aufgezehrt sey, und weil man dadurch den Churfürsten von der Parthey der Bundsgenossen abzuziehen hoffte; sobald derselbe diese mit seinen Kriegsvölckern verlassen würde, werde er auch die Marck räumen; im übrigen aber wollte sein König dieses vor kein Zeichen des gebrochenen Friedens angesehen wissen, was nur zur Erweiterung der Quartiere vorgenommen werde: zumal da der Churfürst öfters auf gleiche Art mit den Deutschen Reichsständen verfahren wäre.

Diese

Diese Rechtfertigung, die nicht einmal scheinbar war, beantwortete der Churfürst nicht: und da man ihm die Nachricht von dem Einfall der Schweden nach Elsaß, wo er mit seinem Heere stand, heimlich brachte, erzählte er dieselbe öffentlich mit einem heitern Gesichte, und sezte hinzu, daß ihm dieses die Eroberung von ganz Pommern vorher sage. Dem Fürsten von Anhalt aber antwortete er, „er bedaure zwar das Schicksal seiner lieben Unterthanen ungemein; allein es sey zu hoffen, daß „ihnen eben hiedurch auf das Künftige eine gewissere „Ruhe und Sicherheit werde erworben werden, „und daß ein solches Verfahren, das unter den „Reichsständen unerhört sey, niemals wieder zu „befürchten seyn werde. Die Schweden irreten sich, „wenn sie glaubten, durch diesen Einfall ihre Absichten gegen ihn zu erreichen. Wenn sie sein „Land erschöpft hätten, würde ihm nur das Leben „übrig seyn; allein auch dieses wollte er lieber der „Gefahr ausezen, als seine Parthey verändern, „und sich nicht rächen; er werde eben bey dieser Gelegenheit zeigen, daß er nicht so veränderlich sey, „als sie ausstreueten; er vertraue auf die Gerechtigkeit seiner Sache: und da ihn Gott aus so „vielen Gefahren befreyet habe, so habe er jezt eine gleiche Hoffnung.„ Er befohl zwar auch nachher diesem Fürsten, daß er sich bemühen möchte, die im ganzen Lande zerstreueten Schweden zurück zu treiben; allein da er durch keine auswärtige Hülfe unterstüzt wurde, mußte ihnen die Marck noch auf einige Zeit überlassen werden.

Da unterdessen im Jahr 1673. der König Michael von Pohlen der allgemeinen Verachtung, in welcher er bey seinen Unterthanen stand, durch den

Todt

Todt entzogen worden war, nahm der Churfürst an der neuen Wahl wiederum einigen Antheil, ob er sich gleich für keinen Bewerber um die Krone ausdrücklich erklärte. Er wünschte nur, daß sie ein solcher Prinz erhalten möchte, der sich mit der Königlichen Wittwe vermählen könnte, und auch deswegen waren ihm unter den Prinzen, die dabey in Betrachtung kamen, der Herzog von Lothringen und der Erbprinz von Pfalz-Neuburg die angenehmsten. Ihm selbst oder seinem Churprinzen Carl Aemil hatten viele Pohlnische Große das Reich zugedacht, wenn sie ihre Religion verändern wollten; aber diese Bedingung wurde von ihm zum drittenmal abgewiesen. Die Pohlen wählten endlich im Jahr 1674. den fähigsten aus ihrem Mittel zur Regierung, den Johann Sobieski. Der Churfürst, dessen Freund der neue König immer gewesen war, ließ darauf sein Recht, bey der Wahl seine Stimme zu geben, von neuem ins Andencken bringen, schickte auch der Republik einige Hülfsvölcker wider die Türcken, die er im Anfange des Jahrs 1675. zu seiner eigenen Vertheidigung zurückzog.

Die Bedrückungen, welche seine Unterthanen in der Marck von den Schweden damals ausstehen mußten, stiegen immer höher, und selbst im dreyßigjährigen Kriege war dieses Land nicht durch so viele Ausschweifungen der Grausamkeit und des Muthwillens verwüstet worden: sieben tausend Einwohner flüchteten daher in kurzer Zeit daraus nach Pohlen. Gleichwohl wollte der Churfürst nicht sogleich Feindseeligkeiten gegen sie ausgeübt wissen, damit sie ihm nicht irgend einen unersezlichen Schaden zufügen möchten. Er suchte auch vorher sich wider die Schweden zu verstärcken, und brachte es dahin, daß

ihnen die Holländer den Krieg ankündigten, auch die Dänen diesen Entschluß faßten. Der Kayser hingegen verschob es von einer Zeit zur andern, ihm wider diesen Einfall beyzustehen. Von den Reichsfürsten hatte er noch weniger zu erwarten, und er mußte zufrieden seyn, den Herzog von Hanover, der mit den Schweden verbunden war, Partheylos zu sehen. In der Marck schlug sich eine Anzahl bewaffneter Bauern zusammen, die sich selbst zu vertheidigen entschlossen waren, und in ihren Fahnen neben dem Nahmenszuge und dem Wapen des Churfürsten die Worte führten: Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm Churfürsten mit unserm Blut. Alles sah auf den Churfürsten, und keiner von seinen Bundsgenossen wollte die Schweden eher angreiffen, bis er den Anfang dazu gemacht hätte.

Er brach also im Sommer des Jahrs 1675. aus Francken, wo er seine Kriegsvölcker seit dem Winter erfrischt und vermehrt hatte, mit denselben in so geschwinden Zügen nach Magdeburg auf, daß die Schweden nichts von seiner Ankunft daselbst erfuhren. Um sie ihnen noch länger zu verbergen, ließ er die Thore dieser Stadt zween Tage lang verschlossen halten, und eilte darauf mit einem Theil seines Heeres fort, um sich ihnen zu nähern. Er stand schon bey Rathenau, wo sie eine Besazung hatten, ohne daß sie es wußten; Dörffling, sein bester Feldherr, gab sich in der Morgendämmerung mit einem Hauffen Soldaten vor Schweden aus, die von den Brandenburgern verfolgt würden, und verlangte eingelassen zu werden; er erhielt es, und hieb die Wache nieder: andere Schaaren, welche der Churfürst während der Nacht über die Havel hatte sezen

lassen, griffen die Stadt von andern Seiten an, und drangen hinein; die Schwedischen Kriegsbedienten aber, welche am vorigen Tage von einem Edelmanne in der Stadt, nach der Abrede, die er mit dem Churfürsten genommen hatte, herrlich waren bewirthet worden, wachten kaum auf, als sie, gleich ihren Soldaten, entweder gefangen wurden, oder das Leben verloren.

Durch diese glückliche Unternehmung trennte der Churfürst den Feldmarschall Wrangel, der mit einem Theil des Heeres sich zu Havelberg befand, von dem andern Theile, welcher in der Gegend von Brandenburg stand. Er befohl, daß sein Fußvolck, das er bey nahe ganz zu Magdeburg gelassen hatte, zu ihm stoßen sollte. Aber da er Nachricht bekam, daß die Schweden von Brandenburg aufgebrochen wären, um sich mit denen bey Havelberg zu vereinigen, beschloß er, nicht einmal sein Fußvolck zu erwarten; sondern sezte ihnen so schnell nach, daß er sie erreichte, ehe sie zu Fehrbellin anlangen konnten, wo die Vereinigung erfolgen sollte: er ließ alle Brücken in ihrer Nähe abwerfen, und nöthigte sie durch die Hitze, mit welcher er sie verfolgte, sich eine Stunde vor Fehrbellin in Schlachtordnung zu stellen. Er ließ noch in einem Kriegsrathe untersuchen, ob es rathsam sey, das beträchtliche und vortheilhaft gelagerte Heer der Schweden bloß mit 5600 Reitern, die durch geschwinde Züge vieler Tage abgemattet waren, anzugreifen. Da die meisten seiner Feldherren dieses widerriehen, zeigte er dagegen, daß der Feind in die Enge getrieben sey, nicht von seinem berühmten und erfahrnen Feldherrn angeführt werde, und daher nicht aus den Händen gelassen werden dürfe. Er ließ also die kleinern Canonen, die er mitgenom-

nommen hatte, auf einen Sandhügel führen, und fieng das Treffen am 18. Junius an. Der Landgraf von Heßen-Homburg, den er nur abgeschickt hatte, um die Stellung der Feinde zu besichtigen, ließ sich wider seinen Befehl in ein Gefechte ein; er kam ihm zu Hülfe, und dieses wurde allgemein. Indem er sich selbst der äußersten Lebensgefahr ausseßte, erlangte er einen der vollkommensten Siege: und nur der Mangel an Fußvolck hinderte ihn, das Schwedische Heer gänzlich aufzureiben. Es verlor unterdessen in allem über 4000 Mann, und zog sich eilig in das Mecklenburgische. Zu dem Landgrafen von Homburg, der bey nahe alles verdorben hätte, sagte er nach der Schlacht, er habe nach der Strenge der Kriegsgeseze den Todt verdient; „aber, sezte er hinzu, „Gott behüte mich, daß ich meine Lorbeern mit dem „Blute eines Prinzen beflecken sollte, der eines der „vornehmsten Werckzeuge meines Sieges gewe„sen ist.„

Dieser Sieg bey Fehrbellin, der in Ansehung aller Umstände seines gleichen in der Geschichte nicht hat, befreyete er nicht nur die Marck auf einmal von zahlreichen Feinden, die unter die besten Soldaten von Europa gerechnet wurden; sondern verschaffte auch dem Churfürsten die Hülfe seiner Bundsgenossen wider die Schweden. Auf dem Deutschen Reichstage wurden sie vor Feinde des Reichs erklärt; doch gab der Kayserliche Hof zu erkennen, daß er dem Churfürsten ungerne eine Schadloßhaltung an Ländern wegen ihres Angriffs zugestehen würde. Der König von Dänemarck fieng an sie zur See zu bekriegen, und schloß ein geheimes Bündniß mit ihm, Kraft dessen beyde den Krieg wider die Schweden so lange fortsezen sollten, bis sie alle Genug-

thuung, welche sie fordern konnten, erhalten würden. Der Churfürst insonderheit sollte ganz Vorpommern; Dänemarck aber Wismar und die Insel Rügen bekommen. Der Herzog von Hanover versprach, ihnen, dem Kayser und dem Bischof von Münster bey ihren gemeinschaftlichen Absichten gegen Schweden keine Hinderniß in den Weg zu legen. Auch die Herzoge von Lüneburg traten zu dieser Verbindung: einige Kriegsvölcker des Churfürsten machten mit den Münsterischen Eroberungen in den Herzogthümern Bremen und Verden; er hatte aber viele Mühe, die Uneinigkeit zu heben, welche bereits zwischen den Bundsgenossen über die Theilung des Schwedischen Gebiets entstanden war.

Auf der andern Seite konnte er erst im October dieses Jahres in das Schwedische Pommern einbrechen, weil er lange auf die Dänischen Kriegsvölcker warten mußte, zu welchen auch einige Kayserliche kamen. Er bemächtigte sich darauf der Uebergänge über die Peene, eroberte die Insel Wollin und die Stadt Wolgast, und half den Dänen Wismar einnehmen. In Pohlen widersezte er sich den Bemühungen der Schweden und Franzosen zu seinem Nachtheil; zumal bey einem Könige, der wegen seiner Freundschaft mit Franckreich, gegen den Churfürsten sehr kaltsinnig geworden war. Er schickte selbst an den Czaar einen Gesandten, der sich aber vergebens bemühte, ihn wider die Schweden aufzubringen.

Eben diese Aufmercksamkeit, seine Feinde überall zu schwächen, bewog ihn um diese Zeit, den Aegidius Strauch, Rector und Prediger zu Danzig, einen der ungestümsten Eiferer, die es damals gab, wiewohl

wiewohl zugleich auch einen sehr gelehrten Kenner der Geschichte und Zeitrechnung, auf einige Jahre zur Ruhe zu nöthigen. Strauch war nicht allein überaus schmähsüchtig gegen andere Religionsverwandte; sondern stiftete auch in der weltlichen Verfassung zu Danzig solche Unruhen, deren sich die Schweden, denen er ganz ergeben war, zum Schaden des Churfürsten bedienen konnten. Dieser brachte es dahin, daß er zu einer Predigerstelle nach Hamburg berufen wurde, ließ das Schiff, auf welchem er abfuhr, wegnehmen, und ihn nach Cüstrin bringen, wo er bis zum Frieden verbleiben sollte. Strauch behielt seine Heftigkeit noch in der Gefangenschaft: er nannte den Churfürsten in einer Bittschrift an denselben einen Tyrannen, der dem Pharao ähnlich sehe. Er wurde auch nicht eher als im Jahr 1678. loßgelassen, als die Abgeordneten von Danzig dem Churfürsten vorstellten, daß dieser Mann allein die Mißhelligkeit zwischen dem Rathe und den Bürgern ihrer Stadt beylegen könne: er mußte aber zugleich schwören, daß er nichts zum Nachtheil des Churfürsten und seiner Bundsgenossen vornehmen, noch wegen seiner Gefangenschaft sich rächen wollte. Diese Begebenheit trug einiges dazu bey, daß man dem Churfürsten von Seiten der Pohlen immer mehr Vorwürfe und Schwierigkeiten machte, da es auf die neue Bestätigung seiner Verträge mit dem Staate ankam: zumal, da der König vergebens um Strauchs Befreyung angehalten hatte.

Nunmehr sollten im Jahr 1676. die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen ihren Anfang nehmen: daher kam die Schadloßhaltung des Churfürsten von neuem an dem Kayserlichen Hofe in Be-

wegung. Allein man gönnte ihm bald gar keine, bald verlangte man einen Theil von Pommern für den Kayser; oder daß ihm Crossen abgetreten würde, wenn der Churfürst ganz Pommern bekommen sollte. Er wich diesen und andern Anträgen aus, und blieb wenigsteus darinne mit dem Kayser einig, daß die Schweden aus Deutschland vertrieben werden müßten. Dagegen ließ der Kayser eine Vermählung von Friedrich Wilhelms Churprinzen mit der Wittwe des lezten Königs von Pohlen, einer Oesterreichischen Prinzeßinn, vorschlagen. Der Churfürst hatte für denselben schon in dem Heßischen Hause gesorgt; aber, um doch die Gesinnungen des Kaysers bis auf ihren Grund zu erfahren, bot er demselben eine Erbverbrüderung ihrer Häuser an, zu der sie die gegenwärtigen Zeiten selbst einladen könnten, indem die Schweden durch ihren Einfall sich des Folgerechtes in Pommern und in der Neuen Marck verlustig gemacht hätten. Darauf antwortete der Kayser, dieser Vorschlag würde nicht wohl Statt finden, weil in den Kayserlichen Erbländern zum Theil auch die weiblichen Nachkommen zum Besitz gelangen könnten, und daher auch dem Churfürstlichen Hause ein ähnliches Recht ausgemacht werden müßte: außerdem dürfte auch der Kayser nichts zum Nachtheil der bereits vorhandenen Erbverträge mit Spanien beschließen. Man glaubte indessen, daß der Kayser zu einem solchen Vertrage geneigter gewesen seyn würde, wenn er schon damals männliche Erben gehabt hätte; da hingegen jezt der überwiegende Vortheil auf der Seite des Churfürsten war. Eben der Bischof, der die gedachte Vermählung empfol, hatte auch einen Entwurf zur Vereinigung der Protestanten mit den Römischcatholischen fertig; allein der Churfürst wollte mit ihm in keine Unter-

handlung

handlung darüber treten: er hielt davor, daß man durch dergleichen Leute nur hintergangen würde, und daß die Protestanten mit dem Römischen Bischof gar keine Friedensbemühungen anstellen könnten, weil seine Vortheile den ihrigen gerade entgegen gesezt wären. Der Gesandte des Churfürsten zu Wien erklärte sich auch, daß die Protestanten, wenn sie an dieser Vereinigung arbeiten sollten, erst mehr Vertrauen auf die Redlichkeit der Römischcatholischen gewinnen müßten, als sie aus der damaligen grausamen Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Ungarn zu schöpfen im Stande wären; der Churfürst habe den Kayser davon vergebens abgemahnt, und doch wären die besten Kayserlichen Bundsgenossen Protestanten. Alles dieses hinderte den Churfürsten nicht, als der Kayser sich damals zum zweytenmale vermählen wollte, ihm die Tochter seines Freundes, des Pfalzgrafen von Neuburg zu empfelen: und er hatte bald das Vergnügen, sie als Kayserinn zu sehen.

Seine Bundsgenossen waren immer noch mit ihm und unter einander uneins. Die Herzoge von Lüneburg und der Bischof von Münster verabredeten endlich die Besezung des Bremischen und Verdenschen miteinander, ohne ihn und den König von Dänemarck darüber zu befragen. Gleichwohl da der Krieg fortgesezt werden mußte, schloß er einen Vertrag mit ihnen, vermöge dessen sie ihm 4000 Mann zur Hülfe nach Pommern schicken sollten; allein der Bischof erfüllte diesen Vertrag so schlecht als es ihm möglich war. Desto mehr verband sich Friedrich Wilhelm mit dem Könige von Dänemarck, weil beyden ihre Freundschaft gegen Schweden eine wichtige Stüze abgab. In dem neuen Bündnisse,

das er mit demselben am Ende des Jahrs 1676. einging, wurde nicht allein ausgemacht, daß sie beyde den Krieg wider Schweden aufs nachdrücklichste fortführen, und sich bemühen wollten, für einander eine hinlängliche Genugthuung zu erhalten; sondern der Churfürst versprach auch noch insgeheim, dem Könige zum wenigsten den fünften Theil des Bremischen und Verdenschen zu verschaffen, und der König dagegen, daß, wenn der Churfürst nicht durch Pommern völlig schadlos gehalten würde, der Abgang aus Bremen und Verden ersezt werden sollten; ingleichen, daß er demselben, wo es möglich wäre, wider Pohlen beystehen wollte, wenn er von diesem Staate während des Kriegs angegriffen würde.

Zu dieser stärckern Verbindung waren beyde Fürsten durch den glücklichen Ausgang des Feldzuges von diesem Jahre ermuntert worden. Der Churfürst hatte gleich beym Anfange desselben Wolgast entsezen lassen, das die Schweden viele Wochen lang belagerten. Ihre Flotte war von der Holländischen und Dänischen geschlagen worden, und die Kaper des Churfürsten brachten auch Schwedische Schiffe auf. Er selbst brach in das Schwedische Pommern ein, eroberte Anclam und Demmin, nebst andern Oertern, und schlug den Königsmarck zurück, der sich ihm entgegen sezte. Er schloß auch Stettin ein, und würde es noch in diesem Jahre belagert haben, wenn nicht die späte Ankunft der Lüneburgischen und Münsterischen Hülfsvölcker und der Anfang des Winters solches gehindert hätten. Die Schweden suchten ihn vergebens von den übrigen Bundsgenossen abwendig zu machen; ob er gleich, wie im vorigen Jahre, sich darüber beschweren mußte, daß die Reichsstände seinen Kriegsvölckern die Winterläger,

deren

deren sie benöthigt waren, nicht ohne Billigung des Kayserlichen Hofs, versagten.

Er hatte auch am Ende dieses Jahrs seine Gesandten, Somnitz und Blaspiel, nach Nimwegen geschickt. Sie bekamen unter andern Befehl, weil der Churfürst in Ansehung Schwedens als der vornehmste Kriegführende Fürst zu betrachten sey, nicht zuzugeben, daß bey der Berathschlagung über die Schwedischen Angelegenheiten, die Kayserlichen Gesandten den Vortrag hätten, oder daß die Streitigkeiten des Churfürsten mit den Schweden vor ein gemeines Reichsgeschäfte angesehen würden, in welchem die Mehrheit der Stimmen entscheiden könnte. Sie sollten für den Churfürsten ganz Pommern; oder, wenn man dieses nicht bewilligen wollte, einen Theil vom Bremischen begehren; ingleichen eine Vergütung des Schadens, den die Franzosen im Clevischen angerichtet hätten. Allein die Friedensunterhandlungen nahmen einen so langsamen Fortgang, daß der Churfürst vielmehr auf den Krieg bedacht seyn mußte, um sie einigermaassen anzufeuern. Er hoffte ganz Pommern zu erobern: alsdenn wollte er nebst den übrigen Bundsgenossen seine völlige Macht wider Franckreich wenden, damit dieser Krone der Weg zu einem Einfall in Deutschland verschlossen würde. Er hatte jedoch an Spanien und Holland 1300000 Reichsthaler Hülfsgelder zu fordern; der Kayserliche Hof, der nun von den Schweden nichts mehr für seine Länder befürchtete, war weniger geneigt, dem Churfürsten beyzustehen, und die Stände des Niedersächsischen Kreises faßten im Jahr 1677. ebenfals einen ihm nachtheiligen Schluß. Hingegen kam ihm der neue Sieg, den die Dänen in diesem Jahre über die

Schweden zur See erfochten, und ihre Eroberung der Insel Rügen zu Statten.

Im Junius also des Jahrs 1677. fieng der Churfürst an, Stettin, die stärckste Festung in dem Schwedischen Pommern, zu belagern. Einige tausend Lüneburger kamen ihm zu Hülfe; die Kayserlichen Kriegsvölcker aber, die dazu bestimmt waren, wurden hauptsächlich zu Stillung der Ungrischen Unruhen angewandt. Bey dieser Belagerung waren Angriff und Vertheidigung ohngefähr gleich starck. Der Churfürst gebrauchte gegen 160 Stücke, und 40 Feuermörser, 15000 Centner Pulver, 200000 Stückkugeln, und vielen andern Kriegsvorrath; eine Anzahl Schiffe, um die Zufuhr zu Wasser in die Stadt abzuhalten, und dreyßig Regimenter. Ein großer Theil der Stadt wurde durch das Geschütz des Churfürsten in die Asche gelegt, und die Schweden übergaben die Stadt erst im December dieses Jahres. Sein Heer war zu Gefechten im freyen Felde geschickter, als zu Belagerungen: daher verlor es auch in dieser gegen 10000. Mann. Neue Schwierigkeiten wurden ihm darauf von dem Kayserlichen Hofe in Absicht auf die Winterquartiere gemacht, und die Eifersucht desselben gegen den Churfürsten wegen seiner siegreichen Feldzüge war so mercklich, daß einer von den Kayserlichen Räthen sagte, es gefalle dem Kayser gar nicht, daß ein neuer König der Wenden an der Ostsee aufstünde.

Der König von Pohlen bezeigte noch mehr Abneigung gegen den Churfürsten: er begünstigte die Absichten der Franzosen und Schweden wider ihn, besonders wider das Herzogthum Preußen; wollte

seinen

seinen Residenten nicht länger an seinem Hofe leiden, und schickte einen Gesandten an ihn, über dessen Trotz und Ungestüm sich der Churfürst beklagen mußte. An dem Hofe eben dieses Königs sprach der Schwedische Gesandte von ihm noch heftiger und schmähsüchtiger. Der Churfürst vergaß sich einen Augenblick, indem er in der Hitze des Unwillens über das Betragen desselben sagte, er verdiente geprügelt zu werden. Allein der Gesandte vergaß sich auf die unverzeihlichste Art, indem er in einem öffentlichen Gehöre bey dem Könige, Drohungen wider die Person des Churfürsten ausstieß. Dieser beschwerte sich bey den Königen von Schweden und Pohlen darüber, konnte aber keine Genugthuung oder Ahndung dafür erhalten.

Zu Nimwegen hatten seine und andere Gesandten in diesem Jahre zwar nach unzählichen Streitigkeiten über den Rang und über gewisse vorläufige Punkte, den würcklichen Anfang der Friedensbemühungen gemacht; aber ohne einen mercklichen Erfolg. Seine Gesandten trugen ihre Forderung nur in allgemeinen Ausdrücken vor; die Dänischen hingegen verlangten, daß dem Churfürsten ganz Pommern abgetreten würde, Rügen und Wismar ausgenommen, welches sie sich vorbehielten. Darüber beschwerten sich die Kayserlichen, weil Pommern, wenn es als ein verlornes Lehn betrachtet werde, nicht ohne Bewilligung des Kayſers vergeben werden könne; begehrte man es aber aus dem Rechte des Kriegs, so gehörte auch dem Kayſer ein Antheil davon, weil er ebenfals zur Eroberung dieses Landes etwas beygetragen habe: es hätte also wenigstens nicht so uneingeschränckt verlangt werden sollen. Als sich der Churfürst über diesen sehr unver-

unvermutheten Widerspruch bey dem Kayser beklagte, erhielt er allerhand Entschuldigungen; im Grunde aber hielt sich dieser Hof vor beleidigt, daß der Churfürst ohne sein Zuthun mit den Feinden Unterhandlungen pflegen, und den Kayser nur als einen Bundsgenossen betrachten wollte. Gegen Schweden drang der Churfürst sehr auf sein Recht, Pommern zurück fordern zu können, das er aus Liebe zum Frieden abgetreten hätte, das man aber ohne Ursache zu einem Zeughause des Kriegs wider ihn gemacht hätte. Er gab sich auch viele Mühe die Holländer zu verhindern, daß sie keinen abgesonderten Frieden mit Franckreich schließen möchten.

Allein im Jahr 1678. sahe der Churfürst immer mehr, daß alle seine Erwartungen hintergangen würden. So glücklich er die Schweden bekriegt hatte, so viel hatte der Kayser, Spanien und Holland gegen die Franzosen verloren, und ihr Zustand verschlimmerte sich noch in diesem Jahre. Holland schloß also seinen besondern Frieden mit Franckreich, verließ seine Bundsgenossen, und darunter auch den verdientesten um die Erhaltung ihres Staats, den Churfürsten. Spanien, das noch mehr entkräftet war, folgte ihm hierinne bald nach. Auf diese Art blieb der Kayser und das Deutsche Reich, besonders aber die Nordischen Bundsgenossen, wie man sie nannte, der König von Dänemarck, Friedrich Wilhelm, Lüneburg und Münster, diese blieben zwar noch vereinigt; aber auch in einer Art von Verlegenheit, und nicht ganz einig unter einander. In diesen Umständen erklärte sich der Churfürst zwar willig zum Frieden; aber die Bedingung, welche Franckreich und Schweden verlangten, daß diesem leztern Reiche alles Eroberte zurück gegeben werden

sollte,

sollte, war für ihn insonderheit unerträglich und unbillig. Er beschloß also den Krieg so lange fortzusezen, bis man ihm mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließe: in dieser Absicht traf er im August dieses Jahres ein neues Bündniß mit Dänemarck und Münster. Die Dänen waren aus der Insel Rügen vertrieben worden, und der Churfürst hatte auch einige Kriegsvölcker auf derselben eingebüßt. Doch sein Glück erhielt sich, so weit es von seinen eigenen Anstalten abhieng, immer. Er eroberte nicht nur, von den Lüneburgern und von der Dänischen Flotte unterstüzt, die gedachte Insel wieder; sondern bemächtigte sich auch noch in diesem Jahre der Städte Stralsund und Greifswald: dadurch erreichte er wenigstens auf eine Zeitlang seinen Endzweck, die Schweden gänzlich aus Deutschland zu vertreiben.

Alle diese Siege aber halfen dem Churfürsten so wenig, daß er vielmehr den Krieg in einer entfernten Gegend und mit mehrerer Beschwerlichkeit fortsezen mußte: er bekam immer neue Gelegenheit, Ruhm, aber nicht bleibende Vortheile zu erwerben. Eben da er das Schwedische Pommern völlig bezwang, fielen die Schweden mit 16000 Mann, unter der Anführung des Heinrich Horn, aus Liefland in das Herzogthum Preußen ein. Pohlen handelte damals den Verbindungen nicht gemäß, in denen es mit dem Churfürsten stand. Der König gab stillschweigend seine Einwilligung dazu, daß die Schweden durch das Pohlnische Gebiete ziehen durften; die Pohlen waren darüber uneinig, ob man sich ihnen widersezen sollte, und der König war sogar von den Franzosen gewonnen, um dem Churfürsten bey Gelegenheit auch öffentlich zu schaden. Friedrich Wilhelm entschloß sich sogleich, den

Schwe-

Schweden entgegen zu gehen; ob er gleich täglich erwarten mußte, daß der Kayser eben sowohl als Holland und Spanien für sich allein den Frieden mit Franckreich schließen dürfte. Allein er wandte sich stets mit einem so gelassenen Muthe auf diejenigen Seiten, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, daß er noch im Anfange des Jahrs 1678. mit den Holländern, da sie bereits im Begriff waren, ihn zu verlassen, ein Bündniß zu Beylegung einiger alten Streitigkeiten mit ihnen schloß, und es auch alsdenn genehmigte, da sie ihm bereits undanckbar genug den Rücken gewandt hatten. Durch dasselbe verglichen sie sich über die Hülfe, welche sie einander bey einem Angriffe nach diesem Kriege leisten wollten, und hoben alle Forderungen gegen einander auf: zugleich überließ der Churfürst den Holländern, um ihre beyderseitigen Gränzstreitigkeiten zwischen Cleve und Geldern wenigstens einer Beylegung zu nähern, die Schenckenschanz nebst dem Boden, worauf sie erbauet war, zur völligen Oberherrschaft. Sie wurden auch, nachdem er mit ihnen völlig über die Gränzen einig geworden war, im Jahr 1681. in den Besiz derselben gesezt.

Friedrich Wilhelm wußte die Geschwindigkeit, die bey großen Unternehmungen unentbehrlich ist, zu schätzen und auch zu gebrauchen: sie war bey dem Einfall der Schweden in Preußen desto nothwendiger, da sie aus diesem Lande nicht so leicht hätten vertrieben werden können, wenn man ihnen Zeit gelassen hätte, sich darinne fest zu sezen. Er schickte also noch während der Belagerung von Stralsund seinen Feldherrn Görzke mit drey tausend Mann nach Preußen, wo er sich verstärcken und vor allem Königsberg decken sollte. Er selbst folgte

gleich

gleich mit dem Anfange des Jahrs 1679 nach. Vor ihm her zogen 9000 seiner besten Kriegsvölcker, die, ob sie gleich im vorigen Jahre einen langen und harten Feldzug ausgestanden hatten, doch jezt im schärfsten Winter zu einem neuen, über hundert deutsche Meilen weit, geführt wurden. Die Schweden waren unterdessen tief in Preußen eingedrungen, hatten aber anfänglich durch Mangel an Lebensmittel, sodann durch Krankheiten schon viel verloren. Kaum betrat der Churfürst sein Gebiet, so zogen sie sich eilfertig zurück. Er ließ ihnen bey diesem Rückzuge durch einen großen Hauffen Reiterey so vielen Abbruch thun, daß sie bald nur acht tausend gesunde Soldaten starck waren; zumal da auch die Pohlen bey ihrem Heere sie verlassen hatten. Um sie schneller einzuholen, sezte sich der Churfürst, den seine Gemahlinn begleitete, mit seinem Fußvolcke und Geschütze auf Schlitten, gieng auf diese Art über das gefrorne Frische Haff, und nach einigen Tagen auch über das Curische Haff; zwey Seen, darunter der leztere funzehn Meilen lang, und an manchen Orten sechs Meilen breit ist, beyde aber von dem Meere nur durch ein schmales Land und Gebürge getrennt werden. Diese kühne That war zwar eine Nachahmung von Carl Gustavs Uebergang über den gefrornen Belt; aber sie ist demselben in keiner Betrachtung nachzusezen. Beständige unglückliche Gefechte mit den Feldherren des Churfürsten nöthigten die Schweden noch mehr, aus Preußen zu eilen. Sie wurden durch Samogitien, Litthauen und Curland bis nahe an die Gränze von Liefland verfolgt, in welches Land nicht drey tausend ihrer Soldaten zurück kamen. So war Preussen innerhalb vierzehn Tage, mitten unter der schärfsten Kälte, die nur den Feinden zum Verderben gereichte,

reichte, von diesen befreyet, und ihr Heer ohne eine entscheidende Schlacht zu Grunde gerichtet worden: eine Unternehmung, die gewissermaaßen noch bewundernswürdiger ist als der Sieg bey Fehrbellin.

Aber auch von diesen großen Vortheilen, die Friedrich Wilhelm mit einer solchen Anstrengung seiner Gaben und Kräfte gewonnen hatte, konnte er die Früchte nicht genießen. Zu eben der Zeit, da er sich in Preußen den Weg zur Fortsezung des Kriegs in Deutschland bahnte, um durch dieses einzige übrige Mittel, einen rühmlichen und billigen Frieden zu erlangen, schloß der Kayser in seinem und des Deutschen Reichs Nahmen einen Frieden mit Franckreich und Schweden, der weder rühmlich, noch in Ansehung seiner Bundsgenossen billig war. Er brauchte zwar denselben, und Franckreich, das dieses einsah, bediente sich auch anderer nachtheiliger Umstände und Fehler des Kayserlichen Hofs zur Beschleunigung des Friedens; aber nur, wenn sich der Kayser von dem Könige von Dänemarck und von dem Churfürsten (der ihm und dem Deutschen Reiche zu Hülfe sich in einen so kostbaren und gefährlichen Krieg hatte verwickeln lassen) nicht getrennt hätte, würde dieser Friede zur Ehre von ihnen allen ausgeschlagen seyn. Er wurde am 5ten Februar des Jahrs 1679. zu Nimwegen unterzeichnet, und enthielt in Ansehung der Nordischen Bundsgenossen nur folgenden Artickel: Da es für die öffentliche Ruhe wichtig sey, daß der Krieg, den die Könige von Franckreich und Schweden noch mit Dänemarck, Churbrandenburg, Münster und Lüneburg führten, so bald als möglich, geendiget werde, so wollte der Kayser bey den gedachten Fürsten

und

und der König von Franckreich bey dem Könige von Schweden es dahin zu bringen suchen, daß sie zur Wiederherstellung des Friedens sogleich in einen Waffenstillstand willigen mögen. Sollten aber ihre Bemühungen fruchtlos seyn, so wollte der Kayser und die in diesem Frieden begriffene Fürsten den Feinden Franckreichs und Schwedens auf keine Art beystehen, auch nicht zugeben, daß diese außerhalb ihren Ländern einige Läger aufschlügen. Franckreich sollte sogar einige Städte in Deutschland so lange besezt halten, bis der Friede mit diesen Fürsten geschlossen sey. — Diese feyerliche Absonderung des Kaysers von dem Churfürsten, machte unter andern, daß die Franzosen sich gleich darauf erklärten, daß sie, wenn der König von Dänemarck und der Churfürst nicht vor dem Ende des März Schweden die verlangte Genugthuung nach dem Westphälischen und Kopenhagner Frieden leisteten, die Freyheit behalten wollten, neue Bedingungen zu begehren. Allein der Churfürst pflegte so gebieterischen Forderungen nicht nachzugeben; er drang vielmehr in seine bisherige Bundsgenossen, den Kayser, Holland und Spanien, ihm eine Genugthuung zu verschaffen. Nach ihrem Bündnisse mit ihm waren sie schuldig es zu thun; aber sie dachten wenig mehr an dasselbe. Lüneburg und Münster verließen ihn ebenfals, um sich mit Franckreich und Schweden besonders zu vergleichen.

Ohngeachtet aller dieser mißlichen Umstände blieb der Churfürst nebst Dänemarck entschlossen, die Bedingungen, die man ihm gleichsam als wenn er überwunden oder Ursache an diesem Kriege wäre, vorschreiben wollte, zu verwerfen. Doch da im März des Jahrs 1679 dreyßig tausend Franzosen in das

Herzogthum Cleve einfielen, sahe er sich, um den Untergang der Einwohner zu verhüten, genöthigt, einen monathlichen Stillstand mit Franckreich zu schließen. Während desselben wurde am Frieden gearbeitet; allein der Streit über Pommern hinderte denselben stets; obgleich der Churfürst dafür einen Theil von Cleve anbot. Der Stillstand ward darauf verlängert, nachdem Wesel und Lippstadt den Franzosen eingeräumt worden waren, um zu zeigen, wie aufrichtig der Churfürst den Frieden verlange. Doch dieses edlere Betragen half ihm nichts: gleich nach dem Ende des Stillstandes rückten die Franzosen gegen Minden an; seine Kriegsvölcker wurden von ihnen und von den Lüneburgern dergestalt eingeschlossen, daß sie ohne Rettung waren, und alle seine Westphälischen Staaten waren der Verwüstung Preiß gegeben. Umsonst stellte er dem Könige von Franckreich in einem schönen Schreiben vor, daß darinne nur ein wahrer Ruhm zu suchen sey, diejenige Parthey zu beschützen, welche die Gerechtigkeit für sich habe, und daß es dem König am ersten gereuen werde, ihn zu Grunde gerichtet zu haben, der ihm so aufrichtig ergeben sey. Er machte auch den Holländern, um deren willen er im Grunde dieses alles litt, lebhafte Vorwürfe deswegen, behielt sich und seinen Nachkommen die Schadloßhaltung von ihnen vor, und gieng einst schon damit um, ihnen dieselbe mit einem Kriegsheere abzuzwingen. Wenn es schmerzhaft ist, Unrecht zu erdulden, wie weit kränckender mußte es für den Churfürsten seyn, dasselbe durch die Schuld von denen zu ertragen, welche ihm die großmüthigste Erhaltung ihres Staats zu dancken hatten.

Nach

Nach vielen meistentheils vergeblichen Versuchen, welche Meinders, der Gesandte des Churfürsten, zu Nimwegen, im Haag, und besonders zu Paris anwandte, um gemilderte Bedingungen zu erhalten, schloß er endlich am 29. Junius des Jahrs 1679 mit Franckreich den Frieden zu Saint-Germain en Laye. Der Churfürst willigte durch denselben darein, seine Eroberungen in Pommern an Schweden zurück zu geben; zugleich aber wurde ausgemacht, daß in Pommern eine neue Gränze gezogen werden, und daß alles, was Schweden nach dem Westphälischen Frieden und dem Stettinschen Vergleich jenseits der Oder besessen, künftig dem Churhause Brandenburg zugehören sollte, nur Damm und Golnow ausgenommen, welches leztere doch nebst seinem Gebiete dem Churfürsten so lange als ein Unterpfand überlassen werden sollte, bis ihm Schweden 50000 Thaler bezahlt hätte. Der König von Schweden entsagte durch diesen Frieden seinem Rechte auf die Zölle in Hinterpommern, und der König von Franckreich versprach dem Churfürsten, ihm zu einiger Vergütung des Schadens und der Unkosten, welche ihm dieser Krieg verursacht hatte, 300000 Kronen zu bezahlen. Außerdem machte sich der Churfürst auch anheischig, dem Könige von Dänemarck weiter keine Hülfe in diesem Kriege zu leisten; doch nahm man die Empfelung zum Frieden mit diesem Könige gerne an, der auch bald darauf, ganz zu Schwedens Vortheil, geschlossen wurde.

Die Uebermacht preßte den Frieden zu St. Germain dem schwächern Rechte aus, und der Churfürst konnte darinne mit vieler Ehre unterliegen, nachdem ihn seine Standhaftigkeit bis zum äußersten

Ziele begleitet hatte. Französische Schriftsteller erzählen, er habe sich bey der Unterhandlung um diesen Frieden gegen den König so sehr gedemüthigt, daß er denselben Gnädiger Herr (Monseigneur) genannt, und unter vielen Versicherungen seiner Dienstbegierde, eifrig gebeten habe, ihm das Eroberte zu lassen. Wenn diese Nachrichten auch gewiß seyn sollten, so würden sie nur einen Beweis abgeben, daß sich der hohe Sinn des Churfürsten in diesem Nothfalle nach dem Ehrgeize und der Herrschbegierde Ludwigs des Vierzehnten bequemt habe. Der mitten unter seinen Siegen und bey der gerechtesten Sache, von allen Bundsgenossen verlassene, von einem sehr mächtigen Könige unterdrückte Churfürst hat in dieser Geschichte ein glänzenderes Ansehen, als eben dieser mächtige, fast unüberwundne König, der in einem ohne hinlängliche Ursachen angesponnenem Kriege so vielen Fürsten Widerstand gethan, und endlich den Frieden vorgeschrieben hat, weil seine gewaltigen Kräfte alles zu Boden warfen, was seine schlauen Kunstgriffe nicht entkräften konnten.

Wie wenig der Churfürst gewohnt sey, seine Macht zur Unterdrückung der Schwächern, auch solcher, wider welche er gegründete Beschwerden hatte, anzuwenden, sahe man noch im Jahr 1679. bey den Absichten des Königs von Dänemarck auf die Reichsstadt Hamburg. Dieser Fürst wollte sich der Stadt, auf die er alte Ansprüche machte, mit seinem in der Nähe stehenden Heere bemächtigen, und ersuchte den Churfürsten um Hülfe, der auch in dem lezten Kriege von dieser Stadt war beleidigt worden. Allein, da er fürchtete, daß diese Unternehmung zu einem neuen Kriege Gelegenheit geben möchte, und da ihm selbst an der Erhaltung dieser Stadt in ihrem bis-

herigen

herigen Zustande viel gelegen war, bot er vielmehr seine Vermittelung zwischen ihr, die ihn selbst um Beystand bat, und dem Könige an. Sie wurde angenommen, und der Vergleich kam durch eine Summe Geldes, welche Hamburg zahlte, zu Stande.

Eine Gesandtschaft, die der Churfürst am Ende dieses Jahres von dem Chan der Tartaren erhielt, machte ihm nicht allein seinen weit ausgebreiteten Ruhm bekannt, sondern belustigte ihn zugleich. Der Gesandte, den man erst anständig kleiden mußte, ehe er vor dem Churfürsten erscheinen konnte, führte einen Dollmetscher mit sich, der eine hölzerne Nase und keine Ohren hatte. Er sollte den Antritt der Regierung des Chan melden, und dem Churfürsten zu seinen großen Thaten Glück wünschen. Allein er verübte bey seinem Durchzuge in der Neumarck solche Gewaltthätigkeiten, daß die Bauern mit der Sturmglocke zusammen gerufen werden mußten, um sein Gefolge zu entwaffnen. So unbekannt er mit dem Europäischen Völckerrechte war; so wenig schien auch seine Bestimmung mit den Absichten der unter uns gewöhnlichen Gesandtschaften gemein zu haben.

Selbst der Friede, dessen der Churfürst jezt genoß, war für ihn ein Bewegungsgrund, sich durch eine neue Verbindung zu verstärcken. Er war zu derselben hauptsächlich durch die Untreue seiner Bundsgenossen genöthigt worden, hatte verwüstete Länder zurück bekommen, und war in beträchtliche Schulden verwickelt: es hatte auch nicht das Ansehen, daß er, ohne ein Kriegsheer beyzubehalten, Sicherheit genug gegen Neid oder Groll haben werde. Um diese durch einen Bundsgenossen so lange zu erhalten, bis er sich vom Kriege erholt haben

würde, warf er die Augen auf Franckreich, das er bey den damaligen Umständen leichter als jemals von seinem Bündnisse mit Schweden abzuziehen hoffte. Allein da er dabey dieses zum Grunde legte, daß ihm diese Krone jährliche Hülfsgelder zahlen möchte, von welchen er Kriegsvölcker und eine kleine Flotte unterhalten könnte: gestand Franckreich, bey aller seiner Neigung zu diesem Bündnisse, es sey durch den vorigen Krieg zu sehr erschöpft worden, als daß es im Stande wäre, solche Bedingungen zu bewilligen. Von England hingegen wurde zwar der Churfürst im Jahr 1680 zu einem neuen Bündnisse eingeladen; allein er wollte es darum nicht eingehen, weil andere Fürsten daraus Gelegenheit zum Argwohn nehmen könnten: vermuthlich traueſe er auch dem Englischen Hofe zu wenig. Der Kayser gab sich noch größere Mühe, ihn und andere Reichsfürsten in ein Bündniß wider Franckreich zu ziehen: denn er fieng jezt an zu mercken, was vor einen schädlichen Frieden er zu Nimwegen geschlossen habe. Dieses hatte der Churfürst voraus gesagt, und wollte desto weniger sich von neuem in die Gefahr begeben, von Bundsgenossen, für welche er sich aufopfern sollte, verlassen zu werden. Er antwortete also kaltsinnig, das Deutsche Reich sey jezt in einer gefährlichern Verfassung, als während des lezten Krieges, weil die vornehmsten Mitglieder desselben uneins und unbewaffnet wären; dadurch werde es Franckreich leicht fallen, einen Reichsstand nach dem andern zu unterdrücken, und es könnten daher auch keine nachdrückliche Maaßregeln genommen werden.

Dagegen verlangte er von dem Deutschen Reiche diejenige Schadloßhaltung und Genugthuung, die es ihm versprochen hatte, ehe er noch gegen die

Schwe-

Schweden gerückt war. Diese sezte er in der Anwartschaft auf Ostfrießland, in dem Besitze der Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Dortmund, und in der Erlaubniß, einige Domherrnstellen in den Stiftern, die ihm durch den Westphälischen Frieden waren überlassen worden, einzuziehen. Allein man erregte ihm von Seiten der Reichsstände sehr viele Einwendungen; andere Fürsten, deren Recht an eine solche Vergütung gar nicht mit dem seinigen zu vergleichen war, begehrten sie ebenfals; und überhaupt war seine immer steigende Vergrößerung manchen Ständen unangenehm. Er gab also bald die Hoffnung auf, etwas zu erlangen; doch nicht ohne vorher seine Rechte auf dem Reichstage wider alle Einwürfe vertheidigt zu haben.

Nicht so viele Geduld glaubte er Spanien schuldig zu seyn, um sich von dieser Krone Genugthuung zu verschaffen. Er hatte noch eine Million und achtmal hundert tausend Thaler Hülfsgelder von derselben zu fordern; sie war von dem Bündnisse mit ihm abgetreten, um ihre verlornen Städte wieder zu bekommen; dadurch war der Churfürst gezwungen worden, das eroberte Pommern zurück zu geben: und da er keinen Anschein vor sich sah, daß sie ihm jene Geldsumme bezahlen werde, beschloß er, sich eigenmächtig zu seinem Rechte zu verhelfen. Nachdem ihm also Franckreich versprochen hatte, Cleve auf allen Fall wider die Spanier zu beschützen, gab er im Jahr 1680 acht mittelmäßigen Kriegsschiffen, die er an die Küste von Guinea, (welche auch die Goldküste heißt,) schickte, um daselbst eine Handlung für seine Unterthanen aufzurichten, Befehl, die Spanischen Schiffe, die ihnen begegnen würden, wegzunehmen. Sie bemächtigten sich auch bald eines

reichbeladenen Schiffes dieser Nation an der Küste von Ostende, und führten es nach Königsberg, wo die Ladung desselben verkauft wurde. Die Spanier machten eine Schrift voll harter, zum Theil offenbar falscher Vorwürfe bekannt, in welcher sie zeigen wollten, daß der Churfürst in dem lezten Kriege eigennüzig, und jezt gegen sie ungerecht gehandelt habe; sie suchten auch England und Holland zu bereden, daß er damit umgehe, die Handlung zur See zu stören. Aber diese Vorstellungen machten einen geringen Eindruck; die Schiffe des Churfürsten seegelten nach America, wo sie ebenfals zwey Spanische Schiffe eroberten; darauf kamen sie im Jahr 1681 nach Europa zurück, und kreuzten gegen die Spanische Silberflotte. Man rüstete gegen sie zwölf Schiffe aus, von welchen sie bey dem Vorgebürge St. Vincent angegriffen wurden, aber nach einem Gefechte von zwo Stunden sich ohne beträchtlichen Verlust zurück zogen, und am Ende des Jahrs wieder in Pillau einliefen. Dieser kleine Krieg nahm stillschweigend ein Ende: Spanien lag auch damals so ohnmächtig darnieder, daß es eine solche Begegnung ertragen mußte. Friedrich Wilhelm hingegen vermehrte nicht nur durch diese dreiste Unternehmung sein Ansehen in Europa, sondern behauptete auch das Recht, das ihm Schweden noch immer streitig machte, eine Flotte unter der Anführung eines Admirals in der Ostsee zu halten. — Noch wichtiger war der Besiz des Erzstiftes Magdeburg, zu welchem er endlich im Jahr 1680. nach dem Tode des Herzogs August von Sachsen gelangte. Durch einen besondern Vergleich erließ er im folgenden Jahre dem Fürstlichen Hause Anhalt die Lehnsverbindlichkeit, in welcher sie bisher gegen dieses Erzstift, das

nun-

nunmehro ein Herzogthum hieß, wegen einiger Besitzungen gestanden hatten.

Die unglücklichen Folgen des Nimweger Friedens, welche der Churfürst vorher verkündigt hatte, brachen jezt völlig aus. Franckreich hatte die Deutschen Reichsstände durch abgesonderte Unterhandlungen und Friedensschlüsse so mißtrauisch und uneinig unter einander gemacht, auch durch andere Mittel so sehr entkräftet, daß es beynahe sicher war, bey allen seinen herrschsüchtigen Unternehmungen in Deutschland nur einen sehr geringen Widerstand zu finden. Insonderheit spottete Ludwig der Vierzehnte Deutschlands gleich nach geschlossenem Frieden, im Jahr 1680 durch die Errichtung der Reunionskammern oder Wiedervereinigungs-Gerichte, welche alles Gebiete, was zu den vom Deutschen Reiche an Franckreich abgetretenen Ländern ehemals noch gehört haben sollte, ihrem Könige zusprachen, der dasselbe sogleich den Deutschen Fürsten entriß. Die Reichsstände, welche nicht im Stande waren, diese Beschimpfung alsbald zu rächen, beklagten sich darüber in einem Schreiben an den König; das aber der Churfürst nicht unterzeichnen ließ, weil er an dem Nimweger Frieden, auf welchen man sich darinne berief, keinen Antheil nahm. Man beschloß zwar darauf, den Französischen Gewaltthätigkeiten Kriegsvölcker entgegen zu stellen; allein der Churfürst widerrieth es, weil man wider das große Französische Kriegsheer nur Kreissoldaten gebrauchen wollte, und Franckreich daraus den Vorwand zu einem neuen Kriege ziehen könnte, dem das Deutsche Reich durch seine eigene Schuld nicht gewachsen war. Diesen zu vermeiden, war jezt die vornehmste Absicht des Churfürsten; er

schloß auch mit Churſachſen und mit dem Hauſe Lüneburg ein Bündniß im Jahr 1681, beſonders zur Erhaltung des Weſtphäliſchen Friedens.

Der Kayſer trug ihm und den übrigen ausſchreibenden Fürſten des Weſtphäliſchen Kreiſes in eben dieſem Jahr auf, die Händel, welche ſich in Oſtfrießland zwiſchen der Regierung und den Landesſtänden erhoben hatten, beyzulegen, damit ſich dieſes Land nicht dem Schutze der Holländer ergeben möchte. Er und die übrigen Fürſten nahmen zwar dieſes an; allein die Wittwe des Fürſten von Oſtfrießland und die Holländer, welche ſchon öfters Schiedsrichter bey ſolchen Angelegenheiten des Landes abgegeben hatten, waren damit nicht zufrieden. Der Vormund des minderjährigen Fürſten, der Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig, war es auch nicht, und ſuchte Kriegsvölcker nach Oſtfrießland zu ſchicken. Friedrich Wilhelm verglich ſich alſo im Jahr 1682. mit den daſigen Ständen, daß er die Unterhandlungen mit der Regierung fortſezen, aber auch ſie gegen Unterdrückung beſchützen wollte, wenn dieſelben nicht glücklich ausſchlügen. Er verabredete mit ihnen, das Schloß und den Hafen Gretſiel mit einigem Fußvolcke zu beſezen, das ſie unterhalten wollten, und das nach Beylegung dieſer Streitigkeit wieder heraus gezogen werden ſollte. Dieſes geſchah auch bald darauf, nachdem 300 Mann ſeines Fußvolcks mit Bewilligung des Königs von Dänemarck zu Glückſtadt waren eingeſchifft worden. Die Holländer bezeigten darüber einige Unruhe: der Kayſer ſelbſt verlangte, daß dieſe Kriegsvölcker wieder abziehen ſollten; allein auf ſeine Vorſtellungen blieben ſie daſelbſt immer, zumal da dieſe Händel gar nicht geendigt werden konnten.

Dieſer

Dieſer Gelegenheit bediente ſich der Churfürſt, eine Handlungsgeſellſchaft zu Embden anzulegen, welche an der Küſte von Guinea ihren Handel zu treiben anfieng. Zur Unterſtüzung derſelben ſchickte er zwey Kriegsſchiffe unter dem Otto Friedrich von der Gröben an dieſe Africaniſche Küſte, welcher auch auf einem von den Africanern erkauften Strich Landes, bey dem Vorgebürge Tros Puntas, das Caſtell oder Schloß Groß-Friedrichsburg auf dem Berge Manfort anlegte, das am erſten Tage des Jahrs 1683. eingeweiht wurde. Zugleich verſprachen die Einwohner, daſſelbe zu beſchützen, und ſich nur mit Brandenburgern in Handlung einzulaſſen: einer von ihnen kam auch zur Beſtätigung dieſes Vergleichs nach Berlin. In den beyden folgenden Jahren unterwarfen ſich dem Churfürſten noch mehrere Africaner in der herumliegenden Gegend: es wurde die Dorotheen-Schanze bey Accada angelegt, und dieſe Handlung hatte einige Zeit glücklichen Fortgang. Gleich im Anfange widerſezte ſich zwar derſelben die Holländiſche Weſtindiſche Handlungsgeſellſchaft; ſie und die Franzoſen bemächtigten ſich einiger Brandenburgiſchen Schiffe. Allein man erſezte dem Churfürſten bald den Werth derſelben, da er ſein Recht der Schiffahrt und des Seehandels nachdrücklich vertheidigte: die Holländer verglichen ſich beſonders mit ihm, daß ſie einander gegen alle Störung des Handels beyſtehen wollten.

Indem der Churfürſt auf dieſer Seite groſſen Ausſichten zum Beſten ſeiner Unterthanen nachgieng, ſorgte er auch für die Vergröſſerung und Befeſtigung ſeines Hauſes in Pohlen. Er vermählte im Anfange des Jahrs 1691. ſeinen Prinzen,

den

den Marckgrafen Ludwig, mit der Prinzeßinn Radzivil. Ihr Vater, Bogislaus Fürst von Radzivil, war Statthalter des Herzogthums Preußen gewesen: und diese Vermählung brachte nicht nur sehr ansehnliche Güter an das Churfürstliche Haus, unter andern die Herrschaft Serrey in der Woywodschaft Trock in Großlitthauen; sondern verschaffte auch demselben eine Stütze in Pohlen an einer der mächtigsten Familien. Der König von Pohlen hatte diese Prinzeßinn für seinen Prinzen bestimmt: desto mehr Einwendungen machte er nebst vielen Pohlnischen Großen gegen diese Vermählung. Man führte besonders ein Litthauisches Gesez an, Kraft dessen der Prinzeßinn nicht erlaubt gewesen wäre, ohne Einwilligung ihrer Anverwandten, eine solche Verbindung zu treffen; man machte auch dem Churfürsten das Recht eines Eingebohrnen in Pohlen streitig, das er und seine Vorfahren als Herzoge von Preußen genugsam behauptet hatten. Doch dieser Streit wurde nach vortheilhaften Anerbietungen an den König, im Jahr 1683. beygelegt.

Unglücklicher und länger war derjenige, an welchem er damals als ein Mitglied des Deutschen Reichs Antheil nahm. Er mißbilligte die Französischen Wiedervereinigungen sehr; aber gewarnt durch den lezten Krieg, glaubte er nicht, daß Deutschland einen neuen mit dieser Krone anfangen dürfe, ehe es seine Kräfte besser gesammlet und gestärckt hätte. Die vornehmsten Deutschen Fürsten, an welche er im Jahr 1682. Gesandte schickte, um ihre Meinung hierüber zu erfahren, traten meistentheils der seinigen bey: und schon im Anfange desselben schloß er zu Berlin ein Bündniß mit Franckreich,

reich, durch welches er sich versprach, den Frieden zwischen dem Deutschen Reiche und dieser Krone zu erhalten, auch die gegenwärtigen Händel zu einem gütlichen Vergleiche zu lencken; Franckreich hingegen sollte keine Wiedervereinigungen mehr vornehmen, und so lange noch Hoffnung zum Frieden übrig wäre, die Waffen nicht ergreiffen. Die Fortdauer des Friedens schien ihm, so sehr auch Franckreich denselben gestört hatte, für Deutschland wünschenswerther zu seyn, als ein Krieg, der alle Vermuthung wider sich hatte. Sein Gesandter auf dem Reichstage sprach sehr freymüthig über die schlechten Maaßregeln, die Deutschland in dem lezten Kriege und sonderlich bey Schließung des Friedens getroffen habe, wodurch es sich selbst außer Stand gesezt hätte, Franckreichs Angriffe abzuwehren. Der Churfürst beschwerte sich daher auch über das Bündniß, welches der Kayser im Jahr 1682 zu Laxenburg mit einigen Reichsständen eingegangen hatte, weil dasselbe zu einem fruchtlosen Reichskriege führen würde. Man darf wohl nicht leugnen, daß der Verdruß des Churfürsten über die ehemalige Untreue seiner Bundsgenossen, und die Besorgniß einer ähnlichen Uneinigkeit, wie im lezten Kriege, sehr viel zu seinen friedfertigen Gesinnungen beygetragen haben: sonst hätte er damals der gerechten Rache Deutschlands wider Franckreich ein noch größeres Gewicht als in jenem Kriege geben können. Dazu muß man auch dieses setzen, daß seine und andere Deutsche Länder einer langen Erholung bedurften, und daß Deutschland in keinem Vertheidigungsstande wider ein so mächtiges Heer war, als Franckreich sogleich in dasselbe einrücken lassen konnte.

Um die Ruhe desto gewisser zu erhalten, schloß er vom Jahr 1682. an, auch mit Dänemarck, Cölln und Münster Bündnisse, zu ihrer Vertheidigung unter einander. Er begehrte zwar von Franckreich vergebens Hülfsgelder, um seine Kriegsvölcker zu dieser mißlichen Zeit zu verstärcken: denn diese Krone wollte ihn keineswegs zu mächtig werden lassen. Allein er suchte gleichwohl immer den Frieden zu befördern, der damals desto nothwendiger in Deutschland wurde, da die Türcken, von Franckreich, wie man glaubte, angestiftet, die Kayserlichen Länder im Jahr 1682. anfielen. Er bewilligte nicht allein dem Könige von Pohlen eine Anzahl Kriegsvölcker, als derselbe sich zur Hülfe des Kayſers rüstete; sondern bot auch dem Kayser selbst acht tausend Mann gegen die Türcken an, die er selbst unterhalten wollte. Durch einen besondern Vertrag mit dem Kayser versprach der Churfürst, ihm noch zwölf tausend Mann zu schicken, welche sich bereits fertig machten, durch Schlesien zu ziehen. Allein Franckreich beraubte den Kayser dieses Beystandes, indem es bey ihm den Argwohn zu erwecken wußte, der Churfürst möchte sich mit seinem Heere der Schlesischen Fürstenthümer bemächtigen, auf die er Ansprüche hatte. Der Kayser schlug daher Bedingungen vor, die der Churfürst nicht annehmen konnte, und seine Kriegsvölcker blieben zurück. Diejenigen unterdessen, welche er dem Könige von Pohlen zugeschickt hatte, thaten bey dem Heere desselben, nach dem Entsaze von Wien im Jahr 1683. einige Dienste wider die Türcken in Ungarn.

Da um diese Zeit auch der König von Dänemarck, und das Haus Lüneburg, das mit Schweden verbunden war, in Streitigkeiten mit einander gerathen,

rathen waren, welche Franckreich zu einem offenbaren Kriege anzufachen suchte: verhinderte Friedrich Wilhelm den Ausbruch desselben glücklich; ohngeachtet ihn Franckreich durch herrliche Versprechungen bereden wollte, an diesem Kriege nebst Dänemarck Antheil zu nehmen. Er schloß vielmehr im Jahr 1684. mit Dänemarck und Cölln ein neues Bündniß, um dem immer mehr zu befürchtenden Kriege in Deutschland Einhalt zu thun: in dieser Absicht wollten sie, sobald es nöthig wäre, in Westphalen und Niedersachsen ein gemeinschaftliches Heer von mehr als 40000 Mann zusammen ziehen. Auch die Holländer brachte er dahin, von dem Vorsaze eines Kriegs mit Franckreich abzustehen. Und endlich kam in eben diesem Jahre, hauptsächlich durch seine Bemühungen, der zwanzigjährige Stillstand zwischen Deutschland und Franckreich zu Stande, der zwar Deutschlands Verlust nicht ersezte, aber ihm doch Zeit zur Ruhe gab, um denselben dereinst in einer glücklichern Verfassung ersezen zu können. Die Hülfe, welche der Churfürst noch im Jahr 1684. dem Könige von Pohlen wider die Türcken leistete, und die Annehmung des Titels eines Grafen von Hohenzollern, zu der er sich auch in diesem Jahre entschloß, weil er aus diesem Hause herstammte, sind ebenfals Begebenheiten, die nicht ganz vergessen werden dürfen.

Nach so vielen Verdiensten, die sich Friedrich Wilhelm um das gemeine Beste von Europa erworben hatte, trachtete er auch die Rechte seines Hauses in Sicherheit zu sezen. Er ließ daher durch seinen Gesandten, Otto von Schwerin, den er im Jahr 1685. an den Kayserlichen Hof schickte, nicht nur um die Belehnung über das Herzogthum

Magde-

Magdeburg, und um den Kayserlichen Lehnbrief über alle Länder, welche er gegen Pommern erhalten hatte, ansuchen; sondern er verlangte auch, daß seine Ansprüche auf Jägerndorf, Beuthen, Liegnitz, Brieg und Wohlau endlich befriedigt werden, und daß man ihm wegen der vier Aemter, die durch den Prager Frieden von dem Erzstift Magdeburg abgerissen worden, eine Genugthuung verschaffen möchte. Er begehrte zugleich für alle seine Länder dasjenige Recht, welches er bereits in der Churmarck besaß, daß man sich von seinen Urtheilen auf keine Reichsgerichte berufen dürfte. Nächstdem ließ er auch für die Protestanten in den Kayserlichen Erbländern, die von Zeit zu Zeit verfolgt wurden, eine lebhafte Fürbitte einlegen. Allein von allem diesem erhielt er weiter nichts, als was man ihm gar nicht abschlagen konnte, die gesuchte Belehnung.

Jacob der Zweyte betrat damals den Englischen Thron. Diesem Catholischen Fürsten ließ der Churfürst die Erhaltung der Reformirten Religion nach den Gesezen seines Reichs sogleich empfelen, und bekam von ihm wenigstens allgemeine Versicherungen. Aber das gegründete Mißtrauen gegen denselben machte den Churfürsten desto geneigter, sich von neuem mit Holland zu vereinigen, und auch die erkaltete Freundschaft, mit dem Prinzen von Oranien, seinem Anverwandten, zu beleben. In dem Bündnisse, welches er im Jahr 1685. mit den Holländern schloß, wurde ausgemacht, daß sie ihm für alle seine Anforderungen 440000 Reichsthaler zahlen, daß das Bündniß vom Jahr 1678 bis 1700 verlängert werden, und beyde Theile sich bemühen wollten, alle neue Unruhen abzuwehren. Franckreich, das dieses Bündniß zu verhindern gesucht

sucht hatte, bezeigte sich über dasselbe mißvergnügt, gleich als wenn es seiner Verbindung mit dem Churfürsten nachtheilig wäre. Im Grunde aber wollte es ihn in einer gewissen Abhängigkeit erhalten, so daß er nur diejenigen zu Bundsgenossen wählen sollte, welche Franckreich gefielen. Der Französische Gesandte zu Berlin verlangte sogar von dem Churfürsten, daß er sich schriftlich erklären möchte, er habe mit Bestürzung vernommen, daß gewisse Leute die Freundschaft zwischen ihm und Franckreich durch eine üble Auslegung seiner Handlungen zu stören suchten; da er aber die Ehre der Gewogenheit und Freundschaft des Königs beyzubehalten wünschte, so bezeige er hiemit, daß er alles dasjenige getreu erfüllen werde, wozu ihn sein Bündniß mit Franckreich verpflichte, und daß er sich künftig ohne Einwilligung des Königs mit niemanden in eine Verbindung einlassen wolle, welche die Kraft seines Bündnisses mit Franckreich schwächen könnte. Ein so erniedrigendes Zumuthen verwarf der Churfürst, und Franckreich begnügte sich zulezt an seinem Versprechen, das Bündniß mit dieser Krone zu beobachten, welches er auch mit Beschwerden über jene Forderung begleitete.

Allein Franckreich gab selbst immer zu neuen Mißhelligkeiten mit dem Churfürsten Gelegenheit. Als Carl, der lezte Churfürst von der Pfalz aus der Linie von Simmern, im Jahr 1685. gestorben war, und der Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Wilhelm von seinen Ländern Besitz genommen hatte, machte Carls Schwester, die an den Herzog von Orleans vermählt war, sehr weit ausgedähnte Anforderungen an die Verlassenschaft desselben, und wurde darinne von Franckreich unterstüzt. Friedrich Wilhelm, bey dem der lezte Wille des Verstorbenen

niedergelegt worden war, nahm sich auch des neuen Churfürsten durch die bündigsten Vorstellungen an dem Französischen Hofe an, dessen Vorschlag er insonderheit sehr mißbilligte, daß diese Streitigkeit der Entscheidung des Pabstes überlassen werden sollte: denn sogar zu der Zeit, sagte er, da das Päbstliche Ansehen unverlezt gestanden habe, hätten sich die Reichsstände darüber beschwert, daß solche Händel an den Pabst verwiesen würden; jezt aber kämen bey dieser Sache auch die Protestanten in Betrachtung. Dagegen wurde der Churfürst von Franckreich beschuldigt, daß er sich dabey nicht als einen Bundsgenossen betrage: gleichsam als wenn das Bündniß mit Franckreich alle andere Verbindlichkeiten aufgehoben hätte.

Zu diesem allem kam die unmenschliche Verfolgung der Reformirten in Franckreich, welche dem guten Vernehmen zwischen dieser Krone und dem Churfürsten ein Ende machte. Das Unglück seiner Glaubensgenossen rührte ihn ungemein: er empfand auch darüber noch ein besonderes Mißvergnügen, daß Franckreich sich erklärt hatte, es wolle die Ruhe des eben geschlossenen Stillstandes zur Unterdrückung der Reformirten Religion anwenden; denn durch ihn war eben dieser Stillstand, nicht ohne Feindschaft, Verdacht und Vorwürfe der Höfe, die einen Krieg vor nüzlicher hielten, zur Reife gebracht worden. Er bot also durch eine Verordnung, die er im October des Jahrs 1685. bekannt machte, allen Reformirten Franzosen, die um der Religionsfreyheit willen ihr Vaterland mit Gefahr ihres Lebens verlassen mußten, eine Zuflucht in seinen Staaten an; versprach ihnen viele Freyheiten und Rechte, deren sie daselbst genießen sollten, und gab ihnen zum Theil Vorzüge vor seinen gebohrnen Unterthanen, deren

sie

sie zur Erleichterung dieses Zustandes benöthigt waren. Gegen zwanzig tausend dieser Flüchtlinge bedienten sich seines Anerbietens: sie haben ihm und seinen Nachfolgern diese Wohlthätigkeit reichlich belohnet. Außerdem daß er in seine durch die Kriege entvölckerte Staaten eine Menge danckbarer und getreuer Einwohner versezte, von denen er auch im Kriege vieles erwarten konnte, brachten ihr Fleiß und ihre Geschicklichkeit die schönsten Früchte hervor. Sie baueten viele Gegenden in seinen Ländern weit besser an, und vermehrten die Fruchtbarkeit derselben. Durch sie kamen Künste, Fabriken und Handgewerbe von aller Art zuerst darinne in Aufnahme. Man verfertigte seitdem dasjenige in seinem Gebiete, was bisher nur aus Franckreich oder England und Holland mit vielen Kosten geholt worden war. Selbst das Wachsthum des Witzes und der Gelehrsamkeit hatte diesen neuen Ankömmlingen manches zu dancken, und die Sitten erhielten durch sie eine merckliche Milderung, Anmuth und Geselligkeit: Eigenschaften des Umgangs der Franzosen, die jedoch nicht in gleichem Grade der deutschen Gemüthsart anständig sind. Um diese arbeitsamen und nüzlichen Unterthanen noch mehr aufzumuntern, sezte ihnen Friedrich Wilhelm ein Jahrgeld von 40000 Thalern aus, dessen ihre Nachkommen noch genießen.

Durch die Bedrückungen der Reformirten in Franckreich wurde der Churfürst auch persönlich beleidigt, da Ludwig der Vierzehnte auch in dem Fürstenthum Orange, das dem Prinzen gleiches Nahmens zugehörte, und an welches er wegen seiner ersten Vermählung ebenfals ein Recht hatte, die Religionsübung der Reformirten aufhob. Der König antwortete kaltsinnig auf die Klagen, die er darüber

führte, und beschwerte sich dagegen, daß ihm der Churfürst eine Verfolgung vorgeworfen habe; — sie übertraf würcklich an Härte viele Verfolgungen in der Geschichte des Christenthums — daß er die Unterthanen des Königs von der schuldigen Treue abzuziehen, und aus dem Lande zu ziehen suchte; überhaupt aber sich den Vortheilen Franckreichs abgeneigt erweise. Der Churfürst rechtfertigte sein Betragen überaus wohl und standhaft; allein der Widerwillen blieb zwischen beyden Höfen, und wurde gleich darauf vermehrt, als der König dem Gesandten des Churfürsten nicht gestatten wollte, in Französischer Sprache predigen zu lassen, damit die Reformirten Franzosen nicht zuhören könnten. Zur Vergeltung verbot der Churfürst, daß auch keine Römischcatholische von Berlin bey dem Gottesdienste des Französischen Gesandten daselbst gegenwärtig seyn sollten.

Franckreich hatte unter seine Beschwerden gegen den Churfürsten sogar Drohungen gemischt; allein er verachtete diese mehr als alles andere: und da er besorgte, Ludwig möchte sich mit Schweden gegen ihn verbinden, that er diesem Reiche den ersten Antrag zu einem Bündnisse. Er neigte sich zugleich nach und nach auf die Seite des Kayfers, nachdem er so wenige Zufriedenheit in der Freundschaft mit Franckreich gefunden hatte, das Frieden und Waffenstillstand immer übertrat. Dem Kayser fehlte nur eine genaue und wohl unterhaltene Verbindung mit den Churfürsten, um in seinen wichtigsten Unternehmungen glücklich zu seyn. Sie schlossen daher im Jahr 1685. ein Bündniß mit einander, durch welches sich der Churfürst zu einer ansehnlichen Menge Hülfsvölcker in dem fortdauernden Türckischen Kriege anheischig machte. Darauf folgte ein noch engeres,

res, geheimes Bündniß zwischen ihnen, im Jahr 1686. zu ihrer beyderseitigen Vertheidigung, wobey dem Churfürsten beständige Hülfsgelder versprochen wurden. Zur Tilgung aber seiner Ansprüche auf die Schlesischen Fürstenthümer, überließ ihm der Kayser den Schwibußischen Kreis in Schlesien, und die Lichtensteinische Geldforderung auf Ostfrießland. Doch zu gleicher Zeit wußte der Kayserliche Gesandte, der diesen Vertrag vollendete, den Churprinzen Friedrich zu bewegen, daß er insgeheim in einer von ihm unterzeichneten Schrift sich verbindlich machte, nach seines Vaters Tode, den gedachten Kreis gegen zwo Herrschaften oder 100000 Thaler zurück zu geben. Einige Uneinigkeit, in welcher er damals mit seinem Vater stand, und das Mißvergnügen über die bisherige Freundschaft desselben mit Franckreich, verleiteten ihn zu diesem gefährlichen Schritte.

Desto redlicher erfüllte Friedrich Wilhelm seine eben eingegangene Verbindlichkeit. Die Kriegsvölcker, welche er dem Kayser im Jahr 1686. gegen die Türcken zu Hülfe schickte, erwarben sich einen vorzüglichen Ruhm bey der Eroberung von Ofen. In eben diesem Jahre kam auch sein Vertheidigungs-Bündniß mit Schweden zu Stande, durch welches unter andern in den geheimen Artikeln verabredet wurde, daß beyde Theile, bey den damaligen Verfolgungen der Protestanten, die Rechte derselben nach dem Westphälischen Frieden beschützen sollten. Allein dem Augsburger Bündnisse wollte er nicht beytreten, um noch nicht gänzlich als ein Feind von Franckreich angesehen zu werden. Zu Hamburg hatten sich im Jahr 1685. Unruhen erhoben, deren sich der König von Dänemarck zu bedienen suchte, um sich dieser Stadt zu bemächtigen; der Churfürst

aber nahm sich ihrer Freyheit noch einmal so kräftig an, daß er im Jahr 1686. einen Vergleich vermittelte, und auch einen weitläuftigern Krieg dadurch verhütete.

Als Franckreich im Jahr 1687. den Vorschlag that, das Deutsche Reich möchte den mit ihm geschlossenen Stillstand in einen beständigen Frieden verwandeln, widerrieth Friedrich Wilhelm dieses, weil die Bedingungen des Friedens zu nachtheilig für Deutschland waren. Sein Gesandter zu Regensburg, Gottfried von Jena, schien bey den Berathschlagungen über diese Sache zu Französisch gesinnt zu seyn: daher rief er ihn von dieser Stelle ab; Franckreich war darüber mißvergnügt, und seit dem fieng es an, sich ziemlich offenbar gegen den Churfürsten zu erklären. Er verglich sich damals mit dem Herzoge Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels über die ehemals zu dem Magdeburgischen gehörenden vier Aemter dergestalt, daß er den Ansprüchen auf Querfurt, Jüterbock und Dame entsagte, dagegen aber die Stadt und das Amt Burg abgetreten bekam, und dem Herzoge 34000 Thaler zahlte, dem er auch gewisse Vortheile versprach. Dem Kayser empfol er nochmals gemäßigte Gesinnungen gegen die Protestanten seiner Erbländer, ersuchte ihn, denselben in Ungarn nicht dasjenige zu rauben, was ihnen selbst die Türcken bey ihrem Einfalle gelassen hätten, und stellte vor, wie sehr es die Protestantischen Fürsten schmerzen müßte, daß seine Siege über die Türcken, welche sie mit dem größten Eifer befördert hätten, zur Verfolgung ihrer Glaubensgenossen angewandt würden. Er billigte zwar die Wahl des Franckreich ergebenen Wilhelm Egon Grafen von Fürstenberg im Jahr 1683. zum Coadjutor oder Nachfolger des Churfürsten von Cölln nicht,

nicht, die auch nachher Veranlassung zum Kriege gab; aber übrigens rieth er dem Kayser und dem Deutschen Reiche, einen Krieg mit Franckreich, ohngeachtet vieler Beschwerden gegen diese Krone, zu vermeiden, damit die Türcken desto glücklicher bekriegt werden könnten. Immer ein Friedensstifter bey allen seinen großen Gaben zum Kriege, gab er sich in den Jahren 1687 und 1688. viele Mühe, die alten, eingewurzelten Streitigkeiten zwischen dem Könige von Dänemarck und dem Herzoge von Holstein-Gottorp beyzulegen. Paul von Fuchs gieng deswegen in seinem Nahmen nach Altona; allein die Unterhandlung zerschlug sich an Dänemarcks Weigerung, dem Herzoge Schleswig zurück zu geben, dafür es ihm die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst anbot. Zu dieser Zeit vertrauete auch der Prinz von Oranien dem Churfürsten die Unternehmung, welche er gegen England auszuführen im Begriff war: und dieser billigte sie vollkommen, als das einzige Mittel, das zur Rettung der Religion und Freyheit von England übrig war.

Allein Friedrich Wilhelm erlebte die große Staatsveränderung nicht, welche dieser Prinz zu Stande brachte: er starb zu Potsdam am 29. April des Jahrs 1688. Sein Ende war wie sein Leben, ehrwürdig, lehrreich, und von einer immer gleichen Größe des Geistes unterstützt. Die Gichtschmerzen mehrerer Jahre, die er ausgestanden hatte, schlugen zulezt in eine Wassersucht aus; er merckte seinen herannahenden Todt, und berief daher zwey Tage vor demselben seinen Geheimen Rath zusammen. In dieser Versammlung redete er zuerst seinen Churprinzen an, meldete ihm, daß er derselben zum leztenmale beywohne, und ertheilte ihm viele mündliche und schriftliche Ermahnungen

auf seine künftige Regierung. Seinen Räthen danckte er für ihre treuen Dienste, und hoffte, wie er sagte, daß sie dieselben auch seinem Sohne leisten würden. Er bedauerte zugleich, daß er seinen Unterthanen wegen den unruhigen Zeiten die aufliegende Last nicht nach seinem Wunsche habe erleichtern können. Da alle Gegenwärtige unter rührenden Antworten und Merckmalen ihres Schmerzes, in Thränen zerflossen, und die Abnahme seiner Kräfte ihn schon fortzureden hinderte, ließ er gleichwohl noch einige Geschäfte zur Berathschlagung vortragen, über welche er seinen Entschluß so ruhig sagte, als wenn seine Gesundheit ohne allen Anstoß wäre. In seinem Gemach wiederholte er die Ermahnungen an seinen Churprinzen, seegnete und beschenckte ihn. Er ertheilte auch seinen Kammerbedienten und endlich seiner Gemahlinn selbst Geschencke, welche leztere er mit den standhaften Gesinnungen eines Christen tröstete. Darauf ließ er seine Hofprediger kommen, mit denen er sich Hoffnungsvoll auf die Ewigkeit gerichtet, und erfahren in den Empfindungen der wahren Gottseeligkeit unterredete. Er seegnete seine Kinder und seine Gemahlinn mehr als einmal; besonders aber warnte er seine Schwiegertochter, die Wittwe des Marckgrafen Ludwigs überaus eifrig, niemals zur Römischcatholischen Religion zu treten, wenn sie des göttlichen Seegens versichert bleiben wollte. Er bezeigte außerdem, wie sehr ihn die Verfolgungen betrübten, welche die Protestanten hin und wieder zu dulden hätten, und wie viel ihm an der Verträglichkeit derselben unter einander gelegen sey: er empfol auch noch dem Churprinzen die Französischen Flüchtlinge nachdrücklich. Unter so rührenden Gesprächen und Gebetern brachte er seine beyden übrigen Tage zu. Er hatte eben

die

die freudige Erwartung, in welcher er aus der Welt gienge, mit den Worten Hiobs: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, ausgedrückt, als er nach einer sanften Neigung des Hauptes die Augen schloß. Wenige Fürsten sind mit solchen Kennzeichen einer aufgeklärten und feurigen Frömmigkeit, so sehr über den Verdacht erhaben, daß Aberglauben, Furcht vor dem Tode, oder Betäubung mitten in demselben, ihre lezten Reden und Handlungen eingenommen haben möchte, gestorben.

Friedrich Wilhelm hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Zwar von sechs Kindern aus seiner ersten Ehe mit Louisen Henrietten, Prinzeßinn von Oranien, überlebte ihn nur der Churprinz Friedrich, der nach ihm regiert, und dasjenige, was nicht seinem Vater gefehlt hat, wohl aber der Welt an dem Glanze seines Hauses noch zu fehlen schien, die königliche Würde, demselben verschafft hat. Nach dem Tode der Churfürstinn vermählte sich Friedrich Wilhelm in Jahr 1668 mit Dorotheen, einer Tochter des Herzogs Philipp von Holstein-Sonderburg Glücksburg, die bereits Wittwe eines Herzogs von Braunschweig war, und sich zur Reformirten Kirche gewandt hatte. Sie gewann durch ihre Ergebenheit, Sorgfalt und Treue gegen ihn, eine größere Gewalt über seine Neigungen, als es dem Churprinzen nüzlich war, indem sie ihren Gemahl wider denselben, und zum Vortheil ihres ältesten Prinzen Philipp Wilhelm einnahm. Außer diesem hatten ihr noch drey Prinzen und eben so viel Prinzeßinnen das Leben zu dancken; aber nur die Nachkommen des ältesten dieser Prinzen haben sich bis auf unsere Zeiten in dem Hause der Marckgrafen von Schwedt fortgepflanzt.

Das Leben Friedrich Wilhelms, das man bisher gesehen hat, ist zugleich sein Lob und seine sittliche Schilderung. Allein man würde ihn nicht ganz kennen, wenn dasjenige, was in seiner Geschichte keinen bequemen Platz gefunden hat, hier nicht besonders nachgeholt würde. Geschichtschreiber, die ihn gekannt haben, versichern, daß sein Gesicht eben so viel Majestät als Güte vereinigt habe: er flößte daher Liebe und Verehrung ein, und war auch gewohnt, sich oft zu den Seinigen sehr vertraulich herabzulassen. Sein Körper hatte alle Stärcke, die zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs erfordert wird, und unter den Speisen wählte er nur einfache und gemeine. Er liebte den Wein nicht, ob er gleich viel davon vertragen konnte, und wenn es die deutschen Sitten seiner Zeit erforderten, auch denselben reichlich genoß.

Mit einer ungemeinen Leutseeligkeit pflegte er sich mit Personen jedes Standes, besonders auch mit Fremden, immer nach eines jeden Fähigkeit, zu unterreden. Dadurch erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß vieler Dinge; aber diese zeigte sich nirgends stärcker als in der vollkommenen Einsicht in die innere Beschaffenheit aller seiner Länder. Bey einer solchen Begierde sich zu unterrichten gab er keinem Stande den Vorzug, schäzte Verdienste und nüzliche Eigenschaften überall hoch. Er untersuchte alles selbst, was vor ihn gebracht wurde, ward durch die Menge der Angelegenheiten nie verdrießlich, beschleunigte die Endigung derselben, und ließ sich von dem täglichen Anhören der vorgelesenen Briefe weder durch Ergözlichkeiten noch durch Kranckheiten abziehen. Er war gerecht und streng, ohne grausam zu seyn; freygebig und prächtig nach dem Maaße seiner Einkünfte; vor

allem

allem aber einer der großmüthigsten und klügsten Fürsten seiner Zeit. Seine Liebe zur Religion, die er kannte, zeugte die lauterste Andacht, einen Abscheu vor Verfolgungen anderer Glaubensgenossen, und eine gleiche Zuneigung gegen alle seine Unterthanen, ob gleich der größere Theil derselben über die Religion nicht ganz einstimmig mit ihm dachte.

Er war mehr als Held, sobald man diesen nur im Kriege sucht: man muß ihn auch den Vater und Wiederhersteller seines Landes nennen. Unter den größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts gebührt ihm zwar eine vorzügliche Stelle; aber nicht unter den Kriegern und Eroberern, nach deren Nahmen und Ruhm er nicht strebte. Er ergriff die Waffen nur zu seiner und seiner Bundsgenossen Vertheidigung; war tapfer, reich an Hülfsmitteln, die er aus sich selbst zog, und desto bewundernswürdiger im Kriege, mit je mehrern Schwierigkeiten er darinne zu kämpfen hatte. Zuerst unter den Churfürsten von Brandenburg unterhielt er ein beständiges wohlgeübtes Kriegsheer, gab dem Drittheil seiner Batallionen Piken, und ließ seine Schwadronen öfters Canonen mit sich führen.

Sein lebhafter und fähiger Geist, mit einem vortrefflichen Gedächtnisse versehen, hatte in seiner Jugend nicht alle Nahrung, die er verlangte, erhalten. Gleichwohl hatte er meistentheils durch eigenen Antrieb die lateinische Sprache bis zum Verstehen erlernet; die französische und holländische redete er häufig: er machte sich auch mit der neuern Geschichte, mit der bürgerlichen und Kriegsbaukunst, mit ausgesuchten Büchern, Münzen, Gemählden, und Bildhauerarbeiten so bekannt, daß er über dieses

ses alles urtheilen konnte. Daher kommen so viele Proben einer großen Liebe zur Gelehrsamkeit und zu den schönen Künsten. Er legte die hohe Schule zu Duisburg an, und vermehrte die Einkünfte der Franckfurter und Königsbergischen. Die Königliche Bibliothek zu Berlin ist von ihm gestiftet worden. Sogar bis zur Chinesischen Sprache erstreckte sich seine Wißbegierde. Da der Probst Müller zu Cölln an der Spree sich rühmte, einen Schlüssel zur leichtern Erlernung der Chinesischen Sprachwissenschaft entdeckt zu haben, ließ er und seine Gemahlinn denselben öfters zu sich kommen, hörten seinem Vortrage zu, beschenckten und ermunterten ihn, sich dieser Arbeit ganz zu ergeben. Müller verlangte zur Verfertigung seines Schlüssels eine ansehnliche Summe des Geldes; der Kayser versprach sie ihm bereits; allein Friedrich Wilhelm wollte nicht, daß dieses Werck durch eine andere als seine Freygebigkeit befördert würde. Selbst in dem Lager vor Stettin, gab er deswegen Befehle an Müllern und bis nach Ostindien an Cleyern, der für ihn Chinesische Bücher daselbst kaufte. Er rief auch den Couplet, da er aus China zurück kam, an seinen Hof, um seinen Leibarzt Menzel im Chinesischen zu unterrichten, wofür er ihm ein sehr beträchtliches Geschenck machte.

Er legte auch zur Aufnahme der schönen Künste den bleibenden Grund in seinen Ländern. Verschiedene auswärtige Baumeister wurden von ihm nach Berlin berufen, wo sie den guten Geschmack in der Baukunst gründeten, und sehenswürdige Denckmale desselben hinterließen. Er richtete eine Sammlung von Gemählden berühmter Meister an, die er zum Theil in Holland gekauft hatte. Mahler,

ler, Bildhauer und andere Künſtler thaten ſich unter ſeiner Regierung, und von ihm unterſtüzt, häufig hervor. Zum Gebrauche der Gelehrten brachte er nach und nach ein treffliches Cabinet der Alterthümer und Münzen zu Stande; ſonderlich nachdem ihm der Churfürſt Carl von der Pfalz ſeinen Vorrath dieſer Art vermacht hatte. Lorenz Beger, der ihm denſelben überbrachte, trat in ſeine Dienſte, und wurde Aufſeher über dieſes Cabinet, das er öffentlich beſchrieben hat. Auch der ſchäzbarſte deutſche Dichter dieſer Zeit, der Freyherr von Canitz, lebte an Friedrich Wilhelms Hofe, der ſich ſeiner als eines geſchickten Staatsmannes bediente.

Man hat ihm außer dem jähen Zorn, zu welchem er von Natur geneigt war, und ſich bald nach einigen harten Worten zu verlieren pflegte, keinen ſcheinbarern Vorwurf gemacht, als dieſen, daß er ſeine Bündniſſe zu oft und leicht verändert habe, und zu unbeſtändig von einer Parthey zur andern übergegangen ſey. Allein die unruhigen Zeiten, in denen er regierte, die Lage ſeiner zerſtreueten Länder, ſeine erſt nach und nach anwachſende Macht, und andere Umſtände, können dieſes Verhalten ziemlich entſchuldigen. Es war ſein Schickſal, immer ein Opfer des Kriegs zu werden; Pommern, Pohlen und Holland machten ihn dazu, und nöthigten ihn deſto mehr, ſeine Sicherheit immer in neuen Bündniſſen zu ſuchen. Auch ſieht man nicht, daß ihm dieſe Bündniſſe Eigennuzen, Habſucht oder Leichtſinn eingegeben hätte: ſie waren alle auf die Erhaltung ſeines Hauſes, ſeiner Länder und Bundsgenoſſen gerichtet. Man hat zwar angemerckt, daß dieſer Grundſatz, von ſeinen Bündniſſen ſo oft abzugehen, als es der Vortheil der Unterthanen erfordert,

fordert, jede Treulosigkeit der Bundsgenossen bedecken könne; aber es ist genug, daß ihn Friedrich Wilhelm nie dazu gebraucht hat.

Der größte unter seinen Königlichen Nachkommen hat eine Vergleichung zwischen ihm und Ludwig dem Vierzehnten angestellt, die wahr und unterrichtend ist; aber nicht abgekürzt werden darf. Die Hauptzüge aus derselben fallen unterdessen leicht in die Augen, wenn man auf die Geschichte beyder Fürsten blickt. Fürchterliche Macht, unermeßliche Reichthümer, eine blendende Tracht, Siege und Eroberungen ohne Zahl, ein von Wissenschaften und Künsten glänzendes Land, in das jeder nüzlichen und schönen Anstalt der Weg geöffnet worden ist; alles dieses scheint Ludwigen den Vorzug zu ertheilen. Aber wenn man sieht, daß Friedrich Wilhelm ohne alle Vorbereitung und Hülfe sein unglückliches Land blühend, sein schwaches Haus groß gemacht hat; daß er mit kleinen Heeren, die er selbst anführte, die herrlichsten Thaten verrichtet, Ludwig aber nur durch die zahlreichsten Heere und besten Feldherren seine Unternehmungen ausgeführet hat; daß der erstere keinen ungerechten Krieg, der leztere fast keinen gerechten vorgenommen hat; daß Ludwig viele tausend seiner Unterthanen genöthigt hat, ihre Gewissensfreyheit in einem fremden Lande zu suchen, und daß sie Friedrich Wilhelm aufgenommen und beschüzt hat: so kann man kaum mehr zweifeln, wer unter beyden der größere sey.

Friedrich Wilhelm ist einer von den wenigen Fürsten, welche den Nahmen der Großen, den ihnen die Geschichte beygelegt hat, in seinem ganzen Umfange verdienen; welche ihn schon vor ihren Zeitgenossen

genossen führen konnten. Seine Geschichte macht den Jahrbüchern der Deutschen Ehre, wenn sie ihn gleich so wenig als andere ihrer größten Fürsten, genugsam kennen sollten.

* * * * * * *

Fast alles, was ich von Friedrich Wilhelms Leben gesagt habe, bin ich des Freyherrn von Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris Brandenburgici Commentarior. Libris XIV. (Berlin 1695. Fol.) schuldig. Er ist sehr tief in die Handlungen desselben eingedrungen, schreibt mit vortrefflicher Einsicht, Zuverläßigkeit und Beurtheilung, nicht selten auch mit einer rühmlichen Freymüthigkeit; vielleicht aber läßt er den Feinden des Churfürsten nicht überall Gerechtigkeit wiederfahren. Er hat mich verleitet von den Staatsunterhandlungen des Churfürsten weitläuftiger zu reden, als ich gesonnen war; aber sie sind auch, wie ich glaube, in seiner Geschichte besonders wichtig, um mit ihm bekannt zu werden.

In den Mémoires pour servir à l'Histoire de Brandebourg, de main de Maitre, wird Friedrich Wilhelm von einem Schriftsteller geschildert und beurtheilt, der unter allen das höchste Recht dazu gehabt hat.

Der Fleiß, den H. D. Pauli im fünften Bande seiner Allgemeinen Preußischen Staatsgeschichte bey der Geschichte dieses Churfürsten angewandt hat, ist mir sehr brauchbar gewesen.

Die

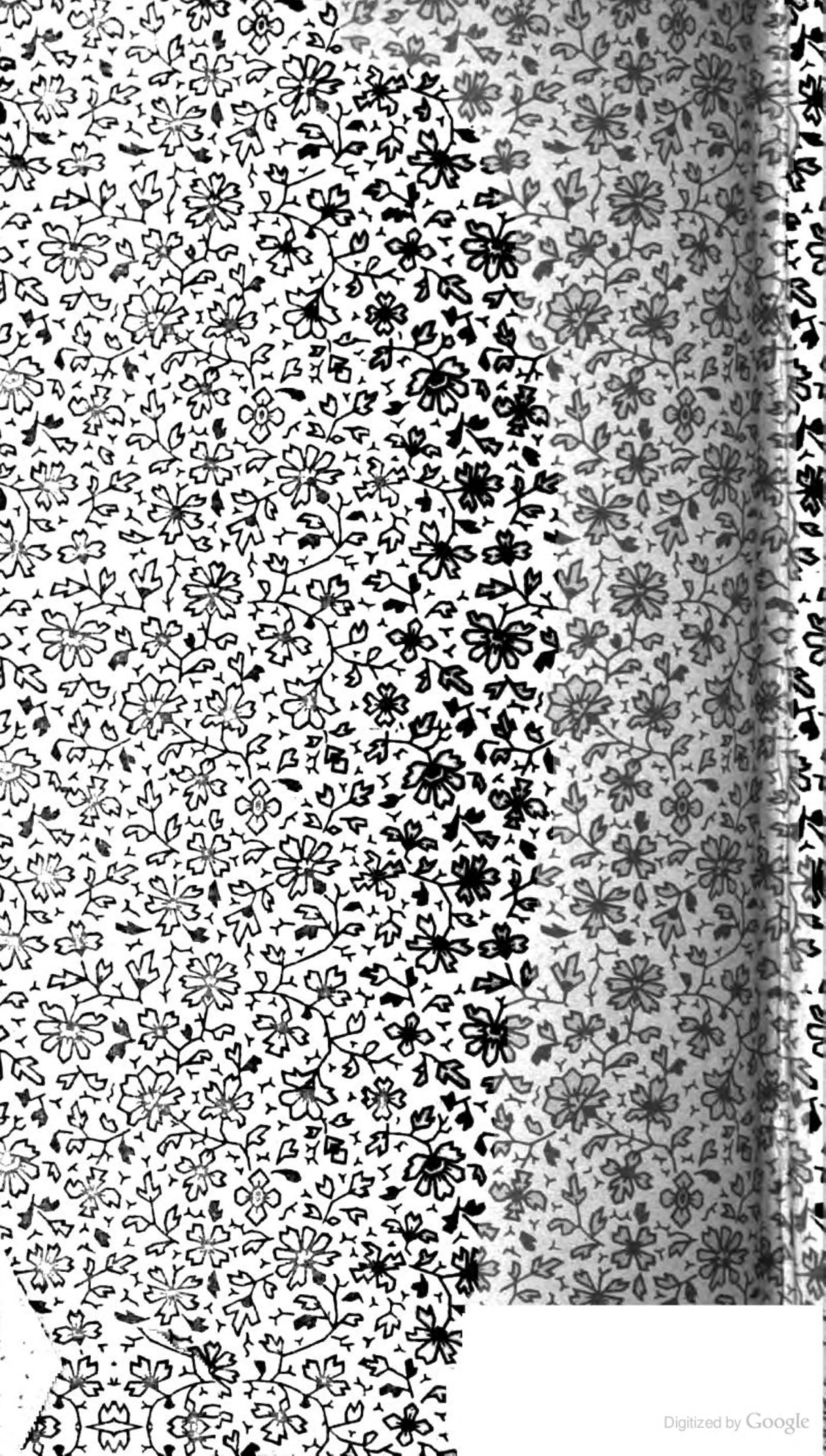
Die Anekdote von der Nachstellungen nach dem Leben des Churfürsten unter der Regierung seines Vaters, hat Herr D. Oelrichs in der Nachricht von dem Leben und den Schriften des D. Gustav Casimir Gabriel von der Mühlen, (Greifswald 1769. 4.) zuerst bekannt gemacht.

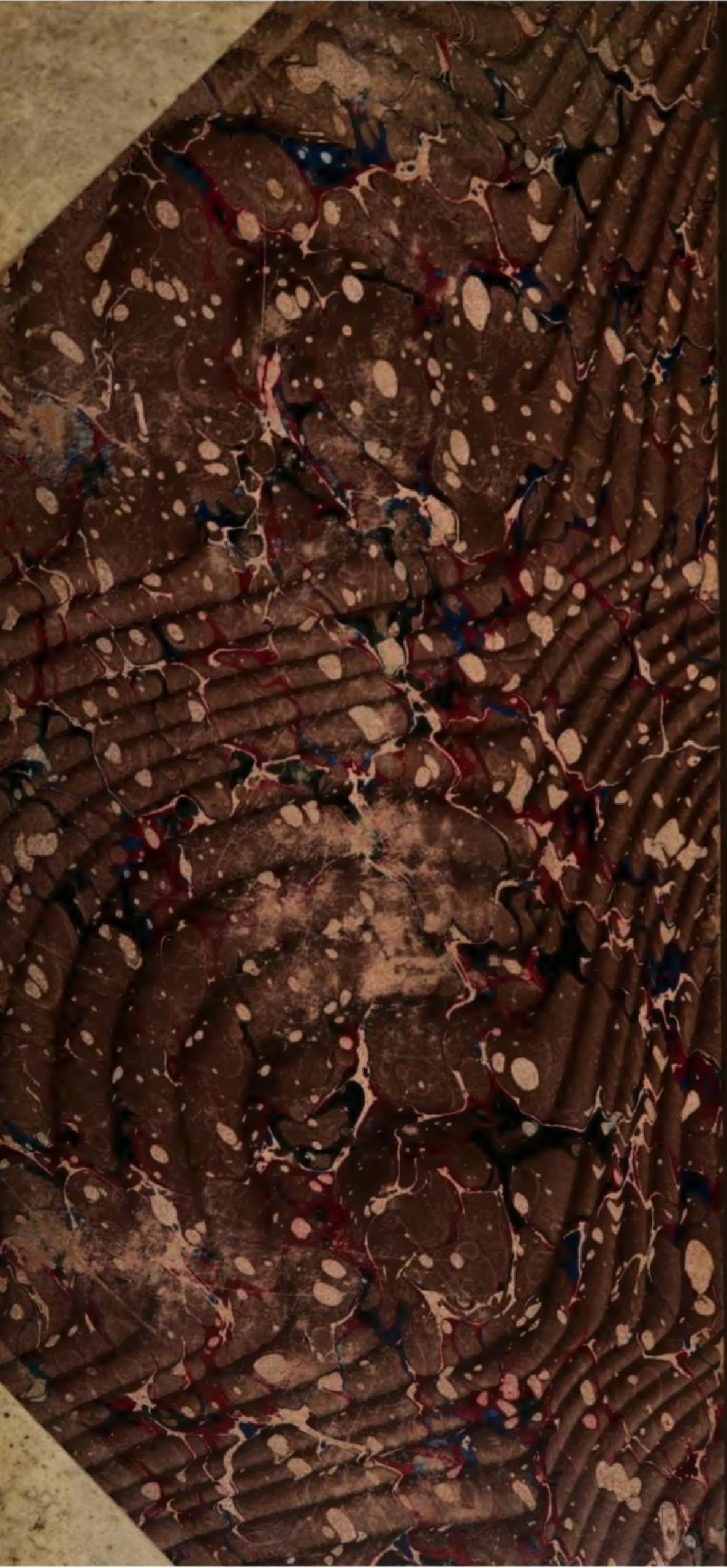
Die Nachricht von Friedrich Wilhelms Liebe zur Chinesischen Litteratur, ist aus der Zuschrift von Theoph. Sigfr. Bayeri Lib. singulari de Eclipsi Sinica. (Königsberg 1718. 4.) genommen.

Manche einzelne Umstände habe ich noch aus andern Schriftstellern gezogen, die nicht genannt zu werden brauchen.

Ende des dritten Theils.

Digitized by Google


Digitized by Google


Digitized by Google